

**DEUTSCH IN  
AMERIKA: BEITRÄGE  
ZUR GESCHICHTE  
DER DEUTSCH-  
AMERIKANISCHEN...**

---



Harvard College Library



FROM THE

BRIGHT LEGACY.

One half the income from this Legacy, which was received in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Massachusetts, is to be expended for books for the College Library. The other half of the income is devoted to scholarships in Harvard University for the benefit of descendants of

HENRY BRIGHT, JR.,

who died at Watertown, Massachusetts, in 1686. In the absence of such descendants, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.



*Bücher*

465 \$1.50  
2

# Deutsch in Amerika.

---

Beiträge zur Geschichte der

## Deutsch-amerikanischen Literatur

von

Dr. G. A. Zimmermann,

Superintendent der deutschen Abtheilung der öffentlichen Schulen von Chicago.

---

Biographien der deutsch-amerikanischen Dichter nebst Auswahl ihrer Dichtungen,  
mit 10 Portraits.

---

Herausgegeben vom „Germania Männerchor“ in Chicago.

---

Chicago.  
A. Hermann & Eyller.  
1892.





# Deutsch in Amerika.

Beiträge zur Geschichte der

## Deutsch-amerikanischen Literatur

von

Dr. G. A. Zimmermann,

Superintendent der deutschen Abtheilung der öffentlichen Schulen von Chicago.

I. Episch-lyrische Poesie.

Herausgegeben vom „Germania Männerchor“ in Chicago.

Chicago.

Aermann & Eyller,

1892.

~~46543.172~~

~~46522.3~~

AL 5315.2  
✓



*Bright fund*

BOUND MAY 2 1910

Entered according to act of Congress, in the year 1892, by the  
GERMANIA MAENNERCHOR,  
in the office of the Librarian of Congress at Washington.

Schnellpressendruck von Map Stearn & Co., Chicago.

## Vorwort.

Als wir vor einem Jahre den Plan faßten, eine deutsch-amerikanische Bibliothek zu gründen, welche Alles enthalten sollte, was von Deutsch-Amerikanern geschrieben und hierzulande in Buch- oder Broschürenform gedruckt worden ist, da fand diese Idee allerwärts, wo Deutsch-Amerikaner ein ziel- und selbstbewußtes Geistesleben führen, herzlichen Anklang, und die begeisterten Zurufe von vielen Seiten ließen uns erkennen, daß wir einen guten Wurf gethan hatten. Wir gingen denn auch unverzüglich an's Werk, und schon zählt unsere Bibliothek mehrere hundert Bände, darunter Werke seltenster Art, vom ersten deutschen Bibeldruck durch Chr. Saunr an bis herauf in die neueste Zeit. Damit haben wir das Fundament zu einem Werke gelegt, das im Laufe der Jahre nicht nur Alles, was in älterer Zeit erschienen ist, enthalten wird, sondern fortwährend durch die Neuerscheinungen im deutsch-amerikanischen Büchermarkte ergänzt werden kann.

Um nun das Deutsch-Amerikanerthum an dem Schatze, den es uns überwiesen hat, theilnehmen zu lassen, ihm gleichsam unsern Dank in gangbarer Münze zurückzuzahlen, haben wir das von unserem Mitgliede Dr. G. A. S i m m e r m a n n seit Jahren gesammelte Material zu einer Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur erworben und dessen Herausgabe unternommen. Diese Literatur-Geschichte wird die ersten zwei Bände des unter dem Titel „Deutsch in Amerika“ erscheinenden Gesamtwerkes umfassen; findet sie beim Publikum günstige Aufnahme, dann soll ein dritter Band die Leistungen der Deutsch-Amerikaner auf dem Gebiete der Tonkunst, und ein vierter jene auf dem der Malerei, Bildhauerei und Baukunst uns veranschaulichen. Indem wir hiermit den ersten Band der Öffentlichkeit übergeben, hoffen wir, damit dem gesammten Deutsch-Amerikanerthum eine eben solche Freude zu bereiten, wie wir sie bei der Sichtung und Zusammenstellung des Materials empfunden haben. Nicht Wenige werden gleich uns staunen über die stattliche Anzahl dichterisch veranlagter und vielfach hochbegabter Männer und Frauen, welche den deutsch-amerikanischen Parnassus bestiegen haben. Freilich findet sich in diesem Schatzkästlein deutsch-amerikanischer Poesie auch manches Unschöne und Minderwerthige, denn es war uns nicht darum zu thun, nur die bedeutendsten Dichter und von diesen das Beste auszuwählen, sondern von Jedem Etwas zu bringen, und sei es auch nur die Erwähnung des Namens nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Dichters.

Was uns Deutsch-Amerikaner in Augenblicken süßer oder schmerzlicher Erinnerung an die Heimath seelisch bewegt; was wir empfinden, wenn wir an das elterliche Haus, an den deutschen Wald, den deutschen Frühling, an alles Das denken, was uns im alten Vaterlande lieb

und werth geworden war: das haben unsere Dichter, deren Empfinden ein innigeres ist, als das unsrige, zumeist in schöner Form uns geoffenbaret, manche davon in geradezu vollendeter Weise. Doch auch an dem Ringen und Streben der neuen Welt haben die Deutsch-Amerikaner von jeher regen Antheil genommen, und unsere Dichter beweisen durch ihre Weck- und Mahnrufe, ihre lyrischen und epischen Gesänge, wie sehr ihre Seele vom Werdeprozeß des amerikanischen Volkes beeinflusst und ergriffen worden ist. Dieser Band Gedichte ist ein poetisches Geschichtsbild des Deutsch-Amerikanerthums, und er sollte an keinem Herde fehlen, an dem die trauten Laute der deutschen Muttersprache ertönen, an dem deutsches Wesen und deutscher Geist sich heimisch fühlen. Aber auch im alten Vaterlande wird man mit Staunen und Bewunderung auf die Fülle und Güte dieser poetischen Ergüsse der versprengten Kinder blicken; man wird darüber nachdenken und sich fragen, wie es denn eigentlich gekommen sei, daß so viel Talent und Können, so viel Liebe und ideales Streben dem Vaterlande verloren gehen konnten. Und die Antwort darauf? Auch sie findet sich mehr als einmal auf den nachfolgenden Blättern verzeichnet.

Das Wort des Dichters ist die Offenbarung der Volksseele:

„Und daß es nicht verhallt,  
 Und daß es nicht verweht,  
 Und daß es wohl berechtigt  
 Bei seinem Sprößling steht,  
 Deß haben wir zu achten!  
 Und darum sprecht und singt:  
 Zweihundert Jahre sind es,  
 Seit Deutsch im Land erklingt!“

Chicago, im April 1892.

Für den Germania Männerchor:

Harry Rubens, Präsident.

Das Bibliothek-Comite:

Joseph Brucker.      Washington Hessing.

Frederick H. Hild.      Dr. Karl Pietsch.

Dr. G. A. Zimmermann.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite	Seite	
<b>Uebersicht der deutsch-amerikanischen Literatur</b> .....	XIII		
<b>I. Religiöse Periode. (1673—1825.)</b>			
franz Daniel Pastorius.....	5	Karl Berling.....	25
Conrad Weiffel.....	4	An der Heimath nach dreißig Jahren.....	25
Johann Kelpius.....	5	Frühlingsfreuden.....	25
<b>II. Politische Periode. (1825—1850.)</b>			
<b>A. Die Vor-Achtundvierziger.</b>			
franz Kieber.....	8	Carl Friedrich Eberhard Nachhaus.....	26
Der Niagara.....	8	Carl de Haas.....	26
Liebesfrage.....	11	Niabra und Nemarentah.....	26
Erguß, in Erwartung mein Vaterland wiederzu- sehen.....	11	Das Cobensdöhl.....	27
Eifersucht.....	12	Bilder aus dem Urwaldsleben.....	27
Am Charfreitage.....	12	Friedrich Paue.....	28
Gedächtniß Hoffnung.....	12	Moriz Wiener.....	28
An Marie.....	12	Mutterliebe.....	29
Der Sturm.....	13	Friedrich Kibelina.....	29
Friedrich Münch.....	13	Max Silienthal.....	29
Muth in trüber Zeit.....	13	Die Zeit am Weibthule.....	30
Auswanderungslied.....	13	Heinrich von Martels.....	30
Weinlied.....	15	Geopold Alberti.....	31
Fast allein noch da.....	15	Kindergruppe.....	31
Eudwig Storf.....	15	Abyß.....	31
Begrüßung Amerikas.....	16	Einig, einig, denselbes Volk.....	31
Meine Mutter.....	16	Karl Mullenbach.....	32
Wacht auf dem Meere.....	16	An mein Vaterland.....	32
Jakob Smith.....	17	Am Grabe Heisberaer's.....	32
Johann Andreas Waacener.....	17	Winters Aeußen.....	33
Widmungslied.....	17	Carl Weitershausen.....	34
Am Schluß des Krieges.....	17	Der Weiber.....	34
Klemens Hammer.....	18	An die Deutschen diesseits des Meeres.....	35
Hartenklänge.....	18	Heil Washington.....	35
Robert Clemen.....	19	Heinrich A. Wielfeld.....	36
Der Glühwürm.....	19	Oß Seilers Lied.....	36
Das schöne Kieselchen.....	19	Sylvesterlied.....	36
Karl von Schmidt-Bürgerler.....	21	<b>B. Die Achtundvierziger.</b>	
Bealüft.....	21	Caspar Wun.....	38
Der blinde Bettler.....	21	Am Niagara.....	38
Paul Schmidt.....	22	Der zweite December.....	39
Vergämeinnicht.....	22	An Abraham Eincoln.....	40
See-Gedichte.....	22	Die große Heerschau.....	40
Eudwig August Wollenweber.....	24	Gruß der Deutschen in Amerika.....	41
Ich bin e Pennsylvödnier.....	24	Die Anbetung der Hirten.....	41
Am Sommer.....	24	Der Großpapa und sein Enkel.....	41
		Carl Heinrich Schnauffer.....	42
		Das deutsche Volkslied.....	42
		Deutscher Sana.....	42
		Turner-Marsch.....	43
		Zum Heimathland sieh mein Verlangen.....	43
		Der Arbeiter-Melias.....	43
		Karl Heingen.....	44
		Fechter Wunsch.....	44
		Epigramme.....	45

	Seite		Seite
<u>August Becker</u> .....	45	<u>Edmund Märklin</u> .....	70
In die Schwarzwald.....	45	Der teutsche Cavallerist.....	70
Grünlied.....	46	Am traulichen Herde.....	71
<u>Wilhelm Rothacker</u> .....	47	Beim Scheiden.....	71
Die Meuldeneide.....	47	<u>Julius Dresel</u> .....	71
<u>Viklas Müller</u> .....	47	Zuswanderers Schicksal.....	72
Klage des Freiheitskämpfers.....	48	Der Rhein.....	72
Boboten Spanienlied.....	48	<u>Carl Adolf Julius Pöhl</u> .....	72
Mein Serail.....	48	<u>Albert Wolff</u> .....	72
<u>Gustav Wilhelm Eisenlohr</u> .....	49	Als das Land rief.....	73
<u>Friedrich Bassaref</u> .....	49	Bis zum Hebraus.....	73
Stachelbeeren.....	49	Mai.....	73
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.....	49	Reisebilder.....	74
Umwülste Caac.....	50	In der Heimath.....	74
<u>Mathilde Franziska Anneke</u> .....	50	Sprüche.....	74
Wer eine Härte sich erfor.....	51	<u>Johann Straubenmüller</u> .....	75
Maitrauf.....	51	Geschmack.....	75
<u>Edward Dorisch</u> .....	51	Bitte.....	75
Als Student in München.....	52	<u>Theodor Bielscher</u> .....	75
Californien.....	52	Kieder und Blumen.....	75
Was ist die Liebe.....	53	Eiche und Rose.....	76
Zwei Lieben.....	53	<u>Viktor Kalisch</u> .....	76
Die Steinart.....	54	<u>Emil Querner</u> .....	77
Traum des Rheins.....	55	<u>Adalbert Höpfe</u> .....	77
Wunsch.....	56	Californien.....	77
<u>Albert Sigel</u> .....	56	<u>Heinrich vom See</u> .....	77
Der Hafen von New York.....	56	Ein Abend.....	78
<u>Hans Hermann Behr</u> .....	57	Minnebaba.....	78
Zus milcher Welt.....	57	<u>August Steinlein</u> .....	79
Im deutschen und im fremden Wald.....	57	In ein amerikanisches Mädchen.....	79
Weim sinden eines Weidchens in Australien.....	58	Nau' auf dich selbst.....	80
<u>Friedrich Kogow</u> .....	58	Andacht.....	80
Apfelmee.....	58	Lebenszweck.....	80
In der Wiege.....	58	<u>Kudolf Puchner</u> .....	81
Deutscher Glaube.....	59	Ich habe manches Lied gesungen.....	81
Er kommt.....	59	Pocahontas.....	81
Was ist ein Wort.....	59	Des Knaben Wanderschaft.....	81
Ein Wolfenbild.....	60	<u>Heinrich Berger</u> .....	82
Abraham Lincoln.....	61	Das Vaterhaus.....	82
<u>Otto Kretzinger</u> .....	61	Geo. A. Custer und seine Schar.....	83
Weihnachten.....	61	<u>Joseph Sentmayer</u> .....	83
Spätes Heimweh.....	62	Philisters Spaziergang.....	83
Stimmen der Liebe.....	62		
Epigramme.....	63		
<u>Friedrich Otto Dresel</u> .....	63		
Das Reichspanier.....	63		
Mahruf des 2. Juni 1874.....	64		
Fabrikarbeiter.....	64		
<u>Konrad Krey</u> .....	64		
In mein Vaterland.....	64		
Der Flüchtling.....	65		
Der Landstreicher.....	65		
Ulrich von Hutten.....	66		
Entsagung und Trost.....	66		
Die Brautfahrt.....	66		
Das alte Eßigsäß.....	67		
Die deutsche Muse in Amerika.....	67		
<u>Emil Diehsch</u> .....	68		
In mein Vaterland.....	68		
Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's.....	69		
Nur keine Vier-Vergabung.....	69		
		<u>III. Die Gegenwart. (1850—1892.)</u>	
		<u>Heinrich A. Rattermann</u> .....	87
		Soldatenbraut.....	87
		Drei Cioletts.....	88
		Glosse.....	88
		In den Lens.....	88
		Epigramme.....	89
		<u>Kara Giörg (Dr. Gustav Brühl)</u> .....	89
		Vinum, linum, textrinum.....	89
		Ponce de Leon.....	90
		Cupac Amarn.....	91
		Auf dem Corcovado.....	92
		Wie hat mein Herz an dir gehalten.....	93
		Graf Peter Szapary.....	93
		Am See von Antitlan.....	94
		In den Anden.....	95
		<u>Heinrich Vinder</u> .....	96
		Zur Humboldtfeier.....	97



Seite	Seite		
Den Veteranen .....	97	Hertha .....	125
Wilhelm Tell .....	97	Alexander von Humboldt .....	127
Wen's Anacht .....	98	Jacob Heing .....	128
Johann W. Dieh .....	98	H. S. Grant .....	128
Frühlingsang' an die Achtundvierziger .....	98	Was wir wollen .....	128
Der Mutter Bild .....	99	Hugo Andrieffen .....	129
Gemüth .....	99	Mythologische Studie .....	129
An der Heimath .....	99	Finis Poloniae .....	129
Küß Weib und Kind .....	100	Am Obhgarten .....	130
Julius Koeb .....	101	Ein Triolett .....	130
Die verlorene Blume .....	101	Anton Chormählen .....	130
Das Geschmeide der Seele .....	101	Frühlings-Anfang .....	131
Verlobung .....	101	Am Grabe meines Kindes .....	131
Otto Welden .....	102	Emil Sutro-Schwäding .....	132
Gottfried Worch .....	102	Mein Heim .....	132
Gleiche Herzen .....	102	Serenade .....	132
Das Geste muß zu Geist verrinnen .....	102	Auf Wiederleben .....	132
Georg Heß .....	102	Sicht und Schatten .....	132
Kathenweisheit .....	103	Damals und Jetzt .....	133
Entlagen .....	103	Ernst Reinhold Solger .....	133
Am Krankenlager .....	103	Schiller .....	133
Gefesse .....	103	Udo Brachvogel .....	134
Dunkle Gewalten .....	103	Indianerfemmer .....	134
Philipp Haimbach .....	104	Capna .....	135
Der Blinde und sein Kind .....	104	Römische Nacht .....	136
Auf dem Meere .....	104	Ein letztes Kyffhäuser-Lied .....	137
Friedrich Grill .....	105	Viktor Precht .....	137
Amerika .....	106	Herzens-Drang .....	138
Auf Helaub .....	106	Lied einer Spanierin .....	138
Das Märzsglein .....	106	Kleine Lieder .....	138
Osamaid Seidenhüder .....	107	Reiters Abschied .....	139
Der Student .....	107	Aus der „Südlischen Elegie“ .....	139
Die Weihe .....	107	Friedrich Carl Castellhun .....	140
Ferdinand Moras .....	110	An meine Kinder .....	140
Wald, Meer und Sternenbeer .....	110	Preis der Pflüchblüthe .....	141
Des Kindes Anac .....	111	Emer Kraufen .....	141
Am offenen Fenster .....	111	An Mirja Schaffy .....	141
Der Kranz im Baare .....	111	An der Sierra .....	142
Theodor Kirchhoff .....	112	Zur 200jährigen Jubelfeier der deutschen Ein- wanderung .....	142
Das Stille Meer .....	113	Zum 200jährigen Kutherjubiläum .....	143
Spaziergang am Columbia .....	114	Julius Bruck .....	144
Am Hotelgna auf der Pacificbahn .....	113	Der Mensch und seine Getränke .....	144
Der Goldmantel des Mount Davidson .....	115	Gefest .....	144
Die Gräber am Donnersee .....	115	Das Lied vom tollen Hund .....	144
Die Helbin von Hafum .....	116	Sila .....	145
California .....	118	Die Heimthat der Wittne (Aus „Abasser“) .....	146
M. M. .....	118	Friedrich Albert Schmitt .....	147
Meinem verstorbenen Vater .....	118	Abend auf der See .....	147
Nach der Heimath .....	119	Die deutsche Sprache in Amerika .....	147
Verstodesaden .....	119	Hymnus an die Sonne .....	147
Rückkehr aus Deutschland .....	120	Wie hat mein Haupt an deiner Brust geruht .....	148
Ernst Anton Händt .....	121	Sterne und Streifen .....	148
Das deutsche Lied .....	121	Ave Maria .....	149
Waldsglein .....	121	Mar Eberhardt .....	149
Geisterang' .....	122	Vor der Heimfahrt .....	150
Sonnenstein .....	122	Caspar Buh .....	150
Geb', James, lösch' diese Kampen aus .....	122	Verstchieden .....	151
Deutschland erwacht .....	123	Für immer .....	151
Siegesstrahlina .....	123	Otto Körtina .....	151
Die Nacht .....	123	Abendempfindung .....	151
Freiheit .....	124	Israelöste Frage .....	152
Heimkehr von der Arbeit .....	125		

	Seite		Seite
<u>Spielmann's Kieben</u> .....	152	<u>Rudolf Thomann</u> .....	170
<u>Ein Gruß an den deutschen Wald</u> .....	152	<u>Gutebel</u> .....	171
<u>Rudolf Edmann</u> .....	153	<u>Adolf Wallich</u> .....	171
<u>An den Frühling</u> .....	153	<u>Vergänglich</u> .....	172
<u>Zwei Wälder</u> .....	153	<u>Leopold Schenk</u> .....	172
<u>Theodor Häring</u> .....	154	<u>Heimkehr</u> .....	172
<u>Was ist das Lied</u> .....	154	<u>Im Vierten Juli</u> .....	173
<u>Der Normannen-König</u> .....	154	<u>Weihnacht</u> .....	173
<u>Adolf Pohle</u> .....	155	<u>Vor hundert Jahren</u> .....	174
<u>An mein Herz</u> .....	155	<u>Emil A. Knosfer</u> .....	174
<u>Heinrich Kanag</u> .....	155	<u>Paul Julius Immergrün</u> .....	175
<u>Paul Keibel</u> .....	155	<u>Lezte Grüße</u> .....	175
<u>Hugo Schlag</u> .....	156	<u>Wissen und Glauben</u> .....	175
<u>Wilhelm Rieger</u> .....	156	<u>Spiele, mein Kind</u> .....	176
<u>Franz Siller</u> .....	156	<u>Curt Thiersch</u> .....	176
<u>Die Sauberbarie</u> .....	156	<u>Ans den „Schwarzen Bergen“</u> .....	177
<u>Vor der Kauterbrunner Annaftan</u> .....	157	<u>Früh zur Windmühle</u> .....	178
<u>Der Geist des Niagara</u> .....	157	<u>Eduard G. Keyh</u> .....	178
<u>Zwei Sonnetts</u> .....	158	<u>Die Journalist</u> .....	178
<u>Henry Wadsworth Longfellow</u> .....	158	<u>Menschenleben</u> .....	178
<u>Epiaramme</u> .....	158	<u>Dieterich's Dienstverbung (Ans „König Rotber's Reutefahrt“)</u> .....	179
<u>Otto Soubron</u> .....	159	<u>Das Hohelied des Pessimismus (Ans „Joaquin Miller's Arizonian“)</u> .....	179
<u>Ans tiefstem Herzen</u> .....	159	<u>Bannchen Morrison (Ans dem Schottischen von Wm. Motherwell)</u> .....	179
<u>Trübes Wetter</u> .....	159	<u>Paul Carus</u> .....	180
<u>Rückwärts</u> .....	159	<u>Ans „Leben und Liebe“</u> .....	181
<u>Wie glücklich würd' ich sein</u> .....	159	<u>Ans „Leben und Feiden</u> .....	181
<u>Mutter und Kind</u> .....	160	<u>Ans „Weltschmerz und Liebe“</u> .....	181
<u>Julius Gugler</u> .....	160	<u>Ans „Neues Leben, neue Liebe“</u> .....	181
<u>Die Reichtende</u> .....	161	<u>Die Stebinger</u> .....	182
<u>Vaterlandslos</u> .....	161	<u>Ein Künstlerloos</u> .....	182
<u>Leinprüche</u> .....	162	<u>Wilhelm Keilmann</u> .....	183
<u>Hermann Rosenthal</u> .....	162	<u>Frühlingslieder</u> .....	183
<u>Am Strande</u> .....	163	<u>Romante (Ans der „Columbiade“)</u> .....	184
<u>Das Sonett</u> .....	163	<u>Feitfautate für die Columbiaseier</u> .....	184
<u>Mahnung</u> .....	163	<u>Hermann Determann</u> .....	185
<u>Frühlingsahnung</u> .....	163	<u>Die französischen Krondiamanten</u> .....	185
<u>Auf den Tod eines Freundes</u> .....	163	<u>O, such' die Freiheit nicht</u> .....	186
<u>Friedrich Michel</u> .....	164	<u>Das Kanzlerwort</u> .....	186
<u>Am die Muse</u> .....	164	<u>Emil D. Kargau</u> .....	187
<u>Klage</u> .....	164	<u>Friedrich der Dritte</u> .....	187
<u>Trost</u> .....	164	<u>Christbaums Glück und Ende</u> .....	188
<u>Das deutsche Lied</u> .....	164	<u>Wilhelm Feistorn</u> .....	189
<u>Friedrich Edgar</u> .....	165	<u>Anruft vergeht nicht</u> .....	189
<u>Die Statue der Freiheit im Hafen von New York</u> .....	166	<u>Am Michigan-See</u> .....	189
<u>Columbia</u> .....	165	<u>Anruhe</u> .....	189
<u>Maurice Reinhold von Stern</u> .....	166	<u>Das deutsche Lied</u> .....	190
<u>O Mutter, ded' mich zu</u> .....	166	<u>Georg Juraschek</u> .....	190
<u>Welthyl in Rosen</u> .....	166	<u>Nur eben jeh!</u> .....	190
<u>Hermann Behr</u> .....	166	<u>Hüben und drüben</u> .....	191
<u>In der Fremde</u> .....	166	<u>Karl Reuter Kerger</u> .....	191
<u>O, richtet nicht mit kalten Worten</u> .....	166	<u>Schmetterlinge</u> .....	191
<u>Willibald Windler</u> .....	167	<u>Muß!</u> .....	191
<u>Meine Poesie</u> .....	167	<u>Im Dome</u> .....	192
<u>Mutterleelenallein</u> .....	168	<u>Joseph Alexander Seebaum</u> .....	192
<u>Henrich Ende</u> .....	168	<u>Carl Lorenz</u> .....	192
<u>Des Dichters Heimathland</u> .....	169	<u>Am Ohio</u> .....	192
<u>Im Wald</u> .....	169	<u>Genfer See</u> .....	193
<u>Karl Meinede</u> .....	169	<u>Verdmäht</u> .....	193
<u>Der Sägemüller</u> .....	169		
<u>Friedrich W. Heß</u> .....	170		
<u>Spring Grove</u> .....	170		

	Seite		Seite
Karl Knorr	195	Ob Wilmchen weinen kann	220
Belgi und Sigum	194	Der gefangene Vogel	221
Der Wulfellen	195	Wilhelm Strobel	221
Ein merkwürdiger Robod	196	O schäme dich der Ehräne nicht	221
Anleitung zum Küßen	196	Die Heimath winth	222
Kähe	197	Scipio auf den Trümmern von Carthago	222
Chinesische Sprüche	197	Johannes Rudolph	222
Die drei Studenten	198	Haß du arbeitest, Kind	223
Ein einfames Kindergrab	200	Weihnachten in der Ferne	223
Dahin	200	Emil Schneider (Sartorius)	223
Schnee	201	Beim Eergieren	224
Ein Unglückbier	201	fest steht und treu die Wacht am Rhein	224
Wilhelm Müller	201	Aufmarsch	225
Der alten Heimath	202	August Johann Verens	225
Die deutsche Sprache in Amerika	202	Empor zum Kibt	226
November	203	Der Edelstein	226
König Jerusalem	203	Schwer abhüt	226
Die Erfindung der Vafageige	204	Petro Jaen	227
Der deutsche Farmer	204	Am den Abend	227
Der Indianerfommer	205	Körner's Grab	227
Hermann von Wahlde	205	Abendfeier	228
Das Kind hat keine Mutter mehr	205	Kirchhofstraum	228
Zur Jubelfeier des Deutſchthums in Amerika	205	Johann G. Eberhard	229
Heimkehr eines Ausgewanderten	206	Der Artlieb ſchallt	229
Heinrich B. ſid	207	Den Frauen	230
Das Lied, das meine Mutter ſang	207	Abendhülle	230
Das Deutiſche Gemüth	207	Ein freundliches Wort	230
Amerika's Schöne	208	G. W. Herzberger	230
Wilhelm Alpers	208	Oſterhymne	231
Aus „Die Heldebrandt“	208	Das erſte Gebet	232
Weihnachtsfeier	209	Göttlich C. Beckemeier	232
Carl Theodor Eben	210	G. W. Kieſel	233
Gedenke mein	210	Carl H. Rohe	233
Vergänglichkeit	210	A. B. Stepler	233
Ruhm und Liebe	210	Ferdinand Schreiber	233
Yrabel	210	Die Liebe	234
Georg Herrmann	211	Frühlingsluſt	234
Das Firnament	211	Wilhelm Förber	235
Der Bernf.	212	Die Mutterſprache	235
Mar Hempel	212	Eugen Funken	235
Am der Fremde	212	Ferdinand Hundt	235
Der Schall	212	Gieb mir den Herbit Amerika's	236
Orgeltöne	213	M. J. Joerger	236
Hermann Ruhland	213	Alexander Bergbold	236
Kind und Schneefloken	213	Heinrich Meißner	237
Sommernacht am See	214	Minna Kleeberg	237
Das Deutiſche Lied	214	Dir geheiligt	237
Konrad Nies	214	Der erſte Gang zur Schule	237
Winter-Sonnenwende	215	Ein Lied vom Sturm	238
Deutiſcher Frühling	216	Zweifel	238
Vale Romantica	216	Mein Heimer Sohn	238
Mein	217	O, halte feſt an deinen Idealen	239
Rofenträume	217	Marie Raible	239
Schlummerlied	217	Deutſch-Amerika	239
Dampf	218	Was würde meine Mutter ſagen	240
Raufſchied	218	Judenhaß	240
Es war einmal	218	Hella Kiebing	240
Das Lied des Windes	218	Der Friedhof	240
Am Kampf der Heil	219	Des blinden Mädchens Klage	241
Sonnette	219	Marianne Kühnhold	241
Philipp W. Bidel	220	Pauline Widenmann	241
Am einen Sperling	220	Der Beruf des Weibes	242
		Der Abend am See	242

Seite	Seite		
<u>Janny Gumpert</u> .....	243	<u>Wilhelm Dießner</u> .....	253
<u>Dorothea Böttcher</u> .....	243	<u>God affertig</u> .....	253
<u>Gruß an Amerika</u> .....	243	<u>En Küffel for Goethe</u> .....	253
<u>Sturmlied</u> .....	243	<u>Nikolaus f. Wentzschön</u> .....	254
<u>Zwecksicht</u> .....	244	<u>Min Kind</u> .....	254
<u>Zus deinen Augen</u> .....	244	<u>De Gaen</u> .....	254
<u>Widmung</u> .....	244	<u>Georgasmus</u> .....	255
<u>Die schönsten meiner Lieder</u> .....	244	<u>Mainacht</u> .....	255
<u>Urbang: Dialekt-Dichtung</u> .....	245	<u>Am Dörche</u> .....	255
<u>Heinrich Harbaugh</u> .....	245	<u>Die Heferder</u> .....	255
<u>Das alte Schulhaus an der Krick</u> .....	245	<u>Zus dem „Amerikanisches Stizzebüchelde“</u> .....	255
<u>Buch un Schiedtel</u> .....	247	<u>Johann Martin Hürtle</u> .....	256
<u>Heinrich K. Fischer</u> .....	247	<u>Der Schwab</u> .....	257
<u>Die alte Zeit</u> .....	247	<u>Der „Pieffer vo' Shtetta“</u> .....	257
<u>Der Mai</u> .....	248	<u>Der Efelsbeck</u> .....	257
<u>Ferdinand W. Kafrenz</u> .....	248	<u>Nikolaus Gonner</u> .....	258
<u>De ole Suidermeyer</u> .....	248	<u>Deitsch se mer an Deitsch bleiwe mer</u> .....	258
<u>Gunnacht</u> .....	248	<u>D' Schneeflecken</u> .....	258
<u>Das fein Weder barr Schuld</u> .....	249	<u>Den Herbst</u> .....	259
<u>Sünnschein</u> .....	249	<u>Casimir fu Polen an de Blanne Jang</u> .....	259
<u>Das geht ni</u> .....	249	<u>Johann Baptist Nau</u> .....	260
<u>De Meiser un sin Lebejung</u> .....	249	<u>E Sturm um Meer</u> .....	260
<u>Wit van Bus</u> .....	249	<u>Getriddenhet fum Legeburger an Amerika</u> .....	260
<u>Wifred Arne mann</u> .....	250	<u>Ohlendreiwien</u> .....	261
<u>De wobre Eibrer</u> .....	250	<u>Nikolaus Ed. Weder</u> .....	261
<u>Caum Andenken an Feiz Reuter</u> .....	250	<u>Ime Diller</u> .....	261
<u>Carl Münter</u> .....	251	<u>De blanne Jang</u> .....	262
<u>Gewittersturm in Amerika</u> .....	251	<u>Namenregister</u> .....	263
<u>Der amerikanische Frühling</u> .....	252		

Uebersicht der deutsch-amerikanischen  
Literatur.

**W**enn im Nachfolgenden der Versuch gemacht worden ist, eine, besonders für die neuere und neueste Zeit möglichst vollständige Uebersicht der deutsch-amerikanischen Literatur zu gewinnen und das mit viel Mühe gesammelte Material zu einer Geschichte derselben zusammenzustellen, so bedarf die Bezeichnung „Deutsch-amerikanische Literatur“ von vornherein einer näheren Begrenzung und Erklärung. Es entsteht nämlich die Frage, ob auch alles Das, was jene Deutschen, welche vorübergehend, als Besucher hiezulande weilten, in literarischer Hinsicht geleistet haben, zur deutsch-amerikanischen Literatur zu zählen ist, oder ob nur das als dazu gehörend anzusehen ist, was von wirklichen Deutsch-Amerikanern, d. h. von solchen Deutschen, welche ihren Wohnsitz in unserem Lande genommen und dieses zu ihrem neuen Vaterlande auserkoren haben, geschrieben worden ist. Die erstere Ansicht wird hauptsächlich von Herrn H. A. Rattermann, dem um die Geschichtsschreibung des Deutschthums in unserem Lande hochverdienten Redakteur der leider eingegangenen Zeitschriften „Der deutsche Pionier“ und „Deutsch-amerikanisches Magazin“, vertreten. Er sagt: „Die deutsch-amerikanische Literatur reicht so weit zurück, als es überhaupt Deutsche gegeben hat, die den weltlichen Erdtheil betreten“, und dehnt also auch den Begriff „deutsch-amerikanisch“ auf den ganzen Erdtheil Amerika aus. Damit übereinstimmend, beginnt nach ihm die erste geschichtliche Periode der deutsch-amerikanischen Literatur mit der Entdeckung unseres Erdtheils, und als Schriftdenkmäler dieser Periode führt er die folgenden an:

1520, „Neuzelt“ oder Brief eines deutschen Abenteurers, der mit Ferdinand Cortez nach Mexiko und Yucatan kam, besser bekannt unter dem Namen „Zeitung aus Yucatan“. Dieser in deutscher Sprache abgefaßte Brief eines Ungenannten wurde vor etwa vierzig Jahren in Holland aufgefunden und ist durch Friedrich Müller in Amsterdam sowohl in der Ursprache, als auch in modernisiertem Deutsch und einer französischen Uebersetzung durch den Druck veröffentlicht worden. Daß der Verfasser ein Deutscher war, geht aus dem Schlusssatz des Briefes hervor, wo es heißt: „Und Derjenige, so diesen Brief schreibt, ist in Gesellschaft eines Ritters in India gefahren, namens Ferdinand Cortez.“ — Diese „Zeitung“ enthält eine lebhafte Schilderung der Züge des Cortez, sowie des Landes und der wilden Einwohner von Mexiko.

1532 ist die Jahreszahl, welche das zweite deutsch-amerikanische Schriftendmal trägt, die Fahrten und Abenteuer Nikolaus Federmann's des Jüngeren aus Ulm in Venezuela. Es ist ein hochinteressantes Buch, das freilich erst im Jahre 1536 in Hagenau gedruckt wurde, und schildert die Züge dieses tapferen deutschen Ritters in Südamerika in den Jahren 1529—1532.

1541 schrieb der fünfte und letzte Gouverneur der Deutschen in Venezuela, Junkherr Philipp von Hutten, seine „Zeitung aus India“, welche jedoch erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgefunden und durch Johann Georg Meusel im ersten Bande seines „historisch-literarischen Magazins“ an die Öffentlichkeit gelangte. Diese Schrift ist als eine Fortsetzung des Federmann'schen Buches zu betrachten. Hutten war ein Neffe des bekannten Ulrich von Hutten.

Um das Jahr 1560 verfaßte Ulrich Schmidt, aus Straubing an der Donau, ein Büchlein über seine Fahrt nach dem Rio de la Plata, welches in eingänglicher Weise die Feldzüge des Mendoza in Argentinien schildert. Dasselbe wurde von Sigismund Feierabend zu Frankfurt a. M. wenige Jahre später zum Druck befördert und erlebte in der berühmten De Bry-Sammlung im siebenten Theil der sogenannten „Großen Reisen“ eine zweite, mit Illustrationen versehene, sowie später eine dritte und vierte Auflage.

1557 erschienen im Verlage von Weigand Hau in Frankfurt Hans Stade's Fahrten und Abenteuer in Brasilien. Auch dieses Buch ist im dritten Theile der „Großen Reisen“ De Bry's gedruckt worden, und erlebte gleichfalls mehrere Auflagen.

1669—1670, Die Reisen des Johannes Lederer in die Alleghanygebirge; der Bericht war in lateinischer Sprache geschrieben und eine englische Uebersetzung erschien zu London 1672; eine deutsche fertigte Herr Kattermann an und publizierte sie im „Pionier“.

Allein so interessant diese Schriften auch in historischer, ethnologischer und literarischer Hinsicht sind, so glauben wir doch, daß sie nicht zur deutsch-amerikanischen Literatur gerechnet werden können. Freilich nicht etwa deshalb, weil diese ältesten Schrifterzeugnisse in Deutschland und nicht hier in Amerika im Druck erschienen sind; denn wollte man diesen Einwand erheben, so träte allerdings wie Kattermann richtig sagt, das Mechanische an die Stelle des Geistigen, das Bücher-Drucken an die Stelle des Bücher-Schreibens. Auch nicht deshalb, weil die genannten Schriften, wie man schon gesagt hat, in Stil und Schreibweise keine besondere Eigenart repräsentieren; denn was ihnen an vollendeter Sprachform etwa abgehen mag, wird reichlich durch den Inhalt, die neuen Gedanken, Urtheile und Darstellungen aufgewogen, welche so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, daß zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen nöthig wurden. Sondern wir meinen, sie gehören darum nicht zur deutsch-amerikanischen Literatur, weil der Begriff „deutsch-amerikanisch“ ein durch den allgemeinen Gebrauch bestimmt abgegrenzter ist. Man versteht unter einem Deutsch-Amerikaner einen Deutschen, welcher die Vereinigten Staaten von Amerika als seine zweite Heimath gewählt, also innerhalb ihres Gebietes nicht bloß vorübergehend lebt, und unter deutsch-amerikanischer Literatur demnach die Gesamtheit der literarischen Erzeugnisse in deutscher Sprache von in den Vereinigten Staaten von Amerika sesshaften Deutschen. Der berühmteste deutsche Geschichtsforscher unseres Landes, Dr. Oswald Seidensticker, in Philadelphia, hat darum auch Recht, wenn er seine Uebersicht über die deutsch-amerikanische Bibliographie mit den Erstlingsdrucken aus den Jahren 1728 und 1730 beginnt.\*

Ueberblicken wir nun die Geschichte dieser deutsch-amerikanischen Literatur von der ersten deutschen Einwanderung an bis auf die Gegenwart, so läßt sich dieselbe in drei Abschnitte oder Perioden eintheilen, nämlich die Zeit der religiösen Einwanderung oder die religiöse Periode von 1675 bis 1825; die Zeit der politischen Einwanderung oder die politische Periode, von 1825 bis 1850, und die Zeit der sozial-politischen Einwanderung oder die Gegenwart von 1850 bis 1892.

\* Vgl. „Deutscher Pionier“, Neunter Jahrgang, 1877, Seite 178 u. f.: „Deutsch-amerikanische Bibliographie bis zum Schlusse des letzten Jahrhunderts.“ Dr. O. Seidensticker ist gegenwärtig damit beschäftigt, diese Bibliographie zu vervollständigen und bis zum Jahre 1850 fortzuführen, und dürfte dieselbe im Herbst 1892 erscheinen.

## Erster Abschnitt.

### Die deutsch-amerikanische Literatur während der Zeit der religiösen Einwanderung.

(1675—1825.)

Der vorwiegende Charakter der deutschen Einwanderung während dieser 150 Jahre ist der religiöse. Es waren nicht politische Verhältnisse und Streitigkeiten, welche die ersten Deutschen aus ihrer Heimath vertrieben, sondern allermeist jene, das geistige, religiöse und kirchliche Leben hemmenden, unfruchtbaren dogmatischen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts, jene spitzfindigen scholastischen Streitigkeiten, welche nach dem dreißigjährigen Kriege in maßloser, gehässiger Polemik sich offenbarten und dadurch ein äußerliches Gewohnheitschristenthum hervorriefen. Ein Auflehnen dagegen seitens Solcher, welchen ein innerliches, lebendiges Christenthum zum Bedürfniß geworden, war gerechtfertigt: man suchte sich nach einem freien Lande, welches der Ausübung kirchlicher Ansichten nichts in den Weg legte. Es waren zumest Quäker und Herrenhuter; ferner die schwämerischen Separatisten und Labadisten; Wiedertäufer, Mennoniten und Schwencfelder, welche hier zuerst eine friedliche Anheime suchten. Ihnen folgten bald Glieder der orthodoxen protestantischen Kirchen, Reformierte und Lutheraner, die sich rasch mehrten und zahlreiche Gemeinden in fast allen englischen Provinzen von Maine bis Georgia gründeten, ob schon namentlich auch seitens der Sekten-Anhänger der Staat Pennsylvanien die meisten deutschen Ansiedler anzog. An der Spitze dieser Einwanderung standen Geistliche. Ihnen fiel darum im neuen Lande auch die Aufgabe zu, deutsche Sprache und Literatur zu pflegen und unter den Ansiedlern zu erhalten. Namentlich die wissenschaftlich gebildeten, reformierten und lutherischen Geistlichen, — wir nennen blos Michael Schlatter, das Haupt der ersteren, und Heinrich Melchior Mühlberg, den Patriarchen der lutherischen Kirche, — unterhielten regen Verkehr mit Deutschland in literarischer Beziehung und wurden die eigentlichen Träger deutscher Literatur in unserem Lande. Ihre schriftlichen Erzeugnisse, welche in Deutschland gedruckt und in den sog. „Urspeserger Nachrichten“, den „Halle'schen Nachrichten“, den „Helmstädtischen Berichten“ und der „Bünding'schen Sammlung“ (Berichte der Herrenhuter Johannes Heßwelder, David Zeisberger, Georg Heinrich Eschel u. a.) enthalten sind, bieten neben den Erzählungen ihrer Erlebnisse als Missionare eine Fülle von geographischen und naturhistorischen Mittheilungen über die Ursöcker Amerika's und bilden neben den Schriften und Berichten der französischen und deutschen Jesuiten und Franziskaner, eines Samuel Frig, Eusebius Franz Kühn, Anton Sepp, Martin Dobbrighöfer, in dem in 36 Foliobänden erhaltenen „Weltbott“, die Urquelle der Geschichte des ganzen Westens der Vereinigten Staaten.

Allein je länger die Ansiedler, meist Handwerker und Ackerbauer, hier lebten, desto weniger konnten sie der Anglikanisierung entgehen. Die offizielle Landesprache war englisch und damit



der Gebrauch derselben geboten. Alles erhielt nach und nach auch in den deutschen Ansiedlungen englische Namen, und die Nachkommenschaft erlernte außer in dem überwiegend von Deutschen besiedelten Pennsylvanien nur noch nothdürftig die Muttersprache. Dazu kam der traurige Zustand der Literatur in Deutschland selbst, wo das ganze Leben von der unseligen Ausländerei durchdrungen, das poetische Leben des Volkes erstorben und die Literatur ausschließliches Eigenthum der Gelehrten geworden war, welche sich in ihren Produktionen nur auf's Nachahmen verlegten. Naturgemäß konnte so das literarische Leben unter den hiesigen Deutschen vom Mutterlande keine Nahrung erhalten und beschränkte sich infolge dessen auf das Gebiet, welches den Ansiedlern am nächsten lag, auf das religiöse. Die verschiedenen kirchlichen Richtungen, welche unter ihnen vertreten waren, legten ihr Hauptgewicht auf ihre Bekenntnißschriften und Andachtsbücher, und verschafften sich dieselben durch Importationen von Deutschland oder durch Nachdruck; Originalarbeiten wurden nur sehr wenige geleistet. Dieser Zustand dauerte während des ganzen Zeitraums, also auch in der letzten Hälfte des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, da in Deutschland die Literatur aufblühte und Männer wie Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Schiller und Göthe die höchste Höhe erreichten. Die Brücke geistiger und literarischer Wechselwirkung war eben abgebrochen, und es gewann namentlich nach dem Unabhängigkeitskriege den Anschein, als sollte deutsche Sprache und Literatur in unserem Lande untergehen. Bloß in Pennsylvanien, von dem viele Amerikaner vor 1776 schon befürchtet hatten, es würde zu einem deutschen Staate heranwachsen, erhielt sie sich ziemlich kräftig am Leben, und Kinder und Enkel der vor einem Menschenalter eingewanderten Deutschen gründeten zur Erhaltung ihrer Sprache in Philadelphia im Jahre 1789 die „Moseheimische Gesellschaft“, welche mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 1823 bestand, und deren Verhandlungen in drei statlichen Bänden sich heute noch im Archiv der deutschen Gesellschaft zu Philadelphia befinden. Auch trugen in dem Staate einige deutsche Zeitungen, vor Allem der noch heute erscheinende, bereits im sechsundneunzigsten Jahrgange stehende „Reading Adler“ zur Erhaltung deutscher Sprache bei.

Blicken wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf die einzelnen literarischen Produkte, so bestehen dieselben, wie schon angedeutet, hauptsächlich in religiösen Schriften, denen sich einige geschichtliche anreihen. Der Pionier deutsch-amerikanischer Literatur auf diesen beiden Gebieten war der gelehrte, umsichtige Leiter der ersten deutschen Ansiedlung unseres Landes, der Gründer von Germantown (jetzt ein Theil der Stadt Philadelphia), Franz Daniel Pastorius. Trotz seiner umfassenden Thätigkeit als Richter, Bürgermeister und Lehrer, entwickelte er ein geradezu staunenswerthes literarisches Wirken, und hinterließ handschriftlich nicht weniger als 45 Werke, von denen zwar die große Mehrzahl verloren ging, deren Titel wir aber noch in seiner eigenen Handschrift aufgezeichnet haben. Seine poetischen Leistungen beschränken sich auf gnomische und epigrammatische Versuche, welche eine gesunde Lebensanschauung verrathen, überwiegend didaktischen Inhalts, Sprüche der Weisheit und Erfahrung mit pietistischer Färbung, treuherzige Mahnungen und dergleichen. Er feiert die Blumen seines Gartens, die Ereignisse des Landbaues und der Bienenzucht. Ueberall tritt eine gewisse Vorliebe für's Allegorische, für Witz und Wortspiele, Alliterationen und Künsteleien hervor. Pastorius blieb sich sein ganzes Leben hindurch klar darüber, daß er deutschen Ursprungs war, wie eben seine Gedichte beweisen, welche zwar einen lateinischen Titel führen (zu deutsch „Gartenvergnügen“), sich aber ganz an deutsche Vorbilder anschließen. Vor Allem aber blieb er sich über seine unsterbliche That klar, deren weltgeschichtliche Wichtigkeit voransiehender in der Vorrede zu dem „Grund- und

Eagerbuch von Germantown" folgende denkwürdige und ergreifende (lateinische) Worte schrieb, die in der Uebersetzung also lauten: „Heil! Nachkommenschaft, Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zurörderst aus dem Inhalte der folgenden Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben (o ihr heimischen Herde!), um in diesem waldbreichen Pennsylvanien, in der öden Einsamkeit minder sorgenvoll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder zuzubringen. Erfahre auch, wie mühselig es war, nach Ueberschiffung des atlantischen Meeres in diesem Nord-Amerika den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechts waren, ahme unser Beispiel nach; wo wir aber von dem so schwierigen Pfade abgewichen sind, was reumüthig anerkannt wird, vergieb uns, und mögen die Gefahren, die Andern bedrohten, dich vorsichtig machen. Lebe wohl, Nachkommenschaft! Lebe wohl, deutsches Brudervolk! für immer lebe wohl!“

Ein Jahr nach Pastorius' Tode kam unter einer Schaar Pfälzer, die sich in Germantown niederließen, auch ein Mann nach Amerika, der deshalb nicht übersehen werden darf, weil er die zweite deutsche Druckerei einrichtete. Es war Johann Conrad Beißel. Er hatte das Bäckerhandwerk erlernt, war dann aber religiöser Schwärmer geworden, und zog sich, da ihm das Leben und Treiben in Germantown als zu weltlich mißfiel, 1721 weiter in's Land hinein zurück. Er folgte dabei dem Beispiele eines anderen frommen Schwärmers, Johann Kelpius, welcher schon 1694 nach Germantown gekommen war, aber sich bald in die Wald-einsamkeit am Wissahicon-Fluß zurückgezogen und dort als Eremit gelebt hatte, dabei seine religiösen Ansichten und Gefühle in einem Tagebuche und in Liedern kundgebend, welche noch als Handschriften erhalten sind. Beißel fand in Lancaster County einige Gefinnungsgenossen, und nach allerhand Erlebnissen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, errichtete er mit seinen Anhängern, die in großer Zahl sich in der Umgegend seiner Behausung angesiedelt hatten, das Kloster Ephrata. Ueber den Bau desselben, das Leben und Treiben der Insassen u. s. w. hat Dr. Oswald Seidensticker, auf Grund der „Chronicon Ephratense“, eine hochinteressante Monographie geschrieben, welche unter dem Titel „Ephrata, eine amerikanische Klostergeschichte“ 1883 in Cincinnati erschienen ist. Wir verweisen auf dieselbe, da wir es bloß mit der literarischen Thätigkeit Beißel's und seiner Genossen zu thun haben. Diese Thätigkeit war eine ziemlich umfassende und erstreckte sich auf Darlegung der religiösen Ansichten und auf Abfassung geistlicher Lieder. Erstere finden sich in den noch erhaltenen Schriften: „Ursprüngliche und Erfahrungsvolle Hohe Zeugnisse, wie man zum Geistlichen Leben gelangen möge“, Ephrata 1743, und verfaßt von Conrad Beißel. „Deliciae Ephratenses oder des Ehrwürdigen Vatters Friedsam Gottrecht (Beißel) Geistliche Reden“, Ephrata 1773, und „Theosophische Lectioenen“, Ephrata 1752, von verschiedenen Verfassern und von geringerer Bedeutung. Die geistlichen Lieder sind enthalten in „Zionitischer Weyrauchshügel“, Germantown 1759, für das Kloster gedruckt von Christoph Saur; ferner in „Gesang der Einsamen und verlassenen Turteltaube“, Ephrata 1747, und in „Paradiesisches Wunderpiel“, Ephrata 1766. Die letzteren beiden Sammlungen wurden im Kloster selbst gedruckt auf der daselbst errichteten, aus Deutschland importierten Presse. Der Werth der Dichtungen ist gering. Beißel schrieb, wie Seidensticker ausführte, „zu viel und zu handwerksmäßig. Der ehemalige Bäcker metete seine Verse, als stünde er am Backtroge, und schob Strophe an Strophe, als gälte es so viele Laib Brot fertig zu machen. Häufig nimmt er im Eingangsverse einen glücklichen Anlauf, um gleich darauf in's unerträglich Platte und Triviale zu verfallen. Seine und seiner Mitarbeiter Lang-

athmige Redefeligkeit wirkt ermüdend und anspannend, wie das ewige Klippflapp einer Mühle. Gewisse Reime drangen sich unablässig auf: die heilige Liebe und die göttlichen Triebe, das keusche Kamm und der Bräutigam und die Flamme, die Hochzeitfreude' und das weiße Kleid, das Zerfließen und das Genießen, u. s. w." Conrad Beissel publizierte außerdem im Jahre 1728 noch drei Schriften: „Das Büchlein vom Sabbath“, „Neun und neunzig mystische Sprüche“, und „Zuchtbüchlein über die Ehe“; doch ist nicht bekannt, wo er sie gedruckt erhielt, da keine derselben bis jetzt aufgefunden wurde.

Die Druckerei des Klosters, welche wahrscheinlich 1790 aufgegeben wurde, lieferte im Ganzen 57 Werke, wovon etwa 14 fremde Aufträge waren. Namentlich die Mennoniten ließen verschiedene Bücher dort drucken, wie 1745 „Göldene Aepfel in silbernen Schalen“ und „Die ernsthafte Christenpflicht“, 1769 das „Christliche Gemüthsgespräch“, und ganz besonders den „Blutigen Schauplatz“, 1748. Dieses letztere Werk ist „seinem Umfange nach ein wahrer Leviathan unter den Büchern seiner Zeit, ein foliant, dessen zwei Theile nicht weniger als 1514 Seiten enthalten. Es ist eine ergiebige Fundgrube für die Leidensgeschichte der Taufgesinnten aller Jahrhunderte. Denn obschon die blutige Verfolgung der Mennoniten den Hauptgegenstand bildet, so verwahrt sich der Verfasser doch ausdrücklich gegen die irrthümliche Annahme, seine Religionsgenossen hätten erst mit den verrufenen Anabaptisten ihren Anfang genommen. Das Original, dessen Verfasser Jans Tieleman Van Braght ist, erschien in holländischer Sprache zum erstenmale 1660 in Dordrecht. Die deutschen Mennoniten in Pennsylvanien wünschten dringend, sich dies berühmte und lehrrreiche Geschichtswerk durch eine deutsche Uebersetzung zugänglich zu machen, und da ihre wohlhabenderen Glaubensgenossen in Holland, an die sie sich deshalb wandten, nichts thun wollten, so übernahmen einige der „Einsamen Brüder“ des Klosters Ephrata, zwar nicht Mennoniten, aber doch in vollster Sympathie mit ihnen und anderen verfolgten Sekteln, das Werk zu übersetzen und zu drucken. Die Arbeit dauerte drei Jahre. Das Buch ist vortrefflich gedruckt; das dazu in Ephrata gefertigte Papier ist stark und von bester Qualität; der Einband in lederüberzogenen Holzdeckeln mit messingenen Ecken und Schließen. Der vorgeheftete Kupferstich, von der Größe eines ganzen Blattes, stellt aufwärts wallende Himmelspilger, also wohl die Märtyrer vor. In der Mitte tauft Johannes den Heiland. Kreuze und Todessymbole deuten das Schicksal an, dem die Treuen entgegengehen. Oben windet sich eine Schaar von Seligen um einen Hügel, auf dessen Spitze ein hammertragendes Kamm steht. An anderen Stellen ist allegorisches Gethier, durchbligtes Gewölk u. dgl. vertheilt. Der Preis des Buches war auf 20 Schilling gesetzt; heute verlangt Herr S. H. Jahn, ein Buchhändler in Lancaster, der aus der Jagd auf Ephrata-Drucke eine Spezialität macht, für ein Exemplar 75 Dollars.

Um Erhaltung und Verbreitung deutscher Litteratur in dieser Periode machten sich verdient eine ganze Reihe von Druckern. Sie wohnten fast ausschließlich in Pennsylvanien; nur ganz am Ende des 18. Jahrhunderts entstand je eine deutsche Verlagsdruckerei in Baltimore und in Hagerstown in Maryland, während im Staate New York, wie es scheint, kein einziges deutsches Buch gedruckt wurde. Als erster Drucker, welcher es unternahm, deutsche Werke zu drucken, ist zu nennen Benjamin Franklin. Im Auftrage des Klosters von Ephrata, wo ja erst 1745 die deutsche Presse errichtet wurde, druckte er im Jahre 1750, allerdings mit lateinischen Lettern, das erste noch vorhandene oder wenigstens bis jetzt aufgefundenen deutsch-amerikanische Buch. Es führt den Titel: „Goettliche Liebes und Lobesgethoene, welche in den hertzen der kinder der Weisheit zusammen ein und von da wieder ausgeflossen. Zum Lob Gottes

und nun von denen schuelern der himmlischen weisheit zur erweckung und aufmunterung in ihrem Creutz und leiden aus hertzlicher liebe mitgetheilet. Dann mit lieb erfuelllet sein bringt Gott den besten Preis Und giebt zum singen uns die allerschoenste weisz. Zu Philadelphia gedruckt bey Benjamin Francklin in der Mareckstrasz 1730.“ Es ist ein Duodecimo-band von 96 Seiten, und das einzige noch vorhandene Exemplar befindet sich im Besitz des Herrn Abraham H. Cassel, eines Landmannes in Harleysville, Montgomery County, Pennsylvanien, eines Nachkommen des weiter unten zu erwähnenden Christoph Saur, dessen Verdienste um deutsch-amerikanische Bücherkunde und die Rettung mancher Unica nicht hoch genug können angeschlagen werden. Herrn Cassel's Bibliothek ist neben den Archiven der historischen Gesellschaft von Pennsylvanien, der Philadelphia Library, der Herrenhuter-Kirche in Bethlehem und der Bibliothek des Herrn Charles Sower, ebenfalls eines Nachkommen von Christoph Saur, die reichste Fundgrube für ältere deutsch-amerikanische Drucke. Ebenfalls im Auftrage der Ephrata Brüder und ihres Hauptes Weiffel druckte Franklin 1732 das zweite deutsche Buch mit dem Titel: „Vorspiel der Neuen-Welt Welches sich in der letzten Abendroethe als ein paradiesischer Lichter-glanz, unter den Kindern Gottes hervor gethan In Liebes, Lobes, Leidens, Kraft und Erfahrungs Liedern abgebildet, die gedruckte, gebneckte und Creutz-tragende Kirche auf Erden. Und wie inzwischen sich Die obere und Triumphirende Kirche als eine Paradiesische vorkost hervorthut und offenbahret. Und daneben, als Ernstliche und zuruffende waechterstimmen an alle annoch zerstreute Kinder Gottes, das sie sich sammeln und bereit machen auf den baldigen; Ja bald herein brechenden Hochzeit-Tag der braut des Lamms.“ Und 1736 druckte er für dieselben Auftraggeber das dritte deutsche Buch mit dem Titel: „Jacobs Kampf- und Ritter-Platz, alwo der nach seinem Ursprung sich sehrende geist der in Sophiam verliebten seele mit Gott um den neuen namen gerungen und den Sieg davongetragen. Entworfen In Unterschiedlichen Glaubens und leides-liedern und erfahrungsvollen austruckungen des gemuths, darinnen sich darstellt, so wohl auff Seiten Gottes seine unermuedete arbeit zur reinigung solcher seelen, die sich seiner fuerung anvertraut. Als auch auff seiten des Menschen der ernst des geistes im aushalten unter dem process der laeuterung und abschmetzung des Menschen der Sunden samt dem daraus entspringenden lobesgetoen. Zur gemuthlichen erweckung derer, die das heil Jerusalems lieb haben. Verleget von einem liebhaber der wahrheit die im verborgenen wohnt.“ Alle drei Bücher enthalten schwärmerische Gefänge, ähnlich denen in den oben erwähnten, zu Ephrata gedruckten Schriften; „eine erzwungene Sentimentalität, ein Schwanken zwischen düsterer Asecese und üppiger Gefühlschwelgerei und vor allen Dingen ein widerliches Schönthun und Liebeständeln mit dem ‚Seelenbräutigam‘ sind deren hervorleuchtende Züge, und in letzterer Beziehung scheint Scheffler (Angelus Silesius) zum Vorbilde gedient zu haben“.

Außer diesen drei Büchern druckte Franklin später noch andere deutsche Andachts- und Erziehungsbücher, Protokolle und einen Katechismus; doch lief ihm darin von 1738 an der nach Germantown eingewanderte C h r i s t o p h S a u r, Vater, und später dessen gleichnamiger Sohn, den Rang ab. Christoph Saur stammte aus Laasphe, einem Städtchen im Wittgensteinischen (jetzt zu Westfalen gehörig) und kam 1724 als Schneider mit seiner Frau und seinem damals dreijährigen Söhlein nach Germantown; auch er begab sich (1726) hinaus an den Mühlbach in Lancaster County, konnte sich aber mit dem Treiben Weiffel's nicht befreundeten und kehrte 1731 nach Germantown zurück, wo er Geschäfte verschiedener Art betrieb. Erst im Jahre 1738 veranlaßte ihn, den Uhrmacher und Optiker, ein religiöses Motiv, eine deutsche Presse zu errichten.

Er selbst schreibt darüber: „Womit finde ich aber Worte, den guten Gott zu loben? Ich bin ihm hoch verpflichtet! Mein Alles seye zu seinem Dienst und Verherrlichung seines Namens! Dieses war in Schwachheit meine Begierde und Verlangen vor das viele Gute, so mir die Zeit meines Hierseyns und meines ganzen Lebens widerfahren. Darum habe ich auch gewünscht, eine deutsche Buchdruckerei im Lande mir anzulegen, die mir N. gekauft und hierher befördert. Nun könnte kein bequemer Vehiculum finden, solches durchs. ganze Land bekannt zu machen, als zuerst einen Calendar zu drucken, woron hierbey nur das Titelblatt sende, nebst noch einem Abdruck einer Uebersetzung aus dem Engelländischen.“ Der Titel des Kalenders, des ersten deutsch-amerikanischen Druckes, ist der folgende: „Der hoch-Deutsch Amerikanische Calendar auf das Jahr nach der gnadenreichen Geburt unseres Herrn und Heylandes Jesu Christi 1759. (Welches ein gemein Jahr von 365 Tagen ist.) In sich haltende: Die Wochentage; den Tag des Monats; Tage, welche bemerkt werden; des Monds Auf- und Untergang; des Monds Zeichen und Grad; voll und neu Licht; Erst und legt Viertel; Aspekten der Planeten sammt der Witterung, der 7 Sterne Aufgang, Südplatz und Untergang; nebst einer dazu gehörigen Vorrede, Erklärung der Zeichen; Ueberlaß-Täfflein, Anzeigung der Finsternisse, Courten, Fären, Hauptstrassen u. s. w. Eingerichtet vor die Sonnenhöhe von Pennsylvanien; jedoch an denen angrenzenden Landen ohne mercklichen Unterschied zu gebrauchen. Zum ersten Mal herausgegeben. Germantown. Gedruckt und zu finden bei Christoph Saur, wie auch zu haben bei Joh. Wister in Philadelphia.“ In Format, Einrichtung und Auswahl des Lesestoffes gleichen die Saur'schen Kalender, welche von 1758 bis 1777 regelmäßig erschienen, den bekannten deutschen Haushaltungs-Kalendern. Mit den angehängten Lesestücken hat man es nicht so sehr auf die Unterhaltung als auf die Belehrung des gemeinen Mannes abgesehen, denn sie verbreiteten sich in verständlichem, hausbackenem Tone über allerlei nützliche Materien, als da sind: Geschichte, Pflanzenkunde, Länder-Beschreibung, Geschäftsformen, Rathschläge für Gesunde und Kranke, Moral, Hansmittel u. s. w.

Das erste Buch, welches Saur druckte, war der bereits oben erwähnte „Sionitische Weyrauchshügel oder Myrthenberg“ für die Ephratenser, welches Buch, wie es in einem Briefe heißt, „ihme viel Molestien machte“, und welches der Anstoß wurde, daß Saur sich ganz von den sonderbaren Heiligen in Ephrata trennte, die dann ihre eigene Druckerei einrichteten. Am 20. August 1759 erschien sodann im Verlage Saur's das Blättchen, welches als Erstling der deutsch-amerikanischen Presse für immer einen denkwürdigen Platz in der Geschichte unseres Landes einnehmen wird. Es hatte vier Seiten mit doppelten Spalten, war 13 Zoll lang und 9 Zoll breit und führte den Titel: „Der hoch-Deutsch Pennsylvanische Geschichtschreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kircken-Reich. Erstes Stück. August 20. 1759.“ Ein Exemplar dieser ersten Zeitung befindet sich in Cassel's Bibliothek. Saur war übrigens, wie O. Seidensticker in einem längeren Artikel ausführte, dem wir unsere Angaben entnehmen, weit davon entfernt, eine Zeitung im gewöhnlichen Sinne des Wortes herausgeben zu wollen. Sein sittlicher Charakter sträubte sich dagegen, zur Verbreitung unzuverlässiger Nachrichten die Hand zu bieten, oder Lesestoff zum bloßen Zeitvertreib zu liefern. Noch ausdrücklicher als in dem Einleitungswort des Blattes, verwahrt er sich dagegen in dem Kalender, der zu gleicher Zeit erschien: „Diejenigen“, sagt er, „welche vielfältig nachgefragt und künftig noch nachfragen möchten, ob nicht bald deutsche Zeitungen zu haben, denen will man hiermit zu wissen thun, daß man gar nicht gefinnt ist, die edle Zeit solcher Gestalt zu verderben, daß man alle Woche etwas zusammen

suchen sollte, welches keinen Nutzen hat, viel weniger Küßen darzu schreiben, wie der gemeine Welt-Kauff ist.“ Sodann erfolgt die wirkliche Ankündigung seines Unternehmens, der Prospect, worin er sich folgendermaßen ausläßt: „Es wird hiemit bekannt gemacht, daß man künftig hin gesinnt ist, eine Sammlung von nützlichen und merkwürdigen Geschichten und Begebenheiten zu drucken, zum Theil aus dem Natur-Reiche, was etwa bey diesen Zeiten von Kriegen und Kriegsgeschrey, so wohl aus Europa als andern Theilen der Welt zu hören, so ferne man gewisse und zuverlässige Nachrichten haben kann: als auch gewisse und beglaubte Nachrichten aus dem Kirchen-Reiche, so viel man vor nützlich erkennt. . . . Man ist zwar nicht willens, absolute sich an eine gewisse Zeit zu binden: jedoch solls vermuthlich des jahrs 4 mahl geschehen: also den 16. Novem-ber, den 16. Februar, den 16. März und den 16. August, und komt hiernon das erste Stück als eine Probe.“

Der Vorschlag, Nachrichten von den wichtigsten Tagesereignissen in deutscher Sprache zu veröffentlichen, fand so viel Beifall, daß der „Hochdeutsche Geschichtschreiber“ sozleich monatlich erscheinen konnte. Der Subscriptionspreis betrug 3 Schillinge für das Jahr, und anfangs hatten die Abnehmer noch das Recht, Anzeigen gratis einrücken zu lassen. Im Jahre 1741 ward die Zeitung vergrößert, 1745 änderte sie ihren Namen und hieß nun „Berichte oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reiche“. Der Grund zu dieser Aenderung wird in der Januar-Nummer von 1746 erklärt.: „Man (Saur gebraucht statt des editorielleu „wir“ gerne „man“) habe gehofft, nur lauter wahrhaftige Geschichten aus dem Natur- und Kirchenreiche zu geben. Man hat es aber nicht dahin bringen können. Darum hat man schon eine Zeit her den Titel *G e s c h i c h t s c h r e i b e r* abgethan und statt dessen *B e r i c h t e* gesetzt, denn hintenuach ist befunden, daß zuweilen eines oder das andere nicht geschehen, sondern nur berichtet oder erdichtet worden.“

Eine Stelle deselben Artikels kennzeichnet den religiösen Standpunkt Saur's und erinnert an die schwärmerischen, chiliastischen Vorstellungen, welche unter den Wittgensteiner Separatisten und verwandten Kreisen im Schwange waren: „Die Geschichte aus dem Naturreich zu beschreiben, hatte den Zweck, um bekant zu machen, wie es die armen Erdenwürmer auf diesem elendsvollen Erdboden treiben, und darans zu sehen und zu hören, wie es mit dieser Welt zu Ende geht und wie nahe etwa das herrliche Reich Christi vor der Thür sein möge.“

Von 1748 an kamen die Berichte zweimal des Monats heraus. Im Jahre 1762 erfuhr der Name der Zeitung eine abermalige Aenderung. Der jüngere Saur nämlich, in dessen Hände das Geschäft nach seines Vaters Tode (1758) übergegangen war, machte sich ein Gewissen daraus, daß trotz aller Vorsicht zuweilen Nachrichten in der Zeitung mitgetheilt wurden, die sich später als unbegründet herausstellten. Er glaubte es daher seinen Lesern schuldig zu sein, sie auf das Vorkommen unvermeidlicher Zeitungsenten von vornherein vorzubereiten und für seine Nachrichten keine unbedingte Glaubwürdigkeit zu beanspruchen. Dies that er, indem er sein Blatt nunmehr mit folgendem Titel versah: „*Germanowner Zeitung oder Sammlung w a h r s c h e i n l i c h e r* Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche, wie auch auf das gemeine Beste angesehene nützliche Unterrichte und Anmerkungen.“

Dabei verblieb es bis 1775. Von diesem Jahre an erschien die Zeitung wöchentlich. Der alte Preis von 3 Schillingen das Jahr blieb unverändert, trotzdem daß der Leser statt der ursprünglichen 12 Blätter nunmehr 52 erhielt, und jedes derselben etwa dreimal so groß war als das ursprüngliche Monatsblatt. Sehr originell und den Herren Zeitungs herausgebern unserer Zeit schwerlich einleuchtend war der Grund, den Saur für die Beibehaltung des alten

Preises angab. Er erklärte nämlich, daß die größeren Kosten durch die größeren Einnahmen aus Anzeigen gedeckt würden, und ein redlicher Mann sich nicht doppelt müsse bezahlen lassen. Wie er es mit den Anzeigen hielt, lehrt eine Benachrichtigung an's Publikum vom 15. April 1755, wo es heißt: „Wer um seines Nutzens willen oder ein privat Advertisement einsendet (nicht allzugroß), der zahlet 5 Schillinge. Wird sein Verlangen zum erstenmal ausgefunden, so giebt man zwei Schillinge zurück, auf das zweitemal ein Schilling zurück.“

Die Uneigennützigkeit des Druckers ward vom Publikum nicht auf's Beste belohnt. Der faumselige Zahler, dieses böte noire aller Landzeitungen bis auf unsere Tage, existierte auch damals schon, und Saur fand öfters Veranlassung, ihm in's Gewissen zu reden. Aber der gute Mann behandelte die Pflichtvergesenen mit einer Milde, die in's Unglaubliche ging und einen Stein rühren könnte. Alles, was er den Dichthäutern, die auf seiner schwarzen Liste standen, auf's Fell gab, war dies: „Wer drei Jahre und darüber schuldet und sonst keine Reputation hat, muß es nicht übel nehmen, wenn er eine kleine Notiz bekommt.“ Als Gotthard Armbruster, Saur's ehemaliger Lehrling, mit seinem Bruder Anton in Philadelphia die „Philadelphia Zeitung von allerlei auswärtigen und einheimischen merkwürdigen Sachen“ etablierte, zeigte Christoph Saur dies in seinem Blatte am 16. Mai 1748 in freundlicher Weise an und bemerkte dazu: „Nur bittet Saur die Unredlichen, die ihm noch niemals bezahlt haben, sie sollen es diesem nicht ebenso machen.“

Die Zahl der Abonnenten war für die damalige Zeit eine sehr beträchtliche. Im Jahre 1751 belief sie sich auf 4000; einige Jahre später bedauert Saur, daß die Menge der zu druckenden Exemplare das rechtzeitige Erscheinen der Zeitung erschwere. Fuhrleute, welche die Vertheilung auf den Landwegen übernommen hatten, „klagten über die große Zahl der abzulegenden Blätter; allein auf die Conestogastraße wurden 350 versandt.“ Obwohl in erster Linie für die Pennsylvanier Deutschen bestimmt, fand die Zeitung auch in andern Colonien, wo sich Deutsche niedergelassen, Eingang: in Virginien, Georgien und Carolina. Die Zeitung bestand, bis die Katastrophe, welche das Saur'sche Geschäft zu Anfang des Revolutionskrieges zertrümmerte, ihr ein Ende machte.

Bald nach Errichtung seiner Druckerei ging Saur daran, eine würdig ausgestattete deutsche Bibel zu verlegen, was für jene Zeit, da die deutsche Bevölkerung kaum 70,000 Seelen zählte und über weite Strecken zerstreut war, auch mit der Noth des Lebens zu kämpfen hatte, ein großes Unternehmen war. Eine englische Bibel erschien erst vierzig Jahre später, und selbst dann hielt der Verleger, Robert Uiten, es für gerathen, sich ganz besondere Garantien zu verschaffen, ehe er das Risiko des Druckes übernahm. Saur's Bibel erschien 1743, und schon nach zwanzig Jahren war eine zweite Ausgabe nöthig, welcher 1776 eine dritte folgte. Das Geschäft Saur's hob sich überhaupt bedeutend, und wenn wir auch keine originalen Werke in seinem Verlag finden, so weist derselbe doch mindestens 140 Artikel auf. Bei Weitem die meisten derselben dienten Zwecken der Andacht und Erbauung; Klassiker wie Lessing, Herder, Schiller und Göthe finden wir natürlich noch nicht darunter, denn sie fanden ja damals selbst in Deutschland noch wenig Eingang bei der großen Masse des Volkes. Neben der Druckerei setzte Saur auch noch andere Industriezweige in Gang, wie die Fabrikation von Papier, Anfertigung der Druckerschwärze, Bereitung von Kienruß und die Typengießerei. Auch theilte sich Saur am politischen Leben und agitierte zu Gunsten einer besseren Behandlung der Auswanderer auf den Emigrantenschiffen.

Nach seinem Tode in 1758 ging das Druckerei-Geschäft in die Hände seines einzigen Sohnes

über, welcher es bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges betrieb. Aus religiösen Motiven, wie sie ja auch den Mennoniten, Schwentfeldern, Herrnhutern und Quäkern eigen waren, befürwortete er den ewigen Frieden und verdamnte daher den Gebrauch der Waffen für irgend welchen Zweck als einen Verstoß gegen die Vorschriften des Christenthums. Er hielt es nicht mit England, fand aber auch keinen Gefallen an dem gewaltsamen Widerstand gegen das alte Regiment; und als gar bittere Noth, Unruhe, schlechte Zeiten hereinbrachen, erkannte er in ihnen eine Strafe des Himmels und hielt im Kalender 1778 in einem Gedichte, überschrieben „Eine Anrede eines nachdenkenden Amerikaners an seine Mitbürger“, auf die Sünden der Zeit und ihre Folgen eine Strafrede, die also anhebt:

„Du sonst so glücklich Land, das unzählbaren Segen  
Von Gott und der Natur empfing,  
Und bei dem allen doch auf alten Kaster-Wegen  
Mit unverschämter Stirne ging!

O Land! Was bist du nun? Ein Schauplay voller  
Klagen,  
Ein recht bedauernswürdig Land!  
Gedrückt von Mord und Raub und tausend andern Plagen,  
Die Niemand hier vorher gekannt;

Verwüstung, Hunger, Noth, zu groß, sie zu beschreiben,  
Begleiten nun des Würgers Schwert.

Der Acker lieget wüß, die Felder unbebaut,  
Der Landmann trägt aus Zwang das Schwert,  
Und stürzt in Krieg und Schlacht, und was das Auge  
schauet,  
Ist Alles bitterer Thränen werth.“

Dann kommt der Dichter auf die Schlechtigkeit der Männer zu sprechen:

„Wie lange habt ihr schon der Gottheit Jorn getragen,  
Und dennoch bessert ihr euch nicht:  
So ruchlos wie zuvor, so jüdisch in dem Handel,

So frech und so gewissenlos,  
Als ehemals, bleibet ihr, im alten Sünden-Wandel,  
Von Buße fern, von Hoffnung bloß.“

Auch die Frauen bekommen ihr Theil:

„Des Hochmuths Schwindelgeist ließ sich in Moden  
sehen,  
Die fremde Länder ausgehert,  
Verlarot und lächerlich sah man die Weiber gehen

Mit Sammt und Seide ganz bedekt.  
Statt stiller Häuslichkeit, fleiß, Sittsamkeit und Tugend,  
sah man sie faul beim theuren Thee,  
Den ganzen Tag nichts thun,“ u. s. w.

Jedenfalls eiferte Saur auch in seiner Zeitung, von der aus jener Zeit leider kein Exemplar mehr vorhanden ist, gegen das Vorgehen der Revolutionspartei; er wurde mit Anderen als Landesverräter verhaftet, mißhandelt und erst auf Verwenden des Generals Mühlenberg wieder in Freiheit gesetzt mit der Erlaubniß, nach einem einsamen Landstädtchen zu gehen; seine Güter aber wurden konfisziert. Er starb am 26. August 1784 im Alter von etwa 64 Jahren.

Von seinen Söhnen widmeten sich mehrere dem Druckerei-Geschäft und verlegten u. a. die Gedichte des Pastors Kunze, während die „Hirtenslieder von Bethlehem“, zumeist Lieder von Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, dem Gründer der Brüdergemeine, aus der Zeit seines Aufenthaltes in den Ver. Staaten (1741—1745), noch vom älteren Saur gedruckt wurden. Außer den beiden Söhnen Christoph Saur's betrieben später in Philadelphia noch Druckereien und Verlagsgeschäfte die Gebrüder Gotthart und Anton Armbruster; dann seit 1760 Heinrich Müller, ferner Melchior Steiner und Carl Eist. Die Revolution freilich, welche Saur's Geschäft zerstörte, lähmte auch sie, und nach dem Friedensschluß dauerte es noch eine ziemliche Zeit, ehe sie sich erholten. In Germantown traten 1784 die Drucker Leibert und Willmeyer auf; 1786 kam Lancaster und 1789 Reading zu den Orten, wo deutsche Bücher verlegt wurden. Sie alle aber verlegten sich auf den Nachdruck und Herausgabe deutscher Zeitungen; Originalarbeiten erschienen, wie gesagt, keine, und nur in den Zeitungen hier und da weltliche Dichtungen, welche aber meist anonym waren.



## Zweiter Abschnitt.

### Die deutsch-amerikanische Literatur während der politischen Einwanderung.

(1825—1850.)

Wenn wir den Charakter des ersten Abschnitts als vorwiegend religiös bezeichneten, so ist damit nicht gesagt, daß ausschließlich religiöse Bewegungen jene Einwanderung hervorriefen; auch politische Verhältnisse veranlaßten, daß viele Deutsche, besonders aus der Pfalz und Württemberg, ein Asyl im freien Lande suchten. Aber erst als in Deutschland nach den Freiheitskriegen die Reaktion mächtig ward, die bekannten Demagogeuerverfolgungen an der Tagesordnung waren, nahm die politische Auswanderung große Dimensionen an; Tausende aus der Pfalz, Nassau, Hessen, überhaupt den Kleinstaaten, zogen hierher und gründeten bis nach Missouri hin Niederlassungen. Diesem ersten Strom folgte in den Jahren 1848 und 1849 noch ein gewaltigerer; die Revolution von achtundvierzig, welche ganz Europa durchzuckte und erschütterte, steigerte die Auswanderung so sehr, daß Hunderttausende von politisch Verfolgten hierher eilten und ganze Staaten bevölkerten. Der Charakter dieser Einwanderung war demnach ein beinahe ausschließlich politischer. Wenn in dieser Beziehung beide Ströme übereinstimmen, so ist dies nicht der Fall in Betreff des Materials, der Menschen selbst. Die Deutschen der ersten Einwanderung waren überwiegend friedliche, tüchtige Arbeiter, Ackerbauer, Handwerker; die Achtundvierziger dagegen gebildete, thatkräftige, politische Freiheit vertretende Gelehrte, Geschäftsleute, Journalisten, welche auch hier ihre Ideen geltend machten und bestimmend in das politische Leben der einzelnen Staaten eingriffen. Halten wir dies fest, so ergiebt sich daraus von selbst der Gang, welchen die deutsche Literatur hier während dieser Zeit nahm: Die Deutschen der ersten politischen Einwanderung begnügten sich mit Produkten Deutschlands, die Achtundvierziger schufen eine deutsch-amerikanische Originalliteratur. Jene verlegten sich auf Importation und Nachdruck deutscher Werke, diese traten selbst productiv auf. Bei beiden zeigt sich ein Fortschritt. Während nämlich die Einwanderer des 18. Jahrhunderts, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen, das religiöse und zwar das in die engen Schranken des Sektenswesens gebundene religiöse Gebiet am meisten literarisch anbaute und bloß noch die Geschichte berücksichtigt wurde, tritt mit dem ersten Strom der politischen Einwanderung ein neues Element hinzu, das sind die deutschen Volksbücher und weiterhin die deutschen Klassiker; und während die Einwanderer der früheren Zeit von der deutschen Literatur den Eindruck eines dünnen, nur wenig Früchte bringenden Baumes an die neuen Gestade brachten, standen die der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts unter dem befruchtenden Einflusse des, die herrlichsten Blüten tragenden Baumes, und mit dem Strome der achtundvierziger Einwanderung werden die geistigen Errungenschaften der

folgenden Zeit auf allen Gebieten menschlichen Wissens als neues Element hinzugefügt, welches das literarische Leben hebt und zur größeren Selbstständigkeit führt.

Wir betrachten diese beiden, sich von selbst ergebenden Unterabschnitte nun des Besonderen.

#### Die Zeit der ersten politischen Einwanderung, von 1825—1848.

Bereits oben ist bemerkt worden, daß das Material dieser Einwanderung überwiegend aus den unteren Ständen des deutschen Volkes herrührte; nur ein geringer Theil war aus gebildeten Leuten zusammengesetzt. Dies erklärt schon die verschiedene geistige Nahrung, welche verlangt wurde. Das Volk will seine Volksbücher, die es schon in der alten Heimath gerne gelesen, der Gebildete die geistigen Schätze des Vaterlandes. Beides wurde herbeigeschafft durch das beste Mittel, den Nachdruck. Eine Reihe Buchhändler, namentlich in New York und Philadelphia, unternahm es, Ausgaben der beliebtesten deutschen Volksbücher und Klassiker zu veranstalten. W. Radde in New York veröffentlichte schon 1836 das „Museum deutscher Klassiker“, welches Göthe's Faust, ausgewählte Werke von Körner, Spindler, Zschokke, Hoffmann, Hauff und Anderen enthielt, verlegte aber bald, da dieses Unternehmen bei dem geringen Prozentsatze der gebildeteren Klasse nur erst geringe Unterstützung fand, mit gutem Erfolge eine Menge Volksbücher, wie „Geschichte vom gehörnten Siegfried“, „von der heiligen Pfalzgräfin Genoveva“, „von der gedulbigen Helena“, „von den vier Heymonskindern“, ferner „Käthchen von Heilbrunn“, „Rinaldo Rinaldini“, „Schinderhannes“ u. dgl., endlich die guten Erzählungen von Christoph Schmid. Nebenbei erschienen in seinem Verlage Bücher wie „Egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh“, dann „Börne's Menzel der Franzosenfresser“, u. dgl. Ebenfalls in New York, um zuerst bei dieser Stadt zu verweilen, wurden herausgegeben: „Europäische Geheimnisse eines Mediatistiren“ 1839, „Der Mensch nach den Forderungen der Vernunft und des Herzens“ 1839, „Deutschland“, von Heine, 1845. In Philadelphia wurde der Nachdruck besonders von theologischen Büchern und Erbauungsschriften in immer größerem Umfange betrieben, so erschienen: „Stark's Handbuch“, „Arndt's wahres Christenthum“, „Göbner's Schatzkästlein“, „Habermann's Gebetbüchlein“, „Hübner's Historien“, „Schabalin's wandelnde Seele“, „Witschel's Morgen- und Abendopfer“, „Hofacker's Predigten“, „Lutherische Schriften“, „Zschokke's Stunden der Andacht“, dann aus dem Englischen überseht: „for' Marterthum“, „Bunyan's Pilgerreise“, „Buck's Handwörterbuch“ und viele solcher Erbauungsbücher, die noch heute großen Absatz finden. In Baltimore waren es besonders katholische Gebet- und Andachtsbücher, welche verlegt wurden. In Hartford (Conn.) endlich erschien 1847 eine Uebersetzung der allgemeinen Geschichte der Ver. Staaten von E. B. Taylor, mit vielen Holzschnitten.

Gehen wir über zu den literarischen Originalarbeiten dieser Periode, so waren es anfangs beinahe ausschließlich Zeitungen, welche dieselben veröffentlichten. An selbstständige Herausgabe literarischer Arbeiten war noch nicht zu denken, und so finden wir in den „Plitt's Amerikanische Nachrichten“ (1819—1821), Ritter und Gögler's „Amerikanischer Correspondent“ (1825—1832), die „Alte und Neue Welt“ (1834—1844), welche alle in Philadelphia erschienen, ferner in der, im Jahre 1834 gegründeten „New Yorker Staatszeitung“, im „Anzeiger des Westens“ von St. Louis (seit 1835), und im „Volksblatt“ von Cincinnati (seit 1836) zahlreiche wissenschaftliche, literarische und schöngeistige Aufsätze und Gedichte von Deutsch-Amerikanern, von denen viele von mehr als vorübergehendem Werthe sind. Ihnen schlossen sich geographische und ethnologische Flugschriften eines Dr. Ernst Braun, Fürstenwärther, Jall, Duden, Friedrich

Ernst u. A. an. Da indeß solche, besonders von Reisenden stammenden Schriften nicht immer zuverlässig waren, so rief Eduard Florens Rivinus in Philadelphia ein eigenes Magazin in's Leben, „Atlantis“, welches von 1823—1827 in Leipzig herausgegeben wurde. Dieser Zeitschrift folgte C. A. Ködning's „Amerikanische Miscellen“ 1827 und „America im Jahre 1828—1829“, ebenfalls von Ködning in Hamburg herausgegeben. Dazu kamen endlich die wissenschaftlichen Arbeiten bedeutender deutsch-amerikanischer Gelehrten, wie eines Karl Follen, Franz Lieber, Karl Beck, Maximilian Schele de Vere, Franz Joseph Grund, Friedrich Münch, Georg Engelmann, Hermann Kriege, Georg Schmucker, J. H. Pulte, Franz Köher und vieler Anderer, von denen die erstgenannten sich meist der englischen Sprache bedienten und auf mehrere der berühmtesten amerikanischen Schriftsteller nachhaltigen und entscheidenden Einfluß ausübten.

Um nun auf einzelne erwähnenswerthe Erscheinungen zu kommen, so werden in diesem wie in den folgenden Abschnitten nur die Produkte auf dem Gebiete der epischen und lyrischen Poesie angeführt, während wir die der dramatischen Poesie und der Prosa einer eingehenden Betrachtung im zweiten Bande unterziehen wollen. Eine erste Sammlung von Originalgedichten deutsch-amerikanischer Dichter veranstaltete Conrad Marghausen, welcher 1836 den „Deutsch-amerikanischen Dichterwald“ in Detroit herausgab. Das Büchlein enthält Gedichte von einundfünfzig Autoren, von denen freilich viele keinen Anspruch auf den Namen eines Dichters erheben können. Wir nennen Karl Aulenbach (Port Washington, Ohio), Albert Berghans (New York), Dr. Karl Brockmann (Dubuque), Theodor Bruern (St. Charles, Mo.), Carl De Haas (Buffalo), Dr. H. Veichmann (Buffalo), Dr. Eduard Dorfsch (Monroe, Mich.), Franziska German, Dr. C. A. Hartmann (Cleveland), Guido Jlgas (Detroit), E. W. Köllnbeck (Pittsbrg), Dr. J. G. Munder (Philadelphia), Otto Köser (Saginaw, Mich.), Karl J. Ruchhaber (Cincinnati), A. Waldner (New York), Fr. Wolf (St. Louis). Viel kritischer wurde verfahren bei der Aufnahme von dichterischen Arbeiten in das „Schiller-Album“, welches 1859 in Philadelphia erschien, ferner in dem von Gustav For und Willibald Windler herausgegebenen „Schleswig-Holstein-Album“ (Cincinnati 1864), sowie in den beiden von E. Steiger in New York herausgegebenen Sammlungen „Heimathsrühe aus Amerika“ 1870 und „Dorurofen“ 1871. Viele Gedichte, namentlich dieser älteren Zeit, erschienen auch im „Deutschen Pionier“, welche Monatschrift, wie schon früher bemerkt, von 1869—1886 vom Deutschen Pionier-Verein zu Cincinnati herausgegeben wurde.

Obenan nun unter den Dichtern dieser Periode steht der bereits erwähnte, mit Recht berühmte Rechtsgelehrte Franz Lieber. Seine Gedichte, die er neben seinen ersten Arbeiten zur „Erholung“ schrieb, wurden erst nach seinem Tode bekannt, indem seine Wittve sie im „Pionier“ erscheinen ließ; namentlich seine poetische Beschreibung des „Niagara“ und die großartige Hymne auf den „Sturm“, welche letztere sich mit manchen ähnlichen Leistungen der ersten deutschen Klassiker wohl messen darf, sind poetische Leistungen von bedeutendem Werthe. An ihn reißen sich Friedrich Münch und Ludwig Stork, ersterer der verdienstvolle Pionier Missouri's, welcher sich auch durch seine philosophischen Schriften einen großen Namen erwarb. In Carolina begegnen wir dem General Johann A. Wagener, welcher durch Schrift und Wort ebenso tapfer für deutsches Wesen eintrat, wie er im Bürgerkriege sich auszeichnete, und dem Naturdichter Carl Herling. In Pennsylvania ist vor Allem zu nennen „Der Alte vom Berge“, Ludwig A. Wolleweber, der in hochdeutscher wie in pennsylvanisch-deutscher Sprache schrieb und dichtete. Besonders zahlreich aber waren die Verehrer der Muse in Ohio, wo sich zu jener Zeit namentlich in Cincinnati ein reges geistiges

Leben unter den Deutschen entwickelte. Wir heben hervor den schwermüthigen protestantischen Theologen Robert Clemen und die ihm verwandten Katholiken Dr. Clemens Hammer und Karl von Schmidt-Bürgeler, sowie den sinnigen Paul Schmidt; ferner den sarkastischen Viktor Wilhelm Fröhlich, Dr. Franz Ciolina, Philipp von Gemmingen, Carl Bachhaus, Heinrich von Martels, Dr. Karl Sturm, Dr. J. Tellkamp, Karl J. Schuler; endlich den gelehrten Rabbiner Dr. Max Eilenthal, den witzig-satyrischen Max Oertel, den protestantischen Geistlichen Karl Ulenbach. „Teutsche“ Treue, Männerwürde u. s. w. behandelte in seinen Gedichten der weithin bekannte protestantische Pastor Carl Weitershausen in Alleghany City. In Wisconsin begegnen wir dem, um die Besiedelung jenes Staates hochverdienten Dr. Carl De Haas und Heinrich A. Biefeld. Dann ist zu nennen Leopold Alberti, der Baltimorer Arzt Dr. Moriz Wiener, sowie Jakob Smith, Friedrich Eüdekling und Friedrich Pauer. Endlich seien noch erwähnt Eduard Warrens, welcher anfangs der vierziger Jahre in St. Louis manches mehr gut gemeinte als poetische Gedicht im „Anzeiger“ veröffentlichte und später als Redakteur des „Westfrieschen Eloyd“ eine glänzende Carriere machte, und Julius Hilgard, der berühmte Mathematiker, welcher formvollendete Nachdichtungen von Ovid's Metamorphosen, Moore's Feueranbeter, König Lear und den Nibelungen lieferte. Vorübergehend hielt sich anfangs der vierziger Jahre in New York auch der zu abenteuerlichem Leben geneigte Schleswiger Paul Harro-Harring auf, welcher in zwei Bänden (1844 und 1846) Gedichte, Dramen und Novellen publizierte.

#### Die Achtundvierziger. 1848—1852.

Wenn in dem vorigen Zeitraum die politische Einwanderung schon eine ganze Menge geistig bedeutender Männer in unser Land brachte, welche sich die Pflege deutscher Sprache und Literatur sehr angelegen sein ließen und der Poesie eine Stätte bereiteten, so brachten die folgenden Jahre in Folge der Revolution von 1848 und 1849 eine noch größere Schaar geistig hervorragender Männer nach Amerika. Hunderttausende wurden damals über den Ocean geworfen. „Eine wahrhaft weltbürgerlich angehauchte mächtige Fluthwelle von Talent, Bildung, geistiger und politischer Emanzipation, Begeisterung, und vor Allen von überschäumender Jugendkraft im Verein mit allem Dem, was man unter deutschem Geinüth versteht“, schreibt Udo Brachvogel, „schlug nun plötzlich nach Amerika hinüber, in ein neues Land, in neue Verhältnisse, in ein neues Leben. Es konnte gar nicht anders sein, als daß das eine große Befruchtung gab, daß es ganz neue Bildungen und Erscheinungen zeitigte; daß, allen Schwierigkeiten zum Troß, durch welche sich diese Ausgewanderten und Verbannten durchzukämpfen hatten, sie schließlich dort, wo sie den Boden durch frühere deutsche Immigration nur einigermaßen gelockert fanden, oder wo sie in irgendwie unabhäfter Anzahl von den neuen Verhältnissen Besitz ergreifen konnten, diesen ihren Stempel, und zwar oft in der sichtbarsten Weise, aufdrückten. So machten sie aus Wisconsin im Punkt des Deutschthums ein jüngerer Pennsylvanien, so bildeten sie in allen größeren Städten des Landes, von New York bis New Orleans, von Philadelphia und Baltimore bis zu den großen Capitalen des Seen- und Mississippi-Gebietes, sehr bald den Brenn- und Schwerpunkt von ‚Klein-Deutschland‘, und machten sich dem alleingeseßenen Scholenerthum schnell genug in jeder Weise wahrnehmbar, ja oft, wie im Fall der unionstreuen St. Louiser Deutschen beim Ausbruch des Bürgerkrieges, recht unangenehm fühlbar. So stellten sie in diesem fürchterlichen Bruderringen selbst ein ebenso ansehnliches wie erfolgreiches Contingent zu der kleinen Armee von Führern, welche das Millionenheer des Nordens in vierjährigem

Kampfe zur Niederwerfung der Sklaverei führte. Und so haben sie namentlich eine deutsche Zeitungspresse auf dem Boden der neuen Welt geschaffen, für die sie nur die bescheidensten Anfänge vorfanden, die sie aber zu ungeahntem Umfang und Einfluß emporführten und in einer Weise mit ihrem Geist und ihrem Talent erfüllten, daß sie noch heute, nach vierzig Jahren, als ihr eigenstes Werk dasteht.“

Im Zusammenhang mit dieser deutschen Presse, über deren Vertreter wir in der Abtheilung „Prosa“ näher berichten werden, nahm nun die deutsch-amerikanische Literatur einen frischen Aufschwung. „Wer Deutsch schrieb, dichtete und druckte, stellte sich in den Dienst der Tagesschreiberei, und was die letzten vierzig Jahre überhaupt an überragendem deutschen Geist gezeitigt, es hat sich in allen Fällen mehr oder minder in direktem Zusammenhang, in der unmittelbaren Fühlung mit der deutsch-amerikanischen Presse bethätigt, geschult und bewährt.“ Und zwar gaben diese Literaten der deutschen Literatur ein ganz besonderes Gepräge. Wie in ihrer Prosa, so äußerte sich in ihrer Poesie eine stark radikale Strömung, welche offenen, unerbittlichen Krieg gegen Kirchen und Dogmen führte. Sie verbanden sich mit den vereinzelt Vertrettern, welche diese Richtung schon früher gehabt, mit einem Samuel Ludwig, dem bekannten Herausgeber der „Fackel“, einem Rudolph von Maltitz, Viktor Wilhelm Fröhlich, einem Heinrich Koch, genannt „Antipfaff“, und Anderen. Und so war die Aufnahme, welche sie hier von ihren schon länger ansässigen Landsleuten erfuhren, anfangs eine nichts weniger als freundliche; sie, die „Grünen“, wurden von jenen, den „Grauen“, mit großer Bitterkeit als Revolutionäre, als Gotteslästerer verfolgt. Der mächtige Kampf, in welchem die Achtundvierziger übrigens ihr mitgebrachtes revolutionäres und kriegerisches Wesen nicht bloß gegen Gott und alle Welt, sondern — nach echt deutscher Art — nicht am wenigsten gegen einander lehrten, schärfte und verbesserte natürlich auch die geistigen Waffen, die Waffen des Wortes. Und als später der Kampf mehr und mehr nachließ, da fanden Alle, welche geistig strebsam waren und sich die Erhaltung ihres köstlichen Gutes, der deutschen Sprache, angelegen sein ließen, ein gemeinsames Gebiet, dem sie ihre Liebe und Verehrung zuwandten — ihr altes Vaterland. Dieses bildet denn auch in den poetischen Erzeugnissen der Achtundvierziger, trotz der Behandlung, die sie dräben erlitten, den immer wiederkehrenden Gegenstand ihrer Muse. Das alte Vaterland blieb ihnen ein Unvergessenes, und die Liebe zu ihm und das Sehnen nach ihm fand um so rührenderen dichterischen Ausdruck, als diese Ausgewanderten ja auch zugleich noch auf so manches Jahr hinaus Verbannte, Gedächte waren, denen das Land ihrer Geburt, wie Conrad Krez so typisch-schön bemerkt, nur noch „das Land ihrer Väter, nicht länger mehr das ihre“ war.

Fassen wir nun zunächst die Dichter unter den Achtundvierzigern in's Auge, welche bereits zum ewigen Frieden eingezogen sind, so seien an erster Stelle genannt: Caspar Buz und Carl Heinrich Schwanffer. Als Vorläufer kann Carl Heinzen, der große radikale Streiter, bezeichnet werden; seine Gedichte verrathen indeß, ebenso wie seine barocken Lustspiele, nur geringe poetische Begabung, wenn er selbst sich auch sehr viel auf seine poetischen Leistungen einbildete. Ein echter, wahrer Dichter war Caspar Buz, der Typus eines Achtundvierzigers. Der Sache der Freiheit, der er sich als junger Mann weihte, blieb er bis zum letzten Athemzug treu, und so durchzieht der Freiheitsgedanke wie ein rother Faden auch seine formvollendeten Gedichte. Sein Element war der Kampf, und ob er am Niagara sitzt, „den Griffel in der Hand und vom Nebel des Sturzes umstäubt“, oder ob er den Siegeszug der Unions-Armee schildert, oder ob er den Deutschen im alten Vaterland einen begeisterten Gruß sendet, in-

mer schwelgt er in der Ausmalung von Schlachten, Kanonendonner und Siegesgeschrei. Zuß war „viel zu sehr Charakter, um in weiblicher Resignation dahinzuschmelzen“ und — viel zu sehr deutsch; und so ruft er einmal aus: „Die Welt ist Kampfplatz, allerwärts; Nur von dem Deutschen glaubt mit Nichten, Daß von der Heimath läßt sein Herz.“ Daß er aber auch ein inniges, echt deutsches Gemüth hatte, davon zeugen seine schönen Kinder- und Großvaterlieder, und die poetische Beigabe zur illustrierten Bibel von Doré läßt uns einen tiefen Blick thun in sein religiöses Denken und Leben. Würdig reiht sich ihm an Carl Heinrich Schnauffer, der seiner treuen Anhänglichkeit an's alte Vaterland ergreifenden Ausdruck in seinen Liedern gab. Auch er trat muthig für Freiheit und Wahrheit ein, und sicherlich hätte er noch viel Schönes auch auf poetischem Gebiete geleistet, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod hinweggerafft hätte. Von August Becker besitzen wir leider nur wenige poetische Produkte; wir sagen „leider“, denn was wir haben, hat wahrhaft unvergänglichen Werth. Man lese nur sein Lied: „An die Schwarzmajfel“, und wer würde nicht gefesselt von der kernigen Originalität und dem urwüchsigem Humor, welcher diese Perle unter den deutsch-amerikanischen Gedichten durchzieht! Man merkt es Allem, was er geschrieben, an, daß er ein offener, alles Heintückische und Scheinheilige verachtender, durch und durch deutscher Charakter war. Müßten wir bei Becker bedauern, daß nur wenige seiner literarischen Arbeiten erhalten blieben, so muß man bei Wilhelm Rothacker bedauern, daß sich die Lebensschicksale hierzulande so ungünstig für ihn gestalteten. Denn wenn auch seine Gedichte ohne sonderlichen poetischen Werth sind, so zeigen sie doch zur Genüge, daß er Tüchtiges hätte leisten können, hätten Noth und widrige Umstände nicht seines Geistes Flug gelähmt.

In Niklas Müller begegnet uns der bedeutendste unter den deutsch-amerikanischen „Naturdichtern“. Er erfreute sich in seinen jüngeren Jahren der Unterstützung Uhland's, Koerner's und Schwab's. Seine lyrische Poesie zeugt in der That von nicht geringem Talent und hat den „eigenthümlich zarten Ton eines inspirierten Waldgesanges“. „Ihm flüsterte jedes Blatt im Walde süße Dinge, ihm sang der murmelnde Quell sein heiteres Lied ununterbrochen, und wenn im Winter das Bächlein unterm Eise ruhte, so schlummerte er, bis abermal der Lenz erwachte und ihn hinauslockte in den herrlichen Blumengarten, in seinen Serail. . . Müller ist Naturdichter. Deswegen erscheint ihm auch die Welt in ihrer Naturnfrische ungekünstelt und ungeschminkt, und er giebt sie wieder, wie er sie findet, wie es ihm das Herz eingiebt.“ Viele seiner Lieder wurden von Bartsch in Musik gesetzt, und einige von Cullen Bryant in's Englische übertragen. Gut gemeint, aber ohne sonderlichen poetischen Werth, sind die Gedichte des begabten, muthig für Wahrheit und Recht eintretenden protestantischen Geistlichen Gustav Wilhelm Eifenlohr. Des genialen Friedrich Hasfaneck's Gedichte sind beinahe ohne Ausnahme von pessimistischer Welt- und Lebensanschauung durchzogen, und die düsteren Klagen über die Eitelkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens lassen keine Freude an seinen sonst nicht unschönen Kindern der Muse aufkommen. Die einzige, wirklich bedeutende Dichterin dieser Periode war die edle, hochgebildete Frau Mathilde Franziska Anneke.

Wir kommen nun zum bedeutendsten und gedankenreichsten Dichter unter den Achtundvierzigern, Eduard Dorsch. „Er ist“, wie Konrad Vies trefflich ausführt, „von allen deutsch-amerikanischen Poeten derjenige, der die Begriffe Denken und Dichten am innigsten, oder soll ich sagen, am geschicktesten (?) zu identificieren verstand. Allerdings herrscht bei ihm der Denker häufig noch über den Dichter, und dieses Verhältniß raubt dem Letzteren oft die naive frische und ursprüngliche Unmittelbarkeit. Dorsch bleibt auch als Poet noch überall streng

logisch und gestattete seinen Augen nie, „in schönem Wahnsinn zu rollen“. Doch ist es ungerecht, wie dies schon geschehen, ihn deshalb des künstlichen Anempfindens zu beschuldigen und ihm echt poetische Gluth abzuspochen. Er hat das Haupt eines Philosophen und das Herz eines Poeten, und in den meisten seiner dichterischen Erzeugnisse haben sich diese beiden Faktoren zu gemein-samem Wirken vereinigt. In seinen früheren Dichtungen, den in den ersten Jahren seines Hier-seins veröffentlichten „Hirtenbriefe an mein Volk“ und den im Jahre 1875 erschienenen „Parabolen“, geht zwar der tendenziös loswetternde Philosoph so zu sagen in hochaufgeschürzten Hemdsärmeln einher und schlägt nicht allein der Lüge und dem Pfaffenhum, sondern auch seiner eigenen Freundin, der Muse der Dichtkunst, oft genug auf's Haupt. Solche, im derbsten Kriegs-knechtston alle Toleranz niederfluchende Raisonnements vertragen sich nun einmal nicht mit dem Wesen der Poesie, mögen sie auch noch so begründet und, wie dies bei Dorsch der Fall war, von tief sittlichem Ernste eingegeben sein. Hier thut Prosa weit bessere Dienste. Viel reifer, gekläarter, verständlicher tritt uns Dorsch in seinem letzten und größten Werk: „Lieder aus der Alten und Neuen Welt“ entgegen. In diesen Dichtungen, spiegelt sich das Leben eines hochherzigen, feinsinnigen und geistvollen Mannes. Spinoza war es wohl auch, aus dem Dorsch den warmen Pantheismus geschöpft, der ihm auf seinen, durch Zweifel und Pessimismus führenden Dichter-pfad bis zuletzt sonnige Lichter gestreut und selbst die einsame Höhe des in Erkenntniß aufgehenden Atheisten mit dem milden Abendroth weltveröhnlicher Harmonie umwob. Neben der Dichtkunst pflegte er mit großem Fleiß naturwissenschaftliche und archäologische Studien, deren Resultate er häufig dichterisch zu verwerthen strebte. Kein lyrische Töne weiß er in seinen Dichtungen nur selten anzuschlagen. Um so besser aber versteht er es, den epischen Ton voll aufklingen zu lassen und miterlebte oder längst vergangene Ereignisse in den Anschauungskreis der Gegenwart zu rücken, um sie mit den Streiflichtern geistvoller Reflexion zu beleuchten. Selbst das sonst Alltägliche gewinnt in dieser Beleuchtung eine, uns warmes Interesse einflößende neue Gestalt. Was für Stoffe er sich auch immer wählen mag, stets weiß er bei Behandlung derselben in selbstständiger Weise vorzugehen und allen Gemeinplätzen taktvoll auszuweichen. Er ist nicht gerade im strengsten Sinn originell, aber er malt mit individuellen Farben, und seine Schöpfungen tragen das Gepräge einer eigenen Schule, in der wir heitere Rheinlandschaften und düstere Urwaldscenerien harmonisch mit einander verwoben finden. Sein Formensinn ist ein sehr ausgesprochener. Hier und da stoßen wir jedoch auf Härten in Metrik und Reim und eine unangenehm wirkende, gesuchte Künsterei im Ausdruck. Am bedeutendsten tritt uns Dorsch in den Dichtungen entgegen, welche tiefsinnige Fragen über Liebe, Leben und Sein behandeln, und in welchen der Dichter aus dem Gegebenen nach harmonischer Lösung in das Unerforschte hinüber späht. Wo wir den Dichter auch treffen, bei den Träumern der Vergangenheit oder im lebenswarmen Schooß der Gegenwart, überall sehen wir ihn bemüht, die Wahrheit aufzufinden und Aberglaube und Lüge niederzujwingen. Mit festem, sicherem Fuß steht er in der neuen Weltanschauung, die in ihm einen der berufensten Sänger gefunden, bei dem so mancher mit „wenig Wiß und viel Behagen“ sich breitmachende Gernegroß aus dem Geschlecht des jetzt so viel Staub aufwirbelnden „Jüngsten Deutschlands“ in die Schule gehen könnte. Eduard Dorsch fordert deshalb zu einem Vergleich mit den Vertretern des „Jüngsten Deutschlands“ auf, weil er die gleiche freisinnige und revolutionäre Gesinnung mit diesen theilte. Wo diese jedoch noch jüngerlinghaft in allen philosophischen und politischen Färbungen herumtsillern und irrlichtergleich durch die deutsche Literatur flackern, tritt er uns schon als voller, ganzer Mann entgegen, der in hohem Grade das besitzt, was jenen fehlt: künstlerisches Maß und Reife.“

Ulbert Sigel's Gedichte sind Gelegenheitsgedichte und sollen, wie er selbst sagt, „sich wiedergeben so ernst und heiter wie das Leben“, allein so gewissenhaft er auch Licht und Schatten nach beiden Seiten vertheilt hat, es fehlt dem Licht die strahlende Helligkeit und dem Schatten die geheimnißvolle Tiefe, und darum läßt uns seine Nase ziemlich kalt. Um so wärmer ergreifen uns die Gedichte von Hans Hermann Behr. Was er bei seinen ausgedehnten Reisen in den tropischen Weltgegenden und in Australien in der freien Natur Schönes geschaut, läßt er auf sich wirken und gießt es dann in anmuthige Form. Aber so begeistert er die Naturschönheiten der fremden Länder zu besingen versteht, in seinem Innern lebt doch Deutschlands Pracht fort, und dem deutschen Wald leiht er in seinem schönsten Gedichte wirklich ergreifende Töne. In Friedrich Legow begegnet uns einer der ersten deutsch-amerikanischen Dichter „Es ist keine himmelsstürmende Kraft“, schreibt Karl Knorr, „keine in dithyrambischem Schwunge einherstürmende Poeten-Persönlichkeit, welche sich in seinen Gedichten Luft macht. Ein wohl angelegtes, in sich gefestigtes Wesen spricht aus ihnen. Klarheit und Ebenmaß sind ihre Signatur. Ueberall geht ein gebildeter Geist ordnend und regelnd mit einer echt lyrischen Begabung Hand in Hand. Selbst das weniger Bedeutende versöhnt durch Anmuth des Ausdrucks und einen Hauch von Sinnigkeit, um so mehr, als man die Lippe, welcher es entstammt, nun für ewig versiegelt wissen muß. Die Hauptzüge seiner Dichtung sind ein starkes, in vollen Accorden austönendes Gefühl für das alte Vaterland und ein ganz und gar hingebendes Verständnis für die Natur und deren tausendfache Sprache. Wir verweisen zum Belege namentlich auf das großartige, ein „Wolkenbild“ überschriebene Gedicht hin, in welchem sich Naturandacht und Kunstfeier (eine Verherrlichung Beethoven's) in glänzender Weise verweben.“ Der Humorist dieser Periode, und zwar der besten einer, war Otto Brethauer. Was wir von ihm besitzen, beweist, daß er, wenn er nicht zeltlebens mit widrigen Umständen hätte zu kämpfen gehabt, wirklich Großes auf dem Gebiete des Humors würde geleistet haben. Friedrich Otto Dresel, der auch auf dem Gebiete der Roman- und Novellenliteratur Vorzügliches geschrieben hat, zeigt sich als Dichter von seiner besten Seite in seinen schwungvollen patriotischen Liedern, zu denen ihn die Einzigung Deutschlands mit so vielen Anderen begeisterte und welche vielfach hier und in Deutschland in Musik gesetzt worden sind.

Dem Heimweh und der Liebe zum alten Vaterland hat unter den gottbegnadeten deutsch-amerikanischen Dichtern keiner rührenderen Ausdruck gegeben, als Conrad Krez; sein Gedicht „An mein Vaterland“ möchten wir heinathe als das schönste aller auf hiesigem Boden entstandenen Gedichte bezeichnen. Ergreifend schön sind auch die Gedichte, worin er sein Leben in der Fremde, als Verstoßener vom Vaterland, das er doch so heiß liebt, schildert. Alle seine Gedichte aber, so eng begrenzt auch das Gebiet seiner Lyrik ist, sind gleich ausgezeichnet durch plastische Darstellung und Gedankentiefe. Ebenso patriotisch, wenn auch poetisch nicht so begabt, war Emil Dießsch. Derselbe kultivierte, wie Nies schreibt, „hauptsächlich das Feld des derben Humors, und auf diesem wandte er sich wiederum mit Vorliebe dem engeren Kreis eines gewissen satirischen Humors mit starker lokaler Färbung, sowie der Gelegenheitsdichtung zu. Trotz seines siebenunddreißigjährigen Aufenthaltes in Amerika hat er nie die Eigenart des Pfälzerthums verleugnet, dessen Stempel fast allen seinen Dichtungen aufgeprägt ist.“ Sein Hauptwerk ist „Kraft und Stoff“, in welchem er die bedeutendsten Begebenheiten in der Geschichte des deutschen Volkes ihrer Reihenfolge nach in poetischen Bildern vorführt. „Man weiß nicht recht, welchen Namen man diesem bizarren Humor geben soll, welcher den größten Theil dieser Dichtungen gezeitigt, die bald mit der würdigen Miene wohlgefaßter Strophen einherstolzieren,



bald mit funterbunten Purzelbaumsprünzen Wilhelm Busch'scher Knittelverse aus dem Hochdeutschen in's Pfälzische und Deutsch-Amerikanische und aus diesem wieder zurück in's Hochdeutsche hüpfen. Auch für das scharfe Auge ist es oft schwer, zu unterscheiden, wo die beabsichtigte Komik anfängt und der unbeabsichtigte Spaß aufhört. Klappert einmal ein Reim auf Hochdeutsch nicht, flugs wird derselbe in die Zwangsjacke des pfälzischen oder deutsch-amerikanischen Jargons gesteckt, und bieten auch diese Dialekte keinen passenden Reim, dann wird eben ein ganz neues Reimwort erfunden oder das alte widerspenstige so lange gestreckt und gereckt, bis endlich doch der nöthige Reimklang aus demselben herausgeschunden ist. In dieser Beziehung hat Emil Diecksch wirklich Großartiges geleistet. . . . Aber trotz all dieser hyperkomischen Auswüchse eines sich allzu übermüthig geberbenden Humors, zeigt sich das poetische Talent Diecksch's doch in unverkennbarer Weise in diesem Buche. Namentlich der zweite und noch mehr der dritte Theil desselben, welche beide den Siegeszug des deutschen Heeres und die Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches behandeln, weisen zahlreiche Stellen auf, die von einem waldfrischen Hauch reiner dichterischer Begeisterung durchweht sind und auch in Form und Ausdruck befriedigen."

Tiefes Gemüth, ein idealer Sinn und wahre Vaterlands- und Freiheitsliebe sprechen aus den Gedichten Edmund Märklin's, welche sich auch sonst durch lebendige Frische und durch gesunden Humor auszeichnen. Nicht ungeschickt sind die poetischen Leistungen von Julius Dresel und Carl Pohle. In Albert Wolff begegnet uns wieder ein Achtundvierziger, der ob der Liebe zum alten Vaterland das neue nicht vernachlässigt und in Schrift und Wort, in Lied und Presse für die Einheit und Freiheit wacker eintritt. Johann Straubenmüller schrieb, neben seiner poetischen Erzählung „Pocahontas“, die aber mehr nur gereimte Prosa ist, eine Menge ernster und humoristischer Gedichte, welche meist einfache Vorgänge aus dem täglichen Leben zum Gegenstand haben. Auch hat er einige annehmbare Balladen und Uebersetzungen von Gedichten amerikanischer Autoren geliefert. Die Gedichte Theodor Hielscher's zeichnen sich durch gute Technik und glatten Versbau aus, wenn auch sonst die sich darin kundgebende Auffassung wenig charakteristisch ist. Dasselbe gilt von den poetischen Leistungen von Isidor Kalisch. Emil Querner nannte seine Gedichte „Wilde Blüthen“; mit Recht, denn zahlreich sind seine Strophen wahrlich nicht; ihr poetischer Werth aber ist gering. Von Adalbert Höpke kennen wir bloß das eine Gedicht „Californien“, das aber ein nicht unbedeutendes Talent verräth. Mit ziemlichem Geschick hat Heinrich vom See (Wilhelm Dilg) Indianersagen poetisch bearbeitet und auch sonst ganz annehmbare lyrische Gedichte geschrieben. August Steinlein bietet uns einen reichhaltigen Strauß von Liebes-, Gelegenheits- und Lehrgedichten, und die darin enthaltenen Wahrheiten weiß er in schlichte, oft auch innige Sprache zu kleiden, die um so mehr anspricht, da er eine offene, ehrliche deutsche Natur ist, welche dem Leben stets die heitere Seite abzugewinnen weiß. Rudolf Puchner hat eine entschiedene Vorliebe für Gedichte epischen Inhalts, und sein episches Gedicht „Uglaja“, welches uns in die Zeit der römischen Slavenaufstände unter Spartakus versetzt, ist recht gut geschrieben. Auch seine lyrischen Gedichte sind ansprechend und lesen sich fließend. Letzteres findet auch auf Heinrich Berger's Gedichte Anwendung. Joseph Zentmayer endlich bietet uns in seinem „Spaziergang des Philisters“ ein, aus dem Leben gegriffenes Bild voll köstlichen Humors.

### Dritter Abschnitt.

Die deutsch-amerikanische Literatur in den letzten vierzig Jahren  
oder die Gegenwart.

(1850—1892.)

Auch dieser dritte und letzte Abschnitt ließe sich wiederum in Unterabschnitte eintheilen; doch da sich dieselben nicht so scharf scheiden würden, wie jene im vorigen Abschnitte, durch die Ankunft der Achtundvierziger, so fassen wir Alles, was in den letzten vierzig Jahren auf dem Gebiete der episch-lyrischen Poesie geleistet worden ist, unter der Bezeichnung „Gegenwart“ zusammen. Schauen wir uns das Erzeugte näher an, so waren es in den ersten zehn Jahren hauptsächlich noch die Ideen der Achtundvierziger, welche das literarische Schaffen und Wirken in Poesie und Prosa beherrschten, zumal so lange die Ereignisse in der alten Welt die Gemüther noch in Bewegung erhielten. In Schrift sowohl wie in Wort warfen sich die Achtundvierziger und ihre Gesinnungsgenossen zu Kritikern der hiesigen Verhältnisse auf und, verstärkt durch eine Menge Nachzügler, d. h. solche, die erst Jahre nach der Revolution ihre Ueberriedelung in's freie Land möglich machen konnten, gedachten sie, hier ihre zum Theil utopischen Pläne zur Ausführung zu bringen. Besonders meinten sie, die Deutschen des Landes hätten sich nicht einer oder der andern der hiesigen politischen Parteien anschließen, sondern eine eigene Partei bilden sollen, mit der Aufgabe, gegen das puritanisch gefärbte Kirchenthum der Amerikaner und die damals noch bestehende Negerselaverei front zu machen. Erst allmählich, und als sie die Möglichkeit einer neuen Revolution im alten Vaterland und damit ihre Rückkehr aus der Verbannung mehr und mehr schwinden sahen, begannen sie, sich mit den Grundzügen und der Entwicklung des politischen und sozialen Lebens und Treibens des hiesigen Volkes näher vertraut zu machen. Sie erkannten, daß sie nur dann ihren fortschrittlichen Ideen erfolgreich Bahn brechen könnten, wenn sie nicht als gesonderte Partei dastehen, sondern als mithandelnde Glieder in den großen politischen Parteien zum Sauerteig werden würden, der in der großen Masse nach und nach wirken würde. So kam es, daß beim Ausbruch des Bürgerkrieges, dem ja eine ihrer Ideen, die Abschaffung der Slaverei, zu Grunde lag, dieselben alten Revolutionäre theils persönlich für die Sache der Union und der Freiheit in's Feld zogen, theils in Wort und Schrift ihrem Patriotismus den kräftigsten Ausdruck gaben. Diese Wandlung vom deutschen Revolutionär zum patriotischen Bürger des neuen Vaterlandes spiegelt sich in der Literatur der ersten zwanzig Jahre dieses Abschnittes wieder. Das Heimweh nach dem alten Vaterlande, das in ergreifender Weise in den Liedern und Dichtungen Ausdruck gefunden, klingt mehr und mehr aus, und wir finden, daß derselbe Dichter, der seine Sehnsucht nach der alten Heimath in Worte gekleidet, die jedem Deutschen zum Herzen drangen, nun mit mächtiger Begeisterung das Land der Freiheit, die Sache der Union und die neue Heimath besingt und auch den Beweis liefert, daß das

echt deutsche Gemüthsleben, welches ihm anfangs unter dem kalten Hauche des fremden Amerikanerthums zu erstarren und zu welken schien, hierzulande eine Stätte finden sollte. Noch einmal freilich nahmen ihn die Liebe zum alten Vaterlande und das Heimweh völlig in Beschlag. Als der langersehnte Tag der Einigung Deutschlands anbrach, als die Deutschen einmüthig gegen den alten Erbfeind marschirten und ihn niederwarfen; da griff auch der alte Revolutionär in die Saiten, und in herrlichster Weise wurde in jener denkwürdigen Zeit Deutschland von seinen hiesigen Söhnen besungen. Und bald wurde den letzteren auch die Genugthuung, daß dieselbe Neu- und Großgestaltung der Dinge, welche den Freiheitskämpfen ihrer Jugend in den Augen des späteren Geschlechts so viel von ihrem Nimbus gerant, ihnen wenigstens persönlich insofern gerecht wurde, daß sie allen die besuchsweise Rückkehr in's alte Vaterland gestattete und viele sogar mit Freuden und Ehren dort willkommen hieß. Der Ausdruck freilich, den einst ihre Sehnsucht, ihre nicht zu zerstörende Heimathszugehörigkeit gefunden, da dies noch nicht der Fall war, lebt fort, und zwar nicht als das wenigst Schöne und Ergreifende, was man ihrem Sinnen und Sagen, ihrem Denken und Dichten auf amerikanischem Boden zu danken hat.

Sehen wir uns nun aber die deutsche Einwanderung an, welche nach der achtundvierziger Revolution in den fünfziger Jahren hierher zu strömen begann und seitdem bis auf den heutigen Tag bald stärker bald schwächer zu strömen fortfährt, so kann man sie im Gegensatz zur früheren als die sozial-politische bezeichnen. Denn diese Einwanderer sind von den früheren wesentlich verschieden. Es sind nicht Leute, welche religiöser Bedenken wegen kommen und hier ungehinderte Ausübung ihres Glaubens suchen; nicht Leute, welche „Raum suchen für den Flügelschlag einer freien Seele“ und den unfreien politischen Zuständen des alten Vaterlandes entrinnen; sondern es sind, wenigstens in der überwiegenden Mehrheit, Leute, die sich nach Besserung ihrer sozialen Verhältnisse sehnen, nach materiellen Gütern streben. Es ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, „das Gold Californiens, welches lockt“. Es ist die relative Leichtigkeit im täglichen Broterwerb, namentlich für die Ackerbau- und Handwerker-Klasse, der mächtige Ellenbogenraum für die denkbar freieste und ungehindertste Entwicklung des einzelnen Menschen, das größere Ansehen, welches der Mensch als Individuum genießt, die freiheitliche Institution einer Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk, der an natürlichen Hilfsquellen so gewaltige Reichtum des Landes, welche alle zusammen den Magnet bilden, der die Hunderttausende über den Ozean zieht. Sie kommen mit modernen Natur- und Weltanschauungen, erfüllt mit den Ideen des Fortschritts und der Entwicklung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Sie finden freilich beinahe alle, daß auch hier das Leben ein Kampf, gar oft ein härterer Kampf ist, als sie sich je haben träumen lassen; daß auch hier die sozialen Gegensätze sich immer mehr verschärfen und damit die soziale Frage mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Kann es da anders sein, als daß auch in der Literatur diese, unsere Zeit beherrschende Bewegung ihren Ausdruck findet? Darum finden wir in den zahlreichen poetischen Produkten von Deutsch-Amerikanern in den letzten zwanzig Jahren neben der Behandlung von Stoffen, welche dem deutschen Gemüthsleben entnommen sind, neben der Beschreibung erhabener Naturschönheiten unseres Landes, auch den vielseitigsten Ausdruck des Kampfens und Ringens, der Gährung und der Umgestaltung, welche die Signatur unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts bilden. Und dabei hat sich der Strom dieser Literatur nicht nur erweitert, — denn wir finden nicht bloß wie früher, das Feld der Lyrik und das Feld der Geschichte angebauet, sondern auch das Epos, der Roman, das Drama findet jetzt seine Bearbeiter, und selbst die Dialekt-Dichtung hat ihre Vertreter, — sondern er hat sich auch vertieft. Die deutsch-amerikanische Dichtung nimmt, so

wohl ihrem Inhalt wie ihrer Form nach, eine höhere Stufe ein. Es wird von den Autoren mehr Fleiß und Mühe auf die Anarbeitung ihrer Musenföhner verwendet; die Feile wird angelegt, und so ist es denn schon so weit gekommen, daß unsere deutsch-amerikanischen Poeten die deutschländische Kritik nicht mehr fürchten, sondern geradezu suchen. Viele von ihnen lassen sogar ihre Sachen in Deutschland verlegen. Noch ist freilich die gegenwärtige deutsch-amerikanische Literatur zu jung, als daß sich aus markanten Zügen ihr Charakter einheitlich darstellen ließe; Altes und Neues, Geföhktes und Gedachtes, Freude am Leben und Verzweiflung gehen neben einander her; aber vielversprechend ist sie darum doch, und die Hoffnung, daß sie thatsächlich mehr und mehr einen originalen deutsch-amerikanischen Anstrich gewinnen wird, ist sicherlich nicht ausgeschlossen.

Ehe wir nun auf die einzelnen Dichter näher eingehen, noch ein kurzes Wort über den Nachdruck deutscher Werke. Hatte derselbe, wie wir gesehen, schon in der vorigen Zeitperiode großen Umfang angenommen, so steigerte sich derselbe in den letzten vierzig Jahren ganz enorm. Mit größter Energie warfen sich deutsche Buchdrucker und Verleger im Osten und in neuerer Zeit auch im Westen auf diesen Zweig, so daß namentlich in den fünfziger und sechziger Jahren Buchhändler und Autoren in Deutschland sich bitter darüber beklagten und die Deutsch-Amerikaner deshalb in schärfster Weise angriffen. Doch letztere blieben die Antwort nicht schuldig; der s. J. allbekannte New Yorker Verleger Friedrich Gerhard vertheidigte den Nachdruck und dessen wohlthätigen Einfluß auf die deutsche wie amerikanische Bevölkerung nachdrücklichst in seiner Schrift: „Der Nachdruck deutscher Schriften in den Ver. Staaten und seine Gegner“, New York 1867. In neuerer Zeit sind die Klagen mehr und mehr verstummt. Es würde zu weit führen und allzuviel Raum einnehmen, wollten wir die einzelnen Werke namhaft machen, die hierzulande nachgedruckt wurden. Es genüge, festzustellen, daß alle deutschen Klassiker, die hervorragendsten belletristischen und viele theologische Werke, Schulbücher, zum Theil in eleganter Ausstattung herausgegeben wurden, und Roman-Sammlungen wie die „Deutsche Library“, „Heimath und fremde“, „Lieblingsschriftsteller Deutschlands“, „Schick's Kollektion“ und Schick's „Humoristische Bibliothek“ großartigen Absatz finden.

Sammlungen von poetischen Produkten dieses Zeitabschnittes sind nur wenige erschienen. Es sind für die erste Zeit die bereits oben erwähnten, von E. Steiger in New York herausgegebenen zwei kleinen Sammlungen: „Dornrosen, Erstlingsblüthen deutscher Lyrik in Amerika“, New York 1871, und „Heimathzähne aus Amerika“, New York 1870. Für die neueste Zeit bilden die zwei Jahrgänge der „Deutsch-amerikanischen Dichtung“, unter Mitwirkung der hervorragendsten deutsch-amerikanischen Dichter und Schriftsteller herausgegeben von Konrad Nies und später von Konrad Nies und Hermann Rosenthal, 1888 bis 1890, eine reiche Sammlung poetischer Arbeiten. Nies, den wir im weiteren Verlauf unserer Uebersicht als den wohl bedeutendsten Lyriker der neuesten Zeit auf deutsch-amerikanischem Boden werden kennen lernen, ging bei der Herausgabe des Blattes von dem Wunsche aus, „der seither heimathlos herumirrenden deutsch-amerikanischen Dichtkunst endlich einmal ein festes Heim, und den deutsch-amerikanischen Poeten ein Organ zu schaffen, das dazu dienen soll, die sich in ihrer Vereinzelnung zerplündernden literarischen Kräfte zu sammeln und durch gegenseitige Anregung und sachmännische Kritik fördernd auf das wahre Talent zu wirken, den anmaßenden Dilettantismus aber, wie er sich häufig in unserer Tagespresse breit macht und die deutsch-amerikanische Poesie der Gefahr der Versachung aussetzt, zu bekämpfen“. Dieses Ziel wollte Nies erreichen, und es ist daher tief zu beklagen, daß die Zeitschrift wider eingegangen ist. Wir lernen

in den zwei Jahrgängen eine Reihe, zum Theil hervorragender dichterischer Kräfte kennen; die bedeutendsten derselben werden im Nachfolgenden eingehender erwähnt, und führen wir darum hier nur folgende an: J. N. Blum (Newark, N. J.), Georg Bredemeier (St. Paul), C. S. Brick (Californien), Ludwig Buchmann (Brooklyn), Paul Caspers (New York), Claas Denekas (Washington), K. Ernst (Brooklyn), Henry Faust (New York), J. Grahamer (Milwaukee), Hermann Goldberger (Peoria, Ill.), Wilhelm Heeren (Pittsburg), Walter Hoffmann (New York), M. Isidor (New York), Kurt Norden (Boston), J. Pauly (Cincinnati), Emma Pöschke (Washington), Jlda Pöschke (New York), Claus Ruyter (Minneapolis), Hugo Scheller (Brooklyn), Albert Schlick (Louisville), Heinrich Urban (New York), Emil Weschke (New Ulm, Minn.).

Wenn wir nun schließlich aus der zahlreichen Menge von Dichtern dieser Periode die bedeutendsten und bedeutenderen namhaft machen sollen, so sind wir uns der großen Schwierigkeit dabei wohl bewußt. Es ist ja immer ein verhängliches Unternehmen, meist noch lebende, der Gegenwart angehörnde, noch in ihrem geistigen Schaffen stehende Autoren und ihre Produkte zu besprechen und denselben den ihnen zukommenden Platz innerhalb der zeitgenössischen Literatur anzuweisen. Am einfachsten wäre es daher, sie in alphabetischer Reihenfolge aufzuzählen. Doch ziehen wir vor, auch in diesem Abschnitte davon abzusehen und sie gruppenweise vorzuführen. Die erste Gruppe bilden diejenigen, welche theilweise schon innerhalb der vorigen Periode hierher kamen, aber in deren Dichtungen nur wenig von den Revolutionskämpfen nachklingt; sie stellen somit den Uebergang zur eigentlichen Gegenwart mit ihren neuen, hauptsächlich sozialpolitischen Problemen dar. Sodann lassen wir eine ganze Reihe Autoren folgen, die, in den verschiedenartigsten Berufsthätigkeiten stehend, uns zum Theil die schönsten Kinder der lyrischen Muse Deutsch-Amerika's geschenkt haben. An sie seien ferner angereicht Journalisten und Pädagogen, welche den Beweis liefern, daß in diesen aufreibenden Thätigkeiten doch der Sinn für Poesie nicht ganz untergeht. Den Schluß endlich bilden zwei Gruppen, welche darthun, daß Geistliche, protestantische wie katholische, und besonders auch Frauen in unserm Lande mit Erfolg der Muse huldigen. Einzelne Gedichte der letzteren gehören überhaupt zum Besten, was auf dem Gebiete der deutsch-amerikanischen Poesie geleistet worden ist. Ein Anhang endlich soll zeigen, wie selbst das Gebiet der Dialektdichtung immer fleißiger angebauet wird.

Wir beginnen mit Heinrich A. Rattermann und Dr. Gustav Brühl. Das Pseudonym „Hugo Reimund“, welches sich der Erstere beilegte, bezieht sich nur auf den Lyriker; zu einem solchen ist er in der That wie geschaffen, und wir möchten, obschon er selbst auf sein, durch ein fleißiges Selbststudium und scharfe Menschenkenntniß herausgearbeitetes Geschick, Epigramme zu dichten und sich in den schwierigeren Formen der Poesie zu versuchen, mehr Gewicht zu legen scheint, gerade seine rein lyrische Begabung hervorheben, wie sie in seinen melodischen, im Volkston gehaltenen Gedichten sich kundgiebt. Dr. Brühl hat seine zahlreichen Gedichte unter dem Pseudonym „Kara Giorg“ (serbisch: der schwarze Georg) veröffentlicht; als Ethnologe behandelt er mit Vorliebe Indianersagen und Stoffe aus der Pioniergeschichte der Deutschen. Die oft großartigen Naturfilderungen, welche in seinen Dichtungen enthalten sind, sichern ihm einen der ersten Plätze unter den deutsch-amerikanischen Dichtern. In Heinrich Binder und Johann W. Dieß haben wir zwei, durch die Revolution in Deutschland Vertriebene, deren dortige Erlebnisse zum Theil noch in ihren Gedichten nachklingen, von denen aber der letztere namentlich die zartesten Saiten des menschlichen Gemüthes anzuschlagen weiß. Wir

nennen ferner aus der Zahl Derer, die anfangs der fünfziger Jahre hierher kamen, Julius Eoeb, dessen Schilderungen nicht ohne Schwung sind, und Otto Welden, letzterer Name Pseudonym für Dr. P. J. Reuß, dessen Hauptthätigkeit auf literarischem Gebiete indeß sich auf das Drama erstreckt, während er sich in seinen Gedichten zu sehr in Einzelheiten verliert, ohne die Idee des Ganzen künstlerisch herauszuschälen, und auch der Form zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. In Gottfried Worch begegnet uns noch einer der früher gern gesehenen, jezt immer mehr aussterbenden Naturdichter, der neben den früher erwähnten Niklas Müller, Carl Herling und dem Nashviller Schneider G. Fr. Bauer wohl genannt werden darf; seine Gedichte sind einfach und schlicht, aber besser als der ihnen gegebene Gesamttitel. Es folgen Georg Heß, Philipp Haimbach und Friedrich Grill; alle drei verrathen ein nicht unbedeutendes lyrisches Talent, und namentlich die Gedichte Haimbach's, mit ihren malerischen Schilderungen, sind zum Theil tief und innig empfunden.

Daß der schon öfter von uns erwähnte, tüchtige Geschichtsforscher Dr. Oswald Seidensticker auch eine eminent poetische Begabung besitzt, beweist fein, freilich nur als Manuscript gedrucktes kleines Epos „Zum 80. Geburtstage“, festzug an den bekannten Dr. Constantin Hering; ein köstlicher Humor waltet in demselben vor und macht das Lesen der Dichtung, der auch die ernste Seite nicht fehlt, zu einem wahren Genuß. Mit viel Befriedigung wird man auch die sinnigen, warm empfundenen Dichtungen lesen, welche Ferdinand Moras den von ihm in künstlerisch vollendeter Weise ausgeführten Lithographien in Radiermanier beigegeben hat; sein Prachtwerk liefert auf's Neue den Beweis, daß in jedem echten Künstler auch ein Stück Dichter steckt.

Wir kommen nun zu zwei Dichtern, denen wir Vieles vom Besten verdanken, das die deutsch-amerikanische Lyrik überhaupt aufzuweisen hat, nämlich Theodor Kirchhoff und Ernst Anton Jüdt. Die poetischen Erzeugnisse Kirchhoff's sind — wir theilen hier das Urtheil Dr. Brühl's mit, dessen Skizze auch die biographischen Angaben entnommen sind — Perlen, an Strände der pazifischen Küste aufgezelen, Goldkörner im Sande der Cordillerenbäche gesammelt, Südfrüchte von den Blüthenbäumen der Tropen gepflückt. Sie verrathen eine scharfe Beobachtungsgabe, die auch im Detail spannend bleibt und für die Eindrücke der überwältigend großartigen Natur, wie die neue Welt sie bietet, die frische, lebendige Darstellung und farbenprächtige Form findet. Herrlich sind in dieser Beziehung die Mississippi-Panoramen und der „Mantel des Mount Davidson“. In manchen Liedern, wie in „Verloren“, „M. A.“, „Meinem Vater“, verräth sich ein tief empfindendes Gemüth — ein Gemüth, das den herben Schmerz um die verlorenen Geliebten in wehmüthigen Accorden anhaut, während in anderen ein köstlicher Humor sprudelt. In den Gedichten der früheren Zeit findet sich nur selten ein epischer Anklang; in seinen neueren jedoch hat er sich der Bearbeitung von Balladen und Sagen mit größtem Erfolge zugewandt, wie z. B. im „Felsbild im Rosenitethale“, „Heldin von Hufum“, „Gräber am Donnersee“ u. a. Als Prosaisker werden wir ihn später näher kennen lernen. Kirchhoff's poetisches Schaffen ist noch nicht zu Ende, und darf man noch manche Gabe von ihm erwarten. Abgeschlossen dagegen liegt vor uns das literarische Wirken Jüdt's. Er ist ein ungemein vielseitiger Dichter. Sein bestes Können tritt uns in seinen episch-didaktischen Dichtungen entgegen, die alle in großem Stile abgefaßt sind. Seine Lyrik ist hauptsächlich Gelegenheitspoesie, worin wir indeß gerade einen Vorzug sehen; er dichtet nicht aus Langerweile, sondern aus innerem Bedürfniß, und singt nur, „was die Liebe ihn gelehrt hat“. Viele dieser Gedichte sind politischen Inhalts; er vertritt in kerniger, edler und begeisterter Sprache die Sache

der Freiheit, des Fortschritts, und dem alten Vaterland, dessen Schicksal er mit glühendem Herzen verfolgt, hat er manch herrlich Lied gesungen. Seine anderen lyrischen Gedichte erinnern vielfach an Brentano und auch an Heine; dieselbe Ironie und Grazie auf der einen, und der volksthümliche Ton, sowie der geheimnißvolle Hauch auf der andern Seite. Recht gelungen sind auch seine Dramen, auf die wir später eingehen werden, und vorzüglich seine Bearbeitungen englischer Dichtungen.

Die freisinnige Richtung, wie sie namentlich in Turnerkreisen gepflegt wird, findet ihren dichterischen Ausdruck in Jakob Heine und Hugo Andriessen; letzterer hat auch den Gedanken „Poesie durchhaucht das All“ in zahlreichen, die Natur verherrlichenden Gedichten ausgeführt. Wohlklingend und von gemüthvoller Auffassung zeugend, sind sodann die Gedichte Anton Thormählen's und Sutor-Schücking's. In weihervolle Stimmung versetzt das bekannte Preisgedicht zum Schillerjubiläum von Ernst Reinhold Solger. Als Meister der Sprache zeigt sich Udo Brachvogel in seinen klaren Gedichten; namentlich sind seine glänzenden Schilderungen in den dem alt-römischen Leben entnommenen Dichtungen hervorzuheben, worin er sich als ein würdiger Schüler Freiligrath's erweist. Hervorragend sind die poetischen Erzeugnisse Viktor Precht's, gleichviel, ob er als südlischer Pflanzler uns herrliche Naturschilderungen bietet, oder ob er den Volkston anschlägt und der deutsch-patriotischen Begeisterung der Jahre 1870 und 1871 Worte leiht. Von großem Gedankenreichtum zeugen die Gedichte Dr. Friedrich Castelhun's; sie tragen zwar meist eine radikale Färbung, aber überall tritt er uns als Verkünder des Idealismus und als begeisterter Herold deutscher Sprache und deutschen Wesens entgegen. Einer der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Dichter sodann ist Julius Bruck. Nur bei wenigen finden wir solche Kraft der Darstellung, solch köstlichen Humor und solch hohe Weltauffassung, und unwillkürlich denkt man beim Lesen seiner lachenden Lieder an den Altmeister Viktor v. Scheffel. Bruck ist ein Schüler Scheffel's, aber nicht einer von jenen bierseligem Nachahmern, wie in Deutschland so viele aufstauchten, sondern wir finden bei ihm lebensfrohen Scherz, der nicht in Platttheit ausartet; und während Scheffel in seinen Werken das Deutschthum so betonte, daß er es gleichsam aus dem Schacht des Mittelalters ausgrub und seine Gesänge zum Theil nur für deutsche Studenten schrieb, huldigt Bruck dem Humanitätsprinzip im Allgemeinen; er dichtet für den Menschen überhaupt, obwohl er sein Vaterland nicht vergißt und Alles, was deutsch ist, der „heiligen Muttersprache süßen Laut“, die deutschen Frauen, deutsche Kunst und Wissenschaft, deutschen Wein mit freudem begrüßt. Nicht so hohes Lob gebührt Bruck als Epiker; seinem Epos „Ahasver“, einer sonst ideenreichen Dichtung, worin der bekannte ewige Wanderer als das Ewig-Irrende im Menschengeste dargestellt wird, geht der einheitlich Gedanke ab, auch ist die Sprache darin vielfach schwer verständlich und sind zu viele technische, dem gewöhnlichen Leser fernliegende Ausdrücke gebraucht. Ein wirklich begabter Dichter ist Friedrich Albert Schmitt. Er singt, wie Nies treffend ausführt, in äußerst flüssigen Rhythmen von den Schönheiten der Natur, von Blumen und Vogelsang, von Wind und Wellen, von Frühling und Herbst, vom Scheiden und Meiden, von Lust und Leid der Liebe, von fröhlichem Wandern und von stillem Heimweh. Es sind alte Stoffe, aber man kann sie bei Schmitt gern noch einmal lesen. Er hat ein starkes Naturgefühl und empfindet frisch und warm, wenn auch nie allzutief. Ein Zug in's Große, fernerliegende, wie er uns bei Dorsch, Jüdt und Kirchoff begegnet, fehlt jedoch Schmitt. Weitgreifende Fragen aus seiner Zeit heraus berührt er nur selten und stets nur flüchtig. Auch seinem Liebesleben, das ihn zu manchem sonst recht gelungenen Lied bewegt, weiß er keine neue Seite abzugewinnen; wie er denn über-

haupt keine bedeutende Dichterphysiognomie trägt und ihm eine bestimmte Eigenart abgeht, so groß und wirklich bewundernswerth auch sein Verstand ist, das ihn Reim und Rhythmus mit spielender Leichtigkeit handhaben läßt. Diese Anmuth in der Form, verbunden mit einer gewissen harmonischen Tonhaltung, ist es auch, was uns den Dichter sympathisch macht. Viele seiner Lieder sind förmlich „Gefungen“, und alle tragen etwas Sängliches, Wiegendes, Melodisches an sich. Ueber den Zugeständnissen, die dem Versklang gemacht werden, wird freilich manchmal der gedankliche Inhalt vernachlässigt.

Aus der ersten Hälfte unserer Periode sind noch hervorzuheben *Max Eberhardt*, dessen gedankenreiche Gedichte den fleißigen, philosophischen Forscher und Denker verrathen; dann *Otto Körting*, welcher seine heiteren Empfindungen uns in gefälliger Form mitzutheilen weiß; ferner *Dr. Erdmann*, *Dr. Haring* und *Adolf Pohle*; dann weiterhin *Heinrich Cange*, dessen zwei Bände Gedichte freilich nur sehr geringe poetische Begabung verrathen; ferner die beiden, nicht unbegabten, aber frühzeitig zu Grunde gegangenen *Paul Koebel* und *Hugo Schlag*; endlich *Wilhelm Riggert*. *E. Porsch's* didaktisches Gedicht „Der wahre Glaube in folge denkender Naturbetrachtung“, St. Louis 1858, bietet bloß ein phrasenreiches Wiederkäuen allbekannter Lehren der Naturwissenschaft.

Wenden wir uns der neueren Zeit zu, so verdienen als zu dieser Gruppe gehörend hervorgehoben zu werden an erster Stelle drei Bewohner von Milwaukee, nämlich *Siller*, *Soubron* und *Gugler*. *Frank Siller* begründete seinen Ruf durch seine meisterhafte Uebersetzung von *Kongfellow's* *Evangeline*. In schöner deutscher Sprache giebt er uns diese prächtige amerikanische Jyulle, und namentlich fesseln darin die wahrheitsgetreuen Naturschilderungen, die ihm um so besser gelingen, da er in seiner Jugend die meisten der in dem Gedicht geschilderten Gegenden als Jäger durchwandert und dabei „der Wildniß geheimnißvolles Rauschen“ vernommen hatte. Dieselbe schöne Sprache finden wir in *Siller's* „Liedern und Sprüchen“, und wenn er in der Vorrede zu diesen sagt: Dem reifen Mann giebt sie (nämlich die Muse) manch ernstes Wort, Dem Weib die Hoffnung und des Glaubens Hort“, so haben wir in der That in in ihnen keine leichte, rasch zu überwältigende Lektüre, sondern aus allen Strophen tritt uns gedankenvoller Ernst entgegen. *Otto Soubron's* *Lyrrik* trägt keinen bestimmt ausgeprägten Charakter; es müßte denn sein, daß man den leidenden Jüngling, der in seiner erschütterten Gesundheit seinen Ursprung hat, in den Versen wolle gelten lassen. Seine Gedichte, die lyrischen sowohl wie die epischen (Indianersagen behandelnd) sind gut, nur fehlt ihnen hier und da die feile. In *Julius Gugler* tritt uns ein Lyriker entgegen, der ernstlich bestrebt ist, die Kinder seiner Muse in gefällige Form zu kleiden. Man merkt es ihnen an, daß viel Fleiß und Nachdenken auf sie verwendet wurde, und sicherlich dürfen wir noch mehr durch gereifte und formvollendete Produkte dieses Dichters erwarten. Mitten in ihrem poetischen Schaffen stehen ferner vier New Yorker, nämlich *Her mann Rosenthal*, dessen Gedichte und poetische Bearbeitungen von bedeutender poetischer Begabung zeugen; *Friedrich Michel*, dessen Gedichte sich leicht und glatt lesen, *Her mann Behr* und *Friedrich Edgar*. Endlich seien noch angeführt *Eugen Friedländer*, dessen überreiche Sammlung von Gedichten (unter dem Titel „Ein Kind der Zeit“) freilich dringend der Sichtung bedarf; dann *Victor Friedländer*, dem zwar ein gewisses Talent nicht abzuspochen ist, auf dessen Sammlung „Von Hüben und Dräben“ aber ebenfalls das „Weniger wäre mehr“ Anwendung findet; sowie *Richard Weinacht*, dessen „Karnevals-Blüthen“ anspruchslos Lieder bieten, von denen manche werth sind, die flüchtige Stunde toller Karnevalslust zu überleben, und *Frank Kösch*, dessen „Wiedermanniade“ indeß sehr viel zu wünschen übrig läßt.



Sozialistische Gedichte schrieben Carl Reuber (Pittsburg), der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete Frisch (Baltimore), der 1886 in New York im tiefsten Elend verstorbene begabte Sonderling Erbschloe, und Maurice Reinhold von Stern.

Wir kommen zu der dritten Gruppe, nämlich zu den Journalisten, und stellen auch hier erst diejenigen zusammen, welche in der ersten Hälfte dieses Zeitabschnittes thätig waren. Wir beginnen mit Willibald Winkler, dem Wandervogel; er hatte alle Anlagen zu einem bedeutenden lyrischen Dichter, gönnte sich aber nicht die nöthige Ruhe und schrieb eine Unmasse Verse, indem er jede „unbedeutende Lokalaffaire oder gehässige Kontroverse reinlings behandelte“. Statt sie aber der Vergessenheit anheimzugeben, nahm er sie alle in seine Sammlung auf und auch seine Gattin konnte sich in der, von ihr nach seinem Tode herausgegebenen „gesichteten“ Sammlung nicht entschließen, alle die werthlosen Gedichte zu verbannen; dadurch aber werden die wirklich besseren stark beeinträchtigt. Heinrich Ende wurde, noch ehe er aus der Sturm- und Drangperiode seines Lebens zur ruhigen Arbeit durchgedrungen, vom Tode hinweggerafft, und so tragen alle seine dichterischen Versuche einen unfertigen Charakter. Die beiden folgenden, Karl Meinecke und Friedrich Wilhelm Heß, waren beide hochbegabt, und ihre poetischen Produkte beweisen, daß sie das Zeug dazu hatten, wirklich Treffliches zu leisten; allein ihre Erfahrungen in diesem Lande trieben sie einem Pessimismus in die Arme, welcher mehr und mehr das ideale Streben in ihnen erlöschte. In Meinecke lebte eine Natur, der, wie in Heine jeder Ernst Scherz, und selbst der Tod nicht Ernst ist; Hohes und Niederes, Erhabenes und Frivoles vermischt sich in seinen Liedern. Dasselbe gilt von Heß oder eigentlich Hasselt, dessen von Geist und Wit sprühenden Gedichte f. J. gerechtes Aufsehen erregten. Ebenso reich an Geist und Humor, Witz und Satire erwies sich Rudolph Thoma in seinem derb-fomischen Epos „Hannes Schaute“, alias Shoddy, worin in vierfüßigen Trochäen die Entwicklung eines plattdeutschen Auswanderers vom zuvorkommenden Grocery-Clerk bis zum Staatssenator gezeichnet wird, und in seinen kleinen humoristischen Gedichten; doch hat er auch ernste Poesien geschrieben, worunter das Gedicht „Gutedel“ als eine Perle von mehr als gewöhnlichem Werthe gelten muß. Erwähnenswerth ist auch Adolph Wallich.

Es folgt Leopold Schenk, der leider zu früh verstorbene geistige Leiter des „Puck“. So trefflich auch die Leitgedichte seines Vorgängers August Herold in der Redaktion dieses Blattes waren, erst Schenk hat, nicht nur durch seine Leitgedichte und seine drolligen Plaudereien (des Till Toll), sondern durch seinen geistigen Einfluß auf den genialen Künstler Kessler, den „Puck“ zu einer öffentlichen Macht erhoben. Mit gebiegenem Wissen ausgestattet, zeichnete sich Schenk durch meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache und namentlich durch einen eigenartigen, feinen Humor aus. Ernst und Scherz, sinnig gepaart und in edle Sprache gekleidet, kamen in seinen Dichtungen zu wirksamster Geltung, und es ist noch keinem seiner Nachfolger gelungen, die durch seinen Tod gerissene Lücke ganz auszufüllen. Einer derselben, Emil A. Knottner, leistete zwar ganz Annehmbares auf dem Gebiete der Satire, allein es ging ihm die Genialität Schenk's völlig ab.

Als Lyriker von Begabung zeigt sich uns Paul Julius Immergrün, von dessen Gedichten viele komponiert wurden. Curt Thiersch verlegt sich hauptsächlich auf Bearbeitung von Indianer-Episoden und Sagen. Den Gedichten von Frig zur Windmühlen fehlt die Feile und nur wenige verdienen mehr als vorübergehende Beachtung.

Unter den dichtenden Journalisten der neueren Zeit nimmt den ersten Rang der geniale und hochbegabte Edward Ceyh ein, dessen gedankenvolle Dichtungen den philosophisch geschulten

Meister bekunden. Als echter Poet erweist er sich namentlich auch in seinen höchst gelungenen Uebersetzungen englischer Dichtungen; denn er versteht es, in denselben nicht nur die ganze Frische und Ursprünglichkeit der Originaldichtungen zu erhalten, sondern auch die formellen Schönheiten der letzteren wiederzugeben. An Leyh reihet sich ebenbürtig als philosophischer Dichter Dr. Paul Carus, der uns in trefflichen Gedichten seinen geistigen Entwicklungsgang zeichnet. In knapper Form und doch schöner Sprache bietet er seine Gedanken und Stimmungen, und neben seiner ernsten Poesie beweisen einzelne Gedichte, daß ihm die humoristische Ader nicht fehlt, wie er auch seiner Ironie sich zu bedienen weiß. Seine Balladen sind ebenfalls vortrefflich gelungen. Bedeutende Formgewandtheit und tiefes Gefühl verrathen die Gedichte von Wilhelm Keilmann; namentlich seine „Festkantate für die Columbusfeier“ ist eine Dichtung von großer Schönheit, welche mit Recht preisgekrönt wurde. Ferner sind zu nennen Georg Schleyer, Hermann Determann, dann der, trotz seiner Erblindung noch rüstig arbeitende Emil D. Kargau, Wilhelm Feistkorn, Hermann Riote, der sich auch als Recitator einen Namen erworben hat; Georg Juraschek, Karl Reuter Kerger, der Satiriker J. A. Seebaum, Carl Lorenz, Otto Walster und Gustav Eysler.

In der vierten Gruppe sind Lehrer und Pädagogen zusammengestellt. Wir beginnen mit dem fruchtbarsten und in seiner Art hervorragendsten Schriftsteller unter ihnen, Karl Knorß. Seinen bedeutenden Ruf hat sich Knorß hüben und drüben durch seine zahlreichen Prosa-Arbeiten erworben, auf die einzugehen, wir uns indeß hier versagen müssen. Er ist aber auch ein Dichter von hervorragender Bedeutung. Mit großem Geschick behandelt er epische Stoffe, und seine stimmungsvollen Balladen sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den Verfassern dieser Dichtungsgattung. Man weiß freilich auch bei diesen Balladen nicht immer, wie viel auf die Originaldichtungen kommt, an welche Knorß sich anlehnt, schöpft er doch aus den verschiedensten modernen und älteren Literaturen. Sein großes Talent giebt sich gerade darin kund, daß er in meisterhafter Weise fremdsprachliche Dichtungen in deutsches Gewand zu kleiden weiß, und man muß dabei billig staunen über die vielseitige Sprachkenntniß des Verfassers, der uns nicht nur Uebersetzungen oder besser Nachdichtungen aus dem Englischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen, Dänischen, holländischen, sondern sogar aus dem Altdeutschen und Chinesischen bietet. Von seinen eigenen Dichtungen sind hervorzuhoben die humoristischen Gedichte, deren Form freilich hier und da zu wünschen übrig läßt, und vor Allem seine Epigramme, die zu dem Besten gehören, was in neuerer Zeit auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Einen weiteren hervorragenden und talentvollen Dichter treffen wir in Wilhelm Müller. Alle seine Gedichte zeichnen sich durch melodischen Klang, durch schöne Sprache und durch tiefen Gehalt aus. Geradezu meisterhaft sind seine Balladen. Dabei steht dem Verfasser ein feiner Humor zur Verfügung, der namentlich in seiner „Schabiade“ zur vollen Entfaltung kommt. In diesem humoristischen Epos giebt Müller eine satirische Beleuchtung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Deutsch-Amerikanerthums, und die oft drastische Komik darin erinnert vielfach an die bekannte Kortum'sche Jobiade. Die Gedichte Hermann von Wahlde's und Heinrich Fick's sind meist rein lyrischer Natur und geben uns Stimmungsbilder von großer Schönheit. Wilhelm Alpers behandelt in seinem Epos „Die Heldenbraut“ eine Episode aus dem amerikanischen Befreiungskriege, worin Deutsche die Hauptrolle spielen; nur schade, daß seine Personen gar nichts heldenhaftes an sich haben, sondern mark- und kraftlos sind. Viel besser und oft voll wirklich poetischer Schönheit sind die eingestreuten Naturschilderungen, welche beweisen, daß Alpers eher zum Lyriker als zum Epiker das Zeug hat. Einen verdienten Ruf hat sich Carl Theodor

Eben erworben durch seine meisterhafte metrische Uebertragung von Poe's genialem Gedicht „The Raven“; wer so übersetzen kann, dem müssen selbst die Geheimnisse wahrer Poesie nicht fremd sein, und es ist nur zu bedauern, daß Eben durch andere schriftstellerische Arbeiten von weiterem dichterischen Schaffen sich abhalten läßt.

Wir führen weiter an: Georg Herrmann und Mag Hempel, welche Beide recht Tüchtiges leisten. Hart und schwungvoll sind die Gedichte Hermann Ruhland's, welcher auch sehr gute geistliche Lieder abgefaßt hat. Als letzten und jüngsten, zu dieser Gruppe gehörenden Dichter nennen wir Konrad Nies. In ihm tritt uns einer der bedeutendsten Kyriker Deutsch-Amerika's entgegen; ja, er möchte wohl kaum unter der jüngeren Generation einen Rivalen haben. Ganz richtig sagt Otto Sonbron: „Nicht nur bekundet sich in den Nies'schen Gedichten der formgewandte, sprachliche Schwierigkeiten scheinbar spielend überwältigende, schwungvolle und phantasiereiche Dichter, sondern auch der die Bedeutung seiner Zeit verstehende und für die Ideale der Zukunft begeisterte Mensch.“ Nies ist es mit der Poesie heiliger Ernst; er ist ihr Priester und so von Begeisterung durchdrungen, daß alle seine Gedichte buchstäblich „funken“ von dem in seinem Innern brennenden Feuer sind. Seine Empfindung ist durch und durch wahr, sein Ausdruck schön und rein; was im Innersten des Menschenherzens vorgeht, das „weiß er bald tröstend, bald klagend, immer aber im tiefsten Grunde und im Hinblick auf ein ewig unerschütterliches Lebensideal versöhnend zu offenbaren“. Kein Wunder, daß er auch im alten Vaterland Beachtung und Bewunderung gefunden hat. So schreibt die Berliner Gegenwart: „Der Verfasser hat in seinem reichbewegten und transatlantischen Leben weder die Heimath noch ihren Lieder Mund vergessen. Eine durchaus sympathische Erscheinung. Seine Verse haben Wohlklang und Melodie, die Lieder Duft und Stimmung, die Balladen Schwung und Leben, und auch im gedankenreichen, glattgefeilten Sonnett zeigt er seine Meisterschaft. Zumal dort, wo die Sehnsucht und das Heimweh ihn begeistern, findet er eigene Töne und greift uns mächtig an's Herz.“ Mit großem Erfolge ist Nies auch als Recitator aufgetreten.

Wir kommen zur fünften Gruppe, welche die Dichter unter den Geistlichen umfaßt. Zu den protestantischen Geistlichen der früheren Zeit dieser Periode gehören Philipp W. Bickel, dessen Gedichte ein bedeutendes poetisches Talent kundgeben, ferner Wilhelm Strobel, der die zartesten Saiten anzuschlagen weiß und J. G. Eberhard und Johannes Rudolph. Von hervorragender Bedeutung ist Emil Sartorius Schneider; schon seine Soldatenlieder fanden Anklang, mehr aber noch seine poetische Bearbeitung der Bibel, welche großes Geschick verräth, und seine patriotischen Neuen deutschen Heldenbücher. Die beiden hervorragendsten protestantischen Dichter der neueren Zeit sind August Berens und Petro Igen, deren Gedichte sich durch große Formgewandtheit und tiefe Empfindung auszeichnen. Erwähnenswerth sind ferner J. W. Herzberger, Gottlieb C. Berke meier, J. W. A. Kiefeld, Carl Rohe und J. C. Stepler. Unter den zahlreichen katholischen Geistlichen, welche poetische Arbeiten veröffentlicht haben, sind hervorzuheben: Ferdinand Schreiber, der auch ein kleines Epos „Amanda“ schrieb, Wilhelm Färber, der verstorbene Eugen Funken, dann Ferdinand Hundt, M. J. Joerger und Alexander Berghold, Heinrich Meißner, der verstorbene J. K. Sailer und E. Paquet (vgl. des letztern Artikel über die deutsch-katholischen Dichter-Priester Amerika's). Die Gedichte all dieser Genannten sind der Beachtung werth; namentlich zeichnen sich die von Schreiber und Färber durch glatte Form und poetischen Schwung aus. Was auch allgemein wohlthuend berührt, ist der Umstand, daß in den Gedichten, welche nicht religiösen Inhalts sind, manch gutes, kräftiges Wort gesprochen wird zur Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens.

Die sechste Gruppe endlich bilden die Dichterinnen dieser Periode. Ebenan unter ihnen steht die in der Blüthe ihrer Jahre verstorbene Frau Minna Kleeburg. Ihre Gedichte zeichnen sich alle durch schöne Sprache, treffliche Gedanken und echt dichterischen Schwung aus; einzelne darunter sind wahre Perlen, die ihr für immer einen Platz in der zeitensässlichen Literatur sichern. Ihr am nächsten, sowohl was die Auffassung als auch die Gedankenweite und die Formvollendung anbetrifft, steht Frau Marie Kaible, deren Gedicht „Deutsch-Amerika“ mit Recht die Kunde durch die Presse machte. Die Gedichte der verstorbenen Frau Bella Siebing sind warm empfunden, bewegen sich aber innerhalb eines sehr engen Kreises. Das Letztere gilt auch von den Gedichten von Marianne Kühnhold, von denen zudem viele ganz werthlos sind. Dagegen verdienen die Gedichte und sonstigen literarischen Arbeiten von Frau Pauline Widemann volle Beachtung, sowohl wegen der darin zum Ausdruck kommenden edlen Gedanken, wie auch wegen ihrer schönen Sprache und dichterischen Auffassung; ebenso ist Dorothea Böttcher hervorzuheben, welche sich als lyrische Dichterin einen beidenswerthen Ruf erworben hat. Erwähnenswerth sind endlich die verstorbene Frau Fauny Gumpert, dann Tina Gühner, welche Balladen und ein Drama „Die Wahl“ schrieb, sowie Auguste Bender, die freilich als Novellenschreiberin weit Besseres leistet wie als Dichterin („Haidelblumen“, eine Sammlung meist schwermüthiger Gedichte, welche 1887 erschien, wurde von der Verfasserin selbst wieder zurückgezogen), und Minna Neuer („Am Wege gepflückt“, Gedichte, Washington). Der Vollständigkeit wegen führen wir aus früherer Zeit noch an: Marie Westland, die Gattin Dr. Blöde's, und Gertrud Blöde (Stuart Sterne), welche beide indeß beinahe ausschließlich sich der englischen Sprache bedienten.

Wir beschließen unsere Uebersicht mit Anführung dessen, was von Deutsch-Amerikanern auf dem Gebiete der Dialektdichtung geleistet wurde. Aus dem Pfälzischen hat sich mit Zusätzen aus dem Schwäbischen und Alemannischen das sog. Deutsch-Pennsylvanisch gebildet, welches noch heute in Pennsylvanien von eingewanderten Deutschen und ihren Nachkommen am reinsten und besten ist und bei Allentown gesprochen wird. Dieser Dialekt wurde in Zeitungen und anderen Schriften angewendet, und so kann es nicht überraschen, daß wir auch Dichter, die sich dieses Dialektes bedienen, antreffen. In der Periode der Vorachtundvierziger war es Ludwig A. Wolleweber, der das Pennsylvanisch-Deutsche in Prosa und Poesie gebrauchte. Der bedeutendste Dichter dieses Dialektes aber war Heinrich Harbaugh, dessen Dichtungen insgesammt eine frische und Ursprünglichkeit athmen, wie man sie sich origineller kaum denken kann; dabei giebt sich ein reiches, tiefes Gemüth mit feinem Humor fund. Gestoft dürfen wir ihn neben Karl von Höltei stellen. Ebenso naturwahr schildert uns Heinrich E. Fischer das Leben der Deutschen in Pennsylvanien in dieser Mundart; nur geht ihm das tiefe Gemüth Harbaugh's ab. Unter den deutschländischen Dialekten, welche hiezulande dichterisch gepflegt wurden, steht, wie nicht anders zu erwarten, das Plattdeutsche obenan. Der Erste, der uns in dieser Mundart einen echt poetischen Strauß bot, war Ferdinand W. Lafreny, den kein Geringerer als Klaus Groth einführte und dessen empfindungsvolle und amuthige Lieder Groth „as frische Grasmell un söte Grasbotter mit Summerduft un Heimathsluft“ bezeichnet. Alfred Arnemann's plattdeutsche Gedichte folgen der Fritz Reuter'schen Sprachweise und schlagen meist einen didaktischen Ton an. Seinen würdigsten Schüler aber hat Reuter auf amerikanischem Boden in Carl Münter gefunden, der in seinem schönen Epos „Nu sünd wi in Amerika“ uns ein prächtiges, aus dem Volksleben gegriffenes Bild entwirft. Alle seine Personen sind wahr und echt, und die eingestreuten Naturschilderungen sind geradezu meisterhaft.

Wilhelm Diescher bringt in seinen Hamburger Plattdätschen Gedichten die humoristische wie die ernste Seite des plattdeutschen Volkswesens in gewandter, vollendeter Form zum Ausdruck; seine Verse lesen sich alle leicht und süßig, nur läßt der Inhalt öfters zu wünschen übrig, und eine Sichtung wäre in der umfangreichen Sammlung am Platze gewesen. Beachtenswerth sind die Gedichte von Nikolaus Butenschön, wenn sich ihr Inhalt auch nicht über das Alltägliche erhebt. Außerdem veröffentlichten noch Adolf Hachtmann, Gustav Holtzhausen und William Fricke Gedichte und Erzählungen in plattdeutscher Mundart. Einen trefflichen Vertreter hat der hessische Dialekt in Georg Usmus gefunden. Sein, von köstlichem Humor durchzogenes „Amerikanisches Skizzenbüchlein“ hat mit Recht hier und im alten Vaterland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; mit warmem Herzen greift er mitten hinein in's volle Menschenleben und in die Natur und bietet uns eine anmuthende und originelle Lektüre. Ein ebenso uneingeschränktes Lob verdienen die Gedichte in schwäbischer Mundart von Johann Martin Bürkle; echt schwäbische Gemüthlichkeit, gewandte Darstellung, poetische Auffassung und sprachlich richtige Wiedergabe der Eigenthümlichkeiten dieses Dialekts sind Vorzüge Bürkle's, die ihm auch im alten Vaterland Beachtung und Anerkennung eingebracht haben. „Schwäbische Knittelverse“ hat G. Heerbrandt in seinem „Hannes in Amerika“ (New York 1876) veröffentlicht. Zum Schluß noch drei Vertreter des Dialektes, welcher in Eugenburg gesprochen wird. Es sind Nikolaus Sonner, Johann Baptist Nau und Nikolaus Ed. Becker; allen Dreien wird von Kennern dieses für den Sprachkundigen nicht gerade leicht verständlichen Dialektes poetische Begabung nachgerühmt. Sehr angenehm berührt ihr treues Festhalten an deutschem Wesen.



I.

# Religiöse Periode.

1675—1825.

## Franz Daniel Pastorius.

Geboren den 26. September 1651 zu Sommerhausen in Franken, studierte er die Rechte in Straßburg, Basel und Jena, wanderte 1685 als Bevollmächtigter der „Frankfurter Landcompagnie“ nach Pennsylvanien aus, gründete die erste deutsche Ansiedlung, Germantown, war daselbst als Richter, Bürgermeister, Lehrer und Schriftsteller thätig und starb den 27. December 1719. Er schrieb 43 Werke in deutscher, lateinischer, englischer, französischer, holländischer und italienischer Sprache, und zwar lehrhafte und praktische Abhandlungen, theologische und philosophische Traktate und dichterische Versuche. Gedruckt erschienen blos: „Drei kleine, doch ungemeyne und sehr nützliche Traktätlein. 1. Von aller heiligen Lebens-Übung. 2. Von aller Päbste Gesetz-Ausführung. 3. Von der Concilien-Stritt-Sopirung. 4. Von denen Bischöffen und Patriarchen zu Constantinopel. Zum Grunde der künftig hin noch ferner darauf zu banen vorhabender Wahrheit praemittiret durch fr. D. Pastorium J. A. D. 1690.“ Und: „Umständige Geographische Beschreibung der zu allerlezt erfundenen Provinz Pennsylvania, in denen Endgrängen Americae in der Westwelt gelegen. 1700.“ Beide Bücher sind natürlich in Deutschland gedruckt. Alle übrigen Schriften, 45 an der Zahl, blieben ungedruckt und gingen, mit Ausnahme weniger, verloren; doch ist das Verzeichniß derselben, in Pastorius' eigener Handschrift, noch vorhanden. Erhalten ist u. a. sein Hauptwerk „Alvearium oder Bienen-Hive“, eine encyclopädische Sammlung alles Dessen, was P. für sich und seine Kinder als wissenswerth erachtete. In gutem Englisch und knappem Styl behandelt er auf etwa 1000 Seiten (jede Seite mit durchschnittlich 100 Zeilen, so eng geschrieben, daß dem Werke ein Vergrößerungsglas als Schlüssel beigelegt ist), über 3000 Artikel aus der Geschichte, Kirchengeschichte, Geographie und Literatur. ferner ist noch erhalten seine Sammlung „Gedichte“ in englischer und deutscher Sprache. Wir entnehmen der Abtheilung „Deliciae Hortenses“ folgende Proben.

### An die Freunde, welche den Garten besuchen.

Ich finde in der weiten Welt  
Nichts denn nur Ausrubr, Krieg und Streit,  
In meinem engen Gartenfeld  
Lieb, Friede, Ruh und Einigkeit.  
Mein' Blümlein sechten nimmermehr,  
Was alles ihnen auch geschieht;  
Sie wissen nichts von Segenwehr,  
Kein Waffnen man dar jemals sieht.  
Drumb' acht ich ihr Gesellschaft hoch  
Und bin bei ihnen gern allein,  
Gedenke oft, daß Christi Joch  
Will ohne Rach' getragen sein.

Allermaßen ungebührlich  
Ist der Handel dieser Zeit,  
Daß ein Mensch so unnatürlich  
Andre drückt mit Dienßbarkeit.  
Ich möcht' einen solchen fragen,  
Ob er wohl ein Slav' möcht' sein?  
Ohne Zweifel wird er sagen:  
Ach, bewahr' mich Gott! Nein, nein!

Wer keinen Garten baut,  
Und nichts von Blumen weiß,  
Niemals zurücker schaut  
Ins irdisch Paradies:  
Ist nur ein Sclav und Knecht  
Zum Pflug und Fluch bestimmt (Gen. 5, 17),  
Und ihm geliehbet recht,  
Daß er sich selbst benimmt  
All die Ergötzlichkeit,  
Die aus den Gärten fließt,  
Und man in dieser Zeit  
Nach wohl hiernach genießt.

Recht kluge Menschen wissen,  
Daß sie und die Narcissen  
Das Weltrund nur begrüßen,  
Und bald von hinnen müssen.

Wie willst du weiße Lilien  
Zu rothen Rosen machen!  
Küß unversehens Polyzyn,  
Sie wird eröthend lachen.



**Kü mlein** von Jerusalem  
Wahren Christen angenehm,  
Himmel-Röslein hier auf Erden  
Sollten hochgeachtet werden.

Das **Peterlein** gekocht in Wein  
Macht Appetit und bricht den Stein,  
Treibt den Urin und stärkt den Magen,  
Erweckt auch sonst ein feint' Wehagen,  
Bist du dem Gedächtniß, dient vor Sndt  
Und ist des Gartens beste Frndt.

**Magenblümlein** sind zwar klein,  
Aber doch besonders fein,  
Und gedünstert in Wein  
Sollen sie sehr dienlich sein.

Schau', wie vergänglich sind die Rosen und Narzissen,  
Und was für Blumen mehr der höchste Künstler dir  
In dieser Frühlingszeit stellt in dem Garten für,  
Indem sie heute kaum die Mutter Erde grünen,  
Wird morgen Niemand mehr von ihrem Orte wissen.  
Der schöne Schmuck verfällt, der Wind raubt alle Hier.  
Ja, ein unreines Schwein, das tritt sie gar mit Füßen.  
So, lieber Leser, geht es gleichfalls dir und mir,  
Deswegen laßet uns auf's Sterben sein bestirn.

Die Fehler meiner Brüder  
Sind mir zwar ganz zuwider,  
Doch wegen eines Worts  
Ihr Jengnis zu vernichten,

Und freventlich zu richten  
Find ich nicht meines Orts.  
Es ist das freche Lämpfen,  
Ein schändes Wahrheits-dämpfen,  
Ein' Art des Vnder-Mords.

Drum wann nun andre sechten,  
Um Schrift und Buchstab rechten,  
Will ich ohn Vandal-Schein  
(Wiß mich der Herr ruh) schweigen,  
Friedfertig mich erzeigen  
Und unpartbeylich seyn,  
Das Gute trenlich üben,  
Mein Freund und Feinde lieben,  
Denn das bringt keine Pein.

Kein Nachren, keine Schmerzen,  
Kein Unruh in dem Herzen,  
Kein Zwyspalt, sondern Freud,  
Ja himmlisches Vergnügen,  
Wann wir uns wieder fügen  
Für alten Ehrigkeit,  
So uns als Christen ziehmet  
Und der Apostel rühmet  
Abmachend von dem Streit.

Die gern mit Disputieren  
Ihr theure Zeit verlieren,  
Die geben nur Verdruß,  
Ich wünsch, daß Gottes Wille  
Erfüllt werd in der Stille  
In heter Ren und Vuß.

## Conrad Beißel.

1690 in der Pfalz geboren, erlernte er das Bäckerhandwerk, wurde religiöser Schwärmer, kam 1720 nach Amerika, gründete 1755 das Kloster Ephrata, Pa., wo er die erste deutsche Druckerei einrichtete, und starb 1768. Es wurden im Ganzen 57 Werke in Ephrata gedruckt, welche von Beißel, sowie von 55 Brüdern und 22 Schwestern des Klosters verfaßt wurden, darunter Ludwig Höcker, Michael Wohlfahrt, Peter Miller, Maria Eicher, Ezechiel Sangmeister u. A. Die Titel der größten Werke lauten: „Der Zionitische Weyrauch-Hügel“ (820 Seiten), „Das Gesäng der einsamen und verlassenen Turteltaube, nemlich der christlichen Kirche“ (495 Seiten), 1747, „Paradissches Wunder-Spiel, welches sich in den letzten Zeiten und Tagen in denen Abendländischen Welt-Theilen, als ein Vorspiel der neuen Welt hervorgethan“ (472 Seiten), 1766. Als Proben mögen folgende Verse Platz finden:

Wie ist mir so wohl,  
Wenn ichs sagen soll,  
Ich kanns nicht vor Liebe nennen,  
Was in mir vor Brauß thut brennen.  
Wenn ichs sagen soll:  
Ich bin Liebe voll.

Ich bin verliebt, ich kanns nicht hehlen,  
O reine keusche Himmelsbrant!  
Ich will von deiner Lieb erzählen,  
Die sich mit mir im Geist vertraut.

Denn deine Tren hat mich bewegt,  
Daß ich dir gebe Alles hin:  
Du hast mich gang in dich gezogen  
Und hingenommen meinen Sinn.

Was ist, o Schöner, das ich nicht  
In deiner Liebe habe?  
Sie ist mein Stern, mein Sonnenlicht,  
Mein Quell, da ich mich labe,  
Mein süßer Wein, mein Himmelsbrod,  
Mein Kleid vor Gottes Throne.

Hat mich nicht dein Pfeil getroffen?  
 Steht mir nicht dein Alles offen?  
 Liebste, längstest du dies Pfand,  
 So du mir zum Mahlschaz geben?  
 Sah ich dich nicht in mir leben,  
 Als dein Blick mich überwand?“

„Komm, o Taube, komm mein Leben,  
 Laß dir tausend Küsse geben,  
 Weil mein Mund an deinem hängt!“

Kunst, ihr Sterne, überlant, daß ich liebe;  
 Und ihr Wasser, ruhet nach, daß ich liebe!  
 Alles, was nur Stimmen hat, sag dem Kämme  
 Viel von meiner Flamme.

## Johann Kelpius.

Geboren in Siebenbürgen, in der Schule Phil. J. Spener's und Jakob Böhm's zum Pietisten und Mystiker erzogen, wanderte er 1694 nach Germantown aus, von wo er indeß bald in die Einsamkeit am Wissahickon sich zurückzog. Hier gründete er mit anderen Gleichgesinnten eine Art Gemeinde, das „Weib in der Wüste“ genannt (anspielend auf Off. Joh. 12, 1 und 6). Er starb 1708 im Alter von nur 40 Jahren. Erhalten sind von ihm zwei Handschriften; die eine enthält sein lateinisches Tagebuch und deutsche Briefe, worin er seine religiösen Ansichten darlegt; die andere geistliche Lieder, nach Art der Pegnitzschäfer gedichtet, in Alexandrinern abgefaßt, welche Namen wie „Das paradoxe und seltsame Vergnügen der göttlich Verliebten“, „Ein verliebtes Girren der trostlosen Seele in der Morgendämmerung“, oder „Bittersüße Nachts-Ode der sterbenden jedoch sich vergnügenden Liebe“ führen. Hier einige Proben:

Wann werd' ich doch dies ein anschauen und empfinden?  
 Wann werd' ich in ihm ganz zerfließen und verschwinden?  
 Wann fällt mein süßlein Oh in sein Lichtener ein?  
 Wann wird mein Geist mit ihm ein e i n e Flamme sein?

Einmal hat er einen Kuß mir gegeben,  
 Als bald konnt ich ohne ihn nicht mehr leben.  
 Nichts vergnügt mich außer ihm. Alle Dinge  
 Sind mir zu geringe.

Ich liebe Jesum nur allein,  
 Den Bräut gam meiner Seelen,  
 Kein andrer soll mein Herzgelein  
 Durch Liebe mir abstehlen.  
 Niemand kann zwei  
 Mit gleicher Treu  
 Zu einer Zeit umfassen,  
 Drum will ich andre lassen.

Wie freuet sich mein Herz und Sinn,  
 Daß ich auch mit gebracht dahin,  
 Zu schauen dieses Liebespiel,  
 Da man kann lieben nie zuviel.

Ein kleiner Blick von falscher Lieb  
 Macht oft das Herz so kalt und trüb,  
 Daß man nicht weiß, wo aus noch ein.  
 Die Lieb ist keusch und engelrein.

„O quälende Liebe! O süßeste Plag!  
 Verlege, verschiebe nicht länger den Tag,  
 Verkürze die Zeiten! laß kommen die Stund!  
 Denk' an den getreuen gerädigen Bund,  
 Und mache denselben für alle Welt kund!“

Ich bin ein Täubchen ohne Ehgatt,  
 Ganz einsam und verlassen,  
 Sind oftmals weder Zweig noch Schwatt,  
 Wo sich könnt niederlassen  
 Mein matter Geist und müder Sinn,  
 Der sich allein gericht dahin,  
 Das liebreichste Herz zu finden,  
 Um sich in Lieb ihm zu verbinden.

Und wenn der Sturm im Walde braus't und knarrt,  
 Die Riesenfichte stürzend Nachbaräume  
 Und Nachbaräume quetschend niederstreift,  
 Und ihrem Fall dämpf' hohl der Hügel donnert,  
 Dann führst du mich (erhabner Geist) zur sichern Höhle,  
 Mich dann mir selbst und meiner eignen Brust  
 Geheimt tiefe Wunder offnen sich.

Sehet, Sehet, Sehet an!  
 Sehet, Sehet an den Mann!  
 Der von Gott erhöht ist,  
 Der ist unser Herr und Christ!

II.

# Politische Periode.

1825 — 1850.





Franz Eieber.

## A. Die Vor-Uchtundvierziger.

### Franz Eieber.

Geboren am 18. März 1800 zu Berlin, besuchte er daselbst das Gymnasium und die Jahn'sche Turn- und Schwimmschule und nahm als Freiwilliger an dem Feldzug gegen Napoleon Theil. Zurückgekehrt und von seinen Wunden genesen, wollte er seine Studien fortsetzen; allein da man zu jener Zeit in der Turnerei allerlei gefährliche Weltumsturzideen witterte, mußte er mit Vater Jahn und anderen eifrigen Turnbrüdern in's Gefängniß wandern. Nach einigen Monaten ohne Verhör entlassen, wurde ihm das Studium auf einer preußischen Universität untersagt, und so bezog er die Universität Jena, wo er schon 1820 zum Doktor beider Rechte promoviert wurde. Er siedelte dann nach Dresden über und begab sich von da nach Griechenland, um an dem dortigen Freiheitskampfe theilzunehmen. Enttäuscht kehrte er dem kassischen Boden den Rücken und traf ganz mittellos in Rom ein. Hier wurde er von dem Historiker Niebuhr, zu jener Zeit preußischer Gesandter, protegirt und zum Erzieher seines ältesten Sohnes angenommen. Als er sich dann aber im Vertrauen auf ein ihm gewordenes Versprechen des Königs von Preußen nach Berlin zurückwagte, wurde er auf alle Anklagen hin nach dem Staatsgefängniß zu Köpenick abgeführt. Niebuhr erlangte für ihn nach einigen Monaten die Freiheit, und nun wanderte er nach Amerika aus. Am 20. Juni 1827 landete er in New York und begab sich nach Boston, wo er alsbald schriftstellerisch thätig war und mit Männern wie Story, Pickering, Channing, Sullivan, Tinknor und Prescott intime Freundschaft schloß. Im Jahre 1852 ging er nach New York und von da nach Philadelphia, wo ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil wurde, für das Girard College einen vollständigen Unterrichtsplan auszuarbeiten. 1855 wurde er zum Professor der Geschichte und Staatswissenschaft an das College von South Carolina zu Columbia berufen, eine Stelle, die er über 20 Jahre bekleidete und während welcher Zeit er sich durch epochenmachende Werke über Völker- und Staatenrechte einen Weltruf erwarb. 1844 besuchte Eieber Berlin, wo ihm König Friedrich Wilhelm IV. einen Lehrstuhl an der Universität anbot. Er lehnte indeß ab. Im Jahre 1856 verließ er South Carolina, um eine Professur in New York anzunehmen. Dieselbe behielt er bis zu seinem Tode, am 2. Oktober 1872. Bluntschli, Prescott, von Mohl, Mittermayer u. A. erklärten Eieber als die zuverlässigste Autorität auf dem von ihm gewählten Gebiete.

„Tagebuch in Griechenland“, Leipzig, 1825. „Wein- und Wonnelieder“, auf der Festung Köpenick entstanden und unter dem Pseudonym Franz Arnold in Berlin erschienen. „Erinnerungen an Niebuhr.“ Seine übrigen zahlreichen Werke erschienen in englischer Sprache; die bedeutendsten sind: „Manual of Political Ethics“, 2 Bände, 1858; „Legal and Political Hermeneutics“, 1859, und „Civil Liberty and Self-Government“, 2 Bände, 1855. Aus seinem Nachlaß erschienen im „Deutschen Pionier“ eine Reihe Gedichte, welche er auf amerikanischem Boden verfaßte.

#### Der Niagara.

(Philadelphia, Juni 1825.)

Noch Meilen fern hörst du ein dumpfes Tönen,  
Wie wenn in Schluchten die Geshüße dröhnen,  
Bist du noch nicht zum blut'gen Werk geführt,  
Und nur von Zeit zu Zeit auf Windes Schwingen

Des Kampfes ferne Donner zu dir dringen,  
Der Schall die Ungeduld der Streiter führt.

Und näher tönt's, wie wenn am flachen Strande,  
Auf feinem, steinentblöstem Meereslande  
Die meilenlange hohe Brandung tollt,  
Und zwischenein des tiefen Donners Hallen,  
Wie Massen Schnee auf Schnee im Lenge fallen  
Von hoher Alp in's tiefe Thal gerollt.

Und wenn der Wand'rer immer näher schreitet,  
Mehret sich der Dunst, der weit sich hin verbreitet,  
Empörtes Wasser in den kühlen hoch;  
Als Künst's entlich'n von diesem wilden Kanypfe,  
Verluch't sich's hoch in schwerem Wolkendampfe  
Und muß zurück zum Elemente doch.

Nur kleine Wölflchen dann und wann entfliehen  
Verküchtigt ans den argen Streit und ziehen  
Mit ihren Schwestern au dem Himmel fort,  
Als brächten sie die wunderreiche Kunde  
Des lauten Auftrubs in dem tiefen Schlunde  
Zum hohen, stillen, friedentrichen Ort.

Vetäubend rauscht das Loben, Donnern, Wogen;  
Du nahest ernst und gierig angezogen —  
Da, sieh — der mächt'ge Niesekufatatak!  
Dort bricht ein uuermeßliches Gewässer  
Wie ein erjürntes Volk los vom Erpreßer,  
Wo jäher Fels auf jähem Fels gepakt.

Fast bleibst du zögernd und bekommen stehen,  
Kannst du noch nicht den hehren Fall erspähen,  
Den für den Menschen Gott zum Staunen schuf;  
Wie Scheu und harr'nde Neugier sich verbinden,  
Sollt' sie sich nah dem größten Mann befinden,  
Der seine Zeit erfüllt mit Chateauruf.

Des süßen Wassers Hälfte dieser Erde  
Preßt stumm und heilig, daß befreit es werde,  
Sich duffel durch den engen, hohen Sand,  
Und prächtig wälzen sich die mächt'gen Massen,  
Smaragd in Schnee, vom hohen Rand und lassen  
Sich tief hinab in ihren wilden Schlund;

Zerpalmet Schaum, eh' sie dahin gelangen,  
Wo ew'ge dicke Nebel sie umfangen,  
Und schwerer Dunst bedeckt das tiefe Gran'n.  
Dort hörst du's wühbend in der Tiefe brausen,  
Aus der die Winde heulend dich umfansen —  
O Dante, warum konntest du's nicht schan'n?

Da tief dort unten, hast du Muth zu nahen,  
Wo dich gepeißte Wasser schon umfahen,  
Triffst dich ein schriller Ton aus wirrer Luft,  
Wie böser Geister freisichende Drommeten,  
Zum Kärmern die Gefahr, nach fehlzutreten  
Auf schleimbbedecktem Fels in wasser Gruff!

Es härmern Winde um dich aller Seiten,  
Die wild und reißend miteinander streiten  
Und Ströme jagen in dein Angesicht.  
Steh fest und sieh's aus hundert Kesseln dringen,  
Sieh Wasser mit dem festen Felsen ringen,  
Den es im laugen Kampf besiegt, zerbricht.

Ein Schaumgefäß, wie ew'ger Winter, decket  
Mit seinem Schnee, der weithin sich erstreckt,  
Des nie erspähten Abgrunds tiefen Schoof.  
Da tocht's und tanz't's und kämpf't's, und neu verfühnen  
Die Wogen sich, die schöngefärbten grünen,  
Und sagen sich vom Streite wieder los;

Und eilen fort in Strom und Gegenströmen,  
In vielen Wirbeln, die kein Ende nehmen,  
In solcher Hast, daß er nicht Zeit gewinnt,

Der Pfeilentsieh'nde Strom, sich auszubreiten,  
Der, wie das Auge kann ihn kann geleiten,  
Gewölbt in einem hohen Bogen rinnt.

Und über all' dem Horn und Gisch't und Wogen  
Schwebt farbenreich der heit're Regenbogen.  
Zur Anmuth, die in aller Schöpfung lebt,  
Muß, was so wirt, gefeßlos schien zu walten,  
Zulezt auch hier sich tröpfend noch gestalten —  
Der Geist des Herrn, der über'm Wasser schwebt.

Kometen steigen aus dem tiefen Sotte,  
Hoch scheinend über ihrer bösen Grotte,  
Seltsam Gebild aus heft'gem Wassers-Zorn,  
Geschweifte Wassermeteore, dringen  
Sie in die hohe, freie Luft, zerpringen  
Und fall'n zurück in ihren wilden Born.

Verweile, Wand'rer, siehe nicht die Schrecken,  
Die hier noch Schreckenvolleres bedecken,  
Mach dich mit diesem großen Kampf vertraut,  
Den tausend hohe Herrlichkeiten schmücken,  
Die reich belohnen, reich dich schon entzücken,  
Wo dir noch jüngst vor wüstem Gräu'l gegraut.

Das Wasser schießt in weitem, hohem Bogen,  
Zuerst in festen und smaragd'nen Wogen,  
Dann theilt sich's in frisch'all'ne Kugeln hell.  
Nun tropft's, geschmolzen Glas, nun träufelt's weißer  
Und schneegegeschweift, zerhäubt und sprüht wie heißer  
Schaum — empfangen von dem Gisch'te schnell.

Den reigen Winde aufwärts von den Schäumen,  
Wo ohne Raß sich hohe Wellen bäumen;  
Er raubt vom Wasser, wie es abwärts strebt,  
Und steigt, ein Dichter Regen, ans den Tiefen,  
Von dem die dichtbelaubten Bäume triefen,  
Wie Dunst und Duff, der himmelwärts sich hebt.

Wie viele Formen, wie viel' Farben spielen  
Vom Tropfen dort bis wo die Wasser wühlen  
Im tiefen Wusen wider Leidenschaft!  
Wie immer neue Bilder da sich zeigen,  
Wo Wasser fallen, Wasser aufwärts steigen,  
Bis sie der Strom zuletzt von dannen rafft.

Und immer neue Well'n herzu sich drängen,  
Als sollten sie die festen, felsen sprengen,  
Und sind Jahrtausend schon herabgerollt,  
Die in den steten Bahnen dennoch bleiben —  
Ob sie sich noch so widerspenstig sträuben —  
Die, der sie schuf, von Ewigkeit gewollt.

Glält stiller Mond auf diese lauten Wellen,  
So sind sie schwarz, die Massen, wie sie schwellen  
Von oben her, wie düfterer Basalt —  
Verwandelt schnell in marmorweiße Schäume —  
Verloren schon in jene finstern Räume,  
Aus denen stets ein siedend Chaos schallt.

Und wenn des milden Mondes bleiche Strahlen  
Sich in des Nebels Wiedererscheine malen,  
Sich weißes Licht mit sendtem Dunst vermählt,  
Erzeugt's den holden midigemeigen Bogen,  
Mit laustem farbenhauche rings umzogen,  
Den sich das Tageslicht zum Schmucke wählt.

Er schwebt mit seinem stillen, feuchten Lichte,  
Mit seinem gramesbleichen Angesichte —  
Was quälst du mich mit banger Furcht und Schen? —  
So sähe er hinab, der uns bereite,  
Wenn dieses große Volk sich je entweire  
Und festes Recht vertauscht mit Rauferei! —

Ein lieblich Eiland theilt den mächtig breiten  
Strom — dem Seen entquoll'n, jenen weiten —  
Es thronet zwischen beiden Wasserfall'n: ·  
Die schroffen Ufer sind mit Kaub gekrönt,  
Das sich in glüh'ndem Purpursicht vershönet,  
Wenn späte Strahl' n des Chales Rand erhell'n.

Und soll ich von des Winters Niede singen,  
Wenn über Eis die schnee'gen Schäume dringen  
Und herrlich Alles in Kristall sich schreint?  
Geh zum Niagara zu allen Zeiten,  
Er wird dir Freude tausendfach bereiten,  
Und du verläßt ihn zögernd, eiten Freund.

Das Große übermannt, ist überschwänglich,  
Wenn wir ihm nah, die Kraft ist unzulänglich,  
Bis es entfernt in seiner Hoheit steht;  
So fannst du ganz erst in der fern' erlassen  
Des hoh'n Niagara's erhab'ne Massen  
In ihrer vollen, hehren Majestät.

Ich sah den Evelino angeschwollen  
Von seinem hohen Marmorbette rollen;  
Die Canada-Kaskaden ungehört  
In stillen Staunens Luft hab' ich gesehen;  
Nun aber kann ich besser sie verstehen,  
Wie alles Große Kleineres erklärt.

### Liebesfrage. (1827.)

Was sich liebt, das muß sich finden;  
Was sich sehnt, muß sich verbinden.  
Novatis.

- a. Was sich liebt, das muß sich finden;  
Was sich sehnt, muß sich verbinden.  
Muß es? — Müßen sich vereinen  
Die sich sehndend müde weinen?  
Wer kann all die Bufen zählen,  
Die so arm sich einsam quälen?  
Herzen, die in Liebe brennen  
Und doch weite Meere trennen?  
Herzen einst vereint in Frieden,  
Die der taube Tod geschieden?  
Die sich liebten — mißverstanden  
Und sich nimmer wiederfanden?  
Deuten Drang und Kraft verliehen,  
Chatenlos sich abzumühen?  
Was sich liebt, das wird zerrissen;  
Was sich sehnt, das muß sich missen.
- b. Was sich liebt, das wird zerrissen;  
Was sich sehnt, das muß sich missen.  
Muß? — Ist all der Schmerz vergebens  
Dieses Schmerzensvollen Lebens?

Schnen sich die tausend Seelen —  
Nur sich blutend zu verkehlen?  
Hat selbst Liebe keine Deutung  
Als des größten Grams Verbreitung?  
Darin, daß wir liebesfähig  
Und doch Liebe schmerzet, seh' ich —  
In dem Vorrecht unsrer Schmerzen —  
Darin, daß dem reinsten Herzen  
Auch das tiefste Weh gegeben,  
Seh' ich ein verfühnend Leben.  
Was sich liebt, das wird sich finden;  
Was sich sehnt, wird sich verbinden.

### Erguß, in Erwartung mein Vater- land wiederzusehen. (1844.)

Flüßerte nicht oft die Muse  
Mir ein klanggeschmücktes Wort,  
Wenn die Freude der Gewährung  
Oder ungestilltes Sehnen  
Mein bewegtes Herz erfüllen?  
Warum schweigt sie grade jetzt?

Singt der Dichter auch die Quelle,  
Wie sie marmelnd weiter fließet;  
Könn' er singen, wenn er knieend  
Schlürfet heiß den kühlen Born? —  
Singt er von dem dreifsen Jelsen,  
Tausendmal besung'nen See,  
Säng' er schwimmend, wenn die Welle  
Ueber seine Schulter stürzt? —  
Singt er gern der Helden Thaten,  
Sang er je im Drang der Schlacht? —

Nur die überschauen können,  
Nimmt die Muse bei der Hand;  
Doch das Herz erzeugt nicht Worte,  
Wenn's im Meer der Dichtung schwimmt,  
Und der glüh'nden Seele Muse  
fehlet was sie fühlt zu fassen.

Soll ich dichten? — Kann ich singen? —  
Vor mir liegt Europa wieder,  
Vor mir eine alte Welt,  
Nen mir wieder, frisch geworden  
Nach der Vannung langem Jahr.  
Ihr, die immer dort geliebten,  
Könn' mich heute nicht verstehen;  
Ihr, die immer dort gewesen,  
Könn' nicht fühlen, was mich treibt.

Vor mir liegt Europa offen,  
Und die Brust des Schiffes hebet  
Dorthin, wo mein Aug' oft sah;  
Segelnd von dem Land, wo treue  
Herzen mich willkommen hießen  
Und ich Gutes viel genoß.  
Vor mir liegen nun die Länder,  
Soll sie wirklich noch betreten,  
Wo ich lernte, träumte, liebte,



Wo ich irrete, litt und rang;  
 Wo ich froh mein Blut vergoß,  
 Wo ich meine Ketten trug;  
 Wo mir frühe Blumen blühten, —  
 Raube Hände sie zerstückten;  
 Wo noch Freunde meiner harren,  
 Wo ich Feinde längst vergaß —  
 Wo ich brünnig meinen Segen  
 Küssend auf die Stirn des Sohnes  
 Wieder pressend legen kann.

Wo ich Töne wieder höre  
 Jener Meister, die entzückend  
 Meine junge Seele hoben;  
 Und die Wilder, die ich liebte,  
 Und die Namen, die ich kenne,  
 Und die Säulen und die Kirchen  
 Und des Geistes reiche Schätze  
 In den wohlgefüllten Sälen,  
 Und bekannte Berg und Flüsse  
 Und die Felder und die Hallen,  
 Wo Geschichte einig geschah  
 Und geschieht — und Alle grüßen  
 Mit dem Herzen, das noch innig  
 Wie es schlug, als ich entloh;  
 Doch mit heller'm Geist und reit'er'm  
 In erwägen, zu vergleichen —  
 Mich zu prüfen an dem Alten,  
 In dem Neuen, was ich kenne.

Ja, ich komme, meine Seele  
 Sei bereit, ein volles Jahr  
 Zu empfangen — ein Jahr zu leben —  
 Tren zu forschen, dich erinnern,  
 In genießen, schwärmen, beten —  
 Kaum genießen, weiter zieh'n;  
 Cheure Menschen endlich sehen,  
 Deren Herz mir lang befreundet,  
 Deren Aug' ich nimmer sah;  
 Selbst den größten dieser Zeit;  
 Froh zu finden, trüb zu missen,  
 Mit den Lebenden zu lachen,  
 Und bei manchem Grab zu weinen,  
 Und der Freude, wie des Leidens  
 Süß'ndste Poesie erfahren. —

Sagt' ich, Thränen seien Dichtung? —  
 O, dann eiden diese Heilen  
 Noch in Dichtung voll und reich. —  
 Doch was darf es hier der Dichtung,  
 Nehmt den Pilger freundlich auf!

### Eifersucht.

Wie schwarz und giftig muß der Wurm doch sein,  
 Der süße Liebe kann in Wuth verkehren,  
 Wie muß er qualenvoll ein Herz verzehren:  
 Gott! halte mich von Eifersüchten rein.

Wie sich im Birne selbst, vom Birne fein  
 Insekten bilden und am Leben zehren,  
 So kann die Liebe selbst den Wurm gebären,  
 Der sie zerhört mit namenloser Pein.

Und ach, er wählt sich nur die starken Herzen;  
 Die schwachen Tödler kennen kaum die Schlange,  
 Die mit dem Kampfe wädh, gedeiht bei Schmerzen.

Wen macht Othello's Wahnwitz wohl nicht bange?  
 In Mitleid hab' ich dies Gedicht geschrieben,  
 Herr! nicht gebietend, laß mich freundlich  
 Lieben.

### Am Charfreitage.

(Bolton, 1832.)

Gott derer, die den Tag begeben,  
 Da blutend ihr Erlöser starb  
 Und für des Lebens tausend Wehen  
 Des Glaubens milden Trost erwarb;

Gott, dürfen die dich Vater nennen,  
 Auch die, die nicht herbüßig sind?  
 Die kämpften, und nicht glauben können —  
 Ist nur der Gläubige dein Kind?

So kann der Herr der Welt nicht trennen,  
 Allmächt'ger Geist, allwissend Licht;  
 Die redlich streben dich zu kennen,  
 Verhöht du Gott der Wahrheit nicht.

Kaht uns des Nächsten Schwäche tragen;  
 (Es ist das Schwerste zu befehlen!)  
 Dann dari der schwache Mensch es wagen,  
 Zum Vater Aller aufzuleben.

### Getäuschte Hoffnung.

Von tausend Plänen reißt uns einer,  
 Von tausend Pfeilen trifft oft keiner;  
 Doch willst du mehr als die Natur?  
 Wie viele Wüthen treibt der Baum!  
 Sie fall'n, verweten ohne Spur;  
 Von tausend reißt je eine kaum.

### An Marie.

(Bib. Corellina, 1849.)

Dein Ring! — Das ist so trüb im Menschenleben,  
 Daß sie vergessen — nicht in Eader scheiden,  
 Nicht mißverstehend, sich bedächtig meiden;  
 Daß sie der kleinen Mühe sich entheben,  
 Der behen Lebensblume das zu geben,  
 Was jeder Halm bedarf, soll er nicht leiden.  
 Sie seh'n wie Jahre tief und tiefer schneiden,  
 Wenn Seelen sich nicht mehr und mehr verneben;  
 Sie kennen schon die reichen Liebesgarben,  
 Und lassen Liebe doch verweltend darben,  
 Nachlässig, was verbunden war, sich trennen.  
 Und so vergessen Herzen, sich zu nähren:  
 Die aber können sich des Grams nicht wehren,  
 Die das Vergessen nicht vergessen können.

Der Sturm.

Kennst du mich wohl,  
Mein freischend Lied?  
Ich breche, verwirre, verderbe, vernichte;  
Ich schlage und verzeble nie,  
Ich tanze den großen Todtentanz!

Ich jage die Wolken,  
Daß der Himmel trauert,  
Und führe die Nacht,  
Meine finstere Geliebte.  
Spiel auf, Donner, mein Spielmann!  
Wiß, mein Knecht, trage die Fackel! —  
Wer ist mir gleich,  
Dem fürst des Verderbens? —  
Wohin willst du fliehen,  
Wo dich bergen  
Vor meiner Gewalt? — —

Ich schnütte den Forst und zerfniste  
Die verwegenen Kronen  
Hochstrebender Föhren,  
Daß das Wild zittert und jammert,  
Und der Adler angst  
Sich in die wirbelnden Lüfte stürzt;  
Ich zerzaule das Haupt  
Vejahrtester Wäume  
Und winde ihren Stamm  
Wie junge Gerten,  
Und habne mir hastig  
Einen Weg durch den dichtesten  
Wald des üppigen Westens.  
Weh, wen ich ereile! —  
Ich schleudre den Hagel  
Auf Saaten und Gärten  
Und lach' erter Mähe;  
Und peitsche die Alpen  
Mit Schnee und Schloffen,  
Daß Hirt und Heerd  
Verlassen umkommt,  
Und rolle Lawinen  
Auf glückliches Thal. — —

Ich begrabe im Großen!  
Wenn ich wirbelnd  
Meine finstere Säule  
In der Wüste errichte,  
Verzweifeln Kameel und Führer  
Und hoffen noch Rettung  
Im Sande sich schirmend;  
Aber ich decke sie alle zu,  
Daß kein Vöte entkommt!

Und dem Meer gebiet' ich,  
Mir eine Säule des Wassers  
Zu erheben, die der Mensch  
Mit Schwreden gewahrt.

Meine Vöten  
Wilder Verwüstung  
Reifen schneller,  
Als alle Bürger der Lüfte,  
Heber Gebirge und Steppen,  
Heber Länder und Meere,  
Und erstickn mit giftiger Gluth.  
Sie tragen schwüles Verderben  
Vom Süden zum Norden,  
Und erharren  
Mit des Nordens eisigem Hand  
Die sprossenden Früchte,  
Noch eh' sie gedeihn  
Zur purpurnen Traube,  
Zur goldenen Lemone.

Umfassende See,  
Der Menschen Erbauern,  
Ich geißle den Rücken dir:  
Was willst du mir thun?  
Stoß dein Hien ein  
An felsiger Brandung,  
Laß deine Wuth aus  
Am tollfühnen Schiffer,  
Der mit seiner Kunst  
Gegen mich sich vermisht.  
Spritz' deinen Gischet  
Hoch auf gegen mich,  
Töbe und donn're:  
Was willst du mir thun?  
Ich reiße deinen Schoß auf  
Und du mußt geborden,  
Niedere Magd. —

Da, Menschlein,  
Der du auf deinen Brettern  
Mir zu trogen dich wagst  
Und wüthend nach Schätzen  
Alle Zonen durchsuchst —  
Da, fahre binab  
Und sätt'ge deine Hie!  
Ich habe Schätze  
Jahrhunderte lang  
Für dich gelammelt,  
Silber und Gold,  
Perlen und Plunder.  
Ich freiß' dir ein Lied  
In deiner lustigen Fahrt.  
Graut dir  
Vor dem köstlichen Moder?  
Wiß, zeig' ihm den Weg!

## Friedrich Münch.

Geboren den 25. Juni 1799 in Nieder-Gmünden, Oberhessen, verbrachte er seine erste Jugendzeit in dem einsamen Dorfe. „Daß es“, schreibt er in seinen „Erinnerungen“, „irgendwo in der Welt schöner sein könnte als hier, fiel mir nicht ein. In unseren Freistunden halfen wir Knaben fleißig mit in ländlichen Arbeiten.“ Im Jahre 1816 bezog er, um auf Wunsch seines Vaters ebenfalls Theologie zu studieren, die Universität Gießen, wo er mit Karl Follen viel verkehrte. Aber mehr als die Theologie, fesselten ihn die öffentlichen politischen Angelegenheiten; und obgleich er eine Vicar-Stelle angetreten, blieb sein Interesse für die Politik wach. Da ihm indeß die Zustände Deutschlands hoffnungslos erschienen, so reiste in ihm der Plan zu einer Auswanderung nach Amerika im Großen. Er gedachte „dem deutschen Volksleben über dem atlantischen Ocean eine würdige Heimstätte zu verschaffen“. So zog er an der Spitze einer Gesellschaft Auswanderer nach den Vereinigten Staaten und ließ sich 1838 in Missouri als einer der ersten und geachteten Pioniere und Landwirthes nieder. Unter den größten Mühen arbeitete er sich empor. Krankheitsfälle und der Secessionskrieg nahmen ihn arg mit; in letzterem verlor er einen Sohn und seine Wahl zum Staatsenator konnte ihn über den Verlust nicht hinwegtrösten. Indessen eine so gefährliche Natur überwindet Leiden, Opfer und Mühen. Eifrigst theilte er sich an der Politik, schrieb unter dem Pseudonym „Far West“ eine Reihe Aufsätze historischen und philosophischen Inhaltes und gab eine Reihe Schriften heraus. In seinen letzten Jahren widmete er sich ausschließlich dem Weinbau und starb, hochgeachtet, als 82jähriger Greis auf seiner Heimstätte zu Dutzow, bei Washington, Mo., am 14. December 1881. Mit der Rebenscheere in der Hand war er in seinem Weinberg hingefunken und entschlafen.

„Ueber Religion und Christenthum“, eine Aufforderung zur besonnenen Prüfung an die Deutschen in Nordamerika, Boston 1847. „Der Staat Missouri“, New York 1859, 2. Auflage 1866. „Amerikanische Weinbauschule“, St. Louis, 3. Auflage 1867. „Die sinnliche und die geistige Lebensansicht oder Materialismus und Dualismus, beleuchtet vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft“, Philadelphia 1871. „Geisteslehre für die heranreifende Jugend“, St. Louis 1872. „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch“, St. Louis 1875. „Fünf Reden über Religion, Aberglauben und vernünftiges Menschenthum“, St. Louis 1876.

### Muth in trüber Zeit.

(August 1820.)

Es schlummern die Menschen wohl Tag und Jahr,  
Doch die Menschheit glühet erwachend,  
Dem rechten Geiste droht nimmer Gefahr,  
Frei waltet er, fesseln verlachend.  
Und wie auch die Tücke verborgen lauscht,  
Doch sieget der Muth, der bliegend rauscht.

Wie auch die Freiheit zertreten liegt,  
Und Glaube und Treue und Tugend,  
Wie jagend die Ohnmacht der Willfür sich schmiegt, —  
Es glühet der Muth noch voll Jugend,  
Und Witzstrahl hoch über Nacht und Tod  
Auffodert im blutigen Morgenroth.

Drum klagt nicht, ihr Eblen, und zweifelt nicht schon, —  
Das Herrlichste wird nicht verloren.  
Klagt wünscheln die Freigen im Jammerton, —  
Wird aus Nacht doch die Sonne geboren.  
Verräther wohl jubeln — und wissen es nicht,  
Daß Donner aus schattigen Wolken bricht.

Drum, die ihr von Gott euch berufen erkant,  
Dem höchsten Gedanken zu leben,  
Euch flamme der Muth, wie von Vlig entbrannt!  
O, danert im wagnischen Streben!  
Kagt kriechen den Wurm und sich winden im Staub, —  
Hoch schwebet der Aar und erhaschet den Raub.

### Auswanderungslied.

(Zweijahr 1854.)

Auf! in muthigem Vertrauen,  
Fest und brüderlich vereint!  
Vorwärts, vorwärts laßt uns schauen,  
Am Missouri Hüften bauen,  
Wo der Freiheit Sonne scheint!

Vaterland, das mich geboren,  
Lebe wohl, ich scheid' nun.  
Glück und Freude war verloren, —  
Tyrannie, du seist verdammten!  
Will im freien Lande ruhn.

Ihr, vom alten Vaterlande,  
Seht, wir gehen euch voran,  
O zerbrecht auch eure Bande,  
Kühn entreisst euch der Schande —  
Solgt, o solget unsrer Vahn!

Teutsche Kraft und teutsche Creue —  
Heber Meere flieh'n sie hin.  
O, so blühe dann auf's Neue,  
Teutsche Kraft und teutsche Creue,  
Am Missouri sollt ihr blühen!

### Weinlied.

Melodie: Mozgenoth.

Pflanzet Wein, pflanzet Wein,  
Munter senkt die Reben ein,  
In der Sonne milden Strahlen,  
Reich die Mühe zu bezahlen,  
Werden fröhlich sie gedeih'n.

Spät und früh, spät und früh,  
Ohne Kast in Schweiß und Müh  
Graben, hacken, schneiden, binden,  
Um den Pfahl die Ranke binden,  
Das ist süße, süße Müh.

Sonn' und Luft, Sonn' und Luft,  
Wintergrün und Blüthenduft,  
Dann der Weeren würz'ge Gaben:  
Ha! das muß die Seele laben!  
Kaub und Wein und Blüthenduft!

Allzumal, allzumal  
Kast da nuten Sorg' und Qual;  
Wandelt frei auf lichten Höhen,  
Wo die reinen Lüfte wehen;  
Schaut hinab in's tiefe Thal.

Sammelt ein, sammelt ein,  
Emtig wandelt durch die Reih'n;  
Daß der Muth sich dann ergieße  
Und in dunklen Strömen fließe;  
Munter Alle, groß und klein.

Welch ein Weans, welch ein Weans!  
Wie er tobt im engen Haus!  
Kast ihn ruhig sich verflären,  
Wird sich herrlich dann bewähren —  
Stört ihn nicht im engen Haus!

Nun heran, nun heran;  
Denn das Schwerste ist gelhan!  
Perlt im Glas der Saft der Reben,  
Ach, das wird ein Götterleben!  
Schenket ein und stoßet an!

Freies Land, freies Land,  
Wo ich neue Heimath fand,  
Dir erheb' ich diesen Weber;  
Stimmt ein, ihr muntren Weber:  
Heil dem neuen Vaterland!

### Fast allein noch da.

(Gannar 1877.)

Wie oft in trautem Freundes-Kreise,  
Vor vielen Jahren da und dort,  
Verflog die Zeit in heit'rer Weise  
Bei Scherz und auch bei ernstem Wort!

Der lieben Menschen waren viele  
Mir nahe durch ein enges Band;  
Wir rangen nach dem gleichen Ziele,  
Wir waren eins mit Herz und Hand.

Wo sind sie hin, fast Alle, Alle  
Mir nun entrückt, doch einst so nah?  
Bin, der ich noch auf Erden walle,  
Bin ich allein, allein noch da?

So floßt zu längst entschwund'nen Zeiten  
Mein Geist zurück und fraget wohl,  
Ob ich allein noch länger streiten  
Und leben, athmen, streben soll.

Wann wied auch meine Stunde schlagen,  
Der ich so Viele scheiden sah? —  
Ich werde frangeln nicht und jagen,  
Wenngleich fast nur allein noch da.

Ich klage nicht; es muß vergehen,  
Was ist, — verjüngt muß Alles sein.  
Kast Winde meinen Staub verwehen,  
Ein Andern nimmt die Stelle ein.

## Ludwig Storf.

Aus Darmstadt im Großherzogthum Hessen gebürtig, hatte Storf eine tüchtige Universitätsbildung genossen und als Mitglied der „fremdenlegion“ den französischen Feldzug in Algier mitgemacht. Im Jahre 1854 kam er nach Amerika, war zuerst an der New Yorker „Staatszeitung“ thätig und siedelte dann nach Pennsylvania über, wo er nacheinander an zahlreichen Zeitungen Mitarbeiter wurde und seine Mußestunden der Dichtkunst widmete. Längere Zeit bekleidete er auch im Staatsdepartement zu Harrisburg die Stelle eines Uebersetzers, denn er beherrschte nicht

nur die deutsche, sondern auch die englische, französische, lateinische und griechische Sprache. In den letzten Jahren seines Lebens zog der sehr eccentriche Mann von Ort zu Ort und starb arm und verlassen, im Alter von über 80 Jahren, in Süd-Bethlehem, Pa., am 9. November 1885.

Seine Poesien erschienen meist unter dem Pseudonym „Sigmar Thuisko“ oder der Chiffer „E. S.“ in der New Yorker „Staatszeitung“ und Wesselschyl's „Alte und Neue Welt“.

### Wegrüßung Amerika's.

Hoch begrüßt seid mir heilige Nämme,  
Du, der Freiheit vielgepriesenes Land!  
Wo ich, was bisher im Reich der Träume,  
In der Wirklichkeiten Reich nun fand.

Du hast es gewaget, abzuschüteln  
Feiblicher und geist'ger Kuechelsatt' Hoch;  
Während Andre Vorurtheile rütteln,  
Aber tragen ihre Fesseln noch.

Nicht giebt's Fürsten hier, zum Thron geboren  
Aus zu oft entartetem Geschlecht;  
Das Verdienst nur wird zur Würd' erkoren,  
Willkür nicht, Verfassung bürgert Recht.

Nicht Soldaten- und Beamtenheere  
Fehren an des Bürgers Frucht und Fleiß;  
Silt es Kampfs, greift jeder Mann zur Wehre,  
Und erfüllte Pflicht genügt als Preis.

Die Religion mit ihren Lehren  
Ist nicht feines Mittel der Partei;  
Gott uach seiner Weise zu verehren,  
Steht ihr Jedem ungefränkt frei.

Und der Staat sorgt uur, daß auf das Beste  
Die Gesellschaft sicher mak' behüte;  
Wiederkeit ist dieses Tempels feste,  
Zweck ein allgemeines Wohlergebu.

Ihn bewachtet freie Red' und Presse,  
Nur der That verantwoortlich gemacht;  
Sie verwehrt der Tyranei Kräfte  
Und des Uberglaubens graue Nacht.

Kasset uns denn hoffen, fest vertrauen,  
Daß die gold'ne Zeit uns wieder nah.  
Wenn auch spät die Eufel sie erü schauen,  
Du begauust sie, Nordfretodonia!

### Meine Mutter. (1875.)

Als weinend mich des Lebens Morgenröthe grüßte,  
Wer war es, deren sanume Wenne mich da küßte,  
Des Erdenglückes Preis nicht länger mißte?

Meine Mutter.

Wer schirmte sorgsam meiner Kindheit zarte Wüthe,  
Mit heißer Inbrunst stehend zu allmächt'gen Güte,  
Daß Gnadenhand das süße Kleinod ihr behüte?

Meine Mutter.

Als meines Frühlings Keim von Stürmen rings um-  
fangen,  
Der trenen Hoffnung mildes Leuchten schieü vergangen,  
Wer debte da, durchsticht von Schmerz und Todesbängen?

Meine Mutter.

Als kindlich meiner Laute erstes Streben lönte,  
Der Theuren heil'gen Namen ich zu haumeln wäbute,  
Wer war es, deren Pflege reichster Lohn dann frönte?

Meine Mutter.

Und als die schwanken Glieder ich zu prüfen dachte  
Und kriechend eine Spanne Raum zur Kennbahn machte,  
Wer war es, deren Freudenangst des Neulings wachte?

Meine Mutter.

Wer heiligte des jungen Rufens Erstlingsstriebe,  
Im Werden schon sie weidend dir, o Geist der Liebe!  
Auf daß der Tugend Saame feste Wurzel triebe?

Meine Mutter.

Wer war so ganz von reinfster Härlichkeit durchdrungen  
Und wer, wenn ihres Hergens Segenswunsch gelungen,  
Bat dann mit trauftuem Zug' des Höchsten Lob gelungen?

Meine Mutter.

Ein leuchtend Vorbild rang in schlummerlosen Mühen,  
Des Lieblings zarten Sinn allein für das zu glühen,  
Woraus uns Seligkeit und ew'ger Friede blühen,

Meine Mutter.

### Nacht auf dem Meere.

Ein Sonnett.

(6. Sept 1886.)

Der Himmel zeigt mit Wolken sich bezogen;  
Ein Stern nur blinset, und des Mond's Gesicht,  
Von Grau umbüllt, verbreitet dümmend Licht  
Und unten wallen brausend dunkle Wogen.

Der Wind kommt, Segel schwellend, angehasen,  
Kein Anblick sonst und keine Stimme nicht,  
Als daß die Fluth am Schiff sich zickend bricht,  
So weit sich dehnet meiner Sehkraft Wogen.

Fürwahr, ein Schauspiel, welches ernst und behr,  
Es zwinget zu bewundern und zu schweigen!  
Und mag noch ein Gefühl die Brust beschleichen,  
So machet sie besorgtes Vangen schwer:

Doch in dem Sturme, in des Meeres Stille  
Geschlehet nur der Gottheit heil'ger Wille.

## Jacob Smith.

Wahrscheinlich Jacob Schmidt, war in den zwanziger Jahren Redakteur des „Ohio Adler“ in Lancaster, Ohio, siedelte 1855 nach Pennsylvania über und war dort bis zu seinem Tode an mehreren Journalen thätig, so 1855—1858 als Redakteur des „Adler des Westens“ in Pittsburg, worin auch seine Gedichte erschienen.

## Johann Andreas Wagener.

Geboren am 25. Juli 1816 in Sievern bei Bremerhafen, am W. 1851 als junger Kaufmann nach New York und begab sich 1855 nach Charleston, Süd-Carolina, wo er sich bald der Journalistik zuwendete. Als Redakteur der ersten deutschen Zeitung der Südstaaten, des „Teutonen“, arbeitete er unangesehen an der Hebung des Deutschthums; auch gründete er die erste deutsche Kirchengemeinde in Charleston. 1871 bekleidete er das Amt des Mayors von Charleston. In einer Reihe von Skizzen, die im „Pionier“ veröffentlicht wurden, schrieb er eine Geschichte der Deutschen im Süden. Er starb am 28. August 1876.

### Widmungslied.

So gehe denn hinaus in's rauhe Leben  
Und wandle deinen mühevollen Pfad!  
Swar Rosen wird's, auch Dornen aber geben,  
Hier lobt der Freund, dort simt der Feind Verrath.  
Bescheiden darf die Welt dein bettes Streben,  
Doch lohnt sich selbst die lobenswerthe That;  
Und sollte man den Willen auch verachten,  
So sollst du doch nach Gutem ehlich trachten!

Im thät'ger Kraft besteht die wahre Würde  
Und wahre Größe nur im Dienst der Pflicht.  
Trägt du als Mann des Unglücks schwere Bürde  
Und (wo zu heben möglich) mankest nicht —  
Ist treuer Wille deines Herzens Hüfte;  
Und fehlte dir auch manchmal klares Licht,  
Willst du dann aber weiser, besser werden,  
Dann bist du groß als Einer nur auf Erden.

Und so sollst du in deinem kleinen Reiche  
Im Guten thun, was irgend möglich ist,  
Und ferne bleiben jedem losen Streiche  
Und redlich sein, weil du *C e n t o n e* bist;  
Besändig kernicht, wie die deutsche Eiche,  
Daß man den Deutschen nie in dir vermist! —  
Dann mögen sie gleich Alle dich verlagen —  
Auch Unrecht muß man oft geduldig tragen.

Kennt ihr das Volk, aus dessen Segenschooß  
Der Freiheit goldne Frucht dem Erdenrund entsproß?  
Aus seinen Kauden wird den Nationen  
Ihr Recht erhebt; Vernichtung, Tod den Thronen,  
Dem Majestätsvergehn, der Mord, dem Muth!

Kennt ihr den Tag, und kennt ihr Volk und Land?  
Ist auch in eurer Brust der Freiheit Bluth entbrannt? —

Dann stimmt an den frohen Lobgesang  
Der Heldenbaar, die uns die Freiheit fühl' errang!  
Bei ihren Eufeln soll ihr Name leben,  
In Jubeltönen durch die Künste schweben;  
Und erster Weise' jeglichen Tyrannen  
In diese hohen Wahrheitsworte mahnen:  
„Wer Freiheit fordern mag nach Pflicht und Recht,  
Der bleibt nicht länger Knecht!“

### Am Schluß des Krieges. (1866.)

Mein Traum ist aus, das war das Ende  
Von meiner langen Schmerzensnacht!  
Mein Traum ist aus, die schwarze Wende  
Hat nun dem Lichte Platz gemacht;  
Und neue Kraft giebt neues Leben  
Zum männlich wahren Pflichtbetreben.  
Fort mit den Klagen, weg mit Sorgen,  
Die Sonne blinzt zum neuen Morgen!

Mein Traum ist aus, Gott hat die Seele  
Mir wieder frei und rein gemacht.  
Drum will ich süßen jede Fehle,  
Seit ich vom langen Schlaf erwacht.  
Ein Alp hat schwer auf mir gelegen,  
Ein schwerer Fels auf meinen Stegen,  
Und hat mir süßer das Herz erdrückt,  
Den Marstein meines Sinn's verrückt.

Mein Traum ist aus, ich fühle wieder  
Den hohen Zweck, dem ich bestimmt.  
Es kommen wieder Heit und Eider;  
Die bieder Kraft ist nicht vergimmt.  
O, bitter, hter das Erwachen!  
Das Herz umkrallt von tauend Drachen. —  
Doch fort mit Klagen, weg mit Sorgen!  
Die Sonne blinzt zum neuen Morgen!

## Klemens Hammer.

Geboren in der Nähe von Prag, siedelte Hammer als katholischer Missionspriester 1858 nach den Ver. Staaten über, wirkte etwa drei Jahre in Detroit, Mich., und zog dann nach Cincinnati, wo er fast 30 Jahre Pastor an der Marien-Kirche war. Er ging später nach Europa zurück und starb 1878 zu Prag. „Lieder der Nacht“, im Manuscript.

### Harfenklänge.

(Detroit, im September 1859.)

Adagio. — Grab und Mond.

Silberblauer Mondenschein  
 Fällt herab;  
 Senkt so manchen Strahl hinein  
 In das Grab.  
 Freund des Schlummers, lieber Mond,  
 Schweige nicht:  
 Ob im Grabe Dunkel wohnt  
 Oder Licht?

Alles stumm! — Um, stilles Grab,  
 Rede du:  
 Hörst so manchen Strahl hinab  
 In die Ruh;

Virgilt gar manchen Mondenblick  
 Silberblau,  
 Sieh nur einen Strahl zurück! — —  
 „Komm und schau!“

Allegro. — Gelöster Zwiefsalt.

Reißt sie ab, die böse Saite  
 Meines Innern, reißt sie ab,  
 Die so oft mir zum Geleite  
 Finstre Schmerzensklänge gab!

Reißt sie ab, daß sie nicht schrille  
 Bei dem ersten, fernem Klang,  
 Der sich durch die nächt'ge Stille  
 Dumpf zu mir herüberchwang!

Wehe! wie die Saite zittert,  
 Da ich wieder wach sie rief;  
 Wie sie schnell das Spiel erschüttert,  
 Das noch eben lautlos schlief.

Nach ersäß ich alle Saiten,  
 Alle Saiten schwirren auf:  
 Fort durch alle Herzensweiten  
 Stürmt des Schmerzensklanges Lauf.

Doch nicht Schmerz ist's, was da klinget,  
 Schmerz nicht, was mit Mühe kaum  
 Sich dem Congewirr entringet,  
 Wie ein schwüler Morgenraum.

Kuß ist's, die, dem Schmerz verchwifert,  
 Pflöglich nachhält, — stille Kuß,  
 Dicht beschwichtigend niederflüstert  
 Auf's empörte Meer der Brust.

Wehmuth tönet um die Saite,  
 Die nur Schmerzenslant erst gab,  
 Süße Wehmuth tönt die Saite, —  
 Reißt, o reißt sie drum nicht ab!

Andante. — Schummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine,  
 Träume friedlich, gutes Kind;  
 Schläft doch auch der Mond, der reine,  
 Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne;  
 Denn ihr Klingeln ist nur Traum,  
 Käffig ruh'n sie in der Ferne  
 Auf dem weißen Wolkenhaum.

Schläfrig nicken alle Wipfel  
 Und die Wälder schwanfen nicht,  
 Feiernd lehnt des Berges Gipfel,  
 Wie ein schlafend Angeficht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer  
 Schweigend an der milden Brust:  
 In den Hütten schläft der Kummer,  
 In Palästen schläft die Luß.

Keine Winde scherzen wachend  
 Und kein Vogel schwirrt herum,  
 Die Natur, sonst laut und lachend,  
 Kiegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange  
 Wech ihn nicht, er ist es werth,  
 Daß ein schöner Traum die Wange  
 Wonneseig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe  
 Kiegt schon Alles, lieb und lind.  
 Selbst die Mutterforge schlief,  
 Schließeß du schon, liebes Kind!

## Robert Clemen.

In Schlessien 1816 geboren, studierte er in Breslau und Gießen Theologie und kam 1858 nach Amerika. Nachdem er eine Zeit lang in Pennsylvania Prediger einer lutherischen Kirche gewesen, übernahm er 1840 in Cincinnati eine Pfarrstelle, 1845 eine solche in Columbus. Später wirkte er als Lehrer an den öffentlichen Schulen zu Columbus, und starb 1869.

„Blätter aus der Kirchengeschichte“ und „Robert Wielaf“ in den „Prot. Zeitblättern“ erschienen. „Geschichte der Inquisition“, Cincinnati 1849. „Gedichte“, Columbus, Ohio, 1867.

### Der Glühwurm.

Der Dämm'ung grauer Schatten  
Schwebt nieder zu der Welt,  
Und dort, auf grünen Matten  
Erglänzt ein Sternenzelt.  
Das ist ein lustig glimmern  
Auf Gräsern und am Strauch,  
Es wechseln Nacht und Schimmern  
Schnell, wie des Windes Hauch.

Wald schwebt es auf und nieder  
In tausendfält'ger Pracht,  
Dann sinkt's in Dunkel wieder  
Und wandelt sich in Nacht;  
Nun leuchtet's wieder munter —  
Nun schwindet Alles hin —  
Die Sternlein gehen unter  
Im dunklen Wiesengrün.

O Mensch, mit deinen Freuden  
Und deines Herzens Weh'n,  
Hast du die Herrlichkeiten  
Der Juninacht geseh'n?  
Dem Wurm mit seinem glimmern  
Noch niemals nachgedacht?  
Du gleichst mit deinem Schimmern  
Dem Wurm der Juninacht.

Noch ruht am Mutterbergen  
Der Säugling engelrein,  
Da zieben Angst und Schmerzen  
Im Mutterbergen ein;  
Der Tod mit seinem Keide  
Hat schnell ein End' gemacht,  
Dabin ist schon die Freude,  
Vorbei die Juninacht.

Recht hüpfen sie und springen  
Der frohen Kinder Schaar;  
Wie sie so lustig singen,  
Mit Herz und Stimme klar.  
Da kommen, ach, auch Leiden,  
Verdrängen Luft und Scherz —  
Wald schimmert es von Freuden,  
Wald bricht das junge Herz.

Wie glücklich und voll Sehnen  
Steh'n sie am Tranaltar,  
Und reichen sich in Thränen  
Die Hand zum Wunde dar.  
Da steht der Himmel offen!  
Es hebt die volle Brust! —  
Doch, ach! — bald sinkt das Hoffen,  
Verdwinden Glück und Lust.

O Mensch! mit deinem Streben,  
Mit deiner Liebe Macht,  
Wie gleichst du doch im Leben  
Dem Wurm der Juninacht!  
Kannst fängst du an zu schimmern  
In deines Glückes Glanz,  
So steigt es schon in Trümmern,  
Verwelkt der Hochzeitskranz.

Jetzt lachen wir und scherzen  
Und lieben voller Gluth,  
Da kommt mit ihren Schmerzen  
Die Nacht und raubt den Muth.  
Es glänzt noch einmal wieder  
Zu seligem Genuß,  
Und — ach! man beugt sich nieder  
Und küßt den Todtenfuß.

Wald sind es Freudenthränen,  
Die unser Auge weint;  
Wald suchst in langem Sehnen  
Vergebens du den Freund;  
Wald Jandzen und Entzücken,  
Verzweiflung bald und Noth;  
Wald strahl't in Sonnenblicken,  
Wald dunkle Nacht und Tod!

Wir tanzen, ach! und träumen  
Im Schimmer und im Glanz  
Auf dieser Erde Küssen  
Den bunten Glühwurmtanz;  
Noch einmal leuchtet's munter —  
Nun schwindet Alles hin —  
Die Würmlein gehen unter  
Im dunklen Wiesengrün.

### Das schöne Keeschen.

Ein Dialog.

(Am 23. Februar 1867.)

Erster Versuche.

Sieh' da, mein Landsmann! auch gekommen  
In dieses hochgelobte Land?  
Auch du hast Abschied nun genommen  
Vom alten deutschen Vaterland?  
O sag', was hat dich fortgetrieben  
Von deiner Heimath Blumenflur?  
War es dein Hoffen und dein Kiechen? —  
Ach Theurer, du betrogst dich nur!



Zweiter Vursche.

Wohl war's mein Hoffen und Verlangen  
Nach einer freien, bessern Welt,  
Wo Alle liebend sich umfängen  
Und Alle nur ein Ziel besetzt;  
Wo mehr als dreißig Millionen,  
Verbunden durch der Freiheit Band,  
Wie Brüder beieinander wohnen,  
Hier im gelobten Freiheitsland.

Erster Vursche.

Ich will dir deinen Wahn nicht rauben —  
Sei glücklich, hoffe nicht zu viel —  
Das Schicksal fragt nicht viel nach Glauben  
Und spielt oft ein gar wildes Spiel.  
Drum mache dich gefaßt zum Streite  
Und reiche mir die Venderband:  
Wir bleiben tren im Glück und Leide  
Auch hier im neuen Vaterland!

Zweiter Vursche.

Wir bleiben tren im Glück und Leide  
Auch hier im neuen Vaterland!

Erster Vursche.

Doch sag', was machen unsre Brüder,  
Mit denen wir so manche Nacht  
Reim Schalle munter Vurschenlieder  
Und Klang der Becher zugebracht?  
Schlägt man noch immer gute Klänge?  
Darf man beim frischen Nebenfaß  
Auch noch den „Landesvater“ singen?  
Oder ist dieser abgeschafft?

Zweiter Vursche.

Gar viele sind Philister worden,  
Und mancher ruht im Grabe schon;  
Sie sind zerstreut nach Süd und Norden,  
Und keiner trug den Preis davon.  
Ob sie den „Landesvater“ singen?  
Ach Gott! es vater't sich nicht mehr!  
Er mußte ja vertauselt springen  
Vor Preußens Hündnadelgewehr.

Erster Vursche.

So sage denn, was macht das Kieselchen,  
Das allerliebste schöne Kind? —  
O wie so manches süße Klüßchen — —  
O sag', was macht sie, sag's geschwind!  
Sie blühte schön wie eine Rose  
Und küßte ganz nach Tübchens Art,  
Auch sah sie oft auf meinem Schooße  
Und spielte dann mit meinem Bart.

Zweiter Vursche.

Das Kieselchen? — O ein schön'res Tübchchen  
Hab's nirgends in der weiten Welt!  
Doch nahm, wie alle, sie das Häubchen,  
Und nun ist's schlecht um sie bestellt.  
Du würdest sie nicht mehr erkennen,  
Gar manche Kugel träst du an;  
Und grad' als wir uns müßten trennen,  
Verlor sie ihren ersten Zahn.

Erster Vursche.

Das arme Kind! — ich könnte weinen!  
O welche schöne gold'ne Zeit!  
Das Kieselchen zahulos muß erscheinen,  
Mit Kugeln der Vergänglichkei! —  
Doch hoch! — Kannst du die Trommel hören?  
Sieh' da ein schwarzes Regiment!  
Zu feiern, Washington zu Ehren,  
Den Tag, den jeder freie kennt.

Zweiter Vursche.

Und nur die Neger jubeln heute  
Und bringen Dank dem großen Mann,  
Der in der Zeit von Noth und Leide  
Dem Lande Heil und Sieg errang?  
Was Wunder, wenn die letzten Säbue  
Das schöne Kieselchen schon verlor,  
Verlor die Republik, die schöne,  
Doch auch schon Lug' und Zahn und Ohr.

Weide.

Ja, nur die Neger feiern heute  
Und bringen Dank dem großen Mann,  
Der in des Landes Noth und Leide  
Dem Land die Freiheit einst gewann!  
Die Weißen fühlen sich erhaben  
Weit über solches Kinderpiel;  
Ihr Washington ist längst begraben,  
Begraben auch das Dankgefühl.

Erster Vursche.

Das Kieselchen tröste sich mit Allen:  
Was alt ist, runzelt und vergeht!  
Auch Washington läßt sich's gefallen —  
Ob wohl die Republik behet? —  
Doch wie sich auch ihr Schicksal wende,  
Der Vursche bleibt dem Vurschen treu,  
Sie reichen sich die Venderbände  
Und sind auch noch im Tode frei!

Weide.

Ja, wie sich auch das Schicksal wende,  
Der Vursche bleibt dem Vurschen treu,  
Sie reichen sich die Venderbände  
Und sind auch noch im Tode frei!

## Karl von Schmidt-Bürgeler.

Geboren am 20. April 1820 auf dem Gute von Bürgelen in der Nähe von Weimar, genoss er eine treffliche Erziehung, wurde aber wegen seiner Heirath mit einer Schauspielerin enterbt und wanderte 1846 nach den Ver. Staaten, wo er erst auf den deutschen Bühnen auftrat, später aber in Cincinnati blieb und sich der Journalistik widmete. Er war an dem von Nittig & Rothacker herausgegebenen „Unabhängigen“ thätig; ebenso am „Volksblatt“ und „Volksfreund“. Auch betheiligte er sich am Bürgerkrieg. Er trat später zur katholischen Kirche über, wohin ihn sein unglückliches Familienleben trieb, und starb am 2. November 1875.

### Weglückt.

Dir will ich eine Thräne weinen,  
Dir trautes Herz, dir theures Lieb,  
Mit dem ich in den Wundenbainen,  
In Minne mir die Zeit vertrieb,  
Weglückt!

Schall! wie du unter Wältern lauschtest,  
Ob ich die Wanne dir gefüllt?  
Und wie du Kuß um Kuß dann tauschtest,  
Als mit dem Strauh ich dich geschmückt,  
Weglückt!

O las ich's nicht in deinen Zügen?  
Das blaue Auge strahlte auf!  
Mein, dieser Wist, er kann nicht trügen,  
Der Menschul Himmel schwamm darauf  
Weglückt!

Und wie du dann mit zarten Händen,  
In keuscher Scham, das blonde Haar  
Hierlich geflochten, wie's bei „Wenden“  
Vor alter Zeit noch Sitte war,  
Weglückt!

Und wie in jubelnden Accorden  
Der Drossel Schlag du überlangst,  
Und dann mit herzlich süßen Worten  
Die Arme liebend um mich schlangst,  
Weglückt!

Wie trännten wir in dult'ger Halde  
Von Glück und Ehr' in künft'ger Zeit,  
Es stütterte so lieb im Walde  
Der Gnomen Heer: hufsch, hufsch! Ihr seht  
Weglückt!

Jetzt sieh' ich da, ein müder Wand'rer,  
An deinem Grab' und weine still,  
Bin nicht mehr d'er, ich bin ein And'rer,  
Thu, was ich soll und was ich will —  
Weglückt?

O nein! die weiße dult'ge Nase,  
Ich pflanzte dir sie auf das Grab,  
Ich riß sie aus der Erde Schooße  
Und riß mit ihr mein Lieben ab — —  
Zerdrückt!

### Der blinde Bettler.

O, habet Mitleid, Freunde, habt Erbarmen!  
Ein armer Mann floipt heut' an eurer Thür,  
Verfehlet sie nicht dem Nermsten aller Armen,  
Seht, ich bin blind — ich kann ja nicht dafür.  
Für Arbeit fehlt mir das Augenlicht,  
Dram reich' ich euch das stehende Gedicht;  
O, es geschieht mit innerm Widerstreben:  
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Ich höre wohl der Arbeit rüstig Weben,  
Hör' wie der Webstuhl laust, der Hammer dröhnt;  
Hör' die Maschine sich im Takte heben,  
Hör' wie des Dampfes Kraft sich müht und höhnt.  
Doch ich bin blind, arbeiten kann ich nicht,  
In meine Nacht kein Sonnenschimmer bricht;  
Euch hat Gott gütig helles Leben gegeben:  
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Fünf Jahre sind's, seit mir das Licht geschwunden.  
Einig sah ich freudig wohl der Sonne Pracht,  
In rüst'ger Arbeit hatt' ich Trost gefunden —  
Und nun umstört das Auge düst're Nacht.  
Dem höchsten Glücke bin ich nun entrückt,  
Ich wandl' umher nun elend und gedrückt;  
Denn bitt' ich euch, mir Armem Trost zu geben:  
Denn ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Ich fühle wohl des Winters eis'ge Kälte,  
Doch seh' ich nicht die Freuden, die er heut;  
All' was das Herz mir einstens freudig schwellte,  
Hat meiner Blindheit Winter nun verfehlet.  
Und wenn der Frühling frische Blumen bringt,  
Wenn Blüth' an Blüth' aus ihrer Knospe dringt,  
Dann sehet ihr des Frühling's dult'ges Weben —  
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben.

Ihr weidet euch an Gottes reichen Gaben,  
Ihr sehet, was er gütig ausgefreut,  
Ihr gönnet euch an seinen Wundern laben,  
Genießen, was sich eurem Auge ben.  
Die schönste Gabe ist das Augenlicht,  
Durch welche Gott von seinen Wundern spricht;  
O, mög' er's euch bis spät zum Tode geben:  
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Ihr seht im trauten Kreis die Freunde stehen,  
Und bei der Arbeit tönet euer Lied.  
Wie Stunden, Tage, Jahre auch vergehen,  
Ein süßer Trost durch eure Herzen zieht.  
Ihr seht, was ihr mit fleiß'ger Hand gethan  
Und blüht die Euren liebesehrend an,  
Seht euch vom Segen eures Werks umgeben:  
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Drum habet Mitleid, Freunde, habt Erbarmen!  
Ein armer Mann klopf' hent' an eurer Thür,  
Verschließt sie nicht dem Aermsten aller Armen,  
Denn ich bin blind — ich kann ja nicht dafür.  
Für Arbeit fehlt mir das Augenlicht,  
Drum reich' ich euch dies stehende Gedicht;  
O, es geschähe mit inner'm Werdertreiben:  
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

## Paul Schmidt.

Am 18. Februar 1811 zu Altenschlitz im Vogelsgebirge, Oberhessen, geboren, besuchte er das Gymnasium zu Friedberg und die Universität zu Gießen. Die damaligen unerquicklichen Zustände veranlaßten ihn 1831, in den Ver. Staaten ein größeres Feld für freies Streben zu suchen. Er ließ sich erst in Pennsylvanien nieder, wo er, um die deutsche Sprache zu heben, eine deutsche Zeitung herausgab. Dasselbe that er in Ohio. Er unternahm dann Reisen nach dem Westen und ließ sich in der Nähe von Friedrich Münch auf einem Landgut nieder. Während des Krieges bekleidete er den gefährvollen Posten eines Sheriffs und eines Marshalls im St. Charles Bezirk. Mit gebrochener Gesundheit begab er sich dann nach Covington, Ky., wo er nach langem, schwerem Siechthum am 21. August 1876 starb.

„Gedichte von Paul Schmidt“, herausgegeben nach dem Tode des Dichters von seinem Sohne, Orlando P. Schmidt, in Covington, Ky., 1878. „Erstes Lehr- und Lesebuch für die deutschen Volksschulen in Nord-Amerika“, Pittsburg, V. Scriba, 1855.

### Vergiß mein nicht.

Geführt an eine Thronenweide,  
Satt ich dem Traum des Lebens nach,  
Und in der Feyer jarter Saite  
Erklang des Sängers leises Ach!  
Als plötzlich eine Stimme spricht:  
„Vergiß mein nicht!“

Ich sah mich um: Ha! wie entzückte,  
Was hier mir in die Augen fiel!  
Mit einem Wäubenkranz schmückte  
Ein Genius mein Saitenspiel,  
Und singt, indem den Kranz er flicht:  
„Vergiß mein nicht!“

Soll ich den Genius dir nennen?  
Du, du bist's, schöne Künstlerin,  
Und frei soll dir mein Mund bekennen,  
Daß ich dir ewig dankbar bin;  
Dein warmer Freund, wenn Alles bricht,  
Vergißt dich nicht!

### See: Gedichte.

#### a. Fahrt auf der Weser.

Wolke: Schau um dich her, du stehst in weiten Aeren  
Über Wasser und des Himmels Spur,  
Tsch! schau hinauf, dort über jenen Steinen,  
Dort wohnt der Vater der Natur!

Rings umwallt von weißbesäumten Wogen  
Und vom Hauch der Küste fortgezogen,

Gleitet ruhig schwebend wie der Friede  
„Amphitrite“.

Und nach den Wolken streben ihre Masten,  
Tief im Raume ruhn die schweren Lasten,  
Und in Höh' und Tiefe wimmeln ihre  
Passagiere,

Die sich an des Vaterlandes Plagen  
Satt gesch'n und überlan getragen,  
Und dem Flanzenjoch zu entfliehen,  
Weiter ziehen.

#### b. Tagesanbruch.

Dunkel ruht auf den empörten Gluthen,  
Höher schwimmt des reinen Nethers Blau,  
Und des frühen Morgens Rosen-Gluthen  
Leberschleiert dichter Wolfen Grau.  
Und mit Graufen  
Hör' ich Sturmeslaufen;  
Furchtbar schwanzt des Schiffes hoher Bau.

Und ich schone freudig in die Höhe:  
Deine Liebe, Vater, sieht herab;  
O, ich fühle, abne deine Nähe  
In dem Nether, in der Gluthen Grab.  
Nimmer flagen  
Will ich; nie verzagen,  
Bricht auch meiner Hoffnung letzter Stab!

e. Sonnenaufgang.

(Windstille.)

Glühende Maßen  
Lauchen aus dem tiefen, nassen,  
Blauen Element herauf.  
Morgenslüfte kühlen,  
Sanfte Wellen kränfeln  
Um der „Amphitrite“ Lauf.

Tiefes Schweigen,  
Dunkelgraue Wolken steigen  
Auf am blauen Firmament;  
Und Delphinenschaaren  
Spielen in dem klaren  
Leisbewegten Element.

Dunkel, grauer  
Wird der Himmel. Streifen grauer  
Wolkenschatten mischen sich;  
Aus den Fluthen bligen  
Und ans Meeresrügen  
Opferflammen feierlich.

Vögel streichen,  
In den weiten Wasserreichen,  
Wiegend auf der Morgenluft.  
Frendiges Erwarten  
Schwellt die Brust des Varden,  
Titan steigt aus Meeresgruft.

d. Morgen gedanken.

(Vor einem heftigen Sturm.)

Neblicht trübe  
Nubt der Morgen  
Auf der dunklen Meeresfluth.  
Und Neolus  
Zieht den grauen  
Wolkenfleier  
Um Aurora's Rosengluth.

Wehe ziehen tiefe furchen,  
Gähnend schwellt der Ozean:  
Und der Seemann  
Siebt mit Sorgen  
Der Gefahren  
Warnende Verkünder an.

Tief im Rann  
Nubt im Schlummer  
Engewiegt ein bunter Schwarm,  
Und Matrosen  
Schnarchen ruhig  
Auf den bloßen  
Dielen in des Schlafes Arm.

Dank dir, Kenker in der Höhe,  
Der die Zukunft uns verbüllt.  
Wehe, Wehe!  
Wer vermessen  
Diese hohe Weisheit schilt!

Güte, die du Alles füllst,  
Warum sollt' ich  
Sagend beben,  
Wenn du dieses dunkle Leben  
Höher'n Freuden weihen willst!

e. Sonnenuntergang.

(Völlige Windstille.)

Der Sonne Purpurgluthen  
Verschmelzen in den Fluthen  
Vom tiefen Ozean.

Ich kann mir's nicht verbergen,  
Von grünbelaubten Bergen  
Sieht sich dies Schauspiel schöner an.

Ich blide mit Vertrauen  
Im Geist nach jenen Auen,  
Wo Glück und Freiheit blüht'n.

Ich will nach jenen Gründen,  
Um Ruh und Glück zu finden,  
Natur, an deinen Busen sieh'n.

f. Nachtgedanken.

(Infern der Küste von Neu-Gundland.)

Horch! im weiten Raume waltet  
Tiefes Schweigen,  
Schwarze Wetterwolken steigen  
Auf am Horizont;  
Keine Sterne  
Schimmern aus der ferne,  
Und die Dunkelheit verbirgt den Mond!

Aus der Oede, dumpf verkündet,  
Naben Stürme,  
Und die letzte Helle schwindet  
Vor dem schwarzen Heer.  
Silberflimmer  
Zieh'n im blauen Schimmer,  
Hüpfend mit im Wellentanz durch's Meer.

Von des Tages Last und Mühe  
Losgeronnen,  
Nubt im hohlen Rann dort unten  
Eine große Schaar;  
Träumen süße  
Sich im Paradiese,  
Ahnen nicht die Nähe der Gefahr.

Aber aus dem wirren Knäuel  
Löst sich schweigend  
Mancher Freund der Nacht. Am Seile  
Festgeklammert, sieht  
Er die hohen  
Meereswogen drohen,  
Wis der Morgenrath im Osten glüht.

## Ludwig August Wollenweber.

Am 5. December 1807 in Zrheim bei Zweibrücken in der Rheinpfalz geboren, mußte er, frühe verwaist, das Studium aufgeben und wurde Buchdrucker. Nachdem er ausgelernt hatte, begab er sich auf die Wanderschaft und durchstreifte ganz Deutschland. Im Jahre 1852 kam er zu dem berühmten Volksmann Wirth nach Homburg und wurde Drucker von dessen Volkszeitung „Deutsche Tribüne“, die aber bald darauf vom deutschen Bundestag verboten wurde. Wirth und Siebenpfeiffer, die beiden haitirischen Volksmänner, veranstalteten darauf das berühmte Hambacher Volksfest, das seinen Theilnehmern die schlimmsten Polizei-Verfolgungen zuzog. In den Unordnern des Festes hatte auch Wollenweber gehört; er floh vor den Verfolgungen nach Frankreich und dann nach Holland und ging von Rotterdam nach Philadelphia. Hier konnte er keine Beschäftigung finden und begab sich zu Fuß auf die Wanderschaft durch Pennsylvanien. Nach verschiedenen Abenteuern kam Wollenweber wieder nach Philadelphia, wo er Arbeit in dem damals erscheinenden Wochenblatt „Die Schnellpost“ von Wesselschäft erhielt. Bald darauf stiftete er selbst ein Blatt, „Der freimüthige“, und übernahm endlich den 1858 gegründeten „Philadelphia Democrat“, der zuerst wöchentlich, dann zweimal wöchentlich und bald darauf täglich erschien. Im Jahre 1855 verkaufte Wollenweber die Zeitung an seinen Schwager Hoffmann, welchem sich bald Dr. E. Morwin anschloß. Wollenweber betrieb nun andere Geschäfte in Philadelphia, z. B. ein Dampferpassagier-Geschäft, zog sich aber bald zuerst nach Lebanon und dann nach Reading zurück, wo er sich bis zu seinem, im Jahre 1888 erfolgten Tode literarisch beschäftigte. Er schrieb: „Gila, das Indianermädchen“ oder „Die wiedergefundenen deutschen Kinder unter den Indianern“, Schauspiel in fünf Akten; „Freuden und Leiden in Amerika“ oder „Die Lateiner am Schuykill-Canal“, Schauspiel in vier Akten. Ferner erschienen: „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben“, Schilderungen in poetischer und prosaischer Form in Mundart und Ausdrucksweise der Deutsch-Pennsylvanier; „General Peter Mühlenberg“ und seine deutschen Soldaten im amerikanischen Freiheitskampfe; „Sprache, Sitten und Gebräuche der Deutsch-Pennsylvanier“; „Aus Berks County schwerster Zeit“, eine historische Erzählung aus dem Leben und den Leiden der ersten deutschen Ansiedler in Berks County; „Die drei Gräber auf dem Nethen Kirchhof“, eine historische Erzählung der Opfer, welche die Deutsch-Amerikaner während des Befreiungskrieges gebracht; „Die erste Mühle am Mählback“, eine Erzählung aus der Zeit der ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvanien, und andere kleinere Schriften.

### Ich bin e Pennsylvänier.

Ich bin e Pennsylvänier,  
Druff bin ich stolz un froh.  
Das Land is schön, die Kent sin nett,  
Bei Tischins! ich mach' schwer en'ge Wetz,  
'S biets fe Land der Welt!

Mir stamme vun de Deutsche her,  
Druff bin ich a recht stolz,  
Die Deutsche sin arg brave Kent,  
Sin sparsam, fleißig un geschent,  
Sie biet fe Volk der Welt!

Do guck nur ens de Garte an,  
Wie Pennsylvänie heßt,  
Wachst do net Alles schön un gut  
Und hot net jeder g'sundes Blut,  
'S biets fe Land der Welt!

Un net allein uf der Erd'  
Wachst Alles schön un gut,  
U drunne gebts so viel ihr wollt  
Kohle, Eise — meh' werth wie Gold.  
'S biets fe Land der Welt!

### Im Summer.

Der Summer ist e harter Mann,  
Wie macht er uns so häs  
Un fangt mer kaum zu schaffe an,  
So laßt a gleich der Schwäz;  
Der Dorch, er plogt de Schwärmann schwer,  
Un kommt a viel ze Trinke her,  
Es batt (nißt) doch alles nig.

Erst geht es zu dem Mäbe 'naus,  
Vor Tag schon kracht die Zens,  
Un isst es mit der Heuert ans,  
Gebt's gleich ne annere Tschens (Gelegenheit);  
Do gebts nis Korn un Weze her  
Un isst die Erbet noch so schwer,  
Der Bauer muß doch dran.

Un doch gleich ich de Banere Stand,  
Un schwapp (tausche) net mit der Stadt,  
Es isst so schön bei uns im Land  
Wann man a Erbet bat,  
Man isst doch g'sund und froh dabei  
Un kommt zu keiner Lumperei  
Wie's häppent (vorkommt) in der Stadt.

## Karl Herling.

Er wurde am 5. März 1816 zu Weiffenfels in der Provinz Sachsen geboren und erlernte als Sohn eines Handwerkers das Schuhmacher-Gewerbe. Im Jahre 1845 kam er nach Charleston, Süd-Carolina, wo er sich niederließ und sein Handwerk betrieb. Von der Natur für einen andern Stand bestimmt, bildete er sich durch Lesen und Selbststudium heran und schrieb eine Anzahl gedankenreicher, bios in der Form mangelhafter Dichtungen, welche ihm wohl einen Platz unter den „Naturdichtern“ sichern sollten. Er starb, allgemein betrauert, am 2. November 1885.

### Zu der Heimath nach dreißig Jahren.

Sei mir gegrüßt, du Heimath meiner Jugend,  
Die in der Ferne mir so lieblich sprach,  
Wo ich empfing die Keime erster Tugend,  
Ein Segen, der mir stets im Herzen lag!  
Empfanget mich, ihr Trauten meines Herzens,  
Ihr Höhen, Thäler, Cristen, Fluß und Baim!  
O, sorglos stoh'n die Tage einnt des Sberzergs  
Dem Falter gleich, der spielt im Sonnenschein!

Hier seh' ich nun im Reiche meiner Träume,  
Im blumigen Gestad der Saale da,  
Der Mond blickt freundlich durch die Wolkenlume,  
Und Vesperus, der Holde, ist ihm nah!  
Umhwebet mich, ihr Geister meiner Lieben,  
Scheitelt sei durch euch die stille Nacht,  
Ein inn'rer Drang hat mich hieher getrieben —  
Erinnerung mit ihrer Sauberemacht!

Fern von der Heimath, bei den schönsten Festen,  
Stieg leise sie in meiner Seele auf,  
Der Sonne hehrer Niedergang im Westen  
Erblickt mir herrlicher in ihrem Lauf.  
Drum immer sei die Heimath hoch gepriesen,  
Wo Liebe einnt die Kindheit hat gewiegt,  
Wo selbstsichtslos die Herzen sich erblickten,  
In deren Juner'm Redlichkeit nur liegt!

O schönes Thal, wie konnt' ich von dir scheiden,  
Wo sich der Krenz so blumenreich erschließt?  
Wo läutend in dem Feld die Heerden weiden,  
Der Bach durch Wüthenmatten sich ergießt?  
Groß Zeit und Raum wand mir die schönsten Wüthen  
Zum Kranz der frühling, der mich hier umgab —  
Entblättert sind, die einnt so schön erbühten,  
Und decken manches ihm so theure Grab!

Schon dreißig Jahr! Wobin sind sie gegangen?  
Ach, unaufhaltsam rollt das Rad der Zeit!  
Der Jugend trische, schöne Rosenwangen  
Sind stets ein Opfer der Vergänglichkei!  
Der Welle gleich, die leise mürmelnd eilet,  
Sie plätschert stehende Sekunden aus;  
Dem Strome gleich, der nimmer ruhig weilet,  
Der sich zum Meere wälzt mit Gebrans.

So seh' auch ich am Ausgang meiner Tage,  
Wo bald der Geist sich aus der Zeit erhebt,  
Und was ich abnungsreich im Herzen trage,  
Verwirklicht sich, wenn hier ich ausgelebt.

Und wie vor Freuden mir die Thränen stießen,  
Sich mein Gemüth des Lebens Drang ergießt;  
Doch größ're Freude muß uns dort ersprießen,  
Wo wir die wiederseh'n, die wir geliebt!

Da hör' ich's zwölft vom nahen Thurme schlagen,  
Und laut durchbebt der Glockenton die Brust;  
Die Nachtigall mit schufsuchtsrollen Klagen  
Verkündet mir der Heimath süße Lust.  
Hier will ich still an der Erinnerung zehren,  
Die in sich trägt für mich den schönsten Lohn,  
Daß froh ich kann zurück zur Heimath kehren  
Als alter, ihr noch treu geblieb'ner Sohn!

### Frühlingsfreuden.

Wie sind doch die Tage des Frühling's so schön,  
Wer kann sie wohl würdig befhengen?  
Es grünet und blühet auf Feldern und Höhn,  
Und die Wälder, sie jauchzen und flingen;  
Es summen die Bienen auf blumiger An,  
Von würzigen Düften umgeben,  
Die Vöglein, sie tragen sich hälmchen zum Van  
Des Heims für ihr häusliches Leben.

Im Krenz, da zeigt sich die schöp'rische Macht:  
Gott gab uns den Frühling zur Freude,  
Er schmückte die Fluren in lieblicher Pracht  
Mit grünem und blumigem Kleide,  
Hoch schwingt sich die Erde zum himmlischen Blau  
Und singt ihre trillernde Weise,  
Es spielet der Lichtstrahl in perlendem Thau  
Am Strauch, an dem blymgen Kei.

Heut', wo uns die herrlichsten Blumen erbüht,  
Die allerorts sprossen und ranken,  
Wer hätte wohl da ein erstorben Gemüth,  
Gefühllos und ohne Gedanken?  
Es lockt ja die Fülle der Schönheit hinaus  
Aus dem winterlich dampfigen Zimmer,  
Und Jeder läßt ruhig die Sorgen zu Haus,  
Zu schauen den Glanz und den Schimmer.

O liebliche, reizende Frühling'snatur,  
Wie wirst du so iunig empfunden!  
In Thälern und Wäldern, auf Wiese und Fluß  
Verlebt man die glücklichsten Stunden.  
Hier webet die Freude, hier lebet die Lust,  
Wo Alles summt, zwitschert und rauschet,  
Hier hebt sich die fühlende menschliche Brust,  
Wenn still sie den Jubel belauschet.

Kaßt lagern uns, Freunde, mit fröhlichem Sinn  
Auf die schwelligen, blumigen Matten;  
Kaßt wandeln uns in des Waldes Grün,  
In der Haine bergende Schatten.  
Wo die Quelle sprudelt und murmelt der Bach,  
Dort pflückt man die Blumen zum Kranze,  
Und unter dem düst'ig sich wölbenden Dach,  
Da reiß' n sich die Paare zum Tanze.

Juchheiß! wie schwingen die trunkenen Reih'n  
Elastisch sich rund in dem Kreise;  
Wie schallet so jubelnd, so lustig darein  
Der Geige, des Trummbasses Weise!  
Es wechselt die Freude im traulichen Spiel,  
Cupido erhebt seine Schwingen,  
Und manches Liebherzchen findet sein Ziel,  
Wenn Lieder des Frühlings ertönen.

## Carl Friedrich Eberhard Bachhaus.

Am 25. Juli 1808 zu Petershagen, Westfalen, geboren, studierte er in Göttingen Medizin, ging infolge des Studentenaufstandes 1851 in die Hofapotheke zu Verdenburg und 1854 nach Amerika, wo er in Cincinnati eine Apotheke eröffnete, welche bald der Sammelplatz der Literaten Cincinnati's wurde. Er schrieb viele Gelegenheitsgedichte, poetische Erzählungen und einige Lustspiele, zum Theil unter dem Pseudonym „Peter von York“. Er starb am 8. September 1871.

## Carl de Haas.

Im Wupperthal geboren, war er erst daselbst Schulmann, wanderte dann Anfangs der vierziger Jahre nach den Ver. Staaten aus und ließ sich als Farmer in der Nähe von Fond du Lac, Wisconsin, nieder. Im Jahre 1848 ging er nach Buffalo, wo er den „Demokrat“ als Wochenblatt gründete, welches 1851 in ein tägliches Blatt umgewandelt und bald darauf mit Brund's „Weltbürger“ verschmolzen wurde. Nach einigen Jahren trat de Haas aus der Redaktion, war eine Zeit lang Theater-Direktor in Detroit und ging in den sechziger Jahren nach Fond du Lac zurück, wo er 1875 starb.

„Nordamerika, Wisconsin“, Winke für Auswanderer, von Dr. Carl de Haas, Farmer in Wisconsin, Barmen 1846. Dieses Buch hat wie kaum ein zweites die deutsche Auswanderung gefördert und wesentlich dazu beigetragen, Wisconsin zu einem deutschen Staate zu machen. Seine Gedichte erschienen in Buffaloer, St. Louiser und Fond du Lac Zeitungen.

### Niabra und Nemarettah.

Eine Indianerlegende.

Wenn die Fluth des Niagara  
fernab noch vom jähen Schlund,  
Ehnt ein donnergleich Getöse  
Schon des kalten Naches Fund.  
Und sie bäumt sich heftig sträubend  
Schäumen wider wirr Gestein,  
Es es reißt mit Allgewalt sie  
In die Tiefe jach hinein.

Um das Eiland in der Mitte  
Theilt sich der gewalt'ge Fluß,  
Hier und drüben flürzt er tosend  
Abgrundwärts mit wüth'gem Gusch.  
Eine Wildniß noch durchströmt er,  
Zu dem Eiland führt kein Steg;

Nur ein einzig menschlich Wesen  
Sah bis jetzt zu ihm den Weg.

Als mit seiner Nemarettah  
Aufwärts, nach des Stromes Rand,  
Einst Niabra saß im Wigwam,  
Sahnt er nach des Eilands Strand:  
Sieht er nicht den Hirsch dort springen,  
Lustig zwischen Baum und Strand?  
Schwamm der hin durch diesen Strudel?  
Was der kann, das kann ich auch!

Schnell nach Pfeil und Bogen greifend,  
Eilt er hin zu dem Canoc,  
Rudert durch das Fluthgetöse  
Nach dem wald'gen Eiland zu.  
Vorwärts zieht's ihn hin zum Abgrund,  
Er strebt seitab fort und fort,  
Bis er mit dem morschen Fahrzeug  
Landet in dem sichern Port. —

Seit Niabra's fühner Jagdfahrt  
Woch' auf Woche schon verfloß;  
Künftig schon ist der Hirsch gefallen  
Durch sein sicher's Gelock.  
Nemarettah steht am Strande,  
Ringt die Hände, rauf das Haar:  
Drüben weilt er, ein Gefang'ner,  
Der ihr Hört, ihr Schutzgeist war.

Ach, kein Pfad bringt ihn herüber,  
Lofend braust die Fluth hinab:  
Eine fahrt durch diesen Strudel  
führt in's tiefe, finst're Grab!  
„Komm', Niabra, kehre wieder,  
Komm' an der Geliebten Brust!  
Nur mit dir kann ich genießen  
Dieses Lebens Leid und Lust!

„O, Niabra, du mein Alles,  
Kann nicht länger barren mich!  
Komm', o komm', denn Nemarettah  
Kann nicht leben ohne dich.“ —  
Swar durch Kataraktes Donner  
Dringet ihre Stimme nicht;  
Doch Niabra sieht, was klagend  
Drüben die Geliebte spricht.

Und er eilt zu seinem Fahrzeug,  
In den Strom schießt's fessellos,  
Kraftvoll schwingt er jetzt die Ruder  
In der Fluthen wild Getos. —  
Weich sieht Nemarettah droben  
An dem steilen Uferand,  
Gleich dem harten Marmorbilde,  
Wie durch Hauber festgebannt.

Und ihr Auge roll Entsetzen  
folgt dem schwankenden Canoe,  
Das vom Strudel fortgerissen  
Treibt dem jähen Abgrund zu.  
Ha, schon schwebt's am Rand des Schlundes  
— Seht, was glänzt ihr Blick so stier! —  
Da streckt der Geliebte scheidend  
Beide Arme aus nach ihr.

Sie auch breitet ihre Arme  
Nach dem Heißgeliebten aus,  
Springt hinab vom felsgestade  
In der Wogen wild Gebraus. — —  
Äischend sprigen auf die Fluthen,  
Donnernd brüllt's im tiefen Schlund,  
Und zwei Leichen sind gebettet  
Unten tief im feuchten Grund.

### Das Todtenschiff.

Angekommen ist im Hafen  
Von New York der „Voreas“,  
fünfzig Tage hat durchirret  
Er des Meer's unendlich Maß;  
Zweiunddreißig Leichen senkte  
In die Tiefe man hinab,  
Zweiunddreißig deutsche Dulder  
Schlummern tief im feuchten Grab.

Dichtgedrängt auf dem Verdecke  
Schwenkten jabelnd sie den Hut,  
Weil, vom Vaterlande scheidend,  
Sie vertrau'n der salz'gen Fluth:  
„Drüben, drüben seh'n wir wieder,  
Un're Kiechen, die schon dort!  
Lebe wohl, o arme Heimath,  
Drüben winkt ein sich'rer Port!“

Und es schwellt der Wind die Segel  
Nach dem Land der Hoffnung hin —  
„Weh', da naht die große Seuche!  
Wehe, die Verderberin!  
In des Zwischendeckes Enge,  
Ausgefüllt vom Hauch der Pest,  
feiert schon der Todesengel  
Sein entseßlich Erntefest.

Weich, auf engem, hartem Lager  
Kiegt die hoffnungsvolle Braut,  
Trostlos in's gebroch'ne Auge  
Knieend der Geliebte schaut —  
Dort umschlingt vereinsten Blickes  
Starr die Mutter ihren Sohn:  
Gestern ihre einj'ge Hoffnung,  
Heute eine Leiche schon.

Droben binden rohe Hände  
Einen Greis in's Segeluck,  
Einem Sohne in Ohio  
Sollte gelten sein Verluck;  
Theilen wollt' er mit dem Einj'gen  
Seines Lebens glücklich Loos —  
Jetzt gebettet wird der Arme  
In des Weltmeers Riesenschloß.

Hohlen Auges steht am Mast  
Dort ein Mann und stiert hinaus  
In der Wollen flammenblize,  
In der Wogen wild Gebraus.  
Einsam steht er jetzt im Leben,  
Seine Gattin deckt die Fluth,  
Seine Söhne, seine Töchter  
Kastete hin der Seuche Wuth.

Angekommen ist im Hafen  
Von New York der „Voreas“,  
fünfzig Tage hat durchirret  
Er des Meer's unendlich Maß;  
Und dem Rumpf des Todtenschiffes  
Eine bleiche Schaar entsteigt,  
Die, verschont vom Todesengel,  
Das ersehnte Ziel erreicht.

### Bilder aus dem Urwaldsleben.

#### a. Abschied von der Heimath.

Im Auge helle Thränen,  
Im Blicke Gottvertrau'n,  
Wagt er mit heißem Sehnen,  
Zum Fensterlein aufzuschau'n.



Da winkt sie lächelnd nieder,  
Die ihm die Liebste ist,  
Da lächelt froh er wieder,  
Den Gram er ganz vergißt.

„Leb' wohl, leb' wohl, Feinsliebchen,  
Schütz' dich und folge bald,  
Dann führe ich dich in's Stübchen  
Dort drüben im Niefenwald.

„Wie will ich dort sie schwingen,  
Die blaue Art um Laß,  
Wie soll mein Lied erklingen  
Aus voller deutlicher Brust!“

O könnt' mein Lied dich erreichen,  
O könntest die Luft du schau'n,  
Wenn wir aus Urwald's Eichen  
Das traute Stübchen bau'n!

#### b. Der Bau des Wochhauses.

Getüßt auf seine Art, die scharfe,  
Steht Holz er jetzt auf seinem Land,  
Geißelät sind des Urwald's Eichen,  
Hier modern sie, die Niefeneichen,  
Dort lodern sie im hellen Brand.

Doch sind nicht alle Urwaldsriesen  
Frisch dem Untergang geweiht:  
Dort liegt ein Haufe glattbebauet,  
Das traute Häuslein anzubauen,  
Daß es zur Hochzeit sei bereit.

Die Nachbarn mit den schmel'gen Händen,  
Sie helien tren dem neuen Freund;  
Und Woch auf Woch wird aufgeschichtet,  
Und nach dem Eoth genau gerichtet  
Und auf den Ecken fest vereint.

Und als das Häuslein wohnlich worden,  
Trug er zur Post ein Brieflein fein:  
„Jeh! Liebchen, schütze dich und eile,  
Daß ich mein Stübchen mit dir theile;  
Sobald du kommst, soll Hochzeit sein!“

#### c. Die Hochzeit.

Liebchen hat sich schnell gefürzt! —  
Horch, ein Bräutigam und zwei Geigen  
Spielen dort im neuen Wochhaus  
Euthig auf zum Hochzeitsreigen.

Denn der alte Friedensrichter  
fügte segnend ihre Hände,  
stehete auf zu dem Allgüt'gen,  
Daß er seinen Segen sende.

Abends wird es wieder stille  
In dem trauten Wochhausstübchen,  
Doch nicht einsam ist es drinnen:  
Färmer schläft bei seinem Liebchen.

Durch des Urwalds Gipfel lauschet  
Mond, der bleiche, hellen Wides,  
freut sich schelmisch lächelnd ob des  
Urwäldlichen Färmerglükes.

## Friedrich Dauer.

Er wohnte in den dreißiger Jahren zuerst in New York und später in Philadelphia, und schrieb zahlreiche Gedichte für die „Alte und Neue Welt“, die zumeist einen religiösen, sentimentalen Ton tragen.

## Moriz Wiener.

Im Jahre 1812 in Berlin geboren, studierte er Philosophie unter Hegel und später Medizin, etablierte sich dann als Arzt in seiner Vaterstadt; nebenbei aber beschäftigte er sich mit Literatur. Von 1835 an war er Mitarbeiter am „Figaro“, an dem „Gesellschafter“ von Gubitz, der „Literaturzeitung“ von Willibald Alexis, Theodor Hell's „Dresdener Abendzeitung“ etc. Im Jahre 1834 erschien sein erster Roman, „Die Proselytin“; 1837 „Selma, die Scherin“ (bei Fernbach); 1838 „Die Herbstrosen“ (bei Kern in Breslau). 1845 war er an der dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmeten Uebersetzung des Aeschylos von Johannes Franz theilhaftig. 1844 wurde seine Tragödie „Die Waise von Eucca“ auf der Berliner Hofbühne zur Aufführung gebracht. Ein Jahr später erschien seine mit einem Vorwort von Tieck versehene Uebersetzung der Dramen des Zeitgenossen Shakespeare's, John Ford. Im Jahre 1847 wanderte er nach den Ver. Staaten aus und ließ sich in Baltimore als Arzt nieder. Auch hier theilte er sich an allen literarischen Bestrebungen und schrieb viele Gedichte und Aufsätze.

### Mutterliebe.

Einem weiten Ozeane,  
Deßen Tiefen nicht erreichbar,  
Ist die unbegrenzte Liebe  
Einer Mutterbrust vergleichbar.

Wie sich auf des Meeres Grunde,  
Jedem Menschenaug' verblosßen,  
Unbekannte Wesen regen,  
Perlen und Korallen sprossen;

Also lebt im Mutterbergen,  
Jedem Sterblichen verborgen,  
Eine ganze Welt von Freuden,  
Opfermuth und Schmerz und Sorgen.

Wie der helle Mond am Himmel  
Seine Silberstrahlen sendet,  
Unser Lager zu erhell'n  
Mit dem Licht, das niemals blendet.

So erblickt der Mutter Käßeln  
Ihres Lieblings kleine Wiege  
Und verklärt mit mildem Hauber  
Seine lautten, reinen Säuge.

Wie die Stern' am Himmelsdome  
Wandellos und rubig blinken,  
Dah' die irrgang's'nen Pilger  
Nicht in dunkler Nacht versinken:

Also leuchten, lenken, führen  
Mutteraugen, Doppelsterne,  
Wachend über alle Kinder  
In der Nähe, in der Ferne.

Erü wenn diese Augen brechen,  
Wenn sie tödt, die uns geboren,  
Wissen wir, was wir belahen,  
Fühlen tief, was wir verloren.

### Friedrich Lüdewig.

Gebürtig aus Nenstadt am Rügenberg, Hannover, war L. als Student in Göttingen an den Anruhen des Jahres 1852 thätig gewesen und darauf nach Amerika geflüchtet. In Philadelphia war er Lehrer einer Privatschule, siedelte 1857 nach Baltimore über, wo er als Lehrer und Organist an der deutschen „Sionsgemeinde“ wirkte. Er schrieb viele Gedichte, die in Zeitungen erschienen.

### Max Silenthal.

Am 6. November 1815 in München von jüdischen Eltern geboren, absolvierte er in seiner Vaterstadt die Universität, an der er 1837 als Doktor der Philosophie promovierte und dann Theologie studierte. Im Jahre 1839 ging er nach Rußland als Direktor der Akademie in Riga, wurde 1840 als Rath an das Ministerium der Volksaufklärung berufen; verließ aber 1845 den russischen Dienst, da seine Familie nach Amerika ausgewandert war und er mit der proselytischen Politik des Kaisers Nikolaus sich nicht befreunden konnte. Von 1845 bis 1855 lebte er als Rabbiner und Vorstand eines Pensionats in New York. 1855 wurde er als Rabbiner an die Reformgemeinde nach Cincinnati berufen, wo er bald zu großem Ansehen gelangte und sich bis zu seinem Tode, der am 6. April 1882 erfolgte, an allen gemeinnützigen Bestrebungen betheiligte.

„Freiheit, Frühling und Liebe“, Gedichte, 1837. Weitere Gedichte erschienen im Cincinnati „Volksblatt“, „Volksfreund“ und in der „Debora“. Die drei Dramen „Die Strelitzen-Mutter“, „Rudolf von Habsburg“, „Der Einwanderer“, bloß im Manuskript vorhanden.

### Die Zeit am Webestuhle.

An ihrem Webestuhle,  
Da sitzt die alte Zeit  
Und webet der Geschichte  
Gar buntes, langes Kleid.

Der gute, liebe Herrgott,  
Er zeichnet die Dessins,  
Sie sind so schön und besser  
Als die der Gobelins.

Die Fettel an dem Webestuhl  
Sind nur das ew'ge Recht,  
Das heilig sich vererbet  
Auf jegliches Geschlecht.

Der Einschlag ist das Leben  
Mit seiner bunten That;  
Wie mannigfach die Farben,  
Die sie zu wählen hat.

Die Schiffein an dem Stuhle —  
Die sind die Menschen gar,  
Sie wirft sie auf und unter  
Gar schnell und wunderbar.

Was hat sie nicht gewebet  
In dieses bunte Kleid,  
Die Tugend und das Laster  
Sind treulich abgefeit.

Die Alte wird oft müde  
Und webt nicht weiter fort,  
Und schwächt, wie alte Weiber,  
Gar manch' unnützig Wort.

Anstatt an's Werk zu gehen,  
Stautt sie, was sie vollbracht,  
Und ruft: Das ist das Beste,  
Das man noch je erdacht.

Da schlägt die Weltenglocke —  
Wie das so mächtig schallt —  
Und weckt aus ihren Träumen  
Die gute Alte bald.

Gar neue, schöne Bilder  
Sind hier vor sie gestellt,  
Der liebe, gute Herrgott  
Hat dringend sie bestellt.

Der Freiheit Siegestränze,  
Das Licht, so neu und mild,  
Den Sturz der Finsternisse  
Sieht man auf diesem Bild.

Die Alte fragt und kritzelt,  
Will nicht zur Arbeit hin;  
Das Bild hat sie gelendet,  
Ist fremd ihr ihr fein Sinn.

Doch mächt'ger geht der Wesker  
Dort an der Weltenuhr,  
Sie weiß ja nichts von Zögern,  
Sie kennt den Fortschritt nur.

Die Alte muß zur Arbeit,  
Es drängt sie mächtig hin;  
Wann wirst du doch einst fertig,  
Du träge Weberin?

## Heinrich von Martels.

Geboren 1803 auf dem Schloß Dankern, Herzogthum Arenburg-Meppen, trat er erst in militärische Dienste, bereiste von 1831 bis 1835 die Ver. Staaten, studierte dann in Bonn Philosophie, kam 1845 abermals nach Amerika, verlor auf einer Plantage am Rio Colorado sein ganzes Vermögen und bezog sich infolge dessen 1850 nach Cincinnati, wo er erst als Journalist am „Volksblatt“ und „Volksfreund“ thätig war. Seit Jahren aber bekleidet er die Stelle eines offiziellen Dolmetschers im Cincinnati Polizeigericht.

## Leopold Alberti.

Geboren am 30. November 1816 zu Rendsburg, kam A. 1846 nach New York, wo er als Zeitungsredakteur thätig war. Von 1854 an studierte er zu Columbus, Ohio, Theologie, war Geistlicher an verschiedenen Orten, wirkte von 1864 bis 1871 als Professor an dem Seminar der Evangelischen Synode des Nordwestens bei Chicago und kehrte 1871 nach Kiel zurück; er lebt gegenwärtig in Sülzfeld, Holstein.

„Palingenesie der Hölle“, Episches Intermezzo, 1865.

### Kindergruppe.

Am Dornbuschschatten eine Kinderschaar,  
Am Sommertag, die Blumen in dem Schooße;  
Sie flechten Kränze sich, und frisch und klar  
Umschmückt ihr Haupt mit goldnem Glanz die Rose.

O Dornbusch, wie du so ernst und still  
An dieser Kinderschaar herab dich neigst!  
Vor ihrer Kränze anmuthreicher 'füll'  
So feierlich und dunkel dich bejeigst!

Ein Wort bist du, wohl tiefer Deutung gleich,  
Und lösen will ich's und den Kindern sagen:  
„Freut euch der Blumenkränze. Hat für euch  
Die Liebe doch den Dornenzweig getragen!“

### Idyll.

Und soll ich in die Welt hinaus  
Aus stillem Thale ziehn?  
Dort draußen ist mein Leben aus,  
Will nur der Liebe blühen.

O Quelle, die im Waldesgrund  
Im Wonnemund ich fand,  
Die küstend sich wie Märchenfund  
Durch stille Wälder wand!

O Quelle, der gefolgt ich bin  
Durch all den dunkeln Wald,  
Bis auf einmal um See' und Siim  
Ein leuchtend Wunder wallt!

Im Morgenschein das grüne Thal,  
All überall im Glanz!  
Hinstromt die Quell', sie weht im Strahl  
Goldneß und Funkeltrau.

Strömt golden nach der Hütte fort,  
Am Bann, so blüthenreich;  
Erglänzend an dem Fenster dort,  
Du und ein Rosenzweig!

Sahst aber nicht am Waldesfaum  
Den fremden Wandersmann,  
Sahst auf den Zweig nur, wie im Traum,  
Und auf die Rose dran.

War ja die erste Rose im Jahr,  
War über Nacht erwacht,  
Hatt' mit dem Glanz so wunderbar  
Wie Glück dich angelacht.

Und hielt mit ihrem duft'gen Hauch  
Dich fest so weich und reich,  
Als sollt' in deinem Herzen auch  
Es aufgehen rosenleich.

Das war der Tag, das war die Stund',  
Wo mein Herz auch erbebt,  
Und wo geschah die Rosenfund',  
Die unser Loos verweht.

Die mich dahin, dem Schicksal nach,  
An deiner Hütte zog;  
Eintrat ich unter deren Dach,  
Drauf 'Wilt' und Liebe floß.

Und siehe, um mich ganz und gar  
Der stillste Friedensort!  
Gefinnig mit Großelternpaar  
Mit lautem Willkommwort.

Und du in hoher Jugendpracht,  
Selbst wie die Rose roth,  
Ein Rosenbild voll sel'ger Macht,  
Das ew'gen Gruß entbot!

So fand ich dich, so band es mich  
An dich für ew'ge Zeit!  
Die Welt aus meinen Sinnen wich -  
Wie wüster Traum so weit.

Verhallend schlägt ihr lauter Schall  
An Bergen rings zurück.  
Waldheimlich still läßt überall  
Es uns in Lieb und Glück.

### Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!  
Will das Herz mir nicht zerbrechen?  
Kann es also groß erschwellen,  
Um wie du so groß zu sein?  
Volk, das langer, banger Kleinheit  
Sich entungen, und als Einheit  
Siebet in die Berge ein!  
Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!  
Der Kyffhäuser ist geborien,  
Adler stiegen aus den Horien,  
Kündend, was erhanden ist:  
Barbarossa - deutsche Einheit  
Nach so langer, banger Kleinheit -  
Einheit, die du Kaiser bist!  
Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!  
 Und mit donnernden Gewittern  
 Schreiest du, um zu zerplündern  
 Welches Trug und Lebermuth.  
 Von den Sünden deiner Kleinheit  
 Reimigt du in behrer Einheit,  
 Riese, dich mit deinem Blut!  
 Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!  
 Barbarossa, hoher Kaiser,  
 Sieh', der Zukunft grüne Reiser  
 Krönen dein gefalbes Haupt!  
 Dein nach langer, banger Kleinheit,  
 Dem die Zukunft, deutsche Einheit,  
 Geistesflächten, siegmlaubt!  
 Einig, einig, deutsches Volk!

## Karl Ultenbach.

In Homburg in der Rheinpfalz im Jahre 1815 geboren, wurde er, nachdem er in Erlangen Theologie studirt hatte, Prediger in Schneeheim bei Cahr, mußte jedoch, da er sich an der Befreiung des Dr. Wirth 1836 theilnahm, flüchten und kam nach den Ver. Staaten. Hier bekleidete er über dreißig Jahre lang das Amt eines Predigers in Jamesville, Ohio, dann zwei Jahre ein solches in Woodsfield, Ohio, und starb am 25. September 1881 zu Asherville, Indiana.

„Eine Sammlung von Gedichten des Ehrw. K. Ultenbach“, veranstaltet zur 25. Erifestung, feier des „Weltboten“, Allentown, Pa., 1879.

### An mein Vaterland. (1840.)

Wie lieb' ich dich, du Land, das mich geboren!  
 Wie lieb' ich dich, mein schönes deutsches Land,  
 Wo Treue ihren Wohnsitz sich erkoren,  
 Mit Redlichkeit noch wandelt Hand in Hand;  
 Wo nicht auf Eng und nied'ren Trug erpicht,  
 Noch sonder Falsch das Herz zum Herzen spricht.

Nähmt immerhin mir Wälschlands Säuberjonen!  
 Italien, das Land der Wunder, mir!  
 Ich gönn' ihm gerne seine stolzen Kronen  
 Und seiner volkreubten Städte Hier;  
 Mir g'nügt mein Vaterland; auf seinen Au'n  
 Will ich den letzten meiner Tage schau'n.

Nähmt immerhin in hohen Schmeicheltönen  
 Mir Südens Töchter; dunkler Augen Glanz!  
 Nur meines Vaterlandes saunten Schönen  
 Wird' ich bescheiden der Verehrung Kranz.  
 Wo Unschuldslüthe noch die Wange malt,  
 Der Liebe Himmel blauem Aug' entstrahlt.

O Weltregierer, breite deine Hände  
 Jetzt segnend aus ob meinem Vaterland,  
 Damit kein Fremdling seine Rechte schände,  
 Damit es einig, von Heldennuth entbraunt  
 Und löwenhart, in Noth und in Gefahr  
 Beschirme seiner Freiheit Hochaltar!

### An Grabe Heisbergers.

Allerheil'gen war's, ein schöner Morgen,  
 — Spinnen sah man ihre Netze zieh'n —  
 Ritt ich, frei von meines Amtes Sorgen,  
 fernab Trenton, gegen Dover hin.

Seitwärts bog ich nach dem Golenbügel,  
 — Belles Grün noch schmückte Flur und Rain —  
 Und, umschattet von der Wehmuth Flügel,  
 Sah' ich vor mir einen Todtenbain.

Weißte Steine zeigten mir die Stelle,  
 Die so manden müden Schläfer deckt,  
 Den des Lebens trügerische Welle  
 Nun nicht mehr zu neuen Sorgen weckt.

Sinnend forsch' ich nach des Mannes Namen,\*  
 Der die Hütte in die Wildnisz schlug,  
 Und des theuren Gotteswortes Saamen  
 In den Stämmen rother Heiden trug.

Der die Rechte seines Gottes lehrte,  
 Jenes Gottes, der die Sünder heilt,  
 Und der Noth des braunen Kindes wehrte,  
 Sechzig Jahre Leid und Freud' getheilt.

Der, ein Vater und ein treuer Lehrer,  
 Und ein Hort in dräuender Gefahr,  
 Seines Heilands reiblicher Verehrer,  
 Reich in Ihm und seiner Liebe war.

Viele Jahre hat ihm Gott gesendet;  
 Junig steht er: Komm' Herr Jesu, komm!  
 Warme Liebe hat ihn hier versenket,  
 Als sein letzter Abendchein verglomm.

Lange Wallfahrt war ihm hier beschieden,  
 Wechselnd zog des Lebens Luft und Gram  
 Ihm vorüber, bis zum Himmelsfrieden  
 Ihn, den Heugen, sein Erlöser nahm.

\* Taubt Heisberger, geboren 1721, gestorben 17. November 1808, arbeitete über ein halbes Jahrhundert unter den Indianern Nordamerikas. Eine Marternplatte schmückt den Hügel seiner Grube.

Englands Herrschaft sah er hier im Kunde,  
Seinen Trost und seinen Uebermuth;  
Wechen sah er feiler Knechtschaft Bande,  
Und erkämpft der Freiheit köstlich Gut.

Manchen Fremden sah er wacker streiten; —  
Deutscher Muth hielt seine Probe aus —  
Und den Hanfsee Arnold sah er scheiden  
Als Verräther aus dem Vaterhaus.

Mehr denn Bürgerfreiheit dieser Erde,  
Galt ihm Freiheit in dem Gotteslohn;  
Dafür trug er tausendfach Beschwerde;  
Dafür pries er Christi Dornenkrön'.

Dafür rang er mit der Kraft des Keuen;  
Dafür sprach er sonder Menschenscheu;  
Dafür schwang er durch die Wüstenweien  
Christi Banner, seinem Rufe treu;

Dafür litt er Hunger, Frost und Blöße;  
Dafür Ludan! in der Christen Reih'n;  
Dafür mied er eitle Ruhmesgröße;  
Ihm genügte, Jesu Knecht zu sein!

Dienet Christi, lernt von diesem Streiter!  
Kernt verachten jeden Flitterschein!  
Kernt von ihm, in trüben Tagen heiter  
Und im Kreuze voll Ergebung sein!

Seht sein Dalben, Hossen! Seht sein Wagen!  
Seht sein Auge, das nach oben blickt!  
Und wie wollen ängstlich schon verjagen,  
Wenn der Höchste seine Prüfung schießt?

Seht sein Lieben, Opfern und Entsagen!  
Seht sein Mühen auf dem Schuttfeld!  
Und nach Würden wollten wir noch jagen,  
Und nach Schätzen einer Sinnenwelt?

Seht die Demuth seine Kaufbahn krönen,  
Nechten Glaubens segensreiche Frucht!  
Und der Ehrfurcht wollten wir noch fröhnen,  
Die das Jhre, nicht den Heiland sucht?

Seht sein Kluges Eisern und sein Brennen  
für der Wahrheit unvergänglich Gut!  
Und um Formen wollten wir noch trennen,  
Was in Einem Grunde selig ruht?

Spötter Christi, lernt von diesem Helden!  
Kernt Glauben an den Gottessohn!  
Die Veröhnung wagt ihr frech zu schelten,  
Und dem Wort der Bibel sprecht ihr Hohn!

Euch ist Christus bloß ein guter, weiser  
Mann, wenn's hoch gilt, sittlicher Prophet;  
Und nach Licht schreit ihr die Kehle heiser;  
Christus bleibt und euer Licht vergeht.

Mit der Weisheit, die ihr sein gesponnen;  
Mit dem mageren Worte, das ihr lehret,  
Wär' kein Sohn der Wälder noch gewonnen  
Und dem Weg des Friedens zugekehrt;

Käg' dies weite Land noch unterm Banne  
finstern Heidenthums, der Wahrheit baar,  
Darum, Spötter, Achtung vor dem Manne,  
Der im Glauben unerschütterter war!

Gnadenhütten, Saron, wallt zum Grabe,  
Wo der Staub des Wiederbornen ruht!  
Gottes Wort blieb seines Herzens Habe  
In der Zeiten aufgeregter Fluth.

Weißt dem großen Todten eure Jähre!  
Schaut sein Wirken und sein Ende an,  
Und bekennet der Wahrheit da zur Ehr:  
Das hat deutscher Glaubensmuth gethan!

## Winters Freuden.

Schön ist es, in Kestzestagen  
Zu durchschwärmen Flur und Wald,  
Wenn belaubte Aeste ragen  
Und der Kerze Kied erschallt;  
Doch auch schön ist's, da zu weilen,  
Wo der Ofen Wärme streut,  
Wenn die Stürme draußen heulen  
Und der Winter streng gebeut.

Schön sind, Sommer, deine Freuden,  
Wenn erwacht die todt' Flur  
Und sich Herz und Auge weiden  
In den Wundern der Natur;  
Wenn, gelagert an der Quelle,  
Unser Ohr dem Sange lauscht  
Und aus goldner Saatenwelle  
Tausendfacher Regen rauscht.

Schön nicht minder sind die Freuden,  
Die uns schenkt des Winters Hand,  
Wenn sich Flur und Anger leiden  
In der Unschuld Lichtgewand;  
Wenn sich auf dem Fenster malen  
Blumen mannichfalt und schön,  
Und von Eiseschimmer strahlen  
Ringsum Flüsse, Bäch' und See'n.

Schön sind, Winter, deine Freuden,  
Wenn auf schneebedecktem Pfad,  
Unter hellem Schellenläuten,  
Raschen Lauf's der Schlitten naht;  
Wenn der Knabe, grimmer Kälte  
Spottend, nach dem Schlittschuh greift,  
Und vom Waterhaus zum feld  
Kastlos hin nach Bahnen streift.

Schön sind, Winter, deine Freuden,  
Wenn der Christbaum, bunt geziert,  
Künftig entflohn' Seligkeiten  
Unserm Geist vorüberführt;  
Wenn mit Hauberklängen wieder  
Uns die Kindheit mild umrauscht,  
Als wir nicht um Fürstengüter  
Peitsch' und Trommel je vertauscht.

Schön sind, Winter, deine Freuden,  
Wenn die Hausfrau, früh und spät,  
fern von Prahlucht, still, bescheiden,  
Ihren Faden emsig dreht;  
Wenn sie nimmermehr ermüdet,  
Ihrer Pflicht genug zu thun,  
Bis die Stränge, wohlgehütet,  
Auf dem Webeftuhle ruhn.

Schön sind, Winter, deine Freuden,  
Wenn der Klage dir erspart;  
Wenn er aus des Sommers Zeiten  
Dir noch etwas aufbewahrt:

O dann mag er außer Sorgen  
Auch beim strengen Schalten sein!  
Wohlbestellt ist er, geborgen,  
Und zufrieden schläft er ein.

Wohl dem Manne, der am warmen  
Herde weilt, im sichern Schooß;  
Mitleid d e m doch und Erbarmen,  
Der da irret, heimathlos;  
Dem nicht Erdenwonnen blühen,  
Der nicht weich sich betten kann,  
Dem nicht Flammen traulich glühen;  
Mitleid jedem armen Mann!

## Carl Weitershausen.

Am 11. November 1811 zu Veltersheim, Hessen-Darmstadt, geboren, studierte er Theologie in Gießen, betheiligte sich als Student am Hambacher Fest und wurde infolge dessen in's „schwarze Buch des politischen Inquisitionsgerichtes“ eingetragen. Um der Verhaftung zu entgehen, wanderte er nach dem freien Amerika aus und übernahm erst in Chambersburg, Pa., eine Predigerstelle und dann 1839 die Predigerstelle an der vereinigt-erangelischen Gemeinde in Allegheny-City, Pennsylvanien. Diese Stelle bekleidete er über 40 Jahre lang und übte großen Einfluß aus durch sein kraftvolles Wirken in Wort und Schrift. Namentlich nahm er an allen Bewegungen und Bestrebungen, die auf Hebung und Förderung des Deuththums berechnet waren, den lebhaftesten und regsten Antheil und machte sich um die Pflege der Turnerei sehr verdient. Er starb hochgeehrt in seinem 80. Lebensjahre.

„Der Sänger teutscher Volkslieder“, eine Sammlung Lieder, gedichtet von W., August Becker und Anderen, Gießen 1852. „Jugendzeitung“, 2 Jahrgänge, 1844 und 1845, Pittsburg. „Gedichte“, 1. Band, Pittsburg 1870. „Gedichte“, 2. Band, Pittsburg 1871. „Gedichte“, 3. Band, bloß im Manuscript vorhanden.

### Der B e c h e r.

Den Becher, Kinder, gebt mir her,  
Den Becher, mir so werth!  
Ich hab' so manches Jahr ihn sehr,  
Vor Allem hochgeehrt.

Zuvor doch gießet bis zum Rand  
Ihn voll mit edlem Wein,  
Deß Rebe blüht im teutschen Land,  
Am alten Vater Rhein!

Dem Freunde weih' ich diesen Trank,  
Der einst im Sturmgesecht  
Hin in des Todes Arme sank  
Für Freiheit und für Recht.

Auch ich einst aus zum Kampfe zog  
Mit Deutschlands muth'ger Schar;  
Zu brechen schöner Knechtschafts Joch,  
Bot meinen Arm ich dar.

Und in dem letzten Siegeskampf  
Mein treuer Kamerad  
Gleich mir, umdöfft von Pulverdampf,  
Sein Schwert geschwungen hat.

Da, eines feindes Kugel wählt  
Zum Ziel sich seine Brust;  
Er sank, im Tode noch ein Held,  
Sich seiner Pflicht bewußt.

Und sterbend bot mir seine Hand  
Den Becher: „Nimm ihn hin!  
Gott sei mit dir, dem Vaterland,  
Laß seine Freiheit blühen!“

Das war mein guter Kamerad,  
Manch' Jahr schon sah sein Grab;  
Mein Herz ihn nicht vergessen hat,  
Der mir den Becher gab.

Un seinem Todestage hent'  
Reicht mir gefüllt ihn dar!  
Dem Vaterland sei er geweiht,  
Dem Freund, der treu mir war!

Und wenn mein Lauf geendet hat,  
Den Becher ja mir ehrt!  
Denkt an des Vaters Kamerad,  
Ihm bis zum Tod so werth!

## An die Teutschen diesseits des Meeres.

Es ruht in Frankreichs Erde  
So mancher brave Soldat,  
Der tapfer mit dem Schwerte  
Voll Muth gefochten hat.

für's Vaterland gestorben  
In mancher Heldensohn,  
Und hat ihm treu erworben  
Des Sieges hohen Lohn.

Doch in die Brust der Sieger  
Die bitt're Klage schallt,  
Im Jubelsang der Krieger  
Manch' Seufzer wiederhallt.

Der Gatte fehlt nicht wieder  
Zu seines Hauses Glück,  
Zum Kreise trauer Brüder  
Manch' Vender nicht zurück.

O seht die Eltern stehen  
Zu Gott in tiefem Schmerz,  
Die Wittwen, Waisen sehen,  
Fern von des Vaters Herz!

Die Wunden, die geschlagen  
Die heiße, blut'ge Schlacht,  
Wie so nach heiteren Tagen  
Wohl! folgt die düst're Nacht!

Von Osten schallt herüber  
Der volle Siegesklang,  
Von Osten auch herüber  
Die Trauer schwer und bang.

Sie dringt zum teutschen Herzen  
Wohl über's weite Meer,  
Sie reichen wohl voll Schmerzen  
Die Rechte uns daher.

So laßt hinüber dringen  
Das Wort mit rascher That:  
„Wir wollen liebend bringen  
Euch Hülfe, Trost und Rath!“

Da, wo ein Herz noch schlägt  
In einer teutschen Brust,  
Sich noch ein Puls bewegt,  
Des teutschen Bluts bewußt,

Laßt uns nicht müßig stehen,  
Seid Mann für Mann zur Hand!  
Nicht bitten und nicht stehen  
Soll's alte Heimathsland.

So laßt den Sieg uns feiern  
Der Teutschen hoch und hehr!  
Laßt helfen uns den Cheuern,  
Den Brüdern über'm Meer!

## Heil Washington!

Mel.: Oell unserm Bunde, Oell ic.

Heil dir im Sternenglanz,  
Vater des Vaterlands,  
Heil Washington!  
Dir, der von Gott gesandt,  
Muthig, mit starker Hand  
Löste der Knechtschaft Band,  
Columbia's Sohn!

Dir tönt im festgesang  
Heute des Liedes Klang  
Uns freier Brust,  
Wo uns're Saaten blüh'n,  
Noch freie Herzen glüh'n,  
Wenn wir zum Kampfe zieh'n,  
Freudig voll Lust.

Wenn sich erhebt das Schwert  
Rasch für der Heimath Herd  
In fester Hand,  
Fürchten nicht Sturm und Noth,  
Strömet das Blut auch roth,  
Nahet im Kampf der Tod  
Für's Vaterland.

Wo uns dein Geist umschwebt,  
Freudig das Herz erhebt,  
Tod oder Sieg!  
Muthig die Herzen glüh'n,  
Laßt uns zum Kampfe zieh'n  
Auf freier Bahn dahin!  
Tod oder Sieg!

Wo uns're Banner weh'n,  
Darf es nicht untergeh'n,  
Der Freiheit Band!  
Wenn auch manch' Auge weint,  
Wenn auch wohl mancher Freund  
Sinket, dem Tod' vereint,  
Für's Vaterland.

Hutrah! das Banner weht,  
Glänzend und sternbesä't,  
Im heil'gen Krieg!  
Hört, wie sie braust die Schlacht,  
Stark ist der Freiheit Macht,  
Brüder, bald ist's vollbracht,  
Uns ist der Sieg.

Heil euch im Siegesglanz,  
Söhne des Vaterlands,  
Fest steh' der Bund!  
Fest wie der Fels im Meer  
Stehet der freien Heer!  
Wieder schallt's hoch und hehr:  
Heil unserm Bund!



Schallet ans freier Brust,  
Tönst roll hoher Luß,  
Im Jubelton!  
Heil dir, du tapf' res Schwert,  
Heil dir, du freier Herd,  
Du, unser Liebe werth,  
Heil Washington!

Heil dir im Sternenglanz,  
Vater des Vaterlands,  
Columbia's Sohn!  
Sehe ans Himmelsbö'n  
Frei unsre Banner weh'n,  
Setz uns im Kampfe fest'n,  
Heil Washington!

## Heinrich A. Bielsfeld.

Am 20. Juni 1818 in Bremen geboren, genoß er eine vorzügliche Erziehung, verließ dann anfangs der vierziger Jahre die alte Heimath, hielt sich erst in Mexiko auf und kam 1844 nach Milwaukee. Hier theilte er sich bald am öffentlichen Leben, bekleidete mehrere Aemter, widmete sich aber später der Advokatur und war einer der gesuchtesten Notare der Stadt. Als Redner und Schriftsteller nahm er an allen fortschrittlichen Bewegungen regen Theil. Er starb am 16. November 1882.

„Gedichte“ von H. A. Bielsfeld, Milwaukee 1889.

### Old Settlers Lied.

Noch einmal, alte Kameraden,  
Eh' wir ihn gehn, den letzten Gang,  
Soll uns ein frohes Gastmahl laden:  
Der Tag ist kurz, die Nacht ist lang,  
Im Grabe tönet kein Gesang.

Auf der Erinnerung sanften Wellen  
Trag' uns ein schöner Augenblick  
Dahin, wo Kraft und Jugend schwellen,  
Zu Heiterkeit und Lebensglück,  
In die Vergangenheit zurück.

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,  
So lang' noch Leuz und Tugend blüht?“  
Das fangen wir in früheren Tagen, —  
Noch einmal laßt's vorüberziehn  
Eh' Licht und Leben uns entfliehn.

Tritt denn, o Kindheit goldner Morgen,  
Vor unser geistig Angesicht!  
Tief in dem Innersten verborgen,  
Wenn es auch nicht die Sprache spricht,  
Wüßt Jedem ein Vergißmeinicht.

Wir lebten auch, wie unsre Jungen,  
So in den lieben Tag hinein,  
Wir haben auch wie sie gesungen,  
Die Erde ist kein Leichenstein,  
Ist werth, darauf ein Mensch zu sein.

Und wenn uns auch das Leben böte  
Nicht mehr den vollen Kelch der Luß,  
So ist doch schön die Abendröthe,  
Obwohl des alten Wand'rers Brust  
Sich Sonnenuntergangs bewußt.

Noch einmal, alte Kameraden,  
Eh' wir ihn gehn, den letzten Gang,  
Soll uns ein frohes Gastmahl laden:  
Der Tag ist kurz, die Nacht ist lang,  
Im Grabe tönet kein Gesang.

### Sylvesterlied. (1870.)

Den Deutschen in Amerika.

Warum das Leben, das Leben'ge wollen?  
Welch'haue nur im milden Licht  
Das Werdensweifen, wege jostlichen Achte  
Und Ueberpannung dich im Wiedergewalt,  
Und wo der Dünkel hat ein Verheil läte.  
So loh ihm süßen, was ihm selbst geberdt;  
Tu, selbst kein Engel, wohnt nicht unter Engeln,  
Noch nicht erwirbt sich Nothlicht, lebt gefiebt,  
Die Werdenden sind, trotz allen ihren Wängeln,  
Das Lebenswüßigkeit doch was es giebt;  
Athenade, es werdenst Herd' und Luß,  
Wentehe, wenn du faunst, und selbe, wenn du muht,  
Berah den Eamesz, erliche das Bergahnen.  
In einer Freundsln, einem Freund geent,  
Abtheilend lerne, wie der Nidre bent;  
Gelingt es die, den Storfenn zu beslegen,  
Das Gute wird im Gange überlegen.

45 21 he.

Hell erklingen läßt es heut' im Kreise,  
Laßt uns singen, Frauen, Männer, Greise,  
Einen jovialen Rundgesang!  
Laßt erweisen uns die Augenblicke,  
Laßt vergessen uns des Schicksals Tücke,  
Sie begraben unter Sang und Klang.

Gott der Freude, Gott der Brudertliebe,  
Senket beide eure heißen Triebe  
In das oft gequälte Menschenberg,  
Füllt die Fächer voll bis zu den Kronen,  
Alte Fächer, daß die Epigonen  
Sich erlaben an der Väter Scherz.

Angestoßen! Freundschaft, Ehr' und Treue!  
Angehoßen! Freunde, uns erfreue  
Alles Schöne, was die Erde gab!  
Was wir lieben, wollen wir erlassen,  
Was uns trüben kann die Stunde, lassen  
In den Fluß der Unterwelt hinab.

Einmal, Brüder, laßt uns denn umarmen,  
Einmal wieder am Gefühl erwärmen,  
Das von innen kommt, von innen stammt.  
Aus den kleinen engagierten Schranken  
Hebt zu reinen menschlichen Gedanken  
Euch empor — und eure Seele stammt!

Hoch den Frauen! Und aus Aller Blicken  
Kasset schauen seliges Entzücken.  
Denn es gilt der Mutter und dem Weib.  
Neh't die Wimper mit dem Augenwasser;  
Arme Stümper sind die Weiberhasser.  
Hoch den Frauen, schön an Seele und Leib!

Hoch den rothen und den bleichen Wangen!  
Hoch den Todten, die vorangegangen,  
Klanglos, über'n tiefen Acheron.  
Allen reich' und armen Menschenkindern,  
Allen weid' und hartgesottnen Sündern  
Werde heute Abolution.

Hoch dem Zweifel an den „Unsielbaren“!  
An den Teufel und an Geisteshaaren,  
Hirngespinnste einer rohen Zeit!  
Von den Parzen oder Schicksalsfragen,  
Von den Schwarzgen mit geschornen Glätzen  
Wird der Mensch doch einmal noch befreit.

Hoch den Wächtern, die von ihren Höhen  
Den Geschlechtern, die nach uns erleben,  
Zeichnen des Jahrhunderts Thaten auf!  
Die, „durch Nacht zum Licht“ im ew'gen Kriege  
Mit der Macht der Dummheit und der Lüge,  
Storreich enden ihren Siegeslauf.

Hoch den Königen der Wissenschaften!  
Hoch den Wenigen, die uns entraften  
Dem gedankenlosen Gaukelspiel.  
Hoch den Edeln, die uns weiser machten,  
Die den Schädeln Stoff zum Denken brachten,  
Der wie Manna in die Wüste fiel.

Hoch den Componisten und Poeten!  
Ach, wie mühten wir die Mühle treten  
Ohne das geliebte Zwillingpaar!  
Wenn, befeelt von heil'ger Gluth des Schönen,  
Sich vermählt das Wort mit süßen Tönen,  
Wird der Mensch den Gott in sich gewahr.

Hoch den Meistern edler Bildungswerke!  
Hoch den Geistern, die mit Mannesstärke  
Paaren jugendliche Phantasie!  
Den Zerschörern der Verdummungs-Knechte,  
Allen Lehrern gleicher Menschenrechte  
Unfern Beifall, unsre Sympathie!

Denn sie streben nach dem Höchsten, weihen  
Ihres Lebens Kraft dem Edlen, reihen  
Ein sich in das Buch der Ewigkeit.  
Hoch den Keisern auf den Lebenswegen!  
Hoch den Denkern, die trotz Schicksalschlägen  
Halten fest am freien Geist der Zeit.

Kasset, Bürger dieser freien Staaten,  
Kast den Würgern und den Potentaten  
Fremder Länder ihren Firtelanz!  
Streut den Saamen eines neuen Lebens,  
Euren Namen traget nicht vergebens  
Und verachtet allen Mummenschanz.

Wenn die Throne stürzen und ver-  
gehen,  
Nationen nur allein bestehen  
Vor des Volks gerechtem Tribunal  
Wenn den Massen, von dem Schmutz  
entledigt,  
Auf den Gassen Bildung wird gepre-  
digt,  
Bleibt die Freiheit nicht mehr Ideal.

Genius der reinen Menschheit, drücke  
Einen Kuß auf unsre Stirn, entricke  
Uns dem Kastengeist auf einen Tag!  
Heilig, heilig ist die Menschenliebe!  
Mit uns weise, und kein Mißton trübe  
Dieses Jahres letzten Stundenschlag.

## B. Die Achtundvierziger.

1848—1850.

### Caspar Buß.

In Hagen zu Westfalen am 23. Oktober 1825 geboren, wurde Buß, da er seinen Vater früh verlor, Handlungsreisender und bereiste Deutschland, Frankreich und Nord-Afrika. Von Jugend auf aber hatte er große Neigung zur Literatur und widmete sich deren Studium und der Poesie. Im Jahre 1848 betheiligte er sich an der verunglückten Bewegung als Redakteur der „Hagener Zeitung“, wurde Mitglied der „provisorischen Regierung“, floh dann aber, stekbriefflich verfolgt, nach den Ver. Staaten. Im Jahre 1854 kam er nach Chicago und betheiligte sich hier in Wort und Schrift an den politischen Kämpfen, namentlich auch an der Begründung der republikanischen Partei. 1858 wurde er zum Mitglied der Legislatur gewählt. Während des Bürgerkrieges leistete er durch seine Feder der nationalen Sache vortreffliche Dienste und einige seiner besten Gedichte verdanken jener sturmbelegten Zeit ihr Entstehen. 1864 gab Buß die „Deutschen Monatshefte“ heraus, welche durch Beiträge von Stallo, Münch, Kapp und Anderen Bedeutung gewannen, jedoch nicht aufrecht erhalten werden konnten. Mit warmer Begeisterung begrüßte der Dichter auch die Wiedererrichtung des Deutschen Reichs, und in das Ringen, welche der Wieder- geburt unsers Vaterlandes voranging, klang die Leier des deutschen Sängers kraftvoll zu Kampf und Sieg. Die letzte öffentliche Stellung, welche Buß bekleidete, war die eines Stadt-Kämmerers (City Clerk) von Chicago. Nach Ablauf seiner Amtszeit übersiedelte er mit zweien seiner Söhne nach Des Moines, Iowa, wo er ein kaufmännisches Geschäft in's Leben rief, aber kurz vor Vollendung des sechzigsten Jahres am 17. Oktober 1885 starb.

„Deutsche Monatshefte“, als Fortsetzung von Esellen's Atlantis, Chicago 1864 und 1865. „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners“, Chicago 1879. „Großvater-Lieder“, Chicago 1887, nach seinem Tode herausgegeben. „Poetische Beigabe zur Dore'schen illustrierten Bibel“, bis jetzt nur im Manuskript vorhanden.

#### Am Niagara. (1852.)

(Unter dem Tafelfelsen.)

Dem Felsen sikert es tropfenweis  
In langsam einförmigem Taß,  
Nun vor mir schäumt er wie siedendheiß,  
Der tobende Katarakt —  
Hoch oben die ragende Felsenwand  
Ein Baldachin für das Haupt,  
So sth ich, den Griffel in der Hand,  
Vom Nebel des Sturzes umflaubt.

Welch ein Dichtersitz! Mir zu Füßen liegt  
Die sprudelnde Wasserwelt.  
Ueber Klippen, die sie im Kampf besiegt,  
Stürzt sie wild, wie ein zürnender Held.  
Im ewigen Ringen, im steten Kampf  
Hat sie Bahn bis zum Meer sich gemacht,

Der Nebelschleier ihr Pulverdampf,  
Ihr Tosen der Donner der Schlacht.

Und allein im wilden, tobenden Streit  
Sitz ich einsam am Felsenhang,  
Gedenke des großen Kampfes der Zeit,  
Der gekämpft wird nun schon so lang,  
Niagara's Lauf und der Menschheit Kos  
Ein ewiger Kampf um die Bahn;  
Für Bahn der freien Entfaltung getroß  
Und wild streben beide hinan.

Hernieder stürzt des Stromes Lauf  
Den Felsen mit donnerndem Krach.  
Hoch sprudelt der Gischt, die Woge wallt auf,  
Dann stürzt sie der anderen nach,  
Kein Hemmen, kein Halten, hinab die Bahn,  
Sie troget dem hemmenden Stein,  
Und stolz und brausend zum Ozean  
Wälzt sie siegesgemiß sich hinein.



Caspar Bug.

Da hemmt kein Bergsturz, kein blinkende See,  
Fern grüßt sie im Osten das Land,  
Die Mauern der Städte, die grüne Höh'  
Umzieht sie mit silbernem Band.  
Durch tobenden Sturz, durch Höhlen und Nacht  
Wird sie herrlich und strahlend her,  
Sie schaukelt die Wagg und die tanzende Nacht  
Mit Schätzen beladen zum Meer.

So auch die Menschheit, durch Kampf und Schlacht  
Wird sie siegreich zieh'n ihre Bahn,  
In der Zukunft frei, in Glanz und Pracht  
Vergißt sie den Streit, den Orkan.  
Niagara's Donner an meinem Ohr,  
Im Herzen die Hoffnung der Zeit,  
So brachen die Worte gewaltfam hervor,  
Die ich euch, ihr Kämpfer, geweiht!

## Der zweite Dezember. (1859.)

### Ein Todtenlied für John Brown.\*

„Selbst die Freiheit, ihr höchsten Gut, wenn sie  
auch Erdens Mühsal dafür vergolten, verfohlen  
sie für Gott, Kult und Wohn, wenn sie  
vielleicht kaum an's Leben haben, Des Guten  
unfähig, ättern sie vor dem Bösen, häßlichen  
Schwulst auf Schwulst, ihn zu entleeren und  
zerhacken dann wieder ihrer Hände  
Wert.“  
Allinger, Journl. 1. Buch.

Er stieg aus einem Abgrund tief,  
In den ein großes Volk gekam;  
Es hat der finst're, der ihn rief,  
In Blut sich noch nicht satt getrunken;  
Er hegt und treibt ihn stolz und dreist,  
Daß er Europa überfliege,  
Der blutige Dejembegeist,  
Der um des Corfen Fahne kreist,  
Er feiert seine dunklen Siege!

Es ist derselbe Geist, der schon  
Empor von Capri's Klippen stiehet,  
Der sinket lächelnd, voller Hohn  
Das Lager des Tiber umschwebte.  
Der einst an Philipps Throne saß  
Und umgibt noch im Escuriale,  
Der schon des Towerhügels Gras  
Mit Blut besprengt und oft das Glas  
Kredenz bei manchem Königsmable.

Und heute kommt er über's Meer!  
Die Zeit ist da, die Zeit ist günstig!  
Es stehen längst ihn zu uns her  
Gar viele Herzen laut und brünstig.  
O! edler, „ritterlicher“ Sinn,  
Wie darfst du heute glänzend prangen!  
Dem Würger wirf dein Opfer hin!  
Sei stolz! Du hast als Waldachin  
Ein Wutgerüß, ihn zu empfangen.

Durch solche Pforte laß ihn zieh'n  
Und streu ihm junge, grüne Keiser!  
Kah deine dumpfen Sorgen stieh'n  
Und deine Furcht, sie poche leiser!  
Und wenn du aufstrichst aus dem Schlaf  
Und wohnst, du hörst Ketten brechen, —  
Dann tröste dich, 's ist nie dein Star',  
Den deine Geißel blutig traf,  
Wie sollt' er jetzt sich noch erreden!

Und wenn du zitterst wie ein Laub  
Vor eines Greises weißen Haaren,  
So denke, daß sein morscher Staub  
Im Grab jetzt ruht mit seinen Jahren.  
Du hast ja Strang und Weil und Schwert,  
Seig jauchzt die zu manch' armer Schädler,  
O! du bist deiner Mienen werth,  
Voran! wie sie, die nichts belehrt,  
— Wis dich, wie sie, ereilt der Rächer!

Ja, laß im Vajonettenwald  
Nur wie Sauntere die Trommeln schlagen,  
Daß ja die Stimme rasch verhallt,  
Die du nicht hörst mehr ohne Jauch.  
Hier fürbt ein König der Idee!  
Die bleichen Lippen werden fliegen  
Von dieses Landes tiefem Weh  
Im Geisterton; in fern' und Näh'  
Trüß ihn der Wind auf seinen Schwingen.

Du stolzer Greis, du Römerstirn,  
Geschmäht, verleumdet, hart gekadelt,  
Du hast, wie auch die Menschen irr'n,  
Den Strich des Henkers heut' geadelt.  
Wie fandest du in toller Hast  
Im Wibelbuch der Freiheit Wefen?!  
Hiee ist die Freiheit eine Last!  
O! nein, Ungläublicher, du hast  
Im Buch der Wäcker falsch gelesen!

Der erste du! nach eig'ner Wahl  
Zogst du das Schwert, das einst entscheidet;  
Doch war's kein Alexander-Stahl,  
Der scharf den Knoten rasch zerhneidet.  
Die toden Söhne um dich her,  
Des Kampfes erie Heidenleichen,  
So siehst du da, ein Bild so hehr,  
Das die Jahrhundert nicht mehr  
Vermischen werden oder bleichen!

Das Volk, das einst, Prometheus gleich,  
Den ersten Freiheitsfunken raubte,  
An das, selbst zuckend unter'm Streich,  
So manch' gepreßtes Herz einst glaubte;  
Das Volk, das sich so hoch vermaß,  
Dem freudig Klang der Dichter Keier,  
Das in der Freiheit Strahlen saß,  
Kiegt in des Bodens dürem Gras,  
Und nagend sieht auf ihm der Geier!

Wer würgt den Würger? — Alles stumm!  
Nichts regt sich mehr in Juda's Zellen.  
Gott Plutus thront im Heiligthum,  
Was kann die Freiheit da noch gelten!

\* John Brown wurde am 2. Dezember 1859 in Charleston, Virginien, hingerichtet.

Den Dichter weht es heute an,  
Als würd' es trüb' und kalt auf Erden,  
Als sei die Freiheit nur ein Wahn;  
Doch glänzt sein Auge! — er sieht nah'n  
Die Kämpfe, die da kommen werden!

### An Abraham Lincoln.\*

(September 1862.)

Quousque tandem . . . . .

Halt ein! Zurück! ich seh' dich schauernd geh'n  
Zum Abgrund, dessen Tiefe unermessen!  
Gingst du allein, ich könnt dich stützen seh'n  
Und erst die Arme kreuzen unterdessen.  
Gingst du allein, — mit dir begraben läg'  
Ein Alp, der uns erpreßt die fieberlaute,  
Doch abwärts, abwärts den verlor'nen Steg  
Ziehst du ein Volk, das dir zu viel vertraute.

Zurück! eh' noch der letzte Donner hallt,  
Der Grabesdonner, einem großen Volke;  
Zum Versteu schwer, so sehen wir gehallt,  
Die über uns dort hängt, die finst're Wolke.  
Schon leuchten sehen wir den salben Strahl,  
Schwer ist die Luft von dichten Nebelschwaden;  
O! sprich! der Ruf ergelt zum letzten Mal,  
Noch gilt dein Wort: Wo soll sie sich entladen?

Im Blute schwimmt das arme Vaterland,  
Der Jugend Mühe mäht der Tod in Reihen;  
Das Volk hat dir die stolze Schaar gesandt,  
Noch um dem Siegetode sie zu weihen.  
Wie es so mächtig um die Freiheit wirbt,  
Dies Volk, wie nie noch ward darum gemorben;  
Doch jeder Held, der in den Waffen stirbt —  
Wir fragen dich: Wofür sie denn gestorben?

Ja, mächtig dringt die Frage an dein Ohr.  
Bedeu'! Deiner wartet die Geschichte!  
Vom Staube warf zur Höhe schnell empor  
Das Volk dich einst, doch, daß es streng dich richte;  
Es fürte dich im heißen Freiheitsdrang,  
Das schönste Banner dieser Welt zu halten;  
Trägst du es noch auf seinem Siegesgang?  
O Gott! kein Lebenshauch mehr in den Falten!

Doch wie wir ernst uns Alle reih'n zur Schlacht,  
Noch kennen wir das alte Liebeszeichen!  
Der Weg zur Freiheit, wie der Weg zur Macht,  
Wir wissen, beide führen über Leiden.  
Warfst du die Fahne weg! Weh' dir! dann geht  
Auch über dich der stolze Siegeswagen;  
Die and're Wahn! Bedenk', es ist zu spät,  
Wenn über dich bald wild die Hölle jagen!

\* Wie er später, die Emancipations-Proclamation zu erlassen.

### Die große Heerschau. (1863.)

Dem Bürger U. S. Grant gewidmet.

Wohl mag er sinnend sich'n am weißen Haus,  
Herniederschauend hoch von der Estrade,  
Der Schlachtenleuter, den des Sturms Gebräus  
Nie abgelenkt von dem erwählten Pfade;  
Wie groß auch dieser Augenblick für ihn  
In seines Triumphator-Mantels Falten,  
Das Volk steht neben ihm auf hoher Bühn'  
Und sprich zu ihm: Nun laß uns Heerschan halten.

Da nahen sie, schon flutet die Musik,  
fanfaren schmetternd, durch des Staubes Wolke,  
Dort blinkt ein Bajonet schon vor, der Wind  
Wird frei, da liegt die Scene vor dem Volke!  
In breiten Reih'n, — der lange Krieg ist aus,  
Geschlossen sind die eh'rnen Jannsporten, —  
So zieht das Heer der Republik nach Haus,  
So paradiere unsere Sturmcohorten.

Da spricht zu ihm des Volkes Stimme: Schau  
Hinab nun auf dein Heer zum letzten Male,  
Die Schlachtentnamen auf der fahnen Klan,  
Besieh' sie recht in ihrem Nahmesstrahle.  
Sieh jene Niesen dort, ich sandt' sie her  
fern aus des Nordens dü'n'r'r sichtenhalde,  
Du kennst sie wohl, sie führten das Gemehr,  
Wie man die Glöfserhänge führt im Walde.

Und jene dort, sie kamen von den Seen,  
Wo man den Ahorn zapft im Waldbesumfel,  
Wo man die Knaben zieht, die trommelnd geh'n  
Entgegen fühl dem Bajonetgeumfel.  
Sieh diese da, ihr Heimathsdach es recht  
Sich schlicht empor auf weiter Steppe Rasen;  
Der Sturm der Steppe hat sie nie geschreck't,  
Der Sturm der Schlacht hat sie nie umgelassen.

Ein andres Corps! des schönen flusses Strand  
Sah oft sie rudern und die Wirbel zwingen,  
So wie das Ruder sie mit fester Hand  
Einst hielten, hielten fest sie ihre Klingen.  
Und diese dort, des fernern Westens Schaar,  
Seit lange schon gefählt im Freiheits-Kampfe,  
Sie hörten hallern ihres Landes Nar  
Und folgten seinem Flug im Pulverdampfe.

Sie Alle sandt' ich her zum großen Streik,  
Nicht Alle kehren in die Heimath wieder;  
Mein war der Schmerz, das Opfer und das Leid,  
Auf mich stieg stets der schwarze Schatten nieder.  
Ein Geisterzug folgt diesem Siegespanier,  
Ob ungesch'n auch in der großen Stunde,  
Ihn seh'n die Mütter überall wie hier,  
In mancher Hüttenthür hält er die Kunde.

Du Agamemnon in der großen Schlacht,  
Laß auf dein Haupt mich still den Lorbeer drücken,  
Die Bürgerkrone sei dir dargebracht,  
Mein theurer Held mit den bescheid'nen Blicken.  
So stehst du größer da, als legt' den Stab  
Der Herrschaft dir ein feiges Volk zu Füßen;  
Wer einem freien Volke Frieden gab,  
Den darf die Freiheit auf die Stirne küssen.

Ein Kuß, der die Unsterblichkeit verschafft!  
Es wird die Nachwelt deiner stets gedenken. —  
In and're Bahnen muß aus e i g' n e e Kraft  
Ich mein Geschick mit fester Hand nun lenken.  
Nehmt Abschied denn von Krieges Pomp und Schein,  
Und pflanzt die Freiheit tief in alle Herzen,  
— So sprach des Volkes Stimme hell und rein  
Am Tage des Triumphes und der Schmerzen.

### Gruß der Deutschen in Amerika.

(15. Juli 1870.)

Wenn Wünsche Kugeln wären, wenn Miß und Donner-  
erschlag  
Der längst Verbannten Säunen, jetzt am Entscheidungstag,  
Wie würd' der Donner rollen gewaltig über's Meer  
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer!  
Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth,  
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod!  
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,  
Auch deine fernern Söhne, sie stehen mit im Streit!  
Nicht Zeit ist's mehr für Worte, Gott grüße dich, mein  
Land!

Wie steht du stolz im Streite, der jetzt so jäh entbrannt!  
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick.  
Hol' deine alte Größe und Ehre dir zurück!  
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner  
auf,  
Laß weh'n die alten Farben von Straßburgs Domes  
Kranz!  
Nun ist für d e i n e Kammern, trotz des Jahrhunderts  
Hohn,  
Endlich die Zeit gekommen, die Zeit der Reunion!

Der Würfel ist gefallen, der suchbar eisen rollt;  
Sie haben mit beschlossen, sie haben mit gewollt;  
Sie küssen ihm begeistert den Reiterhiesel blank,  
Der einst bis an die Knöchel in Bürgerblut versank;  
Hohlhängig, ein Gespenste, betritt in blindem Wahn  
Der letzte Bonaparte die letzte Schlachtenbahn;  
Gerichtet von den Völkern, führt er im Blackgeißel,  
Denn seines stolzen Hantles Jahrhundert ist erfüllt.

Doch du, der jetzt du leustest des Vaterlands Geschick,  
O! stehe fest! o! manke jetzt keinen Augenblick;  
O! sieh, wie Mio's Auge so ernst jetzt blickt auf dich,  
O! sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!  
Vermähle du, du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,  
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!  
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrath!  
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen größte That!

### Die Anbetung der Hirten.

(Zu dem Doré'schen Bilde, nach Lucas 2, 15—19.)

Nicht ganz eeloschen ist im Völkerleben  
Der Schein von jener ersten Schöpfungswiese,  
Und durch Jahrtausende herunter bebend  
Die Klänge aus dem ersten Paradiete.

Und Schein und Klang, sie leuchten und sie tönen  
In allen Menschenherzen, die da pochen;  
Der ew'ge Wunsch ja bleibt, sich zu verfühnen  
Dem Schöpfer wieder, der so hart gesprochen.

Und in der Römervelt, so tief gesunken,  
So stolz und doch verschlammt im Erdenkoth,  
Erfrachten plötzlich neue Geistesfunken,  
Aus niederm Volke kommt ein Götterbote.

O! heil'ge Nacht du, auf Judäa's Tristen,  
Auf arme Hirten, ungelehrte Käien,  
Klingt jetzt zuerst herab hoch aus den Lüften  
Das Wort, das einst die Menschheit soll befreien.

Ja, Friede, halt es, Friede jetzt auf Erden,  
Und Ehre sei dem Herrn dort in der Höhe;  
So soll die neue Zeit geboren werden,  
Darin gesundet dann die Menschheit stehe. — —

Das große Wort ist ausgesprochen nun,  
Und hallt fortan durch alle Ewigkeiten;  
Es weht und wirkt, nicht easten wird's und ruht,  
Wis es erfüllt; es ist das Wort der Zeiten,

Das schon von Anfang war, das bleiben wird,  
Wie auch die Stürme seinen Ton verhalten,  
Und mancher Sklave hört's und mancher Hirt  
Noch heut' und hofft, es möge sich erfüllen.

Die Hirten beten an, der Herr der Welt,  
Umfloßen von der Zukunft Glorienscheine,  
Er lächelt von der Mutter Schooß, umhüllt  
Schon von der ersten christlichen Gemeine.

### Der Großpapa und sein Enkel.

Zwei Jahr' nun alt, du spielst schon Pferdchen  
Und spannst den Großpapa in's Joch,  
Und schwingst auf deinem kleinen Erdenchen  
Die Peitsche mir fast allzuboh.

Dein Jurnp ist nicht deutscher Junge,  
Schon weht des Landes Luft dich an,  
Ach! sei es Mädchen oder Junge,  
Die fremde Sprache tritt hean.

Das läßt sich nun nicht ändern, bessern,  
Wie grimmig auch der Alte lacht,  
Daß sie dein Deutch schon so vermaßern,  
Das er dir zu erhalten sucht.

Bei ihm auch stellt sich in der Rede  
Ein ungerirten Wort oft ein;  
Wozu die lange bit'e sehd:  
Sprich du nur beide Sprachen rein.

Das ist mein Ziel, und nun — ich trabe  
Ja schon zu deiner Peitsche Knall,  
'Gee up! rufft du, ich alter Knabe  
hör' gern so deines Stimmchens Schall.

Doch kann ich nicht mehr galoppieren  
Wie deine jungen Freundschen thun,  
Auch ließ ich niemals gern mich führen,  
Das Alter naht, ich möchte ruh'n.

Auch Saum und Sattel, noch so prächtig  
Mit Gold und Silbertram verziert,

Ich hab' sie nie getragen, mächtig  
Hab' ich dagegen rebelliert.

Nur du kannst mich zum Pferdchen machen,  
Knall nicht zu hart, ich renn' geschwind,  
Hopp! Hopp! wie herrlich Weide lachen,  
Der Großpapa, das Enkelkind.

Und nun genug, nimm ab die Zügel,  
Und reit auf meinem Kniee jetzt,  
Die Jugend löbt gern ihre Flügel,  
Wenn sich das Alter gerne setzt.

## Carl Heinrich Schnauffer.

Im Jahre 1823 zu Heimsheim, Württemberg, geboren, widmete er sich zuerst dem kaufmännischen Fache, später aber Universitätsstudien in Heidelberg, nach deren Abolvierung er sofort an der „Mannheimer Abendzeitung“ thätig wurde. Das Jahr 1848 sah ihn als Streiter in den Reihen des Volkes und dann als Flüchtling in der Schweiz, wo er Mitarbeiter an Hecker's „Volksfreund“ war. In 1849 kehrte er nach Baden zurück und nach Beendigung des kurzen Freiheitskampfes wandte er sich wieder nach der Schweiz, dann nach England und schließlich nach den Ver. Staaten. In Baltimore gründete er den „Baltimore Worker“, worin er mit großem Muth trotz aller Schwierigkeiten die Rechte des Volkes, die Wahrheit und Freiheit verfocht. Er starb im besten Mannesalter am 4. September 1854.

„Todtenkränze“, eine Sammlung Gedichte, 1850. „Cromwell“, ein Trauerspiel, 1853. „Studentenbriefe“; „Schilderung des Flüchtlingsleben“. „Lieder und Gedichte aus dem Nachlaß“, Baltimore 1879.

### Das deutsche Volkslied.

In deinen Weisen lebet  
Des Volkes höchste Lust,  
In deinen Tönen bebet  
Der Jammer seiner Brust.

Dein Jubel, deine Klage,  
Sie künden treulich beid'  
Des Landes Wohl und Plage,  
Des Volkes Freud' und Leid.

Und hör' ich dich erklingen,  
Ich fühl' mein Herz erglüh'n.  
Ich hör' mein Leben singen  
In deinen Melodien:

Des Knaben frohe Tage,  
Des Jünglings Hochgefühl,  
Des Mannes Noth und Plage  
In Heimath und Exil.

Das klingt nicht im Gedichte,  
Das Alles glüht und blüht.  
Des deutschen Volks Geschichte  
Lebt in dem deutschen Lied.

### Deutscher Sang.

Der stillen Felsenquelle  
Ist gleich das deutsche Lied  
Und gleich der Meereswelle,  
Die wild im Sturme zieht.  
Und wo aus deutscher Kehle  
Der Chorgesang erklingt,  
Da hebt sich jede Seele,  
Da bleibt kein Herz kalt.

Im deutschen Heimathlande,  
In Noth und Sturm und Drang,  
Da sprengten sie die Bande  
Bei stolzem Schlachtfeldsang.  
Und als zu Grab getragen  
Die junge Freiheit sie,  
Da tönen ihre Klagen  
In Kindes Melodie.

Und von der Väter Boden  
D'rauf wanderten sie aus,  
Vom Grabe lieber Todten,  
Von Herd und Hof und Haus.  
Sie mußten ja von hinnen,  
Sie hatten nimmer Ruh',  
Ihr Denken und ihr Sinn  
Trieb sie der Freiheit zu.



Und über'm Ozeane  
Der Kunst noch bald'gen sie  
Und tragen ihre Fahne  
Durch Urwald und Prairie;  
Und was wir hier erringen  
In Glück und Ehr' und Macht,  
Der Sänger wird's ersingen,  
Es wird durch's Lied vollbracht.

### Turner-Marsch.

Gut Heil! Das ist des Turners Gruß  
Beim Kommen und beim Gehn,  
So ruft er, wenn er scheiden muß  
Und so beim Wiederkehr.  
Und zieht, am Hut den Blumenstrauch,  
Er stolz zur Turnerei,  
Dann ruft er froh und freudig aus:  
Bahn frei!

Gut Heil! So geht mit frohem Muth  
Der Turner seinen Gang;  
Die Jugendgluth, das heiße Blut,  
Liebt Spiel und leicht Gesang.  
So geht es über fels und Steg,  
Vorüber und vorbei,  
Und manchmal donnert's auf dem Weg:  
Bahn frei!

Gut Heil! So stimmt der Turner an  
Noch in der schlimmsten Zeit;  
So greift er fest zu Schwert und Fah'n  
Und zieht in Kampf und Streit.  
Und in der finstern Kugelsaat  
Bleibt er der Freiheit treu,  
Und jubelt nach der Siegesthat:  
Bahn frei!

### Zum Heimathland steht mein Verlangen.

O, sprich von keiner schöneren Zone —  
Ich hang' an meinem Heimathland,  
Und mir ist aller Länder Krone  
Des Rheines rebengrüner Strand.  
O, sprich nicht von des Südens Palmen —  
Des Schwarzwalds süße Cannennacht,  
Das Thal mit Blumen und mit Halmen —  
Wo find' ich diese deutsche Pracht?

O, sprich von keinem bessern Volke,  
Als das, das meine Sprache spricht!  
Der Stern bleibt Stern, auch wenn die Wolke  
Verfinstert hat sein goldnes Licht;  
Und jene Sprache, sanft und linde,  
Klingt sie im Herzen fort und fort,  
Darin die Mutter mit dem Kinde  
Gefohet ein's das erste Wort.

O, sprich von keinen frohern Stunden,  
Die hier die Zukunft bringen mag:  
Die Heimath heilt die tiefsten Wunden  
Und freuden bringt sie jeden Tag.  
O, Zeit! wo froh im Keng als Kaabe  
Ich wilde Rosen suchen ging  
Und knieend auf des Vaters Grabe  
Um's Kreuz die duft'gen Kränze hing!

O, sprich von keinem treuern Herzen  
Und sprich von keinem fremden Glück,  
Mild, wie der Strahl der Himmelssterzen,  
Ist meines deutschen Mädchens Blick!  
Zum Heimathland steht mein Verlangen,  
Ein milder Fremdling, such' ich Ruh',  
Und wo das Licht mir aufgegangen,  
Drück' man mir auch die Augen zu.

### Der Arbeiter-Messias.

Durch Flur und Wald mit frohem Laufschon  
Hinzieht der Nachstrom, ewig jung,  
Die Blumen an den Ufern lauschen  
Den Sagen seiner Wanderung.  
Sie folgen ihm mit leisen Klagen  
Und harren bange, was er spricht;  
Doch was in ihrem Schooß sie tragen —  
Die stillen Wasser sagen's nicht.

Ein Kindesange, frei und offen,  
Unschuldig, treulich, hell und rein,  
Ein flammend Bild von Lieb' und Hoffen —  
Das ist des Feuers goldner Schein.  
Man sieht am Herd in süßem Sinnen,  
Man träumt im Schan'n der Purgurgluth,  
Und kann die Lösung nicht gewinnen  
Des Räthfels, das darinnen ruht.

In Alder mußten Wälder stieben,  
Und manches Land verschlang das Meer,  
Von feu'r und Wasser aufgerieben  
Kiegt manche Insel wüst und leer.  
Doch wenn sie erst ein Wüdnüß schließen,  
Die Elemente wilder Kraft,  
Da machen die zwei größten Riesen  
Als Weltgebieter Brüderschaft.

In einer eh'rnen Doppellammer  
Da walten beide sich gefellt,  
Und federleicht hebt sich der Hammer,  
Der wie der Donner niederfällt.  
Wasser und feu'r — ein mächtig Wesen  
Erzenget dieser seltsame Bund;  
Wie Großes heut' wir von ihm lesen,  
Noch Größ'eres wird der Nachwelt kund.

Der Dampf — ha! wenn die Wasser kochen,  
Der Dampf — ha! wenn die Flammen sprüh'n,  
Da hört ihn höhnen, hört ihn pochen  
Und grim in seinem Kerker glüh'n.  
Ein wilder Fen in Eisencingen  
Und furchtbar noch im Kettengang:  
Ein Adler mit gebundenen Schwingen,  
Das ist der Dampf in Band und Zwang.

Ein Griff — ein Pfiff — und jeder Hebel  
Im großen Triebwerk leibt und lebt,  
Denn Allmacht heißt der blaue Nebel,  
Der aus dem heißen Strudel schwebt.  
Im Sturme fliegen alle Räder,  
Und dieser Sturm ist Maß und Takt;  
Der Erienschwengel wird zur Feder,  
Die leicht im Rundlauf hebt und packt.

Und was dereinst von tausend H ä n d e n  
In Monden mühsam ward vollbracht —  
Der Dampf kann spielend es vollenden  
In einem Tag, in einer Nacht.  
Er bricht und mahlt das Korn, fällt Stämme,  
Geht wie das Pferd am Pfluge mit,  
Er führt die Aedel, banet Dämme,  
Und schneidet Straßen durch Granit.

Er jagt das Schiff im Ozeane  
Und führt's im Sturme durch die Welt;  
Er trägt der Bildung reine Fahne  
In's robeste Nomadenzelt;  
Er führt zur Wohlfahrt, führt zum Glück,  
Er ist des Friedens gold'ne Hand,  
Und schlägt der Freiheit feste Brücke  
Von Volk zu Volk, von Land zu Land.

Er ist das Schwungrad der Geschichte,  
Er tilgt der Arbeit schwerste Pein,  
Und wird der Menschheit im Gerichte  
Vertheid'ger und Erlöser sein.  
Bekränzt mit Lorbeer, schmückt mit Rosen  
Den Dämon, der für Alle schafft,  
Und läßt durch's Innereum tosen  
Die Pulse seiner Siegestraut.

## Karl Heinzen.

Geboren am 22. Februar 1809 zu Grevenbroich bei Düsseldorf, studierte er in Bonn, wurde aber wegen einer rebellischen Rede relegiert, ging 1829 als Unteroffizier mit holländischen Soldaten nach Batavia, kehrte 1851 zurück, verwickelte sich in seinem „persönlichen Kampfe mit der Bureauftratie“ in solche Unannehmlichkeiten, daß er verschiedene Stellen aufgeben, ja zuletzt steckbrieflich verfolgt flüchten mußte. Nichtsdestoweniger fuhr er von der Schweiz ans fort, radikale Flugchriften zu publizieren, die auf eine Revolution hinarbeiteten. Er wurde gezwungen, die Schweiz zu verlassen und kam 1848 nach New York (Gründung der „N. Y. Schnellpost“), eilte beim Ausbruch der 1848er Bewegungen zurück, mußte aber wieder fliehen und begab sich 1850 nach New York, 1855 nach Louisville, wo er den „Pionier“ begründete, endlich 1859 nach Boston, wo er zwanzig Jahre lang im „Pionier“ für den „deutschen Radikalismus“ seine scharfe, von bitterster Satyre getränkte Feder führte. Nach jahrelangem Leiden starb er am 12. November 1880. Er war die feste Stütze und stärkste Säule des Radikalismus, den er in nicht weniger als 67 Schriften vertheidigte. Seine Gedichte, obgleich er sich nicht wenig darauf einbildete, sind von geringem Werthe.

„Gedichte“, Köln 1841. „Dr. Nebel“ oder „Gelehrsamkeit und Leben“, Lustspiel in fünf Aufzügen, Köln 1841. „Gedichte“, 5. Auflage, Boston 1867. „Lustspiele“, 2. Auflage, Boston 1872.

### Lehter Wunsch.

Im Wald laßt mich begraben sein!  
Zwar werd' ich selber es nicht wissen,  
Kieg' ich auf einem nackten Stein,  
Oder auf einem Wälderfelsen,  
Doch wo mein liebster Aufenthalt,  
Da laßt mich schlafen auch — im Wald.

In stiller, schatt'ger Einsamkeit,  
Wo nie ein feindlich Thun mich kränkte,  
Wenn ich mich sorg- und kampfbereit  
In's Crännen der Natur verentete,

Dort laßt mich ruhn, dort bringt mich hin,  
Weiß ich auch selbst nicht, wo ich bin.

Wenn es im Frühling blüht und singt,  
Wenn es im Sommer schwirrt und läuselt,  
Wenn es im Herbst reist und springt,  
Wenn es im Winter brant und eiselt,  
Zwar weiß ich's nicht, doch laßt mich nur  
Vergehn im Leben der Natur.

Ihr sei, was von mir blieb, vertraut,  
Sie nützt es für dies Waldesleben,  
Das auf sich ans Verwelktem baut,  
Sich sprossend, blühend zu erheben,  
D'rum nicht in dumpfem Kirchhofschrein,  
Im Wald laßt mich begraben sein.

Epigramme.

Dichter und Philister.

Wo mit Sonnen und Sternen der Dichter sich leuchtet im  
Weltall,  
Tappt mit dem Talglichtstumpf plump der Philister um-  
her.

Scharfsichtige Blindheit.

„Die Lieb' ist blind!“ Doch sah noch nie  
Ein Gallenaug' so scharf wie sie.

Erinnerung.

Der Schein und Wirklichkeit vereint,  
Der Spiegel, drin das Alte jung,  
Das Todte lebend dir erscheint,  
Er heißt — Erinnerung.

Verleumder.

Die dich bei falschem Namen nennen,  
Sind die, die dich am Besten kennen.

Rechte Aristokratie.

Aristokrat? Wer wollt's bei euch nicht sein?  
Bei euch ist's Jeder, ist er nicht gemein.

August Becker.

In dem hessischen Städtchen Hochweissel in der Wetterau 1814 geboren, genoss er eine vorzügliche Erziehung, studierte anfangs der dreißiger Jahre in Gießen Theologie und schloß sich den geheimen Studenten-Verbindungen an, deren Ziel und Endzweck die Befreiung des Vaterlandes vom Joch der Fürsten war. Anfangs April 1855 wurde er infolge Denunciation des berüchtigten Clemm verhaftet, zuerst nach Friedberg und dann nach Darmstadt gebracht, wo er unter der empfindenden Tyrannei des Gerichtsraths Georgi eine vierjährige Leidensperiode durchmachen mußte, wovon er in seiner „Erzählung eines politischen Gefangenen über seine Behandlung während vierjähriger Untersuchungshaft“ ein ergreifendes Bild lieferte. Als „letzter Gefangener, der mit Geständnissen zurückhielt“, wurde er 1859 entlassen. Er hielt sich dann theils in Basel, theils im Elsaß, literarisch thätig, auf. Im Jahre 1848 kehrte er nach Hessen zurück und theilte sich an der revolutionären Bewegung; dadurch mißlieblich geworden, wanderte er 1852 nach den Ver. Staaten aus, redigierte in Cincinnati den „Republikaner“ und die „Abendzeitung“, theilte sich am Kriege als Feldcaplan („das berittene Wort Gottes“), trat 1865 in die Redaktion des „Cincinnati Volksblatt“ und 1869 in die des „Cincinnati Courier“. Er starb am 26. März 1871 nach langwieriger Krankheit, hochgeachtet als durch und durch deutscher, edler Mann, ohne falsch und voll tiefen Gemüthes („Ich kann nicht hassen“).

Und die Schwarzamfel.

Du schwarze Amfel mit dem gold'nen Mund,  
Aus Deutschland über's weite Meer gebracht,  
Sag' an, was singst du so zu jeder Stund'  
Des heißen Tages und der schwülen Nacht?

So weit von deinem deutschen Nest entfernt,  
Gefangen in dem freist'n Land der Welt, —  
Wie kommst's, daß du das Pfeifen nicht verlierst,  
Und daß du immer singst — und nicht für Geld?

Hat dich vielleicht ein Kaka! in dem Hag  
Durch seinen losen Schelmeneuf geneckt,  
Hat einer Droschel Lieb, der finsten Schlag  
Aus deinen Kerkerträumen dich geweckt?

Hast du der Erde, die aus blauer Luft  
In Erstickern Erd' und Himmel jubelnd preist,  
Die Wachtel, die den Schnitterinnen ruft  
Zum Erntefeste, zugehört im Geist?

Hast du das Schluchzen einer Nachtigall,  
Hast des Saunfönias Hirpen du gehört?  
Hat eines Murmelbäbchens Wasserfall  
Den Frieden deiner kleinen Brust gestört?

Hat dir ein sanfter Wind der Siedel Sang  
Vom Kirchweidbange leise zuegeführt,  
Hat Hirtenflötenou, der Waldhornflang  
Des „Jägers aus Kurpfalz“ dich so gerührt?

Haßt du des Mühlbads Kanichen in dem Thal  
Vernommen, „wo man nichts als Liebe mahlt“,  
Sah'st du die Wiese, die bei'm Morgenstrahl  
Der Sonn' im Perlentau erblüht und strahlt?

Sind's Veilchendüfte, ist's der würz'ge Hauch  
Der Maienglöcklein, was dich hat berauscht,  
Sah'st du „Vergissmeinnicht“ so tief in's Aug'  
Haßt „deutscher Eichen flüster'n“ du gelauscht?

Haßt du im Traum die Elfen, so dein Nest  
Umstangten einst im Buchwald an der Rhön,  
Haßt den Waldmeister du zum Hochzeitsfest  
Mit seiner Braut, der Neebe, ziehen seh'n?

Ah, nichts von Alledem! Kein deutscher Spatz  
Gilcht hier dich an, und Niemand lauschet dir;  
Du armes Ding, du singst nur für die Kach',  
Die schier dich freissen möchte' vor Liebesgier.

Der Mockingbird, der Spötter aus dem Süd,  
Im Käfig dort, nur freisetzt und schreit dir zu,  
Er ahmt nicht, spottet nach nur deinem Lied  
Aus Reid, weil er's so gut nicht kann wie du.

Ja, von den Deutschen hinter'm Vier sogar  
Wirst du ob deiner „Grührei“ ansgelacht.  
Spricht einer: „Dieser schwarze Narr  
Schafft für sein Woard bei Tag und selbst bei Nacht.“

Wo nimmt er nur die Zeit zum freisen her?“  
„Und wo zum Trinken erst?“ ein anderer schreit.  
Ein dritter ruft: „Wenn ich der Vogel wär,  
Ich wollte euch was — pfeifen — allezeit.“

Und Gläserflir'n, Gelächter übertönt  
Unpatristisch deinen Waldgesang,  
Zum Dank für deinen fleiß wirst du verhöhnt —  
Und noch dazu in englisch-deutschem Klang.

Dir geht's wie's andern Schwarzen einst erging,  
Die man — um's Geld — im heißen Afrika  
Mit Kist und Funden hegte, haßl und sing  
Und dann verkaufte nach Amerika,

Um hier in Knechtschaft einem fremden Herrn  
Zu dienen für der Mühn' fargen Lohn,  
Und, freudlos und der theuren Heimath fern,  
Zu tragen kalter Menschen Spott und Hohn. —

Doch das ist jetzt vorbei; die schwarze Brut,  
Sie ist jetzt frei. Das gute, ew'ge Recht  
Im hunderttausend Weichgesicht' Wut  
Hat sich gerächt am frevelnden Geschlecht.

Und für die Schwarzen kam der Freiheit Tag,  
Und jeder tanzt jetzt, spielt und singt und tanzt  
Und schafft, den Weißen gleich, so viel er mag:  
D'rum, Schwärze, mach es auch so, wenn du kannst.

Schaff' nicht zu viel und mache dir's bequem,  
Nimm dir zum Essen Zeit und fühle'n Trank;  
Acht Stunden, nach dem neueren System,  
Für eines Tages Arbeit sind genug.

Und werde praktisch — laß den süßen Kram,  
Sing' nicht von Herz und Schmerz und solchem Tand,  
Wir lieben solches Zeug nicht, sind ihm gram,  
Wir sind ein praktisch' Volk im freien Land.

Sing' nicht vom Gliederbaum, sing' uns vom Stump,  
Sing' nicht vom Walpurgis, vom Creenbach sing',  
Denn dann versteht dich Gentleman und Lump,  
Und Alles lauscht dem Kleinen, schwarzen Ding. —

Doch sollte Nachts um zwei noch ganz allein,  
Wenn Alle fort, sich ein Reporter ganz'n,  
Um nach des Tages Müh'n sein müd Gebrein  
Mit fühl'm Seriensaft zu stärken: Dann —

Dann sing' ihm deine schönsten Lieder all,  
Sing' ihm die ganze deutsche Litanei  
Vom Haidentöslein und Jean Nachtigall,  
Von der Prinzessin Jis' und Korelei —

Und anderm solchen Zeug, — auf daß er nicht  
Von Selbstmord träum' und Coroners Inquest,  
Von Mord und Todtschlag, Polizei-Gericht,  
Von Picnic-Keilen, Puffs und all' dem Rest

Der local items: sondern daß er nur  
Vom „Fährmann's Wirthshaus“ träum' „am Rheine  
dort“,

Vom Mühlbach, Drachensfels und von der „Flur,  
Wo wir als Knaben spielten“ — und so fort.

Vom „Jägerhänschen“ auch „am Waldesbaum“  
Und Allem, „was folgiert in grüner Tracht“  
Et ceteris — Nun, Umfel, gute Nacht!  
Schlaf wohl, und träume selbst denselben Traum!

### Trinklied. (1870.)

So laßt nach leid'gem deutschen Brauch  
Die Gläser laut erklingen,  
Und sollen sie in Scherben auch  
Schutausensd'ach zerpringen!  
Das Reich des Louis Napoleon  
Kiegt heut' ja auch in Scherben,  
Und zu dem schönsten Stück davon  
Sind lachend wir die Erben.

Nicht Allen freilich lacht das Herz  
So froh wie unsres heute.  
Gar mancher deutschen Mutter Schmerz  
Mischt sich in unsre Freude;  
Doch weg damit! Was liegt daran!  
Macht euch doch keine Sorgen!  
Pah! einmal müssen wir auch dran,  
Sei's heute oder morgen.

Sei's morgen, doch nur hente nicht!  
Hem' wollen wir noch trinken,  
Bis daß erlischt des Mondes Licht,  
Und bis die Sterne sinken.  
Sind doch am deutschen Himmel jetzt  
Uns Sterne aufgegangen,  
Die bis zum allerlegten Keht  
Dort glänzend werden prangen.

Stoßt an! Die edle deutsche Brut,  
Die Caspers sollen leben,  
Die frei ihr bestes Heldenblut  
Für Deutschland hingegeben.

Die unverzagt und löwenkühn  
Den tapfern Feind bezwungen,  
Und — uns zum Spaß — zuletzt auch Höl  
Sammt seinem Heer gefangen.

Entblößt das Haupt und schwenkt den Hü,  
Ein Hundsfott, wer sie tadel,

Sie, die durch ihren Heldenmuth  
Das deutsche Volk geadelt!  
Sie sollen dreimal leben hoch  
Durch alle deutschen Lande!  
Stoßt an! Trinkt ans! Es lebe hoch  
Die ganze „deutsche Bände“!

## Wilhelm Rothacker.

In Enzen, Baden, 1828 geboren, studierte er in Freiburg und Tübingen Literatur und Aesthetik, thetheilte sich 1848 an der revolutionären Bewegung, floh nach der Schweiz und kam 1850 nach den Ver. Staaten. Hier war er an verschiedenen Zeitungen in Pittsburg und Cincinnati thätig, redigirte später die „Turnzeitung“ in Dubuque und starb in bedrängten Verhältnissen am 25. November 1859 zu Cincinnati.

„Hinterlassene Schriften von Wilh. Rothacker“, Cincinnati 1860.

### Die Menschenrechte.

Mit blankem Schwert und scharfer Lanze,  
So tret' ich in die Wahlstatt ein;  
Ich ring' nicht nach dem Lorbeerkranze,  
Und doch muß brav gestritten sein.  
Es liegt so Vieles noch im Argen,  
Noch strahlt er nicht, der Menschheit Stern,  
Weil stets sie den Betrug verbargen  
Von der Tribün' und Press' die Herr'n.

Zertreten fauern Nationen,  
Die Erde liegt ein ödes Feld,  
Und doch lieg' sich so herrlich wohnen  
Auf dieser weiten, schönen Welt.  
Die angeborenen Menschenrechte,  
Sie griffen nirgends, nirgends Raum;  
Triumphe feiert nur das Schlechte  
Und Freiheit ist noch stets ein Traum.

Kaum daß die Väter blutig sanken,  
In werben uns ein besser Loos,  
So bauen wir uns neue Schranken  
Und ziehen den Verrath uns groß.  
Noch gilt es d'rum ein schweres Ringen,  
Denn die Gemeinheit ist so stark,  
Und ach! die Dummheit schwer zu zwingen —  
Es kostet unser bestes Mark.

Doch fest voran mit hellem Schilde  
Und Wahrheit als Palladium;  
In auch noch spärlich unsre Gilde,  
So ist doch groß des Kampfes Ruhm.  
Voran, und nieder rings die Klüge,  
Gehandelt und nicht feig geklagt!  
Welch bessern Spruch mein Banner trüge,  
Als Hutten's Spruch: „Ich hab's gewagt!“

## Niklas Müller.

Geboren am 15. November 1809 in Langenau bei Ulm als Kind einer armen Handwerkersfamilie, besuchte er die Dorfschule und las dabei sehr viel, wurde Buchdrucker und machte als solcher eine ausgedehnte Reise. Das Sturmjahr 1848 zog ihn mit in die Wogen der Revolution; er mußte flüchten und lebte längere Zeit im Exil in der Schweiz. Im Jahre 1855 wanderte er nach New York aus, wo er zuerst als Setzer in verschiedenen Buchdruckereien arbeitete, sich aber bald ein eigenes Geschäft gründete. Er starb nach kurzem Krankenlager am 15. August 1875.

„Lieder“, Stuttgart, J. G. Cotta, 1857. „Neuere Lieder und Gedichte“, New York 1867. Seine übrigen Gedichte, die er eben herausgeben wollte, als der Tod ihn hinwegriß, erschienen meist im Sonntagsblatt der „N. Y. Staatszeitung“.

### Klage des Freiheitskämpfers.

O strenge Götin, hör' mein Klagen  
Und neige willig mir dein Ohr;  
Der deine Fahne lang getragen,  
Er stellt sie wieder vor dein Chor.  
Der Jugend freudenvolle Tage  
Hab' ich, o Freiheit, dir geweiht,  
Wenn Andern bei dem Festgelage,  
Bei Tanz und Spiel hinsob die Zeit.  
Die Lust, im Kleide bunt von Farben,  
Sie winkte mir und Ehr' und Gold,  
Mich lockten Reichthums goldne Farben,  
fortuna lächelte mir hold.  
Ihr Füllhorn, voll des reichsten Glückes,  
Die Göttin goß es vor mir an:  
Ich sah auf dich und wies zurück es,  
Gekränkt verließ sie drauf mein Haus.  
Was galst du mir! du ließt' mich dürsten,  
Stets floh dein Kelch vor meinem Mund,  
Aus Deutschland trieb mich fort der Fürsten  
Lud aus der Schweiz des Volkes Bund.  
Schon manches Auge sah ich brechen  
Noch einmal glänzend vor dem Tod  
Und hört' die Märtyrer noch sprechen  
Vom nahen Freiheitsmorgentoth.  
O Täuschung! Sie sind hingefahren,  
Wohl fanden i h r e Freiheit sie:  
Ich bin ergraut schon vor den Jahren,  
Doch dich, o Göttin, sah ich nie.  
„Nach Westen schiebt die Weltgeschichte!“  
So lautete des Sehers Wort;  
Nach Westen zog ich, mit dem Lichte  
Der Sonne wandernd zog ich fort.  
So kam auch ich mit manchen Braven  
In's Land des edlen Washington —  
Den Fuß im Nacken seines Slaven,  
Sprach dir der freie Bürger Hohn.  
Die Freiheit hab' ich zwar gefunden,  
Vor den Bedrängern fand ich Ruh,  
Doch schmerzen noch die alten Wunden —  
O Statt der Freiheit, wo bist du?

### Hoboken Spazienlied.

Gestern ließ ich mich verlocken,  
Summ summ, summ summ, summ summ, summ!  
Hinzugehen nach Hoboken;  
Summ summ, summ summ, summ summ, summ!  
Und was glaubt ihr, das ich sah?  
Einen Landsmann fand ich da.

Als in Otto's Cottage-Käumen,  
Summ summ u. f. w.,  
Unter den Kaskanienbäumen,  
Summ summ u. f. w.,  
Etwas zu mir nehmen will ich,  
Hör' ich rufen: „Zwillisch, zwillich!“

Als ich hörte diese Laute,  
Kaum ich meinen Ohren traute;  
Und ich blickte nach dem Platz:  
Droben saß ein deutscher Spatz.

Diese Töne, die verwandten,  
Aus den deutschen Vaterlanden,  
Sie entzündten mich so sehr;  
Spatz, wie kommst denn du hierher?

Als die Raupen, gottvergesen,  
Haben Alles aufgefressen;  
Und da fingen sie uns ein,  
Brachten uns zu euch herein.

O, wie ließ ich mir's da schmecken,  
Nach der Seefahrt Angst und Schrecken:  
Alle Tag' ein frischer Schmaus;  
So gut lebt' ich nie zu Haus.

Und wie geht dir's seither, Schlingel?  
Lebt dein Weib, der holde Engel?  
Deine Kinder, damals klein,  
Müssen jetzt erwachsen sein.

Hab' zwei Töchter und drei Söhne;  
Alle bringen ihre Köhne  
Jeden Samstag mir nach Haus;  
O, ich mache ganz gut aus.

Ei, das freut mich ganz entsetzlich,  
Und mir wird zu Muth ganz spählich;  
Aber sag' mir, altes Haus,  
Machst du nicht bald wieder 'naus?

Nun bringst du mich doch zum Lachen;  
Warum soll hinaus ich machen?  
Hier bekom' ich Haus und Lot,  
Draußen schießen sie mich todt.

Hast ganz recht, mein alter Knabe,  
Bleib nur hier bis zu dem Grabe.  
Greenwood ist ein großer Platz,  
Da hat auch noch Raum ein Spatz.

### Mein Serail.

Nun tretet in mein Serail:  
Ich zeig' euch meine Frauen —  
Doch ist kein Theil von ihnen feil;  
Ihr dürft sie nur schauen,  
Auf ihren grünen Auen.

Wie sind so hold die Frauen mein!  
Sie sind vom reinsten Adel.  
Ihr Kleid, so fein, ist immer rein,  
Gemacht ganz ohne Tadel,  
Doch ohne Zwirn und Nadel.

Seht Rosa hier im Sammetkleid;  
Das kommt nicht aus der Mode.  
Sie trägt's in Freud, sie trägt's in Leid  
Und trägt es bis zum Tode,  
Das schöne Kleid, das rothe.

Dort Lilia, so weiß wie Schnee,  
Von keiner Schuld besleckt.  
Das kleinste Weh in ihrer Ad' —  
Gleich ihre Theilnahm' wedet —  
Von Thranenthau bedeckt.

Im bunten Kleid mit langem Schweif  
Heißt sich Prinzess Calpine,  
Ist etwas freiz und trägt den Keif  
Von ihrer Krinoline  
Mit süßlich stolzer Miene.

Gewaschen frisch im Morgenthau,  
Mit lieblichem Gesichte,  
Mit Menglein blau, gar hold zur Schau,  
Im hellen Morgenlichte,  
Mühn die Vergißmeinnichte.

Noch stehen viele rings umher,  
Voll Dait auf Mund und Wangen.  
Es fällt mir schwer, zu nennen hier  
Sie alle, nach Verlangen,  
Die hier in Schönheit prangen.

Doch noch die allerliebsten — wart! —  
Verstecken sich am Käddchen,  
Ganz klein und zart in ihrer Art:  
Das sind wohl die Resedchen —  
Reseidne, sanfte Mädchen.

## Gustav Wilhelm Eisenlohr.

Geboren am 18. Mai 1811 in Körrach, Baden, studierte er Theologie in Halle und Heidelberg, wurde Pfarrer in Emmendingen und Vorstand der höheren Töcherschule, betheiligte sich an den Kämpfen der achtundvierziger und neunundvierziger Jahre und wurde infolge dessen des Hochperraths angeklagt. Nach Amerika begnadigt, landete er 1850 in New York, wurde Prediger in Neu-Braunfels, Texas, und 1857 in Cincinnati an der deutschen St. Paulusgemeinde, welche Stelle er bis 1887 inne hatte. Er begab sich dann nach Dallas, in Texas, wo er am 19. November 1881 starb.

„Christliche Lyra“, Freiburg 1859. „Todtenkränze“, 1848. Seine übrigen Gedichte erschienen in den von ihm über 20 Jahre lang redigierten „Protestantischen Zeitblättern“. Uebersetzung Petrarca's im Manuscript.

## Friedrich Hassaurek.

Geboren am 9. Oktober 1832 zu Wien, besuchte er das dortige Gymnasium, das er eben absolviert hatte, als die Revolution von 1848 ausbrach. Er betheiligte sich an derselben, wurde im Straßenkampf verwundet und wanderte 1849 nach den Ver. Staaten aus, wo er sich in Cincinnati niederließ. Hier gründete er ein eigenes Blatt, den „Hochwächter“, verkaufte dasselbe aber 1857, um sich der Advokatur zu widmen. Dabei betheiligte er sich in hervorragender Weise an politischen Leben und ging, von Präsident Lincoln ernannt, als Gesandter nach Ecuador. Im Jahre 1865 resignierte er und, nach Cincinnati zurückgekehrt, übernahm er die Redaktion des „Volksblatt“, dessen Haupteigenthümer er wurde. Er starb am 5. Oktober 1885 in Paris.

„Hierarchie und Aristokratie“, Roman, 1855. „Das Geheimniß der Anden“, Roman, aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt von C. A. Honthumb, 1879. „Welfe Blätter und Blüthen“, Gedichte, Cincinnati 1877.

### Stachelbeeren.

Es wachsen am Strauche der Liebe  
Die Beeren der Wonne und Lust;  
Doch zertheilen die scharfen Stacheln  
Die arme verwundete Brust.  
Es pflücket Keiner die Beeren,  
Den der spitzige Stachel nicht sticht;  
Doch Mander sticht an den Stacheln,  
Bevor die Beeren er bricht.

### In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Was grämst du dich, verliebter Esel,  
Daß dich nicht mag die schöne Kunigunde?  
In weniger als fünfzig Jahren  
Hat sie nicht einen heilen Zahn im Munde.  
Tiefängig und die Stimme freischend,  
Siehst du sie leuchtend wachsen an der Kräfte;

Ist dies das Bild, das dich entzückte  
Und unentbehrlich war zu deinem Glück!  
Wozu der Gram, der das Herz dir vergällt?  
Voll schöner Mädchen ist die Welt.  
In fünfzig Jahren ist's einerlei;  
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Was läßt du dich vom Ehrgeiz plagen,  
Um dir das bische Leben zu vermeiden?  
Was hilft's, dem Schatten nachzujagen  
Und Haß und Neid zu ernten, statt der Freuden?  
Ob du gegläntzt hast und gerungen,  
Wer fragt darnach heut' über fünfzig Jahre?  
Was hilft dir dann das Korbeer-Unkraut,  
Wenn man dich austreckt auf der Todtenbahre?  
Es kommt die Zeit — da kräht kein Hahn  
Nach Allen, was du hier gethan.  
In fünfzig Jahren ist's einerlei;  
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Was willst der Welt dein Glück du opfern,  
Verdammen dich zu freudlosem Entsagen,  
Am scharfen Fingern auszuweichen  
Und Rechnung jedem Vorurtheil zu tragen?  
Kalt geht die Welt an dir vorüber,  
Fragt nicht darnach, was du ihr preisgegeben,  
Wohnt nicht einmal, daß ihretwegen  
Du dir verbittert haßt das kurze Leben.  
D'rum jitt're nicht vor dem Urtheil der Welt,  
Thu', was du für Recht hältst und was dir gefällt.  
In fünfzig Jahren ist's einerlei;  
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Und wenn das Schicksal dich verfolgt,  
Wenn dich entneret das ewige Mißlingen,  
Wenn trotz der Innerreichbarkeit  
Des Ziels du doch verurtheilt bist, zu ringen;  
Wenn zu dem Unglück des Entsagens  
Sich auch noch bit't're Leiden an dich klammern,  
Dann magst du, sieber Freund, dich fragen:  
Wozu denn das Vergängliche bejammern?  
Ein wenig Geduld! Nach sieht die Zeit,  
Nichts dauert eine Ewigkeit.  
In fünfzig Jahren ist's einerlei;  
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

### Umwölkte Tage.

Grammflorte Nebelzage,  
Wohl und Weh' ist eure Trübe,  
Paßt so gut zu meinem Trübün,  
Paßt zu meiner todten Liebe.

Wenn nur nicht die böse Sonne  
Dieses traunte Düst'r fürte,  
Und dem nachterfüllten Auge  
Seinen Thränenflor verwehete.

Sonne, bist so bitterböse  
Mit dem beißend scharfen Lichte;  
Spottest nur mit deiner Helle  
Meiner düst'eren Gedichte.

## Mathilde Franziska Anneke.

Sie wurde am 5. April 1817 in Blankenstein an der Ruhr geboren als Kind einer angesehenen katholischen Familie (Giesler), in ihrem neunzehnten Jahre an einen Herrn von Tabouillot verheirathet, ließ sich aber nach einem Jahre von diesem Manne gerichtlich scheiden. Die zwanzigjährige Frau war jetzt auf sich selbst angewiesen und verwerthete daher ihre vielseitige Bildung zur Schriftstellerei, redigirte das „Westfälische Jahrbuch“ unter Mitwirkung von Größen wie Levin Schücking und Freiligrath, schrieb für verschiedene Zeitschriften, darunter auch Gedichte, Novellen, sowie ein Drama: „Dithon oder die Tempelweibe“. Von der revolutionären Strömung ergriffen, heirathete sie im Jahre 1847 denormaligen preussischen Artillerie-Offizier Fritz Anneke und gründete während dessen politischer Gefangenschaft (1848) die „Neue Kölnische Zeitung“, die bald gerichtlich unterdrückt wurde. Infolge dessen verwandelte sie die Zeitung in eine „Frauenzeitung“, worin sie für Erlangung gleicher Rechte für ihr Geschlecht und für die Rechte der Arbeit kämpfte. Auch diese wurde bald unterdrückt, und da inzwischen die Revolution in der Pfalz und in Baden ausgebrochen war, an der Fritz A. sich theilnahmte, so folgte sie Echterem in den Kampf. Als die pfälzische Revolutions-Armee von der preussischen aus der Pfalz vertrieben wurde, zog sie mit ihrem Manne an der Spitze derselben nach Baden und hielt ihren Einzug in Karlsruhe hoch zu Ross. Auch von hier vertrieben, ging sie mit ihrem Manne erst nach Frankreich und der Schweiz und noch im selben Jahr (1849)





Eduard Dorich.

nach Amerika, woselbst sie ihre vielseitige schriftstellerische Thätigkeit fortsetzte. Im Jahre 1852 gründete sie die „Deutsche Frauen-Zeitung“ in Milwaukee, siedelte mit derselben aber schon im Herbst desselben Jahres nach der Stadt New York, von dort nach Jersey City und später nach Newark über, woselbst auch ihr Gemahl eine politische Zeitung gründete. Als ihre Zeitung aber nach 2 Jahren, hauptsächlich in Folge ihrer Erkrankung, einzug, kehrte sie nach Europa zurück, woselbst sie von 1860—1865 als Correspondentin des „Velletristischen Journals“ von New York und der „Illinois Staatszeitung“ von Chicago in der Schweiz lebte. Sie schrieb außerdem mehrere Romane und Novellen, kehrte 1865 nach Amerika zurück und lebte seitdem zumeist in Milwaukee, wo sie eine Privatschule für Mädchen leitete. Sie starb nach schweren Leiden am 25. November 1884. Frau A. war eine der bedeutendsten deutschen und deutsch-amerikanischen Frauen, von edlem Charakter, und hoch erhaben über den englisch-amerikanischen Weiberrechercherinnen, sowohl an Bildung, als in Betreff der Weite des Gesichtskreises. „Damen-Almanach“, 1842. „Produkte der rothen Erde“, 1846. „Das Geisterhaus in New York“, Roman, 1865.

### Wer eine Harfe sich erkor.

Wer eine Harfe sich erkor,  
Dem mag es noch gelingen,  
Von Schlosshof zum Burgesthor  
Sich Minne zu erküngen. —

Doch wer auf dunklem Flügelpaar  
Des Mars sich schwang zur Sonne,  
Sang zu den Sternen hell und klar  
Das Lied der eignen Wonne.

Und wer es sang, sein schweres Leid  
Aus seines Herzens Giecen,  
Daß Echoimmer nah und weit  
Es immer wieder riefen:

Der laß es still verhallend ziehn  
In's Meer der Ewigkeiten,  
Der mag am lezten Strahl verglühn,  
Am lezten aller Zeiten.

Der laß im lauten Katarakt  
Und in des Sturmes Wettern  
Den lezten und den schönsten Taft  
Vertrauchen und zerfchmettern.

### Maitrank.

Jüngst war ich zum Garten gegangen,  
Zum düttenden Blütenbarn,  
Da hielt die Rebe umfangen  
Holdliebchen das Waldmeisterlein.

Sie haben gar heimlich geplaudert,  
Ich habe sie doch belauscht,  
Sie haben in schwingenden Rhythmen  
Sich Küsse um Küsse getauscht.

Sie haben gar lieblich geplaudert  
Von künftiger Seligkeit,  
Sie haben sich Beide verlobet  
Für die lustige Maienzeit.

Sie haben sich Beide vereiniget  
Hier unter dem schönen Baum,  
Zu blühen, zu träumen, zu lieben,  
Zu trännen den Sommernachtsraum.

O still! ja der Frühling will kommen,  
Der Rebe ihr Herzblut, der Wein,  
Wird dich umfluthen, umrauschen,  
Holdseliges Waldmeisterlein.

## Eduard Dorsch.

Geboren am 10. Januar 1822 zu Würzburg in Baiern, studierte er in München und Wien Medizin, unternahm längere Reisen durch Frankreich und Oesterreich, siedelte 1849 in Folge der Revolution nach den Ver. Staaten über, fristete erst in New York als Correspondent europäischer Zeitschriften sein Leben, wanderte aber bald nach dem Westen und fand in Monroe, Michigan, seine bleibende Heimath. Soweit es ihm eine ausgebreitete ärztliche Praxis erlaubte, theilte sich Dr. Dorsch auch von Monroe aus an öffentlichen Lehen, lieferte viele Jahre lang Beiträge in Poesie und Prosa für das Sonntagsblatt der „Illinois Staatszeitung“, theilte sich besonders in den Präsidentschaftswahljahren 1856 und 1860 mit Mund und Feder begeistert an den politischen Kämpfen und war im Jahre 1860 einer der Lincoln-Präsidentschaftswahlmänner von Michigan. Später widmete er sich namentlich naturwissenschaftlichen Studien. Wie er in seinen politischen Ansichten

sehr radikal war und sich vielfach zum Sozialismus neigte, so war er auch ein radikaler Freidenker und machte aus seinem Atheismus keinen Hehl. Von 1872 bis 1879 bekleidete er in ehrenvollster Weise das Amt eines Mitgliedes des staatlichen Erziehungsrathes. Er starb am 10. Januar 1887.

„Kurze Hirtenbriefe an das deutsche Volk diesseits und jenseits des Ozeans“, 1851. „Parabolen“, Milwaukee 1875. „Aus der Alten und Neuen Welt“, eine Auswahl seiner Dichtungen, New York 1884.

Als Student in München.

Schnell herab vom Kopf die Kappe! Ein Professor  
kommt daher,  
langsam, feierlichen Schrittes, und das Haupt gedanken-  
schwer.  
Was der arme Mann nur wieder für Gedanken hegen  
mag?  
Kann er gar nichts Bess'eres  
treiben, als zu denken jeden  
Tag?

„Denken?“ fragte der Professor, — Gott! er hat mein  
Wort gehört! —  
„Denken, sagst du, junger Kasse? Glaubst du, ich sei so  
bethört?  
Glaubst du deine Vorgesetzten so im Vund mit Höllen-  
mächten,  
Daß du wagst, sie zu verläumdnen und zu sagen, daß sie  
dächten?

„Denken! Großer Gott im Himmel! Wie sie schwäpzt,  
die junge Brut!  
Ist denn nicht das Denken schon ein Sündigen an Christi  
Blut?  
Ist denn nicht das bloße Denken Sünde schon am heil'gen  
Geist,  
Der ohn' alles unser Denken uns die rechten Pfade weist?

„Auf den mysteriösen Wellen unfres Glaubens hinzu-  
schwimmen,  
Auf den Stufen des Gebetes auf zum Thron des Herrn  
zu klimmen,  
Das gejemt dem guten Christen, Rosenkranz und Messe  
hören,  
Aber nicht den Teufel selber durch das Denken zu be-  
schwören.

„Weißt du nicht, daß einst durch Denken Lucifer gefal-  
len ist,  
Daß der Höllenvurm des Denkens immer weiter um sich  
frißt?  
Daß du weiter denken müßtest, wenn du Einmal nur ge-  
dacht,  
Bis dein Denken dich zuletzt um deine Seligkeit gebracht?

„Hüte dich, mein Sohn, ja hüte dich vor dem Denken  
immerdar!  
Komm' herein mit in die Kirche, laß uns beten am Altar,  
Daß der Herr uns nicht versuche, daß die höchste Gnade  
walle  
Und den bösen Geist des Denkens ewig uns vom Leibe  
halte!“

Californien 1849.

Was mir in Deutschland wie ein Märchen klang,  
Die Kunde von dem neuen Eldorado,  
Das sich empor zum alten Ophir schwang:

Hier ist es Wirklichkeit. Wie der Cornado,  
Der Häuser stürzt und Wäme niederbricht,  
Heut' über Mezas, morgen über'n Prado

Und durch das Canon freien Weg sich sicht,  
So unanhaltsam stürzt der Menschenstrom  
Durch Wälder, wo der Sonne heitres Licht

Noch nie erblickt den weiten grünen Dom,  
Durch Steppen, die fein weißer Fuß betreten,  
Kaum des Indianers flüchtiges Phantom.

Auf Riesenschiffen, die die Wogen kneten  
Zu weißem Schaum, und deren Feuer säule  
Gen Himmel droht gleich zornigem Athleten,

Stieh'n sie dahin, geballt in dicke Knäule,  
Doch stets bereit, am Ziel sich zu zerstreuen,  
Und „Gold! Gold!“ flinget ihr gieriges Geheule.

Es reißt der Freund sich los von dem Getreuen,  
Verlassen mag die Braut am Ufer liegen,  
Dem alten Vater mag der Hunger dräuen:

Nichts hält! — fort geh't's, nach gelbem Koth zu jagen,  
In kurzer Frist Reichthümer anzustapeln  
Und mit dem Reichthum Kästler heimzutragen. —

Am Strand des stillen Meeres, ha! welch ein Pappeln!  
Welch ein Gemühl von alt und jungen Thoren  
Am Schatten dieser Pinien und Pappeln!

Hier ist ein Platz zum Hafen anserkoren,  
Dort soll den Strand entlang die Stadt sich strecken!  
Herbei! wer nicht der Erste, hat verloren!

Da spannen sie die Zelte, bunte Stecken  
Beyzeichnen, wo die Straßen sich vereinen,  
Und farb'ge Wimpel weh'n an allen Ecken.

Swar fehl't's der Stadt an Holz noch und an Steinen,  
Doch in sie fertig aus dem Nichts gefirungen  
Und schadert schon im Großen und im Kleinen.

Wer aber weiter in das Land gedrungen,  
Der steht im Wasser wohl bis an die Hüfte  
Und wärscht, bis ihm der goldne Sand gelungen.

Was hämmern ihn des Kenzigs laue Küße,  
Die bunten Blumen, die am Ufer schwanken,  
Und ihm darbieten Farbenglanz und Düfte?

Er wärscht und schaufelt weiter ohne Wanken,  
Denn Gold allein ist seines Wirkens Ziel,  
Nach Gold nur streben Wänsche und Gedanken.

Jetzt hat er es; sei's wenig oder viel,  
Was bleibt ihm übrig, als es zu verschwenden.  
Denn nach der Heimath führt so schnell kein Kiel.

Kein Schiff vermag vom Meer sich zu weiden,  
Denn Steuermann, Matrosen, Küchenjungen  
Berühren nicht mehr Laue mit den Händen;

Dem engen Schiffsraum sind sie all' entsprungen,  
Und in dem Segelnetz, das Wind einfiel fang,  
Wird Californiens goldener Staub geschwungen.

Da ist kein Stand zu hoch und zu gering,  
Der sich der Schaufel schämte, um zu graben,  
Der nicht um Gold durch Koth und Wasser ging'.

Der bleiche Greis wetteifert mit dem Knaben,  
Das Weib mit dem vom Sturm gebäuteten Mann,  
Das Lösungswort ist: „Haben! Haben! Haben!“

Wer aber hätte je genug, und wann?  
Es zu verdoppeln muß der Würfel treuen,  
Dem nie ein Goldbegieriger entrann.

Und wem das Glück lacht, den bedroht das Eisen;  
Ein Mörder lauert hinter jeder Hecke,  
Sein Recht auf Gold mit Kugeln zu beweisen.

Und ist's dies nicht, so sieht an jeder Ecke  
Das Kaster mit verführerischen Wangen,  
Daß es die Lust dir nach Verbot'nem wecke.

Nur eines Winks bedarfs, du bist gefangen  
Und in den Schooß der Dirne fliehet das Gold,  
Ihm das du feinstest Jahre lang mit Vangem.

Das ist das Bild vom Eldorado. Hold  
Und lockend ist es nicht für Jedermann,  
Nicht für den Sängler, der nicht dient um Sold.

Und doch was Tugend nicht und Weisheit kann,  
Das kann das Gold; drum sprechet ihm nicht Hohm;  
Es führt er aus, was manch ein Weiser saun,  
Und bricht die Bahn der Civilisation.

### Was ist die Liebe?

Die alte Frage, was die Liebe sei,  
Stellst du an mich? Mein Kind, was soll ich sagen?  
Soll wiederäuen ich den alten Drei  
Von den zwei Herzen, die zusammen schlagen?  
Von den zwei Seelen, draus, me Hercule!  
Nur Ein Gedanke springt? Wie abgedroschen!  
Sieht's deun, zu preisen die Wreiwige,  
Kein Bild, des Farbendracht noch nicht erloschen?

Doch halt! ich weiß jetzt, was sie ist, mein Kiel!  
Sie ist ein Heimweh! Wenn du mir so ferne,  
fühlt ich der Sehnsucht immerwachen Trieb,  
Wie wohl im Wau ihn fühlen Swillingsterne.  
Sie ist ein Heimweh nach dem Paradies,  
Aus dem der Mensch, der je gedacht, vertrieben;  
Wer hinter sich der Knudheit Lusthaud ließ,  
Dem ist die Liebe übrig nur geblieben.  
Ein Heimweh ist sie! Wenn du bei mir bist,  
Bin ich dabei, im Herzen süßen Frieden;  
fern in der Welt tot wohl der Bruderzwist,  
Wir aber sind weltweit daron geschieden.

Hast du nicht schon gehört, daß man dran stirbt,  
Am Heimweh, wie man stirbt an heißer Liebe?  
Sieh, wenn um Seele so die Seele wirbt,  
Das ist die Flucht nur aus dem Weltgetriebe:  
Die Flucht zur Heimath, wo die Schmerzen stieh'n,  
Wo alle Wunden, auch die schlimmsten, heilen,  
Wo jeder Irrthum milde wird verzieh'n  
Und selbst in's Elend sich zwei Sel'ge theilen.

### Zwei Liebende.

„Nur schnell, schnell, Doktor! noch sind sie nicht kalt,  
Vielleicht sind sie vom Schlimmsten noch zu retten,  
Daß solch ein Unglück nicht wie mit Gewalt  
In meine Vude sich vermag zu fetten!“  
So schrie mir zu der Meister vom Hotel,  
In das ein Kellner eilig mich gerufen,  
Als auf der Treppe, welche nicht gar hell,  
Ich stolpert' über nicht gefeh'ne Stufen.

Ich trat in's Zimmer. Auf dem Bett, umringt  
Von der Bedienten unbegier'gem Schwarme,  
Lag still ein Paar, des Seelen wohl beschwingt  
Schon schwebten über jedem Menschentharme.  
Ein Käckeln lag auf ihrem Angesicht,  
Noch hielten sie mit Armen sich umschlungen,  
Als hätten, scheidend von der Sonne Licht,  
An einem Sieg sie sich emporgeringen.

Doch war's zu spät. Die Herzen standen still,  
Der Augen Glanz war trüb schon und gebrochen,  
Und doch schien nur ein liebliches Jährl  
Von einem Lichtstrahl plötzlich unterbrochen.  
Zwei Sätze nur, jedoch in Einem Grab,  
War Alles, was die Todten jetzt noch drauchten;  
Kein Priester! da den Segen Liebe gab,  
Als in dem letzten Kusse sie verhauchten.

Was aber war's, das in den Tod sie trieb?  
Sie sah'n nicht aus, als drohte Mangel ihnen,  
Sie waren alt, doch hatten sie sich lieb,  
Das zeigten noch die stillzufriedenen Mienen.  
Ja, nöthig war es nicht, daß sie den Tod  
Gewaltam selber an das Lager riefen;  
Nur wen'ge Jahre noch, und ohne Noth  
Kam ja die Zeit heran, daß sie entschiefen.

Wer löst dies Räthsel? Ach, ein Räthsel ist  
Das stille Brüiten solcher Menschenseelen,  
Und wer es nach dem eignen Maße mißt,  
Kann wider Willen weit den Weg verfehlen.  
So wunderbar verflucht oft das Geschick  
Des Engels Leben mit dem Loos des Narren,  
Daß selbst der Denker mit dem klaren Blick  
In einen finstern Abgrund meint zu starren.

Hier fanden wir die Lösung. Eingenäht  
Erug auf der Brust der Mann ein Tagebüchlein;  
In Versen war's und wie aus Pietät  
Noch eingeschlagen in ein feiden Lächlein.  
Das Täschlein stammte noch aus einer Zeit,  
Da sie getrennt weit von einander lebten;  
Sie hatt' es ihm an jenem Tag geweiht,  
Als böse Menschen sie zu trennen strebten.

Klein war die Gabe, doch wie hoch er sie gehalten, sprach er aus in vielen Liedern, Als sein Besitz nur in der Phantasia Und er zu fern, die Gabe zu erwidern. Die Namen? Ja, wir fanden beide auch, Doch da sie unbekannt dahingefahren, Verrathe auch von mir fein leiser Hand, Weß kandes Kind und welchen Stamms sie waren.

In ihrer Jugend hatten sie wohl schwer gekämpft mit Jenen, die sie sich nicht gönnten, Sie aber wollten ringen um so mehr, Auf daß sie früher sich vereinen könnten. Doch was sie litten, schrieben sie nicht auf, Nur klingt es leis aus seiner Kieder Heilen; Sie nahmen Menschenhaß mit in den Kauf Und wußten ihm sein Maß auch zuzutheilen.

Den Weiden war die Locke schon ergraut, Als endlich sie das Glück zusammenführte Und ihnen, die der Crene feil vertraut, Der Liebe Gluth zu hellen Flammen schürte. Da sie nicht sorgen mußten um das Brod, So sorgten sie nur, ihre we'n'gen Tage Zu schmücken mit der Freude schönstem Roth, Im dann zu ruh'n in Einem Sargophage.

Sie reisten fröhlich auf und ab den Rhein Und weilten liebeud an den schönsten Plätzen; Sie lebten in der blauen Grotte ein, Gesättigt von Italiens Wundersägen. Das Leben kosteten sie in Paris Und fanden's schaal und gingen in die Wüste, Und da in ihnen selbst ihr Paradies, Vergnügte sie auch Syriens öde Küste.

Als sie die Herrlichkeiten all gesehen, Die Welt nichts weiter ihnen konnte bieten, Verschlossen sie der Heimath zugehen Und wegzuwerten dieses Lebens Nieten. War des Genusses Fähigkeit vorbei? Verfürchteten Beschwerden sie vom Alter? Bedrohte Armuth sie? Was es auch sei, Die Menschenraupe wollte werden Falter.

Was braucht's dazu? Zwei Tropfen sind genug, In einem Glase Wein kann man sie nippen, Und lächelnd führt der ew'ge Schlaf im Ring Die müde Seele von den heißen Kippen. So hatten sie gethan. Kein Kampf, kein Schmerz Vergällte ihnen mehr die letzte Stunde; Sie harben wie sie lebten, Herz an Herz, Und segnend ihrer Liebe süße Wunde.

Und Alles hatten sie vorausbestellt; Die Särge kamen und der Codenwagen, Und auf dem Tisch lag eine Rolle Geld, Die Schuld an Wirth und Alle abzutragen. Ein Hettelchen dat ihm die Mühe ab Und sprach die Witte aus, sie nicht zu trennen; Kein Priester solle sprechen auf dem Grab Und keine Zeitung ihre Namen nennen.

Vergeffen wollten sie für immer sein Von Allen, denen je sie nah gewesen, Selbst auf dem Grabe sollte nie vom Stein Ein Wander ihre dunkeln Namen lesen. Und so geschah's. Nur Wen'ge gingen mit, Als man zur ew'gen Ruhe sie getragen — Wer aber, der dies liest, wird ihren Schritt Mit eis'ger Kippe zu verdammen wagen?

## Die Steinart.

Seit Langem, Liebchen, warst du keinen Blick Auf meine Sammlung alter Raritäten, Obgleich mir zugebracht ein gut Geschick So Manerlei aus allen Gafnitäten. Von all' den wunderlichen Dingen aber, Gerafft aus der Natur geheimstem Schrein, Bei der Korallen Niefenhandelaber, Bei Ammonshörnern, Muscheln, Enkriniten, Und jenen affelgleichen Trilobiten, Vegetir' ich dir nur einen schwarzen Stein.

Schau doethin! Siehst dem Steine du es an? Er ist der Grundstein unser heut'gen Größe; Die glatte Steinart aus Obßidian Chat mehr als nur die Pflicht im Schlachtgetöse. Der sie zuerst geformt, war ein Genie, Wie größ'tes feines noch gelebt auf Erden, Denn erp' durch ihre Gnuh, wie durch Magie, Vermochte aus dem Thier ein Mensch zu werden. Koh war sie erß, aus Kiesel, Feuerstein, Sie hatte eine sägarkörn'ge Schärbe, Und blieb für tausend Jahre wohl allein Des ein'gen Mannes theuerstes Geschmeide. Weit vorgerückt schon war er in Kultur, Und weiter schon geworden an Vegetirren, Als er beschloß, zu bessern die Natur, Und sich! es ward die erste Art geschliffen. Der Feuerstein ward unnütz; der Granit Und der Obßidian ertrag das Schleifen, Und weiter ging der Mensch noch einen Schritt, Er bobrt' ihn an, um drein den Stiel zu steifen.

Der Träger meiner Art ging nicht so weit; Mit Strichen noch muß' er den Stiel besetz'gen, Und schwach bewehrt war er in jener Zeit Zum Kampfe mit des Waldes wilden Bestien. Noch siehst du an der Art die tiefe Kerbe, Die einst dem Stiel gab Sicherheit und Haltung — O lehrte uns doch eines Copes Scherbe Und dieser Menschheit mälige Entfaltung! —

Am Mississippis war's, am Niefenstrom, Wo ich am Strand die Art einst aufgesehen, Die mir für jene Kasse ein Diplom Des Menschenthums, des ringenden, gemessen. Vielleicht trag sie ein Vender des Sfeletts, Das so tief lag im Mississippiflußbarme, Daß es nach waltendem Naturgesetz Wohl zwanzigtausend Jahre schlief im Damme.

Wohin ging diese Kasse? Neblich war  
 Sie nicht den Wilden dieses Continents,  
 Den jetzt der Weiße — auch noch ein Barbar —  
 Vom Boden tilgt mit strengem Consequenz.  
 Sag sie nach Sünden? Wante sie vielleicht  
 Die Tempelsprach von Irmal und Palenque,  
 Wie ihr Gebein in alten Hügeln bleicht  
 In des Ohio wald'gem Thalgefente?  
 Wer löst uns diese Frage? Wie der Wind,  
 Der über ihrem Staub die Blätter schüttelt,  
 Floh sie dahin, stumm für das Enkelkind,  
 Das am Geheimniß ihrer Gräber rüttelt.

Doch still davon! Wer auch die Art gemacht,  
 Gleichviel, wer sie im Kampf um's Dasein schwang.  
 Sie zeigt, daß unser Vorfahr auch gedacht  
 Und fortgetrebt hat, preist ihn auch kein Sang.  
 Schau nicht verächtlich drum auf seiner Hand  
 So unbeholfen Werkzeug! Hätten Ahnen  
 Gewußert nicht mit ihrem Gran Verstand,  
 Sie hätten uns den Weg nicht können bahnen.  
 Nicht hätt' sich Stein an Stein gefügt cyclopisch,  
 Um längst versunk'ne Städte zu erbauen,  
 Noch heute könnten wir nicht mikroskopisch  
 Des Künstlers Alabasterblock bebauen.  
 Durch den Genieblitz, der mit Schlag und Hieb  
 Zur Art den Kieselstein veracht' zu formen,  
 Erhand der jungen Menschheit Schaffungstrieb  
 Und zog die Kunst die Grenzen sich und Normen.  
 Er drückt den Meißel in des Künstlers Hand  
 Und schuf der Götter dräuende Gestalten,  
 Wie er zum Menschenbrauch zusammenband  
 Des Weltalls urdämonische Gewalten.

Die Art, die heute schwingt der Pionier,  
 Wie ähnlich ist sie dieser, wenn auch Eisen!  
 Und nöthig war die Steinart, um auch dir  
 In neuer Welt den Wohnplatz anzuweisen.  
 Schwer ist es, den Zusammenhang zu sehn,  
 Der uns mit der Vergangenheit verbindet,  
 Und doch kann Alles Schritt vor Schritt nur gehn,  
 Weil Wirkung sich nicht ohne Ursach' findet.  
 Wenn wieder du in deinen Spiegel blickst,  
 Vergewenwärt'ge dir das Weib des Ahnen,  
 Der diese Steinart schwang! Auch du umstrichst  
 Nicht zärtlicher den Nacken des Germanen,  
 Als es das Weib des Troglodyten that,  
 Der Masjodon und Megatherium  
 Mit Urtweismenschenmuth entgegentrat,  
 Sie auch wohl fand in Liebe ihren Ruhm,  
 Mit rauher Sprache hat auch sie vielleicht  
 Ihn zarte Worte in das Ohr geflüstert,  
 Und ihm den süßen Veerentrant gereicht,  
 Wenn Mummth ihm die niedre Stien umdüstert'.  
 Wer weiß, ob Weide eines Tags nicht auch  
 Vor einer Sammlung Xaritäten standen,  
 Und dran studierten ihrer Ahnen Brauch,  
 Und sich als Flüg're Enkel glücklich fanden?  
 Mit seiner scharfen Art aus glattem Stein,  
 Verschmähte wohl die rauhe er von Kiesel,  
 Und die Genossin hüßte stolz sich ein,  
 Statt in den Varenpels, in's Kleid von Wiesel.

Gleichviel! So hoch wir über sie uns schwangen,  
 Es lohnt sich doch, zu schau'n auf sie zurück,  
 Denn sie auch, wenn schon längst dahingegangen,  
 Sie kannten Menschenleid und Menschenglück.

### Traum des Rheins. (1849.)

Ich sah im Traum den deutschen Rhein,  
 Er schaute traurig vor sich nieder;  
 Recht tief betrübt schien er zu sein  
 Und summt'e längst verhofft'ne Lieder.  
 Dann sprach er laut: „Durch meine Glieder  
 Fühl' ich ein Fäden hin und wieder,  
 Mir war's, als sei aus langer Nacht  
 Mein Volk zu neuer That erwacht.“

„Das war ein Sturm ringsum im Land,  
 Wie wenn im Saß die Weine gähren;  
 So wie die Saat der Freiheit hand,  
 Versprach sie reiche, volle Aehren.  
 Doch sollt' mein Traum nicht lange wahren:  
 Ein Berg, so wätht' ich, wollt' gebären,  
 Und als die Frucht zu Tage kam,  
 Da ward die Sonne roth vor Scham.“

„Um einen Kappen, schwarz-roth-gold,  
 Hoch auf dem Churme zu entfalten,  
 Hör' ich so manchen Trunkenbold  
 Gewaltig hohe Reden halten;  
 Im Uebrigen blieb es beim Alten,  
 Sie sind zerplittert und zerfallen,  
 Waiblinger hier und Welfe dort,  
 Einig und deutsch an keinem Ort.“

„Schlaf fort, ihr Helden, die im Dom  
 Zu Speier ruhen und zu Aachen,  
 Ich berge mich in meinem Strom,  
 Es will mein Volk noch nicht erwachen.  
 Noch läßt's von fremden sich verlassen,  
 Noch läßt der Tag sich nicht entfachen,  
 Der heil'ge Auserstehungstag,  
 Der es vom Joch befreien mag.“

„Noch rußt du nicht zum blut'gen Tanz  
 Du siebel Volfers, die verflungen,  
 Noch schläfst du fern vom Sonnenglanz,  
 Balmung, du Schwert der Nibelungen,  
 Todt liegt der Held, der dich gefchwungen,  
 Die Drachen züngeln unbezwungen,  
 Und bis ein Räuber dir erhebt,  
 Noch oit die Sonne niedergeht.“

So sprach der Rhein und über'n Strom  
 Hinfchwand sein Bild in Nebelwoogen,  
 Gleich einem riesigen Phantom,  
 Das warnend durch die Welt gezogen.  
 Ich aber habe aufgelogen  
 Die Worte all, die ihm entflohen,  
 Und leg' sie dir, mein Volk, an's Herz. —  
 O, wär's hatt Worten glühend Erz!

### W u n s c h.

Kaßt meinen Leib von Feuersgluth verzehren,  
Wenn ihm entwiden Leben und Bewegung!  
Mich schändet vor der kalten Grabeslegung  
Und vor dem Koos, die Würmer nur zu mehren.

Gönnt mir zuletzt des Scheiterhaufens Ehren!  
Bleibt doch der Geist auch einer Flammenregung.

Die freudig lobt zu hehrer Weltauslegung,  
Wenn Liebermuth und Knechtstinn sie verzehren

Die Sonne legt allabendlich sich nieder  
Auf jenen Brandpfühl, den aus Wolfenroth  
Der Sieh'nde Tag aufschichtet immer wieder.

Von ihr umleuchtet laßt nach meinem Tod  
Von Feuersgluth verzehren meine Glieder,  
Daß Gold in Gold mein Leib zum Himmel lobt.

## Albert Sigel.

Am 15. November 1827 zu Sinsheim bei Heidelberg in Baden als Sohn eines Oberamtmanns geboren, genoss er mit seinem älteren Bruder Franz, dem nachmals berühmten gewordenen General der Unionsarmee, eine vorzügliche Erziehung, besuchte die Gymnasien zu Bruchsal und Karlsruhe, theilte sich mit seinem Bruder an der achtundvierziger Bewegung, saß deshalb eine Zeit lang gefangen und bezog sich 1855 nach den Ver. Staaten, wo er an Journalen thätig war. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges trat er sofort in die Armee ein, wurde zum Oberst ernannt und machte den ganzen Krieg mit. Später bekleidete er verschiedene politische Stellungen und war zuletzt Generaladjutant von Missouri. Er starb in St. Louis am 15. März 1884. „Deutscher Geschichtskalender“, New York 1854. „Gedichte“, St. Louis 1865.

### Der Hafen von New York.

Das Meer, es ruht,  
Es schimmert die Gluth,  
Es trinken die Wellen  
Der Sonne Gluth.

Wie stammt nicht der schirmende Riesenteich  
Mit schwimmendem Inseln- und Städte-Reich,  
Mit der Schiffe ragendem Mastenwald, —  
Den kühnen Segnern der Sturmesgewalt!  
Wie malerisch hebt sich aus grünem Grunde  
Das Inselufer, das Landhaus, das bunte!  
Wie durchrauschen Lüfte das Glanzgefäß! —  
O herrlicher Schöpfung bezaubert Bild!

So schön erhellet,  
Reicht Welt sich an Welt  
Um die Metropole  
Der neuen Welt.

Wie funkeln die Fenster, der Kuppeln Hier,  
Die grauen Pfeiler, geformt zum Spalier,  
Die hohen Thürme in sonniger Gluth,  
Und spiegeln die Schatten in heller Gluth!  
Das staunende Auge kann kaum erfassen  
Der Schiffe Gewühl, des Häusermeers Massen,  
An denen des Abends purpurnes Licht  
Mit scheidendem Strahlengebilde sich bricht.

Hier ragt empor  
Das steinerne Fort,  
Ein brosender Wächter,  
Ein Felsenhor.

Die Brandung schlägt rauschend am feinen Fuß,  
Doch weht seine Flagge gar trauten Gruß  
Dem feiernden Pilger der Wasserbahn  
Im räumlichen Fahrzeug, im schwachen Kahn;  
Sie begrüßt beim Ausfahren der Schaufelschläge  
Des Dampfers schmucke Terrassengehege;  
Sie begrüßt die geschmeidig sinkt Nacht  
Mit ihrer phantastischen Flagenpracht.

In droh'nder Schau  
Schwankt dort am Lau  
Der stolzen Fregatte  
Gewalt'ger Bau.

Wird trogige Mahnung thut sie uns kund,  
Es blüht der Gelschüge verderblicher Mund,  
Gerüttelt zur blutigen Meereschlacht,  
Es höllischer Lufken offenem Schacht;  
Doch friedlich umflattern und ohne Schreck  
Die grauen Vögel das eiserne Deck,  
Und sorglos an schwimmender Seebattei  
Zieh'n die Boote der Kaufmannschaft vorbei.

Ein lieber Gast  
Hält dort mit der Kaff  
Die Handelsflottille  
In kurzer Raft.

Die Warke schaukelt am sicheren Strand,  
Von dem wühlenden Erze festgebannt  
Wiegt der Segler, der bald die Küste freit,  
Bald wieder dann in den Ozean schweift,  
In die Wähe wilder Vananenhaine,  
In die Reiche flammender Nordlichtscheine,  
In die bläulichen Gölse des Mittelmeers  
Zu tauschen die Schätze des Weltverkehrs.

Was aber dort  
Im sicheren Port,  
Was wollen die Wander  
Vom fremden Ort?

Was trieb euch aus traulichem Heimatland  
Zum schönen, doch liebesfährlichen Strand?  
Awar steht euch der Freude Jubel noch an,  
Noch wiegt euch in Hoffnung ein schöner Wahn;  
Doch glaubt mir: die Keiden, die ihr ertragen,  
Ihr sollt sie nur tänzchen mit anderen Klagen;  
Wie's aber auch sei, — wir find euch ja hold,  
Nicht kämpft ihr doch fürder um Fürstenhold.

Doch schon einher  
Zieht der Sterne Heer;  
Da zittert ein Donner  
Dampf über's Meer.

Das ist das Zeichen zum Hafenschlug.  
Noch wird uns der Sonne verklärter Kuß,  
Und schon schwebt aus bergendem Hinterhalt  
Der finstern Schatten Gespenstergestalt,  
Keis spielen die Winde im Wogenchaume,  
Es neigen sich Berg und Meer zum Traume;  
Nur die laute Großstadt der Handelswelt  
Wirft leuchtende Scheine zum Himmelszelt.

## Hans Hermann Wehr.

Geboren 1818 in Köthen, studierte er in Halle, Würzburg und Berlin Medizin, machte dann ausgedehnte Reisen durch Australien, Asien und Afrika, betheiligte sich nach seiner Rückkehr an der Volkserhebung von 1848 und begab sich 1850 über Australien und Manila nach San Francisco, wo er sich dauernd niederließ und als Arzt und Professor am pharmaceutischen Colleg eine rege Thätigkeit entwickelte. Seit einigen Jahren hat er die ärztliche Praxis ganz aufgegeben und bekleidet die Stelle als Custos der Academy of Sciences. Seine Gedichte erschienen in der „Gartenlaube“ und anderen Zeitschriften.

### Aus wilder Welt.

#### Der Abend.

Mein Führer der Schatten, mein Obdach der Wald,  
Am Quell in der Wildniß mein Aufenthalt.

Dort graß mein Pferd, hier ruhen meine Hunde,  
Das Feuer loht, die Glinte lehnt am Stein,  
Die Enle ruft, der Schakal macht die Kunde,  
Die weite Fläche träumt im Mondenschein.

Vorüber ist der Tag mit seinen Gluthen,  
Die Jagd vorbei, des Wanderns Luft gestillt,  
Und wie der Nautilus auf stillern Gluthen  
Treibt jetzt herbei verstoffener Tage Bild.

Es war 'mal Abend und — o frommes Zeichen! —  
Der starre Tannenbaum trag frucht und Licht —  
Das Mutterauge! — Doch die Träume weichen,  
Es winkt ein Stern, der dort durch Wolken bricht.

Und Abend war's, Muß und Kerzenschimmer  
Und festesreigen in geschmücktem Raum.  
Sie bot die Hand, ihr Mund sprach: Dein auf immer!  
O holdes Wort! — ein Vogel sang im Traum.

Und Abend war's. Die Glocke heult vom Thurme,  
Die Trommel wirbelt und das Feuer loht;  
Die Salve kracht, der Feind rückt an zum Sturme,  
Wie roth die Welt! — Es ist das Morgenroth.

Mein Führer der Schatten, mein Obdach der Wald,  
Am Quell in der Wildniß mein Aufenthalt!

#### Der Morgen.

Im Osten graut es, dort lehnt mein Geschoß,  
Die Meute bellt, und es wiehert mein Roß.

Ans blauer Ferne leuchtet's heroor,  
Und es hebt sich die Sonn', und sie schwebt empor.

Es funfelt der Strahl, der in Perlen sich bricht,  
Und jubelnd begrüßt die Kerche das Licht.

Es schwingen Glocken und Keldie glänh,  
Und lange Schatten streifen das Grün.

Und die Schatten ziehn vor dem Morgenstrahl  
Und gleiten mit Haß zu Schlucht und Thal.

Es tanzt mein Roß, und die Meute bellt  
Wie frisch ist der Morgen, wie weit ist die Welt!

### Im deutschen und im fremden Wald.

Wie ist der deutsche Wald so schön,  
Der Buchenhain an Bergeshöhn,  
Der starken Eide Stolz und Macht,  
Der schlanken Biefe Wipfelpracht,  
Wie rauscht es in den Kronen Holz,  
Wie flüstert's hold im Unterholz,  
Wie rinnt so hell  
Der muntre Quell,  
Und hüpf' aus Waldesdunkel  
Mit Murmeln und Gesunkel!

Wie traurig ist der fremde Wald,  
Wie öde, still und ungehalt  
Das starre Kaub am fremden Holz,  
Das ist zum flüstern viel zu stolz,  
Das hat nicht Worte, heimisch traut,  
Das Pnarct und flappt in fremdem Kaat.  
Und schwarz und schwach  
Schleicht dort der Wack,  
Amstrüpp' von Reis und Dorne,  
Aus schlammgefülltem Vorne.



Wie bist du deutscher Wald so schön,  
Du heil'ger Wald im Frühlingsweht,  
Wenn es in allen Wipfeln schallt  
Von Kiebeslust und Tenzgewalt,  
Von Finkenruf und Amfelschlag,  
Von Stimmen all im Wälderdach!  
O Wiederhall  
Im Waldesaal,  
O grüne Wipfelleder,  
Wie traunt lönt ihr herieder!

### Beim Finden eines Veilchens in Australien.

Sei mir gegrüßt am heißen Felsenbange,  
Du jarte Blüthe aus dem Heimathland!

Ich drücke dich in meiner Sehnsucht Drange  
In Mund und Brust, du Wiedersehenspfand.

Schon lange schweift mein Fuß in toller Irre  
Von Wald zu Wald, von Hang zu Hang,  
Bis er durch fremder Formen wüßt Gewirre  
Zu dir und in dein süßes Felsenthal drang.

Und augenblicklich ist's wie Heimatlieder,  
Wie fremdes Grüßen und der Mutter Kuß,  
Und längst vergeß'ne Zeiten kehren wieder,  
Im Eukalyptus rauscht's wie Eibengruß.

Und gehst du Heimathsbote unter Palmen  
Mit über's blaue Meer zum tranten Noth  
Und flüsterst Schwesterblüthen unter Halmen  
Von Südens Wandern leise Blumenwort.

## Friedrich Lerow.

Am 29. Januar 1827 in Tönning, Schleswig, geboren, besuchte er die dortige Stadtschule und erlernte dann von 1842 bis 1846 in Rendsburg die Buchdruckerei, worauf er eine Zeit lang in Aalborg als Schriftsetzer thätig war. Im Jahre 1849 errichtete er in Rendsburg eine Druckerei, wurde aber wegen politischer Vergehen angeklagt, verhaftet und zu achtjähriger Häfthausstrafe verurtheilt. Schon nach einem Jahre indeß begnadigt, begab er sich 1852 nach New York und wurde Mitarbeiter an dem von seinem Vetter Rudolf Lerow herausgegebenen „Belletristischen Journal“. Er starb am 3. December 1872.

„Auf dem Geierfels“, Novelle, 1862. „Imperia“, Novelle, 1865. „Vornehm und Gerings“, Novelle, 1864. „Gedichte“, New York 1872.

### April'schnee.

Schwere flocken treibt der Wind,  
Mir zum Herzeleid,  
Glöcklein, Crocos, Hyazinth,  
Alles ist verschneit.

Wöser Winter! über Nacht  
Bist du eingelebt,  
Hast der Blumen bunte Pracht  
Gransam mir zerstört.

Aber, horcht! Die Wästenei  
Schwindet wie ein Traum.  
Süß, wie flöten und Schalmei  
Klingl's von jedem Baum.

Fröhlich rufen „Sint“ und Meiß  
Von der Zweige hoch:  
Flocken, macht mir's nimmer weiß!  
Frühling ist es doch!

### Un der Wiege.

Von Einnen dich umbülll,  
Im frühen Morgenraume,  
Ein lieblich Menschenbild  
Ruht schlummernd dort im glamme.

Die Männer und die Frau'n,  
Sie kommen leis gegangen,  
Die weiße Perle zu schau'n  
In weißer Muskel prangen.

Den Schleier halb gerückt —  
Kein Wörtchen darf erklingen —  
So sehn sie, süß entzückt,  
Den Eberub ohne Schwingen.  
Die kippen süß gepaart  
Zum Küssen und zum Kosen,  
Die Händchen, licht und zart,  
Wie kaum erschloß'ne Rosen.

Wie Blumen auf der Au,  
Ein Duftgeheimes Werde!  
Kaum durch der Augen Thau  
Gehört er noch der Erde.  
O holder Maientag,  
Dir blutet keine Wunde;  
Dich küßt die Liebe wach,  
Dir lächelt jede Stunde.

Weiß wie der Hostie Kranz  
Und rein wie ein Gebete,  
Noch blüht des Himmels Glanz  
Durch feiner Wimpern Nöthe.



Friedrich Kerow.

Noch sind dem jungen Cried  
Die goldenen Pforten offen.  
Sein Gesehn ist die Lieb,  
Sein Morgen ist das Hoffen.

Schon giebt er — wüßt ihr's auch? —  
Von tausend Dingen Kunde  
Nur durch den süßen Hauch  
Vom Kleinen Rosenmunde.  
Wohl mag die Sprache sein  
Gar feltsam, voller Mängel,  
Versteht sie doch allein  
Die Mutter und die Engel.

So nimm denn unsern Gruß,  
Du Funke fünf'ger Gluthen,  
Du Mensch gewordner Kuß,  
Du Keim von allem Guten.  
Erinn'ung, Hoffnung sind  
Vereint bei deiner Feier,  
Drum bist du uns, o Kind,  
So heilig und so theuer.

Du lieblicher Tyrann,  
Dem alle Sorgen gelten,  
Einst reisest du zum Mann  
Und wählst fremde Welten.  
Wenn dich das Leben ruft,  
O folg' dem heißen Triebe!  
Des Herzens liebster Dufte,  
Das Opfer ist's der Liebe.

### Deutscher Glaube. (1847.)

Du bist es noch, du bleibst es immer,  
Du Volk der Kraft, du Volk der Treu',  
Und häufst Trümmer sich auf Trümmer,  
Ich raff' mich auf, und glaub' auf's Neu'.

Noch immer aus den Augen sprühet  
Der alten Freiheitsfener Brand,  
Und immer noch das Herz erglühet  
Veim Haubnamen: Vaterland!

Es zuckt der Arm, nur zu bedächt'g.  
Der Wufen wogt im Weltmeerdrang.  
Du ballst die Faust, und bedenkt'g  
Die Sehnen schwell'n, wie Vogenstrang.

Ich hab' gehört — zusammenraffen  
Muß' ich, was an Erdbud mir ward —  
Du sei's zur Freiheit nicht geschaffen,  
Du sei's in Windeln schon erlarrt.

Und schauernd ward der Blick erhoben.  
Sollt' solch ein Volk verloren sein?  
Und Gottes Donner dröh'n' von oben,  
Jehovah rief sein krazend: Nein!

Nein, nicht zur Knechtschaft rief sein Werde  
Der Weltengeist denn deutschen Mut.  
Seid stolz, seid stolz! Das Vieh der Erde,  
Es ist zur Geißel noch zu gut.

Und wenn ein Mann, Tyrannenbeute,  
Geseßelt, nicht zur Freiheit strebt,  
Da ist's, von Brutus bis auf heute,  
Da ist's ihm Schande, daß er lebt!

Du wirst des Streites dich erfähnen,  
Und Sieger sein im Drachenstrauß,  
Und fährst nicht mit Schande dienen  
Als Büttel dann im fremden Hans.

Dein Banner, nun ein Spott auf Erden,  
Und mit Erröthen nur gesehn,  
Es wird der Freiheit Keistern werden,  
Vor Legionen prasselnd wehn.

Schon hör' ich Siegesjubel schallen,  
Vom Beltgebrans zum Kebestrand.  
Gegrüßt im Heldenlocken-Wallen!  
Gegrüßt, mein Volk, mein Vaterland!

### Er kommt.

Er kommt, er kommt, der Wexer und Vexierer.  
Schon säthelt uns die Wang' sein warmer Hand.  
Er lauschet durch der Abendröthe Schleier,  
Gleich wie ein Kind durch blüh'nden Rosenstrauß.

Er kommt, er kommt! Schon regt sich allerwegen  
Der milde Hauber, den sein Nahen bringt.  
Schon wird der Arm, der ihm sich streckt entgegen,  
Und jedes Antlitz, das ihn grüßt, verjüngt.

Hinaus, o Freund! hinaus aus deinen Mauern!  
Komm, mach' dich auf, entgegen ihm zu gehn!  
Erzittert nicht dein Herz in Wonnenschauern,  
Du hast dem Frühling nicht in's Herz gesehn.

Erkenn' am dürr'n Zweig, der sich belebet,  
Erkenn' es an dem Drang, der in dir glüht,  
Erkenn' am schwachen Halme, der sich hebet,  
Daß sich vor dir ein Wunder heut' vollzieht.

Noch du, den es gebaut in enge Kreise,  
Der Schmerz'n Sohn, sein Lieb'ling bist auch du.  
Es deckt mit leichtem Blumenfinger leise  
Der Frühling dir das müde Auge zu.

Durch deine Träume läßt er Vögel fliegen,  
Und beim Erwachen reicht er dir die Hand.  
Der Untersehung Wunder zu vollbringen,  
Er kommt, er kommt, und wandelt durch das Land.

Er kommt, und reicht in seinem Heiligthume  
Euch der Erlösung, der Vetreiung Tranf.  
O laßt, mit dem Vogel und der Blume,  
Empor zum Himmel wirbeln euren Danf!

### Was ist ein Wort?

Was ist ein Wort, wenn sich der Mann  
Bewähret im Schlachtenreigen?  
Und dennoch wagt es sich heran,  
Und dennoch faun's nicht schweigen.  
In solcher Zeit, was ist ein Lied,  
Wenn die Kanonen singen?  
Und dennoch ist's der Brust entglüht,  
Und möch' hinüber flingen.

Gott segne dich, o Vaterland!  
 Gott segne deine Wehr!  
 Du trägst in deiner starken Hand  
 Der Völker Glück und Ehre.  
 Gott segne, Deutschland, dein Panier,  
 Auf daß es herrlich walle!  
 Ein jeder Sieg, errungen dir,  
 Er ist ein Sieg für Alle.

Du edler Jüngling, der entseilt,  
 Gott segne dein Beginnen!  
 Du edle Jungfrau, die erweilt,  
 O laß die Thräne rinnen!  
 O laßt sie fließen ineinand',  
 Das Herzblut und die Thräne.  
 So bildet sich dem Vaterland  
 Der Freiheit Hippotene.

Wir stehen hier am fremden Strand,  
 Im festen Bruderbunde,  
 Und trau' auf dich, o Vaterland,  
 Und lauschen deiner Kunde.  
 Der Horn, der deinem Aug' entbricht,  
 Er ist der Zukunft Lichte.  
 O wäre d e i n die Freiheit nicht,  
 Man müß' auf sie verzichten.

Der Traum, an den die Menschheit glaubt,  
 Für den die Guten glühen,  
 Er ist in deinem stolzen Haupt  
 Zur Wahrheit längst gediehen.  
 So mög' es blühen wild und heiß  
 Im heil'gen Sturmgeföle.  
 Du giebst der Welt als Siegespreis  
 Die allerhöchste Rose.

### Ein Wolkenbild.

Dort standen wir im Abendsonnenstrahl,  
 Um uns des Frühlings Blumen ausgestreuet.  
 Zu unsern Füßen dehnte sich das Thal,  
 Das, immer reizvoll, immer sich erneuet.  
 Noch eben prangt' es uns im goldnen Licht.  
 Jetzt sah' wir leise Düste sich vereinen,  
 Gleich einem Schleier, der das Angesicht  
 Der holden Braut nur holder läßt erscheinen.

Da plötzlich, wie durch einen Zauberschab,  
 Der Schleier fällt, die Nebel sind zerrissen,  
 Und doeten, weit am Horizont hinab,  
 Wälzt sich heran ein Meer von Finsternissen.  
 Als würd' der Welt das Himmelslicht geraubt,  
 So wirbelt's aufwärts durch des Abgrunds Thore,  
 Und zitternd neigt ihr gelocktes Haupt  
 Des Urwalds Waisenkind, die Sycamore.

Es drängt, es steigt, es wirbelt himmelwärts,  
 Und erstet, banger jetzt die Wäde spannen,  
 Und nah und näher schleicht's an unser Herz  
 Vom Cedernhain, wie leises Geisterraunen.  
 Doch doeten in der Höhe — schaut, o schaut,  
 Was zaubernd dort die Wolfengeister schufen!  
 Ein Kiefenhaupt, geliebt und vertraut!  
 Beethoven! haben jubelnd wir gerufen.

So trohig hat nur Einer je geliebt.  
 So konnt' von Allen Einer nur es wagen.  
 Ein Göttersohn, dem Grabesjoch entrückt,  
 Wird jetzt vom Donner er emporetragen.  
 Es strebt des Haars dümmenhaft Gewirr  
 Von seiner Stirn, der freien, stolzen, Kühnen.  
 So hält er fester, großem im Gesdriß  
 Die Geister, die ihm huld'gen und ihm dienen.

Wie liegt so lautlos jetzt vor uns das Thal!  
 Die Erde füllt ein Hoffen und ein Wagnen,  
 Als fürchte sie des Himmels Wetterstrahl,  
 Und sehne dennoch sich, ihn zu empfangen.  
 So ist es, wenn von deiner Harmonie,  
 O Meister, uns die ersten Töne rauschen,  
 Wenn deiner schwermuthsvollen Melodie  
 Wir bang, verzagt, und doch bezaubert lauschen.

Da zuckt ein Flig. Gebrochen ist der Raun.  
 Es ward dem Wilden das Signal gegeben.  
 Die Donner roll' n — heran — heran — heran.  
 Die Gellen zittern, und die Herzen beben.  
 Es braust der Sturm. Ha, Alles ist erwacht,  
 Und einet sich zu grausenrollen Schöne.  
 So ist es, wenn entsefelt ward die Macht,  
 O Meister, der von dir geweihten Töne.

Doch fern und ferner jetzt der Donner hallt,  
 Und milder wird des Wettersturms Getöse.  
 Ein lindes Sänseln aus den Tiefen walt,  
 Es hauchet ihren zarften Duft die Rose.  
 Es dankt das Thal wie ein geöffnet Herz  
 Dem Geiste, der in Sturm und Wetter waltet.  
 So ist's, o Meister, wenn der wilde Schmerz  
 In dir zur milden Wehmuth sich gestaltet.

Die Wolken fliehn — die Sonne bricht hervor —  
 Geschlossen sind des finstern Abgrunds Pforten.  
 Es öffnet sich der Himmel goldnes Chor.  
 O wunderherlich Prangen aller Orten!  
 Es blüht das Thal wie ein Juwelenmeer,  
 Und Herz und Auge schweifen feuertrunken,  
 Und in uns jubelt, Meister, hell und hehr,  
 Dein Hymnus: Freude, schöner Götterfunken! —

Dem Höhen Heil! Triumph dem Genius!  
 Es sprudelt uns sein Vorn bei jeder Wendung.  
 Er bietet Segen, weil er segnen m u ß.  
 Ihm ist das Wohlthun seines Seins Vollendung.  
 Die Harmonieen, die dein eignes Ohr,  
 Ach, nie vernahm auf nachtumhüllten Wegen,  
 Sie brausen aus den Wolken uns hervor,  
 Sie sänseln laut vom Weidchen uns entgegen.

Mit Blumen hast du uns den Pfad bestreut,  
 Wo selber du auf Dornen nur gegangen.  
 Dein herber Schmerz, er wird uns Seligkeit,  
 Beneht uns gleich die Thräne Aug' und Wangen.  
 Und ist der wilde Stoll in dir erwacht,  
 Wohl kennen wir den Ursprung deiner Triebe.  
 Der finstere Haß, der elend dich gemacht,  
 Es war der heil'ge Jern der Menschenliebe!

Dort standen wir im Abendsonnenstrahl,  
Im uns des frühling's Blumen angefüllt.  
Du unsern süßen lag verklärt das Thal,  
Das, immer reizvoll, immer sich erneuet.  
Mit weichem Aem umschlang uns Harmonie.  
In uns und um uns Großes war geschehen.  
So ward es uns wie eine Symphonie,  
So haben wir's gehört, gefühlt, gesehen.

### Abraham Lincoln.

Den Unterdrückten warst du ein Befreier,  
Das Wohl der Brüder war dein einzig Glück.  
O schlummer sanft, du Edler, Güter, Treuer,  
Am Mutterbusen deiner Republik!

Ein Volk in Thränen! Ist es doch uns Allen,  
Als wär' das Licht des Lebens uns getrübt.  
Wir wissen's Alle, daß du müdest fallen,  
Weil innig, feurig du dein Volk geliebt.

Wie schien so oft durch dunkler Wolken Pforte  
Dein freundlich Lüg' uns, ruhig wie ein Stern!  
Wie hielt so oft am gramumbüllten Orte  
Dein harter Geist uns die Verzweiflung fern!

So schließen feier wir die heil'gen Bande  
An deinem Grab, und unsre Kofung sei,  
Daß atmen soll in dem verwaisten Lande  
Kein Sclave mehr, und keine Tyrannie.

Was du gewollt, es soll durch uns geschehen.  
In deinem Räber wird dein Volk sich weihn.  
Ein schön'rer Bau als alle Mausoleen,  
Der Freiheit Tempel, soll dein Denkmal sein.

Du bist auf immerdar uns der Geweichte,  
Dein mildes Haupt umwallt vom Sternenglanz,  
Und Millionen, die dein Wort befreite,  
Sie winden weinend die den Todtenkranz.

## Otto Brethauer.

Im bairischen Unterfranken geboren, hatte er kann seine akademischen Studien begonnen, als die achtundvierziger Revolution ausbrach und seine Zukunftspläne durchkreuzte. Schon anfangs der fünfziger Jahre wurde er mit dem großen Strom an unsere Gesteade verschlagen. Unbemittelt und ohne bestimmten Beruf, hatte er harten Kampf um des Lebens Nothdurft zu bestehen. Nach einigen Jahren glückte es ihm, eine Stellung bei der damaligen New Yorker „Abendzeitung“ zu erlangen, wo er sich namentlich als Redakteur des humoristischen Theils des „Atlantische Blätter“ betitelten Sonntagsblattes bald vortheilhaft bekannt machte. 1858 gründete er, im Verein mit Max Cohnheim, den „N. Y. Humorist“, ein Blatt, das seinem Namen wahrlich keine Uebere machte und in seinem für das Jahr 1859 herausgegebenen Kalender eine Fundgrube für Wit und Humor lieferte, wie sie in Wort und Bild gesunder und harmloser wohl noch nie zuvor hier eröffnet worden. Die Ungunst der Zeiten zwang ihn, sein Blatt aufzugeben, und nun arbeitete er wieder an verschiedenen anderen Blättern, u. a. am „Schneb-derehdens“. Die letzten Jahre wurden ihm durch Krankheit und Sorgen verbittert; doch blieb er auch dann der „Humorist von Gottes Gnaden“. Er starb im Alter von etwa 50 Jahren 1882. „Aus meiner Mappe“, Ernstes und Launiges, New York 1880.

### Weihnachten.

Weihnachten ist da — herbei, herbei,  
Ihr Kleinen, herbei zur Bescherung!  
Des Kindesherzens heißstem Wunsch  
Wird heute Nacht ja Gewährung.  
Es strahlet der Baum, es biegt sich der Zweig,  
Das Völkchen jubelt: „Wie sind wir so reich!“

Draußen durch Plag und Gasse  
Brauset der eisige Wind;  
Fester drückt die blasse,  
Arme Mutter ihr Kind  
An die verwehte Brust —

Das auch ist Weihnachtslust!  
Wer denkt an die Armen?

St. Niclas zieht von Haus zu Haus,  
Und Gabe häuft sich auf Gabe:  
„Hier hast du, was dein Herz begehrt —  
Wartst auch ein fleißiger Knabe;  
Und du, goldstichiges Mädchen, du,  
Sieh 'mal die Puppe! Greif immer zu!“

Draußen ächzt es und höhnt es:  
„Herzchen, stille — bald sind  
Wir daheim — kein verwöhntes,  
Reiches, vornehmes Kind  
Bist du ja — ans ist die Noth,  
Haben ja Milch und Brod!“  
Wer denkt an die Armen?

Du Mammonfürst im Marmorpalast,  
Ob warm nie das Herz dir geschlagen,  
So sollst du der Selbstsücht heute doch —  
Es ist ja nur ein Tag — entsagen.  
Den Kiegel schnell weg von Herz und Schrank,  
O, Himmelswolke ist Aemer Dank!

Hörst du ihn toben und brausen  
Aus dem Norden, den Wind?  
Ha, wild packt ein Grausen  
Eiwig Mutter und Kind.  
Raffe dich auf — hinaus  
Durch des Sturmes Gebrans —  
Und hilf den Armen!

### S p ä t e s H e i m w e h .

Seit von der Heimath ich geschieden  
Und bin gekommen über's Meer,  
Hinrollten viele, viele Jahre,  
Ich weiß es kaum, wie lang es her.

Eins weiß ich fest: Die Trennung füllte  
Mich nicht mit Herzleid und Gram,  
Da bald das neue, reiche Leben  
Mir Herz und Sinn gefangen nahm.

Wohl regte sich, ward Deutschland's Name  
Von aller Welt mit Ruhm genannt,  
In mir der Stolz und in Begeiß' rung  
Für's Vaterland war ich entbrannt. —

Des Försterhanes doch, des alten,  
Am schatt'gen, grünen Waldessaum,  
Drin man den Wildfang zähmen wollte,  
Drin ich geträumt den Jugendtraum —

Wie selten, selten dacht' ich seiner!  
Jetzt tritt an mich die Sehnsucht hin,  
An mich, den kalten Weltverlor'nen,  
Wie eine milde Mahnerin.

O Heimweh, nahn dich noch so späte —  
Grau worden sind die Haare schier —  
Doch noch dem Weh, das du bereitest,  
Tief innen sei willkommen hier!

Ich hör' den wilden Bergbach rauschen,  
Dem ich mein Jugendleid geklagt;  
Ich seh' die stolze Niesenruchte,  
Die auf des Berges Gipfel ragt;

In dessen Fuß seh' ich den Kirchhof  
Und Erde d'rin, die sanft bedeckt  
Das Liebste, was ich jemals hatte,  
Was keine Sehnsucht je erweckt.

Denk' ich daran, daß von den Gräbern  
Der Schmutz der Blumen längst entwich,  
So möcht', wenn ich noch weinen könnte,  
So möcht' ich weinen bitterlich!

### Stimmen der Liebe.

#### I.

Du fragst, warum ich dich so oft  
Anschaue, holdes Liebchen?  
Ich habe, Kind, schon einmal geliebt  
Ein Mädchen mit solchen Grübchen.

Du bist gerade so schnippisch wie sie;  
Gerieih sie in Ertase,  
So ward ihr, wie dir, ganz purpurroth  
Die griechisch geformte Nase.

Du hast dasselbe seidene Haar,  
Den selben schneeweißen Nacken,  
Du hast denselben kirchrothen Mund,  
Dieselben kaufhügel Nacken.

Du hast dieselbe Grazie,  
Dieselben anmuth'gen Geberden;  
Dir wogt der Wuse, wie er ihr gewogt —  
Man könnte seefrank werden.

Piano spielst du, ganz wie sie,  
Halb grausam, halb ergöglich;  
Die Gnaden-Urie, die fröhlich,  
Gleich ihr, du ganz entseghlich!

#### II.

Die kausche Luna wandelt  
Dahin die Himmelsbahn;  
Mein Liebchen sieht mir zur Seite  
Und sieht mich verlangend an.

Sie schmiegt sich, wie eine Blume,  
An mich, sie hat mir geriecht  
Das weiche, weiße Händchen;  
Ihr Herz ist zu voll — sie schweigt.

„O schweige nicht länger,“ seh' ich  
Und drücke sie feurig an mich;  
„Sprich endlich die Himmelsworte,  
Die simplen: Ich liebe dich!“

Da senkt sie eröthend das Köpfchen  
(O Scham, du schönste Zier!)  
Und flüstert die Himmelsworte  
In's Ohr mir: „Ich liebe dir!“

#### III.

Hat das Pfäfflein uns gesegnet,  
Wist du erst mein liebes Weibchen,  
Sollst du haben, was du wünschest  
Für Gemüth, Geist und das Liebchen.

In der Loge des Proccenniums  
Sollst du vielbewundert sitzen,  
Die kostbarsten Steine sollen  
Dir an Hand und Wuse blühen;

Und in Prachtgewänder werd' ich  
Deine Formen, deine schönen,  
Hüllen, mögen auch Philister  
Und die alten Schachteln höhnen.

Als die schönste aller Frauen  
Sollen Dichter dich bezingen;  
Bei dem perlenden Champagner  
Sollen dir Toaste klingen.

Schätze aus der Heimath Schätze  
Und des Auslands rare Gaben,  
Sei's für königliche Preise —  
Alles, Alles sollst du haben.

Geisteskräfte, goldgebunden,  
Redwig, Geibel, Lehau, Körner  
Sollen deinen Nipptisch zieren —  
Über dank' mir nicht durch Hörner!

### Den Turnern.

Recht euch und streckt euch mit Macht — doch gehtig auch  
müsstet ihr ringen;  
Vloßes Klettern, bedeuft, habt ihr mit Affen gemein.

### U n e i n e n S a t y r i k e r .

Schwing die Geißel nicht der Satyre, wenn du nicht Geist  
hast;

Wolle Mephist's nicht sein, wenn du nar Grobian bist!

### U n e i n e n „ H u m o r i s t e n “ .

So Mancher dünkt sich Humorist zu sein in Schrift und  
Rede,

Und ist doch nur zu jeder Frist 'ne giftgeschwoll'ne Kröte.

### U n e i n e G e w i c h t i g e .

Sieh' ich dir stannend gegenüber,  
Denk' ich bei mir ein jedes Mal:  
Du bist nicht mehr ein Frauenzimmer,  
Du bist schon mehr ein Frauenjaal.

## Friedrich Otto Dreßel.

Am 21. September 1824 in Detmold geboren, studierte er die Rechte in Jena, wurde 1846 Auditor am Stadtgericht zu Detmold, theilte sich an der demokratischen Bewegung und übernahm die Redaktion der „Wage“. Auf Grund eines Artikels wurde er des Hochverraths angeklagt und 1849 vorgeladen, um sein Urtheil zu hören — zwei Jahre Zuchthaus. Er zog es vor, sich der Strafe durch die Flucht zu entziehen; er begab sich, stekbrieflich verfolgt, nach Bremen, wo ihn Capitän Fricrichs so sicher auf dem Schiff „Beethoven“ verdeckte, daß die Verfolger seiner nicht habhaft wurden. Er landete 1849 in Baltimore und begab sich nach Massillon, Ohio, wo er unter vielen Entbehrungen das englisch-amerikanische Gesezeswesen studierte; 1855 siedelte er nach Columbus über und theilte sich hier alsbald am politischen Leben. 1861 in die Staatsgesetzgebung gewählt, war er einer der bedeutendsten Führer der Staatsrechts-Demokraten. 1864 resignierte er auf die Stelle eines Volksvertreters und widmete sich der Rechtspraxis. Schon seit 1855 war er auch musikalisch thätig, und 1854 Bundespräsident beim 15. Bundesgesangfest. Infolge unglücklicher Spekulationen und angegriffener Gesundheit wurde er schwerkränkt und machte am 5. Januar 1881 durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende.

Er schrieb die Novellen: „Bekennnisse eines Advokaten“, „Die Lebensversicherungs-Police“, „Doppellehe oder keine Doppellehe“; ferner den preisgekrönten Roman „Oskar Welden“. Seine Gedichte wurden vielfach in Musik gesetzt.

### Das Reichspanier. (1870.)

Willkommen, schwarz-roth-weiß Panier!  
Weh' stolz voran! wir folgen dir,  
In Kämpfen und zu siegen!  
Ein blut'ger Lorbeer schmückt dich schon.  
Voran! Wald wird des franken Thron  
In Schutt und Trümmer liegen!  
Auf, auf zum Kampf! Die Lösung sei:  
Ein ein'ges Deutschland, stark und frei!

Was wir gehofft, nur still gedacht,  
Des Feindes Spott hat's wahr gemacht:  
Es giebt ein Deutschland wieder!  
Kein Preußen, Baden, Baiernland;  
Am Rhein, wie an der Nordsee Strand,  
Überall nur Brüder.  
Auf, auf zum Kampf! Die Lösung sei:  
Ein ein'ges Deutschland, stark und frei!

Ob schwarz-roth-weiß, ob schwarz-roth-gold;  
Das Banner Deutschlands ist entrollt!

Gefahr mag drän'n, Verderben,  
Wir achten's nicht, ziehn in's Gefecht  
Mit Sang und Klang, für deutsches Recht,  
für's Vaterland zu sterben!  
Aui, auf zum Kampf! Die Fokung sei:  
Ein ein'ges Deutschland, stark und frei!

### Mahnruf des 2. Juni 1878.

(An den deutschen Kaiser.)

Den Arm des Buben, der auf dich geschossen,  
Den seuffle, Kaiser! Halte streng Gericht!  
In Bande schlage seine Schuldgenossen!  
Doch sei gerecht, — die Un'schuld seuffle nicht!

Dem Heuter sei des Mörders Haupt verfallen!  
Jertritt die gift'ge Mlatter, die dich sückt!  
Dann wird von allen kippen „Amen“ schallen,  
Doch sei gerecht, — die Freiheit tödte nicht!

Du warst bisher ein milder, weiser Kenter:  
Das Volk bekehrte treu den Kaiserthron;  
O mach' den Mörder nicht zum Freiheitskenter!  
Sonst wird, statt Lieb' und Treue, Haß dein Lohn.

Man will, du sollst den Sarg des Volkes zimmern.  
Thu's, Kaiser, nicht! du säst Drachensaat!  
Willst du dich selber Thron und Reich zertrümmern,  
Dann straf' nicht Alle für des Einen That!

### fabrikarbeiter.

(13. September 1846.)

Was brauset wie dumpfer Donner von fern?  
Was leuchten die flammen da drüben? —  
Sie haben erschlagen den reichen Herrn;  
Die Nache der Armen sie üben.

Sie arbeiten da wohl Tag und Nacht  
Und müßten doch hungern und darben.  
Der Herr hat höhnißch nur gelacht,  
Wenn in einsamem Jammer sie starben.

Sie arbeiteten sich in's hühle Grab —  
Und müßten's still ertragen.  
Der Lohn, der war, ach, so klein, so knapp, —  
Sie durften nicht seufzen, nicht klagen.

Doch endlich hat sie der Jörn übermannt,  
Der Herr war ja nicht zu erweichen.  
Da sind sie in wildem Haße entbrannt —  
Aun liegen dort blutige Leichen.

Die flammen vertilgen die Stätte der Noth,  
Es stehn nur noch rauchende Trümmer. —  
Sagt an, ihr Reichen, was bleibt euch im Tod  
Von all' eurem goldenen Schimmer? —

## Konrad Krez.

Geboren am 27. April 1828 zu Landau in der Rheinpfalz, besuchte er das Gymnasium zu Speyer und studierte die Rechte zu Heidelberg. Wegen seiner Theilnahme an der badisch-pfälzischen Erhebung für die Reichsverfassung wurde er 1848 „in contumaciam“ zum Tode verurtheilt; lebte als Flüchtling in der Schweiz und in Frankreich und kam 1850 nach New York, wo er sich der Advokatur zuwandte. Im Jahre 1854 siedelte er nach Sheboygan, Wisconsin, über, wurde Staatsanwalt und theilte sich am Bürgerkrieg. Er machte die Belagerung von Vicksburg, die Feldzüge in Arkansas und gegen Mobile mit und wurde zum Brigadegeneral ernannt. Nach dem Kriege war er wieder in Sheboygan als Advokat thätig, beledete verschiedene Aemter, wurde 1888 zur Praxis am obersten Gerichtshof der Ver. Staaten zugelassen und ist gegenwärtig als Advokat in Milwaukee ansässig.

„Dornen und Rosen von den Vogesen“, Landau 1846. „Gesangbuch“, Straßburg 1848. „Aus Wisconsin“, Gedichte, New York, E. Steiger, 1875.

### An mein Vaterland.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,  
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,  
Und schuflos hast du mich hinausgetrieben,  
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand  
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,  
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe  
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?

Und heiliger als Liebe war das Feuer,  
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt;  
Nie war die Braut dem Bedürfnis so theuer,  
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,  
Hat doch dein Himmel reichlich dich gefegnet.  
Ich sah die Wunder südllicher Zonen,  
Zeit ich zuletzt auf deinem Boden stand;  
Doch schöner ist als Palmen und Citronen  
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.





Conrad Krey.

Land meiner Väter! länger nicht das meine,  
So heilig ist kein Boden, wie der deine.  
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,  
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,  
Es würden mich die Todten an dich binden,  
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden Jene, die zu Hause blieben,  
Wie deine fortgewanderten dich lieben,  
Vald würdest du zu e i n e m Reiche werden,  
Und deine Kinder gingen Hand in Hand  
Und machten dich zum größten Land auf Erden,  
Wie du das beste bist, o Vaterland!

### Der Flüchtling.

O könnt' ich mit euch ziehen,  
Ihr Vollen! an den Rhein,  
Mit euch, ihr Phantasia!  
In jenen Hügeln sein,

Wo sie vielleicht zur Quelle  
Sich, Blumen pflückernd, beugt,  
Und ihr die klare Welle  
Das schöne Bildniß zeigt,

Das Tags in meine Kieder  
Sich unsichtbar verwebt,  
Und Nachts in Träumen wieder  
In meine Seele schwebt.

So wie ich sie gesehen  
In einer schönern Zeit  
Auf dem Altane stehen  
In himmelblauem Kleid,

Das sich in leichter Fülle  
Um schlaufe Formen goß,  
Worüber die Mantille  
Noch neidisch niederfloß,

Als ihr der Küste Hauchen  
Den schwarzen Schleier hob,  
Der ihre blauen Augen  
Mit sanfterm Reiz umhob.

Vald aber tönt die Kunde  
Von ihrer Hochzeit her,  
Mit sehnsuchtsvollem Munde  
Sing ich dann nimmermehr:

Könt' ich zum Rheine ziehen!  
O Strom! dann lebe wohl,  
Dann möcht' ich fliehen und fliehen  
Hinab zum fernsten Pol.

Dann festelt mich im Süden  
Kein zauberischer Ort,  
Dann duften keine Blüten,  
Dann ist für mich nur Tod,

Ob üppig die Olive  
Den kühlen Schatten wirft,  
Ob aus des Schnees Tiefe  
Sich Moos das Rennthier schürt. —

Nein! ruhig sollst du klopfen  
O Berg! was liegt daran?  
Es kömmt auf e i n e n Tropfen  
Bei einem Meer nicht an.

Wenn auch um sie ein Andern  
Die frohen Arme wand,  
Als heimatloser Wandler  
Durchirrte ich das Land.

Es locht in fremdem Tiegel  
Mein Mahl an fremder Gluth,  
Und unter fremdem Siegel  
Mein unthät Kissen ruht.

Noch giebt es keine Stelle  
Für mich zum Aufenthalt,  
Das Holz zu meiner Schwelle  
Steht noch in einem Wald,

Den nie die Art berührte,  
Wo keines Weisens Hand  
Noch je die Pfingsthar führte  
Durch fruchtbar Ackerland.

Mein Schicksal liegt verborgen  
Noch in der Zukunft Schooß,  
Vielleicht sind Noth und Sorgen  
Das mir bestimmte Loos.

Nicht will ich den beneiden,  
Dem mehr das Schicksal locht,  
Und ohne Grollen scheiden,  
Wenn er sie glücklich macht.

Doch wann die Hängematten  
Wir bald zur Mittagstafel  
Señ knüpfen in dem Schatten  
In einen Urwaldsast,

Will ich, wenn mich die Schwüle  
In Schlummer locht und Traum,  
Mich strecken in das Kühle  
Auf meinen schwanen Flaum,

Und unter fremden Väumen  
In einem neuen Strand  
Von alter Liebe träumen  
Und meinem Vaterland.

### Der Landstreicher.

Er ist das schwankte Noth im Reich, das jeder Wind  
bewegt,

Er ist des Wassers Uferwand, den jede Welle schlägt.  
Das Thier im Wald hat seinen Bau, die Schnecke hat ihr  
Haus,

Ihn aber schützt nicht Dach und Fach, wo er sich schlafen  
legt.

Dem angeschoffnen Wilde lecht das Wild die Wunden ab,  
Er aber findet keine Hand, die ihm in Krankheit pflegt.

Der Epheu schlingt sich um den Stamm mit grünem Arm  
empor,

Er aber findet keinen Stab, der seine Schwäche trägt.

Der Tauber girrt der Taube zu, es locht der Hahn das  
Huhn,

Ihn aber schlägt kein einzig Herz, in dem sich Liebe regt.

### Ulrich von Hutten.

Wo vor dem Wind der Hlmau Weiden schwanken,  
Dort liegt ein Mann, sein Grab kann man nicht sagen,  
Deß Herz hoch wie ein Römberg gefchlagen.  
Die Auzel deckt den ritterlichen Franken,

Den Mann der großen, trohjigen Gedanken,  
Der Hunger, Krankheit, frost, und alle Plagen,  
Die Armuth und Verbannung bringt, ertragen  
für Deutschland, das unwürdig, ihm zu danken,

Kein Kreuz auf seinem Hügel ihm errichtet.  
Die Wilden hätten einen Haufen Stein  
Auf seinem Grab als Denkmal aufgeschichtet.

Ein jedes Volk ehrt seine Patrioten,  
Das deutsche Volk, das sie verfolgt, allein  
Läßt ungekannt die Gräber großer Todten.

### Entsagung und Trost.

Es trännte mir in meiner jungen Zeit  
Von Trommelwirbeln und Trompetenschall,  
Von Schwerterklirren und von Büchsenknall,  
Von Heldenthum und von Unsterblichkeit,  
Und sieberkrank erhob ich meine Hand,  
Um Kränze von dem Baum des Ruhms zu pflücken,  
Nach Chäten brannte ich, um in den Sand  
Der Zeit für ewig meine Spur zu drücken.

Nach fremden Zonen trieb es mich zu gehn,  
Die Berge waren mir zu Haus zu nah,  
So eng die Thäler, und der Rhein ein Bach,  
Ich wollte Alpen, Meer und Wellen sehn.  
Trotz bieten wollt' ich Sturmwind und Orkan,  
Der Tropen Pracht mit eignen Augen schanen,  
Gen Westen ziehn, ins neue Kanaan,  
Und am Ohio Mais und Weizen banen.

Und überall, wohin ich ging und kam,  
Sah ich ein Weh, so einsam lag kein Land,  
Daß nicht zu ihm den Weg die Sorge fand,  
Und wo kein Baum gedieh, gedieh noch Gram.  
Und magst du ziehn nach Süden oder Nord,  
Gen Osten oder West, nach allen Winden,  
So wirst du stets dasselbe Kostungswort,  
Die Arbeit und des Lebens Mühsal, finden.

Dasselbe Kämpfen um dein täglich Brod,  
Das sich nicht lohnt, so schwer verdient zu sein,  
Erwartet dich am Hudson wie am Rhein,  
Ihr Bürgerrecht hat überall die Noth.  
Und häußt du auch durch langer Jahre fleißig  
Reichtümer auf, wo ist für ganze Haufen  
Von Gold ein Arzt, der dir ein Mittel weiß,  
Nur einen Jugentag zurückzukaufen?

Swar darfst dich reizen, auf dem ranben Pfad  
Des Ruhms zu wandeln, der Vergessenheit  
Ein Denkmal und ein ewig Lob dem Weid  
Abzuertrogen durch berühmte That;  
Doch deinem Ehrgeiz, deiner Ruhmbegeier  
Wird bald aus Ueberdruß der Flügel sinken,  
Wenn du die Choren anblickst, die mit dir  
Sich bücken, um Unsterblichkeit zu trinken.

Und war dir sonst ein Königreich zu klein,  
So reichst gar bald ein Acker Landes hin,  
Ein schützend Dach, ein Scheit in dem Kamin,  
Bei Weib und Kind, um glücklicher zu sein,  
Als ein Tyrann, deß Kannen über Drabt  
Bis an die Grenzen eines Erdtheils eilen,  
Dem doch zuletzt sein dinesender Senat  
Veschließen kann, ihn von dem Tod zu heilen.

Drückt dich auch oft und benagt dich deine Eait,  
Und wird es dir um's Herz verzagt und bang,  
So tröste dich, das Leben ist nicht lang,  
Und kurz der Pfad, den du zu wandeln hast.  
Dann kommt der Tod und klopf an deinem Thor,  
Wie er gethan am Thore deiner Väter,  
Er kommt dir wie ein alter Hansfreund vor,  
Besuchen wird er deine Kinder später.

Er spricht zu dir: Mein Freund! du hast geträumt,  
Gestritten und geforgt, es ist jetzt Zeit,  
Um auszuruhn, dein Ruhbett ist bereit,  
Ein einsam Haus hab' ich dir eingeräumt.  
Du dorchst und hauchst den Athem in den Wind.  
Ob Gras dein Grab bedeckt, ob Marmorplatten,  
Es steht darauf geschrieben: Eitel find  
Die Dinge, und das Leben bloß ein Schatten.

### Die Brautfahrt.

Sprach ich: Liebes Kind! ich muß  
Küssen dich, und Kuß auf Kuß  
Drücke ich ihr auf die Wacken,  
Auf die Stirne und den Nacken,  
Bis vor Uerger und vor Scham  
Sie zuletzt den Reißaus nahm.

Als ich Efel! mehr als blind,  
folgte dem geliebten Kind,  
Ueberlich ich ganz und gar,  
Daß der Keller offen war.

Niemand kam sein Lebtag schneller  
Als ich damals in den Keller.  
Eh' ich es noch angefunten,  
Lag ich bei Kartoffeln unten,  
Und ein gut Stück meiner Haut  
hing bei eingemachtem Kraut.  
fünftzehn Fuß fiel ich hinunter,  
Und es nimmt mich heut' noch Wunder,  
Daß ich mir nicht jeden Knochen  
In dem Leib entzwei gebrochen.

Doch das Wischen von Verßhand,  
Das ich übrig hatte, schwand  
Ulrich gar bald; ich kann nicht sagen,  
Wer mich in das Welt getragen,  
Wo ich an dem nächsten Tag  
In dem Hans des Mädchens lag.

Nicht im Stand, ein Glied zu regen,  
Und bedeckt mit Ueberblößen,  
Kam ich zu mir, und ich sah,  
Ihre Eltern waren da,  
Mich mit Salben einzureiben.

In dem Hause krank zu bleiben  
 War mir Wasser auf die Mühle,  
 Doch die nämligen Gefühle  
 Schien der Alte nicht zu theilen;  
 Denn er schien sich mehr zu eilen,  
 Als mir lieb war, mich zu heilen.  
 Gern hat er es nicht gethan;  
 Denn ich sah ihm deutlich an,  
 Daß er lieber mich mit Dieben  
 Als mit Salben eingerieben.

Doch er mußte sich halt fassen,  
 Was geschah, geschehen lassen,  
 Und nach etwas Hank und Hader  
 Würde er mein Schwiegerater,  
 Und ich glaub' nicht, daß bis heute  
 Eins von uns die Fahrt bereute.

### Das alte Essigfaß.

Ich war einmal im Vuch zu einer Zeit,  
 Die einer Wahl vorausging. Wo ein Weg  
 Den andern kreuzte, war an einem Stamm  
 Ein Fettel angeheftet, der dem Volk  
 In fetter Schrift anzeigte, wann und wo  
 Der Richter *S o n d* so die nächste Wahl  
 Versprechen würde. Die Partei, für die  
 Er reden wollte, war dort nicht beliebt,  
 Und auch der Redner gänzlich unbekannt.  
 Des Abends zur bestimmten Stunde ging  
 Ich an den angezeigten Platz. Es war  
 Ein Schulhaus. Da dasselbe viel zu eng  
 Für die Versammlung war, so wurde sie  
 In's Freie auf ein nabes Feld verlegt.  
 Man schleppte Holz herbei und zündete  
 Ein großes Feuer an. Der Redner stieg  
 Auf einen Stuhntümpf und er begann:  
 Mitbürger! sprach er, fremd bin ich bei euch;  
 Ihr kennt mich nicht, und mancher denkt vielleicht,  
 Der wird bezahlt, um für ein X ein U  
 Uns vorzumachen. Meinetwegen kann  
 Ein jeder von mir denken, was er will;  
 Denn zweimal zwei ist vier, ob nun  
 Ein guter oder schlechter Mensch es sagt.  
 Faß Alle, welche hier mich hören, sind  
 Mitglieder einer andern Partei,  
 Und zweifellos war sie die rechte einst.  
 Sie heißt zwar noch wie sonst, doch wenn ihr sie  
 Keim rechten Licht betrachtet, wird es euch  
 Wie jenem Manne gehn, von dem ich hier,  
 Wenn ihr's nicht übel nehmst, erzählen will.

Es war einmal in Pennsylvanien  
 Ein Farmer, der ein altes Faß besaß.  
 Der Vater seines Vaters, welcher mit  
 Pastorius in's Land gekommen war,  
 Der hatte es aus Deutschland mitgebracht.  
 So lang' derselbe lebte, hatte er  
 Darin sich seinen Essig angefaßt;  
 Und da er heinalt wurde, war zuletzt  
 Das Faß das ein'ge Ding, das ihm noch blieb  
 Von Allem, was er einstens mitgebracht.

Im Scherze pflegte oft der alte Mann  
 Zu sagen, daß von allem deutlichen Gut,  
 Mit dem er landete, nichts übrig war,  
 Als seine Knochen und das alte Faß. —  
 Nachdem der Greis gestorben war, bekam  
 Sein Sohn das Faß, und der benutzte es,  
 So lang er lebte, auch als Essigfaß;  
 Er und sein ganzes Haus betradeteten  
 Es wie ein Heiligthum, und als er starb,  
 Vermachte er es seinem Lieblingssohn,  
 Dem Mann, von dem ich euch erzählen will.  
 Auch der benutzte es als Essigfaß,  
 Ihm schien etwas Geheimnißvolles in  
 Dem Faß zu stecken; denn kein Essig hielt  
 Nach seiner Meinung den Vergleich aus mit  
 Dem Essig, der aus diesem Faße kam.  
 Oft dachte er: Was für ein Wunderland  
 Muß Deutschland sein, in dem die Erde wuchs,  
 Von der das Holz zu diesem Faße kam.  
 Nun traf es einstens sich, als er ein Stück,  
 Das schadhast war, ersetzen wollte durch  
 Ein neues, daß er auf den Einfall kam,  
 Das Faß einmal zu untersuchen, wie  
 Viel alte Stücke nach einander schon  
 Daran ersetzt durch neue waren. Er  
 Beschloß nun jedes Stück genau.  
 Da fand er, daß er selbst so oft das Faß  
 Schon ausgetauscht hatte, schon so oft  
 Statt alter Stücke neue eingefügt.  
 Daß von dem Holz, aus dem das Faß bestand,  
 Als er es erbt, nicht ein einzig Stück  
 Mehr da war; daß schon jedes Wundenstück,  
 Schon jede Daube, jeder Keil daran  
 Von ihm mit eigener Hand erneuert war.  
 Was, denkt ihr! fuhr der Redner weiter fort,  
 War von dem Faß noch übrig, welches sein  
 Großvater mit aus Deutschland brachte? —  
 Nichts!

Nichts weiter als das Spundloch und sonst nichts! —

Was weiter vorfiel, will ich übergehn.  
 Das Gleichniß aber war so treffend, daß  
 Es mir wohl werth der Aufmerksamkeit schien.  
 Wie viel im Staat und in der Kirche dünkt  
 Ehrwürdig uns durch Alter, das doch nichts  
 Von dem, was einst es war, mehr von sich hat,  
 Als bloß den Namen und die leere Form.

### Die deutsche Muse in Amerika.

Das deutsche Lied in diesem fremden Land  
 Ist gleich der Palme, die im düren Sand  
 Der Wüste wächst. Dem Platz nicht, wo sie steht,  
 Verdankt sie's, daß sie nicht zu Grunde geht.  
 Was sie in Säften und am Leben hält,  
 Das ist der Thau, der von dem Himmel fällt.  
 Den säugt sie auf, er sammelt sich und steigt  
 Am Stamm herab und hält die Wurzel feucht,  
 Er löst den Grund, aus dem sie in sich säugt,  
 Was sie für Stamm, Blatt, Frucht und Blüthe braucht.

Je einsamer, um so willkomm'ner steht  
Sich da für den, der dort vorübergeht;  
Und wenn vielleicht mühselig und beschwert  
Ein armer Deutscher kommt, der Rath begehrt,  
Setzt er sich in den Schatten, den sie bent,  
Und ruht sich aus von seiner Müdigkeit;  
Und fallen ihm die tausend Stellen ein,

Wo er am Weg auf bleichendes Gebein  
Von Pilgern stieß, die vor ihm früher her  
Gefommen waren, hoffnungsleer wie er,  
Und die, von heißen Winden übermannet,  
Verschmachtet und verschollen sind im Sand.  
Dann fühlt er erst dankbaren Sinn's wie gut  
Ein wenig Schatten in der Wüste thut.

## Emil Diezsch.

Geboren wurde er am 7. April 1829 zu Trippstadt bei Kaiserslautern, in der Rheinpfalz, besuchte die Stellwag'sche Schule in Frankfurt und das Gymnasium in Worms, studierte dann in München Pharmacie und beschäftigte sich dabei mit philosophischen und philologischen Studien. Im Jahre 1848 theilte er sich an den revolutionären Bewegungen, wurde wiederholt verhaftet, floh schließlich in die Schweiz und kam 1855 nach Chicago. Hier übernahm er eine Apotheke und trat 1865 als Theilhaber in ein großes Droguen-Importgeschäft. Die firma verlor indeß beim großen Brande 1871 ihr ganzes Vermögen. Er warf sich dann auf die Politik, wurde zweimal, 1876 und 1878, zum Coroner von Cook County gewählt und bekleidete später die Stelle eines Hilfs-Sheriffs. Er starb am 12. September 1890.

„Geschichte der Stadt Chicago und ihres deutschen Elementes“ (unvollendet). „Kraft und Stoff“, aus der Geschichte des deutschen Volkes, Chicago 1884. „Kaiser Wilhelm I.“, der Schöpfer des neuen deutschen Reiches, Chicago 1888. „Aus den Flegeljahren einer angehenden Weltstadt.“ „Die Druiden“, Melodrama in drei Akten. „Bierologisches aus den letzten viertausend Jahren der Geschichte aller Kulturvölker“, mit Illustrationen von Karl Mauch (unvollendet).

### U n m e i n V a t e r l a n d .

Und zieh', mein Lieb, frisch über's Meer,  
Kant lö'n's durch deine Gauen,  
Mein Vaterland, — auf Wiederkehr  
Kann selbst ich nicht mehr bauen.  
Mein deutsches Herz, obschon dir fern,  
Kann dich doch nimmer lassen  
Und möcht' in alter Liebe gern  
Dich heute noch umfassen.

Als einst ich von dem Meeresstrand  
Hinaus auf wilden Wogen  
Aus deinem Vann, mein Vaterland,  
Jung in die Welt gezogen:  
Da fühl' ich, was das Scheiden heißt;  
Mein Hoffen und mein Lieben  
Und Alles, was man hoch nur preist,  
War dort zurückgeblieben.

Nun hab' ich manches lange Jahr  
Als Mann mich durchgestritten.  
Ob's Sturm, ob's Friedensstille war,  
Ob ich frohlockt, gelitten;  
Ich konnt' des Heimwehs Herzeleid  
Doch niemals ganz bezwingen:  
Es heilet Vieles ja die Zeit,  
Nicht wollt' ihr das gelingen.

Vergißmännicht und Rosen blühn  
Auch hier auf grünen Auen;  
Der Sonne warme Strahlen sprühn  
Dem Himmel auch, dem blauen.  
Es singt die Drossel hier im Wald  
Ihr Lied von grünen Zweigen  
Und ladet ein zum Aufenthalt,  
Im Schatten unter Eichen.

Der Freiheit schönste Hymne hebt  
Empor hier alle Herzen,  
Wo's freie Volk der Erde lebt,  
Sieht's selten Darber-Schmerzen:  
D'rum müssen alle jene frei'n  
Mit ewig festen Banden  
An dieses Land gefesselt sein,  
Die solches Glück hier fanden. —

Doch wär' hier selbst ein Paradies  
Mit allen seinen Freuden,  
Das Manche schon vergessen ließ  
Dem Vaterland das Scheiden:  
Ich bin in Freuden und in Noth  
Von Herzen deutsch gelieben  
Und werd' dich, Deutschland, bis zum Tod  
Als treuer Sohn auch lieben.

## Fröhlich Pfalz, Götterhalt's.

„ — — —  
 Und wann's im Friejohr schrofft und blicht,  
 Mer bibsch sich uf dem Feld umficht,  
 Dort uf das Lied der Kirch' duht lausche,  
 Do mecht mer mit Käm' Gericht net dausche.  
 Mer siehlt so heemlich im Gemiebt,  
 Mer weerd das Kewe gar net mied.  
 In wer KÄ Herz hot grad vun Holz,  
 Der is uff so e Kämeth stolz. —  
 Ja, meiner Zeel', so siehlt mer do,  
 Es schlabt am's Herz im Leib so froh,  
 Mir hot's das Kändche angebahn,  
 Mei Kebab' denf' ich do noch dran,  
 Wie Samstagdag's Owens, dief im Wald,  
 Hoch an 'ner Schnäz an scheitler Halt'  
 Ich uf em Berg gefosse sui  
 Und guft in's Rache Land ein. —  
 In verzig Derfer, groß un KÄ,  
 Han zwischig Wöhm ich leibe seh,  
 Dvm Schornkä vun gar manchem Haus  
 Hog langsam do der Raach eraus,  
 Grad in die Höh', so ferzegrab,  
 Der Anblick war e wahre Staat;  
 Vor Sundaag's war's e gutes Seege:  
 'S geht Sunneschei un lang KÄ Rege. —  
 Es war schon schtill im duschtern Wald,  
 KÄ „hor“, KÄ „baar“, KÄ Gäßel knallt,  
 Nir hot mer noch un fern gehebt,  
 Das Feld war grad wie ausgeleert;  
 Es war KÄ Kuh, KÄ Gäs mehr draus,  
 Sie waren „inn“, der Knecht im Haus;  
 So heemlich still, so wunnerschö,  
 Die Sunn war grad am Inneregeht! —  
 Im Bruch dort unne, ganz alläh  
 Stand noch e Storch, der guft un dast,  
 Bis er den froch hot abgefast;  
 Den muß er noch de Junge bringe: —  
 — Es war der Storch vun Gimmelinge —

— — — — —  
 Mf emol fangt's ganz in der Weite  
 Mit alle Glocke an zu leite.  
 Wald schallt's aus jedem Glockebaus  
 Recht berzhast in das Dahl enaus;  
 So weit zu höre, 's war e freed,  
 KÄ Wunner, wann do's Herz ufgeht.  
 Es hot so feierlich geklänge,  
 Vor Andacht bin ich ufgesprunge  
 Und ruf in meinem Herzensdrang,  
 Daß weit es borch den Wald erklang:  
 „Wer weef, wo dir der Weege blicht,  
 Wer weef, wo dich's Geshick hinzieht?!  
 Doch weef ich: sinkt der Wannerhab  
 Un siehst du an dem Rand vum Grab:  
 So denf in Lieb ich jedentalls  
 Noch froh an dich, du scheeni Pfalz !!“

## Nur keine Bier-Vergeudung.

Als Kutber im Wanne der Wartburg saß,  
 Gar sorgsam vor Feinden geborzen,  
 Da schlüpft' in die Selle — Herr Satanas,  
 Der wühte, Den drücken die Sorgen  
 Beim klaren Verdeutschchen der heil'gen Schrift,  
 In echtem Gelehrten-Verlangen;  
 Drum wollt' er verstanden durch süßen Gilt  
 Den Wahrheit-Verfänder zu fangen.

„Willkommen, Herr Doctor“ — so hob er an,  
 Mit Worten gar freundlichen, süßen:  
 „Es lassen die Herren vom Vatican  
 Euch alle in Gnaden fein grüßen.  
 Es jammert sie innig, daß solch ein Geist,  
 Gefangen, in Kummer muß leben;  
 Sie möchten vor Allen doch euch zumeist  
 Zu Würden und Ehren erheben.“

Wie fröhlich, vom Schopfe zum Pferdesuß,  
 Sprach grinsehd, sich neigend noch weiter,  
 Nach listigem, höllischem Heuchlergruß  
 Der Schwefelgeräucherbreiter:  
 „Mir dünket, es lähmet die Kerkerluft  
 Allmählich den Geist un die Glieder;  
 Dch draußen im Freien, der Frühlingaduft  
 Bringt heilend die Kräfte bald wieder. —

„Ihr lechtet nach Freiheit in Chateaufin? —  
 Wohlan denn, — ich soll sie euch bringen,  
 Ihr müßt ihr das Drängen in eurer Brnst,  
 Die Kehergedanken bezwingen.  
 Und wenn ihr, was neulich zu Worms ihr spracht,  
 Als Irrthum und falsch wollt verfühden  
 Vor Kaiser und Abt, wenn der Reichstag tagt,  
 — Vergeben sind all' en're Sünden.“ —

Voll Unmuths erblagte und sprang empor  
 Der so in der Arbeit Gehörte,  
 Wie Hobn und Entlegen, so kam's ihm vor,  
 Was von dem Verlocker er hörte.  
 Ihm schollen die Adern, doch wie gebannt  
 Hielt fern ihn der freche Gefelle,  
 Und wieder begann er, der Emgang fand  
 Zum Thurme der einiamen Selle:

„Gebietet dem Horne, ich komm' zum Schlag; —  
 Es möcht' Ueberleilung euch schaden: —  
 Den Krummstab und offenen Krudenfuß  
 Entbietet der Papp' euch in Gnaden!“

Der Satan hielt inne, halb abgewandt,  
 Entsetzt vor dem heiligen Bude.  
 Da jagte der Junfer, von Horn entbrannt,  
 Zum Kebab' ihm spendenden Krüge,  
 Den gültig der Burgherr ihm zugestellt,  
 Gefüllt mit dem köstlichen Tropfen,  
 Der stärkend die Sinne zusammenhält,  
 Gebraut fein aus Malz rein und Hopfen.

Schon will er den Hümpen nach Satanas  
Hinschleudern in grimmigem Schauer;  
Da läßt er ihn nieder, — zum T i n t e n f a ß  
Jetzt greift er und wirft's an die Mauer;  
Dann ruft er: „Entweiche, du frecher Spud,  
Gast hält' ich vergendet die Gabe:

Wär' schade gewesen um jeden Schluß  
Der herrlichen, würrigen Kabe.“

Drauf leert er den Hümpen, im Horne heiß,  
Der Satan war hurtig verschunden.  
Im Thurme der Wartburg, da schwarz auf weiß  
Wird heut noch das Heiden gefunden.

## Edmund Märklin.

Am 22. Januar 1816 zu Calw in Württemberg geboren, widmete er sich der Pharmacie und begab sich nach der Rheinpfalz, wo er poetische Beiträge für Geil's Wochenschrift „Palatina“ lieferte. Im Jahre 1849 nahm er an dem badischen Aufstande thätigen Antheil und flüchtete nach dessen Unterdrückung nach der Schweiz. Später auf der Festung Hohenzollern gefangen, schrieb er für die „Leuchttugeln“ in München seine „Lieder eines Gefangenen“. Nach 18 Monaten freigesprochen, wanderte er nach den Ver. Staaten aus, ließ sich erst in New York und dann in Milwaukee als Apotheker nieder und schrieb für die „Atlantischen Blätter“ des O. Kuppins und die „Monatshefte“ von C. Busz Skizzen aus dem amerikanischen Leben. Im Bürgerkriege war er als Feldapotheker und als Assistenzarzt thätig. Im Jahre 1869 errichtete er in Manitowoc, Wisconsin, eine Apotheke, welche er bis 1878 inne hatte, in welchem Jahre er nach Milwaukee überseelte. Zuletzt wohnte er bei seinem Sohne in Chicago, wo er am 20. Februar 1892 starb.

„Familien-Bilder“, ein poetischer Blumenstrauch für die deutsch-amerikanischen Frauen, Milwaukee 1877. „In Sattel und Meeresgrund“, Milwaukee 1880. „Im Strome der Zeit“, Dichtungen, Milwaukee 1885. 2. Auflage 1887.

### Der deutsche Cavallerist.

Vorüber ist kaum die Mitternacht,  
Drei Stunden noch zum Tagen;  
Wir reiten schweigend auf die Wacht,  
Den Mantel umgeschlagen.  
Wir spähen und horden auf nächstlichem Gang  
Durch Busch und Geröhrcht dem Strome entlang,  
Zur Linken und zur Rechten,  
Und morgen giebt's sicher zu fechten.

Nun fühl' ich mich erst als rechten Mann,  
Seitdem ich den Waffen ergeben;  
Jetzt, da ich reiten und streiten kann,  
Nun sang' ich an, zu leben.  
Verkauft, verrathen, des Dankes Spott,  
Ihm's tägliche Brod nach dem niedrigen Gott,  
Dem schuftigen Dollar zu jagen,  
Das mag der Teufel ertragen!

Wie ist mir wohl im Sattel und Bug!  
Denn sonst im ganzen Lande  
Erblick' ich nichts, als Eng und Trug,  
Als Hagen und Schimpf und Schande.  
Draun, wer noch ein Kerl, ein tüchtiger ist,  
Der wird, wie ich, ein Cavallerist,  
Macht Vahu mit gewaltigen Streichen  
Für sich und Feinesgleichen.

Draun, wer kein Kump, kein altes Weib  
Will heißen, zerprengt die Ketten!  
Und wer noch Ehre hat im Leib,  
Der helfe das Land erretten!  
Ihr Teutschen, die man so lange geuecht,  
Jetzt schafft euch mit euren säuften Respekt!  
Alum im Busch, wie im Schille,  
Da ruft euch ein Landsmann um Hilfe.

Dort drüben auf dem verwüsteten Land,  
Da liegt der Farmer erschlagen;  
Die Speicher, das Vlodhaus stehen in Brand,  
Und Weib und Kind verzagen.  
Da schlage ja gleich das Wetter drein!  
Der Greuel sinkt weit in den Himmel hinein;  
Draun tüchtig fecthet muß heißen:  
Vergeltung für Wittwen und Waisen.

Der Reitersmann und sein fennig Roß,  
Vor Kampflust brennen sie beide;  
Nach dem Strauße seht sich der brave Genosß  
Und der Säbel heraus aus der Scheide.  
Ein wenig Geduld, und der wackere Franz,  
Der S i g e l führt uns zum lustigen Tanz!  
Schon stimmt man im Käger die Geigen,  
Dem Feinde den Kehraus zu zeigen.

Wie freu' ich mich auf den morgenden Tag!  
Da sollen's die Hunde mir hühen!  
Den ersten Schuß und den ersten Schlag,  
Wie will ich sie janzend begrühen!  
Und find' ich auch früh um's Morgenroth  
Auf Prairieblumen den rühmlichen Tod,  
Ich mache — o Fröhliches Sterben! —  
Ein freies Land zum Erben.

### Am traulichen Herde.

Am Brauten der Jugend, von Rosen umblüht,  
Da sang ich dem Frühling mein feurigtes Lied;  
Vom Jubel der Feder erklang es zugleich:  
O Erde, wie bist du so schön und so reich!

Das Tosen der Jugend, der Frühling ist hin;  
Nun lob' ich den Winter am trauten Kamin,  
Eisblumen am Fenster, ein schmurriger Mai;  
Doch köstlich gedeihen hier Liebe und Tren'!

Ich koste vom schänkenden Becher des Glücks;  
Ihn reichet mein Weib mir, beseligten Blicks;  
Und da, wo sie wandelt mit frohem Gemüth,  
Erblüht mir ein Garten, erklingt mir ein Lied.

Es weicht mir die Freundschaft den blanken Potal,  
Und muntere Reden, sie wizen das Mahl;  
Kings Augen und Wangen, so hell und gesund,  
Die Hoffnung im Herzen, beschließen den Bund.

Und tanzt auf den Dächern der Schnee mit dem Wind,  
Dann küß' ich und herze mein rosiges Kind;  
Im Kreise der Meinen ertönt es zugleich:  
O Erde, wie bist du so schön und so reich!

### Veit Scheiden.

(Ein Albumblatt.)

Es schließt die Pforte sich vom Elternhaus,  
Du trittst hinaus in's vielbewegte Leben;  
In weite ferne treibt es dich hinaus  
Im Jüngendrang, in ungestültem Streben.  
Von deinem Aug' die alte Wunde fällt,  
Und eine neue, ungeahnte Welt  
Erschließt sich dem erkannten Blick.  
Da gilt es nun ein unaufhörlich Ringen,  
Ein Chätigsein, ein Leidenchafts-Begwingen,  
Den schweren Kampf mit Menschen und Geschick.  
Die Reise führt auf viel veracklungne Wege,  
Am Abgrund hin und über moribde Stege,  
Von haub'ger Landstrah' bis zur klaren Höb',  
Zum fernem Ziel, zum stillen Alpensee.  
Steh fest, sei hart, wenn die Vertührung naht,  
Und ohne Furcht verfolge deinen Pfad!  
Und geht es über Dornen und Gehein —  
Ein feiter Wille muß dein Führer sein!  
Mit klarem Auge und mit heiterm Sinn  
Blick auf die Menschheit und die Schöpfung hin;  
Und täuscht und schmerzt dich Manches auch im Leben:  
Dein eigner Werth wird Ruh' und Trost dir geben.  
Im Anglick stolz, in guten Tagen mild,  
So sollst du sein, des ächten Mannes Bild!  
So ziehe denn, gefolgt auf allen Wegen  
Von unser Liebe und von unserm Segen!

## Julius Dresel.

Im Jahre 1816 zu Geisenheim im Rheingau geboren, erhielt er eine vorzügliche Erziehung in seinem elterlichen Hause, welches in den dreißiger Jahren der Sammelpfad von namhaften Gelehrten, Künstlern, Dichtern, sowie besonders von Solchen war, welche der damalige Staat ihrer freisinnigkeit halber in Varni gethan hatte, wie Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh u. A. Er studierte dann in Heidelberg Geschichte und Literatur, mußte aber schon nach wenigen Semestern zurück, um dem Vater, dessen großes Weingeschäft durch die Ungunst der Zeitverhältnisse in arge Bedrängniß gerathen war, beizustehen. Im Jahre 1848 theilte er sich an der Volkserhebung und begab sich, als im Herbst desselben Jahres dem Niedergange des väterlichen Geschäftes nicht länger Einhalt zu thun war, nach Texas, wo sein älterer Bruder schon lange sich niedergelassen, aber starb, während Julius auf dem Wasser war. Nachdem Letzterer erst eine harte Schule als „Farnhand“ durchgemacht, übernahm er in der „lateinischen“ Niederlassung im Silberbach-Thale eine kleine Farm, daneben regen Verkehr mit seinen hochgebildeten Genossen O. v. Währ, E. Degener, Kapp und Anderen unterhaltend. Eine Reihe von Gelehrten legten ihm und seiner Familie schwere Entbehrungen auf, und dann kam 1861 der Bürgerkrieg, in welchem er wegen seiner offenen Parteinahme für die Sklaven von den Nachhabern der Slaverei-Partei gefangen und mit Ketten beladen nach San Antonio geschleppt wurde. Durch Vermittlung ein-



flußreicher Freunde freigelassen, ließ er sich in San Antonio nieder und eröffnete ein kaufmännisches Geschäft, das indeß nur spärlichen Gewinn abwarf. Dazu kamen Krankheiten und Todesfälle in seiner Familie. Erst im Jahre 1869 wendete sich sein Geschick; er übernahm ein, ihm von einem Bruder hinterlassenes werthvolles Weingut in Sonoma, Californien. Im Jahre 1891 begab er sich nach der alten Heimath und dort raffte ihn schon am 7. Dezember desselben Jahres der Tod hinweg. Literarisch war er zu allen Zeiten thätig und schrieb viele Aufsätze und Gedichte, die in verschiedenen Zeitungen erschienen.

### Auswanderers Schicksal.

Wohl mag die Jugend sich in Hoffnung wiegen,  
Die ahnungsroll wie märchenhaft Geläut  
In Träumen uns auf dem Pfad erkreut,  
Wenn wir vom Vaterhaus in's Weite fliegen.

Du gehst und ringst, um spät vielleicht zu siegen,  
War's dann dein Himmel, was die Fremde bent? —  
Du stohst die Heimath — ach! und lehrst du heut',  
Wo schlägt ein Herz, dich warm noch anzuschmiegen? —

Ich möchte lieber d'rum im Vaterland,  
Sei's nur ein engbescheiden Koos erwerben,  
Doch mir die Seel' im Hand' der Heimath baden,

Als schwer mit Schätzen einer Welt beladen,  
Getrennt auf ewig, dort am fernem Strand,  
Sehnsucht im Herzen, in der Fremde sterben.

### Der Rhein.

Kein Bild war dir, mein Rheingau, zu vergleichen  
Im Rosenlichte, das dir eigen schien!  
Wo lebt der Maler, dem die Kunst verleihe,  
Die Krone deiner Amnuth zu erreichen?

Der Canons blaut und dunkel stehn die Eichen,  
Die Au'n und Ufer malt der Spiegel hin,  
Und goldne Wölkchen, die darüber ziehn,  
Als kämen sie geschwebt aus Sauberreichen.

Lang' glaubt' ich, schönster Fluß, du seiest mein,  
Mein eigen ganz — wem sonst? — ich fühle immer  
So habe dich geliebt un' ich allein.

In Sturm und Eis, im Vad und Mondenshimmer —  
Viel' Jahre schwanden, aber dich, o Rhein,  
Nein, dein vergeß ich bis zum Ende nimmer.

## Carl Adolf Julius Pohle.

Geboren am 19. Oktober 1815 in Bausen, Schlessien, studierte er in Leipzig Theologie, bekleidete dann in seiner Geburtsstadt eine Pfarrstelle, verlor indeß im März 1848 sein Amt, weil er seine freisinnigen Ideen von der Kanzel herab verteidigte, flüchtete nach den Ver. Staaten und starb am 22. November 1859 als Pastor zu Williamsburg, New York. Seine Dichtungen, welche trotz seiner revolutionären Vergangenheit eine versöhnliche Tendenz verfolgten, erschienen in belletristischen Blättern.

## Albert Wolff.

Geboren am 26. September 1825 zu Braunschweig, studierte er von 1846 bis 1849 in Göttingen Theologie, betheiligte sich aber im Mai 1849 als Student an der revolutionären Bewegung zu Dresden, wurde gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, dann aber zu zehn Jahren Gefängniß und im Juni 1852 ganz begnadigt, und kam im November desselben Jahres nach den Ver. Staaten, wo er sich in St. Paul, Minn., niederließ. Anfangs fand er Beschäftigung in einer Conditor-Handlung, bald aber wandte er sich der Journalistik zu und schrieb nacheinander für deutsche Blätter in St. Paul, Chaska und New Ulm, bis er die Chef-Redaktion der „Volkszeitung“ von St. Paul übernahm, welche er noch heute inne hat. Daneben bethätigte er sich auch eifrig am politischen Leben, wurde schon 1855 in die Legislatur des damaligen Territoriums gewählt, bekleidete später das Amt eines Einwanderungs-Commissärs von 1864 bis 1871 und wurde 1872 zum Mitglied des St. Pauler Schulraths gewählt.

„Gedichte“, St. Paul, Minn., 1867.

Uns das Land rief. (First Call.)

(27.10.1864.)

Fort Sumter ist gefallen  
In der Rebellen Hand,  
Sein Nothsignal ertönen  
Läßt das bedrängte Land.  
Entaltet hat sein Banner  
Der schönste Verrath —  
Wer wird zum Lande streben  
Mit todesmuth'ger That?

„Wenn Alle untreu werden“,  
Dann bleiben treu doch wir.  
Uns ruft nicht vergebens  
Das Unionspanier.  
Die stolze der Vesten  
Auf freier Erde steht.  
Noch auf der Veste Sinne  
Das Sternennbanner weht.

„Wenn Alle untreu werden“,  
Dem Land und seinem Recht,  
Wenn gegen seine Einheit  
Anführt ein falsch Geschlecht,  
Und wenn dem Land der freien  
Verrath und Menterie  
Von seinen Söhnen drohen,  
Dann bleiben wir ihm treu.

Jenfeits des Ozeanes  
Das alte Vaterland  
Hat, ob wir sehr es liebten,  
Feindselig uns verbannt.  
Das neue Land gab freundlich  
Uns eine Heimath neu,  
Dafür in seinen Nöthen  
Dankt ihm jetzt — deutsche Treu'.

Bis zum „Kehraus“. (Last Call.)

(Januar 1865.)

So lang' in Richmond's Wällen  
Noch trotz des feindes Heer,  
So lange die Rebellen  
Noch sind wie Sand am Meer,  
So lang' der Rebellion Geschütz  
Noch schlendert des Verderbens Wirth,  
Bleibt auf der Kriegerbahn  
Der deutsche Veteran.

Dabeim in stiller Hütte  
Hab' ich ein treues Weib.  
Sie steht mit heißer Bitte:  
„Nicht länger ferne bleib!“  
„Kom m Vater!“ rühn die Kinder mein.  
Die Lippe hebt, doch spricht sie: „Nein!“  
Das Land ruft: „Hör erher, Mann!“  
Es folgt der Veteran.

So lang' das Land in Nöthen,  
Trag ich des Kriegers Kleid.  
Da hilft kein Fleh'n noch Veten,  
Erneuert wird der Eid.  
Erih wenn nach letztem blut'gen Gange  
Genommen ward die letzte Schanz',  
Dann, ja fürwahr! erih dann  
Geht heim der Veteran.

Dann donnern die Geschütze,  
Dann fradet die Musket! —  
Dann ist mit Blumensträußen  
Geschmückt das Bajonett.  
Den Friede n bringen wir zurück.  
„Willkommen!“ grüßet Aller Blick  
Die kampferfegte Fahn',  
Den deutschen Veteran.

Dann Klang von allen Thürmen  
Und Klang aus jeder Brust.  
Dann ruht sich's nach den Stürmen  
Mit ganzer Manneslust.  
Wenn Sieg und Frieden ich errang,  
Dann ruf' auch ich mit hellem Klang:  
„Jetzt ist ein Friedensmann  
Der deutsche Veteran.“

Ma i.

(2. 27.10.1865.)

Es kündigt das Zwitschern der Schwalben:  
Gekommen ist wieder der Ma i.  
Es künden die Knospen und Blüten:  
Die gefesselte Erde ist frei.

Grün decken sich Felder und Wiese,  
Grün leidet sich lustig der Wald.  
Windröslein wiegen die Köpfe,  
Vom Morgenschein purpur'n bestrahlt.

Hin gleiten auf agunem Spiegel  
Der Seen Taucher und Schwau,  
Es treibt ihr schneig' Gräser  
Die Kengluft auf schaukelnder Bahn.

Der Sämann säet die Köner,  
fortschreitend streut er im Laß,  
Da hat im nahen Gestrüppe  
Ein morsches Hälmchen geknackt.

Der Sämann laufchet, doch Schweigen  
Herrscht rings auf einsamer Flur.  
„Es brach wohl der Wind in dem Nödrich  
Ein trocknes Schilfrohr nur.“

Der Sämann fördert die Arbeit —  
Da knallt ein Schuß aus dem Rohr,  
Und es hürzt mit gellendem Kriegsruß  
Der rothe Mörder hervor.

Des Mörders tödtliche Kugel  
Den Sämann im Herzen sie traf,  
Es blüht das Messer der Nothhau  
Um des Weidgerechts Stirne und Schlaf.

Der Falp hängt blutend am Gürtel,  
Und Alles ist still und vorbei.  
Es kündigt das Zwitschern der Schwalben:  
Gefommen ist wieder der Mai.

### Reisebilder.

#### a. Milwaukee.

(März 1868.)

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,“  
Daß hier ich so heimisch bin;  
Bin doch unter wildfremden Leuten,  
Die wandern her und hin.

Seh' doch nur fremde Gesichter,  
Und Keiner sagt: „Grüße dich Gott!“  
Und doch erglänzt mir lichter  
Des Morgens schimmerndes Roth.

Ich sehe kein Toben und Jagen,  
Kein lauernes Gauner Gesicht,  
Es stiert der hungrige Magen  
Aus dem Antlitz des Nermlichsten nicht.

Es strahlt aus dem Auge den Leuten  
Der Glanz zufriedenen Sinn's —  
Recht weiß ich, was soll es bedeuten —:  
Sie sind zufrieden, ich bin's.

Es sitzt auf behäbigem Throne  
Milwaukee, die trauliche Stadt,  
Die freundliche deutsche Matrone,  
Die weiß, was sie ist, was sie hat.

#### b. Pittsburg.

Ude! Ude! mein Städtlein,  
Wo weiß das Eisen glüht,  
Aus tausend Hammeröfen  
Der Feuerregen spricht.

Sei Ambos hier, sei Hammer,  
Hier bist du an der Stell',  
Wenn Arbeit dir kein Jammer,  
Sanftkräftiger Gesell.

Schlagt drauf nur, ihr Cyclopen,  
Und hämmert fleißig drein;  
Vom Pole zu den Tropen  
Soll eure Kundtschaft sein.

Ihr sollt den Völkern schaffen  
Den Feuerschlund, den Pfug,  
Zum Mord die blanken Waffen,  
Zum Trunf den blanken Krug.

Mag anderswo man schädern,  
Hier wird gezeugt, geschafft,  
Mit Schwärmern nicht, mit Machern  
Balt' ich's und mit der Kraft.

Ude denn, ruhig Städtlein!  
Verhanft ist dein Gewand,  
Trag's stolz! Es zeugt und redet  
Vom Fleiß deiner Hand.

### In der Heimath.

(April 1868.)

Wie? Was ist das, du alter Kerl?  
Im Auge eine Thräneperle?  
Ja, ja! So ist's. Wer kann dafür?  
Mein Vaterland, das bring' ich dir.

Die Thräne ist der Diamant,  
Den rein ich hielt im fernem Land;  
Ich seh's, ich seh's, das Kleid' mein  
Kag tief im heil'gen Herzenskranz.

Ich hab' es selbst nicht mehr gewußt,  
Daß ich es barg in meiner Brust,  
Daß ich dich ganz noch mein genannt,  
O heil'ge Lieb' zum Heimathland.

Ob „Schwarz, roth, gold“, ob  
„Schwarz, weiß, roth“,  
Es hat, o Deutschland keine Noth,  
Wie einst, das sagt die Thräne dir,  
Lieb' ich dich heut', wer kann dafür?

### Sprüche.

#### a. Die Tischreden.

„Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.“  
Doch nur getrost, ist „Wahrheit nur im Wein“,  
Wird wohl ein Spruch da, wo die Gläser klirren,  
Kein „Jertbum“ fein.

#### b. Deutsche Schrift für's deutsche Wort.

Nicht bloß Gewand, auch fester Panzer ist  
Die deutsche Schrift der Sprache der Germanen.  
Wer jene uns zu rauben sich vermüßt,  
Der hilft den Weg zum Tode dierler bahnen.

## Johann Straubenmüller.

Geboren den 11. Mai 1814 in Schwäbisch-Gmünd, bildete er sich zum Lehrer aus und war von 1855 als solcher in Stuttgart, Gmünd und Horb thätig; mehrfach wegen politischer Vergehen in Untersuchung, wanderte er schließlich aus, und kam 1852 nach Baltimore, wo er bald eine Lehrstelle fand. Seit Oktober 1865 ist er Direktor der freien deutschen Schule in New York. Seine ersten Gedichte erschienen 1840 in Ewald's „Europa“ und anderen deutschländischen Blättern.

„Gedichte für Lehrer“, Stuttgart 1848. „Zwölf dreistimmige Kinderlieder“, 1850. „Pocahontas oder die Gründung von Virginien“, eine poetische Erzählung, Baltimore 1858. „Gedichte für die liebe Jugend“, New York 1868. „Herbstrosen“, gesammelte Gedichte, New York 1889.

### G e s c h m a d t.

Du hörst nicht gern ein süßes Lied,  
Du magst nicht leisen Quellen lauschen,  
Du hörst — wo Katarakte rauschen,  
Wo Stürme und Gewitter sprechen,  
Wo Throne stürzen, Felsen brechen.

Ein süßes Lied — ein schwaches Lied!  
Es gleicht nur eines Glühwurms Flimmern;  
Dir aber sollen Sackeln schimmern,  
Und in den Höhen, in den Gründen  
Kafeten steigen, Wäge zünden.

Laß doch die süßen Lieder blühen!  
Den Weiden gleich, die an dem Strauche  
Begrünen dich mit lüdem Hauche,  
Die still in Wohlgeruch vergehen,  
Oft ungekannt und ungelesen.

### B i t t e.

Ja, Geiß! gieb uns Begeisterung  
Und Sinn für Göttliches und Großes!  
Gieb Kräfte uns zu hohem Schwung,  
Stell uns auf Noth wie einst Moses.

Laß uns ein schönes Ziel erschau'n,  
Ein Ziel das werth ist, zu erringen!  
Und laß dem Muth und Selbstvertrau'n  
Auch manches Schwierige gelingen!

Und soll's nicht sein, so laß uns nur  
Auf einer reinen Höhe enden!  
Im Himmelsthum, im Eichtazur  
Die freie Seele zu dir senden!

## Theodor Hielscher.

Geboren am 16. Dezember 1822 zu Nimptsch in Schlessen, frühzeitig auf sich selbst und Freunde angewiesen, bildete er sich zum Lehrer unter Diesterweg, theilte sich infolge Absetzung des Letzteren an der Revolution von 1848 und verlor seine Stelle als Lehrer an der Friedrichs-städtischen höheren Knabenschule zu Berlin, wurde Lehrer in Hamburg, wanderte 1851 aus nach Amerika, arbeitete theils an Schulen, theils an Zeitungen in Baltimore, Chicago und anderen Orten, war Lehrer in San Antonio, Texas, und lebt jetzt in Eagle Pass, Texas.

### L i e d e r u n d B l u m e n.

„Und vergiß mir nicht die Lieder!“  
Spricht der Mann zum treuen Weib;  
„Drüben singen wir sie wieder  
Uns zur Lust und Zeitvertreib.  
Hab' als Wanderbursch gefungen  
Und vor'm Donnerball der Schlacht;  
Immer, wo ein Lied erklangen,  
Hat mid's stark und froh gemacht.“

Und das Weib; — sie kann nicht reden;  
Mit dem Haupte nickt sie nur.  
Ach, das Herz will ihr verenden,  
Alles scheint ihr unnatur.  
Aus der Heimath, von dem Grabe  
Ihrer Lieben soll sie fort;  
Fremde sehn in Haus und Babe —  
Ihrer Lippe fehl's das Wort.

Leise weinend blickt sie nieder,  
Hast'ger macht sie sich zu thun  
In dem Kasten, wo die Lieder  
Längst bei Blumenförmern ruhn.

Nach dem Hafen, ohne Weilen  
 Heber's Meer dann, ohne Ruh  
 Mit dem flücht'gen Dampfprozeilen  
 Sie der neuen Heimath zu.

Endlich! — Sieh den Urwald! — Rasten  
 Darf der Heimathlose hier,  
 Hier ist Heimath. Ob auch Laizen  
 Drücken noch die Schultern dir:  
 Freiheit wohnt hier! — Und nach Jahren  
 Tönt im Urwald froh das Lied,  
 Und was Blumenkörner waren,  
 Duftend um das Blockhaus blüht.

### E i c h e u n d R o s e .

Im grünen Felde draußen, am Aekerraine prangt  
 Die Eiche stolz und mächtig; ihr Haupt gen Himmel langt.  
 In ihrem Schatten sproßet ein Rosenstrauch hervor,  
 Draus blicken schwelkende Knospen zum hohen Stamm  
 empor.

Die Eiche und die Rose! Es ist so freundlich das Bild;  
 Die eine mild und lieblich, die andre krafterfüllt.  
 Sie lehnen sich an einander, so heimlich, so vertraut;  
 Ich glaube, die Eiche ermählte die Rosenknospe zur Braut.

Und wenn ich drüber sinne: es ist nicht ungelähr,  
 Daß sie zusammen stehen, so lieblich und so behr.  
 Die Kraft ist's, die fähig und muthig nach Wolfenhöhen  
 strebt,  
 Die Liebe, die ihr verbündet in Eiche und Rose lebt.

Und in die Seele ziehet ein anderes Bild mir ein;  
 Das flammt in feurigen Zügen, in Glanz und Ruhmes-  
 schein.

Ich schaue im Geiste Männer in Kraft und fähigem Muth,  
 Die stehen fest zusammen, die wagen Leib und Blut.

Ich höre Stürme brausen — sie stehen wie die Eichen da;  
 Ich höre Kampfesringen, der Tod ist ihnen nah:  
 Die Männer schauen so trotzig dem Tode in's Angesicht,  
 Sie fallen, doch sie erbeben auch selbst im Tod noch nicht.

Ich höre ein Wort gar mächtig in ihren Kampfesreih'n;  
 Das giebt ihnen Muth zum Streiten, das wiegt im Tode  
 sie ein.  
 Die Freiheit! so hör' ich's klingen. Es klingt so hoch, so  
 hehr:  
 Das sind die deutschen Männer, des Vaterlandes Wehr.

Sie ziehen an mir vorüber. Es schweigt das Kampf-  
 getön  
 Und süße Klänge hör' ich zu mir herüber wehn.  
 Es klingt von allem Hohen, was Menschenberz ertrent,  
 Es klingt von Liebe und Milde, von Frieden und Seligkeit.

Ich sehe Jungfrauen walten im traulich süßen Haus,  
 Die streuen Friedenssaaten und Segen sproßt daraus.  
 Die Lieb' und die Treue sprossen daraus so mild und rein;  
 Sie blühen wie duftige Blumen im frühlingssonnenschein.

Und wie in den Blüthenfeldern der duftige Hauch sich  
 hebt,  
 So Anmuth und Himmelsfrieden in ihren Herzen lebt.  
 Sie prangen im Erdenleben als höchster, reichster Glanz,  
 Wie Rosenknospen prangen im duftigen Blüthenkranz.

Die Eiche und die Rose! Ich sah sie besammten stehn;  
 Es küßterten ihre Blätter im leisen, süßen Wehn:  
 Die deutsche Jungfrau reiche dem deutschen Manne die  
 Hand.  
 Ich denke an Eiche und Rose am grünen Feldstrand.

## Jsidor Kalisch.

Geboren am 15. November 1817 zu Krotoschin in Posen, studierte er Theologie und Philosophie in Prag, Breslau und Berlin und lieferte als Student zahlreiche poetische und wissenschaftliche Beiträge für den „Figaro“, den „Orient“ u. s. w. Seine freisinnigen Publikationen während des Jahres 1848 brachten ihn nach Amerika, woselbst er in Cleveland sieben Jahre als Rabbiner wirkte. Während dieser Zeit entzifferte er eine phönizische Inschrift, welche 1855 bei Sidon gefunden und ihm zur Uebersetzung von Prof. Gibbes am Yale College geschickt worden war; diese Uebersetzung ging später an die syro-ägyptische Gesellschaft in London, welche sie für richtig befand. Darnach bekleidete er die Stelle als Rabbiner in Cincinnati, Indianapolis, Milwaukee, Detroit, Nashville, siedelte dann nach Newark, New Jersey, über, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und 1887 starb.

„Das Evangelium Matthäi“, ein Führer zur rationalen Prüfung biblischer Schriften, 1852. „Töne des Morgenlandes“, Gedichte, Detroit 1865. „Esfing's Nathan der Weise“, in's Englische übersetzt, New York 1869 (anerkannt die einzige getreue Uebersetzung dieses Meisterwerkes). „Das Buch der Schöpfung“, die älteste jüdische Metaphysik vom Hebräischen in's Englische übersetzt, New York 1877.

## Emil Querner.

Geboren den 10. April 1829 in Eisenberg, Sachsen-Altenburg, studierte er Naturwissenschaft und Medizin, verließ infolge der 48er Bewegung Deutschland und praktizierte seit 1862 in Philadelphia mit großem Erfolg. Daneben schrieb er eine Reihe populär-medizinischer Werke. Er starb 1886.

„Wilde Blüten“, Gedichte, Philadelphia, 2. Auflage 1874.

## Adalbert Höpfe.

Er genoß eine vorzügliche Erziehung, kam 1849 nach Californien, wo er sich anfangs als Goldsucher unthätig, dann als Arzt praktizierte und später an deutschen und englischen Blättern thätig war. In der Hitze der Leidenschaft erstach er im Jahre 1856 einen Mann, der ihn in brutalster Weise insultiert hatte. Zum Tode verurtheilt, erhielt er aber durch die Bemühungen einflußreicher deutscher Politiker seine Begnadigung und lebte, aus dem Gefängniß entlassen, als Redakteur der „Nationalzeitung“ und dann des „New Yorker Journal“, bis er 1875 starb, betrauert von Allen, die ihn kannten. Im Jahre 1859 erschien sein Gedicht: „Californien“, in dem er die Hoffnung und Enttäuschung der Goldsucher schildert.

### Californien.

Bei, das war ein wildes Jagen  
Nach den Schätzen dieser Welt!  
Bei, das ist ein Stürmen, Wagen,  
Wo erlaubt ist, was gefällt!

Was in feberheißen Stunden  
Unser kühnster Wunsch gewollt,  
Haben endlich wir gefunden  
Sügellosigkeit und Gold.

Heut' gedrückt von goldenen Kästen,  
Jauchz' ich trunken Tag und Nacht,  
Morgen will ich gerne fasten,  
Bis das Glück mir wieder lacht.

Heut' umringt von wilden Gärten,  
Streu ich meinen Reichtum aus,  
Morgen öffnet sich zu fehen  
Eines Kameraden Haus.

Ewig steigt und sinkt die Wage,  
Unser Dasein ist ein Spiel,  
Kein Verjagen, keine Klage,  
Wie die Karte immer fiel.

Nicht zu schnell den Muth verloren,  
Nur der tolle Traum erleidet —  
Ohne Schmerz wird nichts geboren,  
Ohne Opfer nichts erreicht.

Chörigst hoffen wir, zu finden  
Nichts als ein Schlaraffenland,  
Und wir büßten unsre Sünden,  
Und wir kamen zu Verhand.

Nicht um Gold herbeizuraffen,  
Läßt so weit geirrt uns sein;  
Eine Heimath zu erschaffen,  
Sei der Zweck, dem wir uns weihn.

## Heinrich vom See.

Pseudonym für Wilhelm Dilg. Er wurde geboren 1857 zu Bingen am Rhein, folgte 1849 seinem Vater in's Exil, erlernte das Drechslerhandwerk in Milwaukee und wurde 1866 Reisender für die Buchhandlung von J. W. Höpfer & Sons in Milwaukee. Gegenwärtig hält er sich in Bozen, Tyrol, auf.

„Gedichte“ von Henricus vom See, Milwaukee 1866.

Ein Abend.

Den Gruß des Scheidens lächelt  
In's Thal  
Der Sonne Strahl,  
Und meine Stirn umfächelt  
So lind  
Der Abendwind.  
Des Tages Kärm verhallt,  
Herein  
Bricht Dämmerchein,  
Und mählig niederwaltet  
Die Nacht  
In düst'rer Pracht.

Minnehaha.

Minnehaba, kachend Wasser,  
Sanft und lieblich wie das Murmeln  
Deiner Wellen klang dein Name  
Minnehaba, kachend Wasser.

Durch des Urwalds myr'sche Rabe,  
Durch der Thäler sanfte Schatten,  
Durch der Prairie grünen Teppich  
Riefeln deine Silber-Wogen.

Riefeln froh und strudeln schäumend,  
Rauschen über feile Felswand,  
Und das perlende Gefäube  
Süfzelt wie ein Demant-Schleier.

Minnehaba, kachend Wasser,  
Sanft und lieblich wie dein Name  
Also klingt auch deine Sage,  
Deine Sage altherkömmlich.

Wer da jemals ihr gelauscht,  
Wie die Rothhaut sie erzählet,  
Und nun sitzt an deinem Strande,  
Deinem Antheilspfüllen Strande,

Hört im Wogenraus er brausen,  
Kispelnd plätschern in den Wellen,  
Flüstern in den Ufergräsern,  
Säufeln in dem Minneawa,

Wie vor vielen, vielen Jahren  
Minnehaba, sie, die Schöne,  
Floh vor Kaufatee, dem Raben,  
Vor dem Häuptling der Dakotabs.

Heißer Liebe flammengluthen  
Hatten ihn nach ihr gezogen,  
Sie jedoch floh seinem Anblick,  
Treu ergeben einem Andern;

Floh durch Waldes Dämmerungen,  
Ueber Berg und Thal und Steppe  
Rasch beflügelt immer weiter,  
Rettung suchend in der Ferne.

Doch des flücht'gen Fußes Spuren  
folgte Kaufatee, der Rabe,  
Unaufhaltfam, unablässig  
In dem heißen Drang der Wollust.

Und als schon zum zweiten Male  
Abendroth den Himmel färbte,  
War erschöpft bei Minnehaba,  
War erschöpft das Maß der Kräfte.

Müd' und matt an allen Gliedern,  
Sank sie auf die Erde nieder,  
Trostlos harrend ihres Schicksals,  
Dem sie nicht entrinnen konnte.

Doch als wintern im Gebüsche  
Schritte raschelten, da flammte,  
Wie ein Licht, das am Erlöschen,  
Nochmals auf der Drang der Rettung.

„Manitu!“ rief sie verzweifeld,  
„Zieh dein Kind hier trostlos schmachten —  
Guter Manitu, o schüßte  
kachend Wasser vor dem Raben!

„Schüßte sie vor seinen Trieben,  
Rette sie aus seinen Armen,  
Laß sie werden was sie heißet,  
Mache sie zu kachend Wasser —

„Mache sie zu einer Quelle,  
Mache sie zu einem Strome,  
Daß sie rauschend, daß sie lachend  
Ihm entlicke unaufhaltfam!“

Sprach's und waren großen Geistes  
Ohren offen für ihr Flehen,  
Und wie vor der Sonn' der Schnee schmilzt,  
So jerrann sie leis allmählig.

So jerrann sie leis allmählig,  
Floh dahin ein muntres Bächlein,  
Schwoll jedoch stets mehr zum Strome,  
Rauschend, schäumend durch die Lande.

Merkte Kaufatee, der Rabe,  
Merkte bald das Spiel des Wunders —  
Kachend, schäumend, brausend sah er  
Auf sich zu die Wogen eilen.

Und er lenkte, rasch entschlossen,  
flüchtig heimwärts seine Schritte,  
Doch es folgt' ihm auf dem Fuße  
Minnehaba, rauschend, lachend,

folgte dicht ihm auf den fernem  
Kreuz und quer durch Wald und Prairie,  
folgte rauschend, lachend, schäumend,  
Wo er immer hin sich wandte.

Voller Angst und voll Verzweiflung  
Machte Kaufatee, der Rabe,  
Sich zu einem schnellen Hirsche  
Durch geheime Sauberkünste.

Und er floh mit weiten Flüstern,  
floh mit großer Kraftanstrengung,  
Doch wie er auch schnaute, jagte,  
Sein Verhängniß blieb daselbe—

Wohin daselbe unanhörlich,  
floh er langsam, floh er schnelle,  
Stets bezeichnete das Rette,  
Schwell'nder Wogen seine Tritte.

Und als frühroth golden säumte  
fern den Horizont im Osten,  
Stand der Hirsch schweißtriefend, dampfend  
Auf der jäh'n, steilen Felswand.

Schweißten seine schönen Augen  
Stier hinab den Felsen-Abhang,  
Und mit einem mächt'gen Sprunge  
Zeg' er langgeiretcht hinunter.

Doch noch hatte er den Boden  
Nicht erreicht — und rauschend, tosend,  
Zischend, brausend, perlenschäumend  
Stürzten hinter ihm die Wogen.

Stürzten brausend, zischend, schäumend  
Hintendrein in weitem Bogen  
Und umschlangen wild ihr Opfer  
Mit des Todes feuchten Armen.

So fand Kanakae, der Nabe,  
Seinen Tod im Wogengrave,  
Also auch fand ihre Nache  
Minnehaha, Lachend Wasser.

Und noch heut' wälzt sie sich nieder  
Ueber schroffe, steile Felswand,  
Schimmernd, funkelnd in der Sonne,  
Wie ein Riefen-Demant-Schleier.

## August Steinlein.

Geboren 1825 in Trier, Rheinprovinz, bildete er sich zum Lehrer aus und übernahm kaum 18 Jahre alt eine Lehrerstelle in seiner Vaterstadt. Durch seine freisinnigen Ansichten machte er sich indeß höheren Orts mißliebig und, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, entschloß er sich, in die Fremde zu ziehen. Mit einem Segelschiff machte er die Ueberfahrt nach New York, wo er 1845 landete. Er wurde Lehrjunge in einer Buchdruckerei und bald Vormann, welche Stellung er zwölf Jahre inne hatte; dann zog er nach dem Westen und ließ sich 1856 bei dem damaligen Dorf La Crosse, Wisconsin, auf einer Heimsätte nieder. Nach mehreren Jahren harter Pionierarbeit gründete er eine deutsche Zeitung und wurde bald zu wichtigen Aemtern gewählt; er bekleidete nacheinander das Amt eines Registrar of Deeds, eines Armencommissärs, eines Schulraths und setzte als letzterer die Einführung des deutschen Unterrichts in die öffentlichen Schulen von La Crosse, sowie die kostenfreie Verabreichung von Schulbüchern an die Schüler durch. Heute noch nimmt er als Advokat und Friedens- und Polizeirichter eine hochgeachtete Stellung ein.

„Bunte Blüthen“, Gedichte, La Crosse, Wis., J. Ulrich's Verlag, 1884. Ein zweiter Band ist in Vorbereitung.

### An ein amerikanisches Mädchen.

Siehst du, mein hübsches Töchterlein,  
Der Mutter süßes Grämen?  
Du solltest ihr mit freunden weg  
Ein Theil der Arbeit nehmen  
Und solltest als ein treues Kind  
Sie herzlich liebend fassen,  
So würde sie des Leid's gewiß  
Ein großes Theil vermissen.  
Die Furden in dem Angesticht  
Gibst du ihr seit der Wiege,  
Doch läßt du auf dem Schmerzensbett,  
So wären's Engelszüge,  
Wenn sie bei Tage und bei Nacht

An deiner Seite machte  
Und dir mit Mütterlieb' und Sorg'  
Dein Leiden selbsther machte!  
Einst wird sie, von der Sorg' und Müh'  
Erlöst von binnen gehen!  
Das Herz, das lieb geschlagen dir,  
Es wird dann stille stehen!  
Kniehst du dann an dem Grabe hin  
Und weinst: „Lieb' Mütterlein,  
O komm' zurück, ich will ja gern  
Dir Trost und Stütze sein!“  
Da ist's zu spät, — sie hört nicht mehr  
Dein reing bittend flehen;  
Sie war dein bester, treuester Freund!  
Zu spät hast du's erleben!



### Vau' auf dich selbst!

Vau' auf dich selbst! Verlaß dich nie auf Andre,  
Daß sie des Lebens Laß dir helfen tragen!  
Des Kindes Fuß, damit es sicher wandle  
Von Stuhl zu Stuhl, muß selbst die Schritte wagen,  
Daß festen Tritts es einig zu gehen wiße  
Und man's nicht stets auf Händen tragen müsse!

Vau' auf dich selbst! Mit festem Selbstvertrauen  
Erweist der Steuermann des Ruders Speichen;  
Auf eignen Arm und Scharfblick muß er bauen,  
Will er im Sturm den sichern Port erreichen; —  
Mit Schiffbruch aber würd' die Fahrt wohl enden,  
Wollt' er sich bittend erst an Andre wenden!

Vau' auf dich selbst! Die Menschen sind gar  
wankend,  
Sch'n sie das Glück von dir hinweggezogen!  
Wie Mancher, dir sein eigen Wohl verbaufend,  
Hat in dem Unglück dich verlassen und betrogen?  
Die meisten sind ja nur voll Euz und Tücke  
Und fragen nichts nach Andern's Geschicke!

Vau' auf dich selbst! Trag' keines Andern Ketten,  
Ob sie vom feinsten Golde auch getrieben;  
Kannst du dir nur die eigne Ahtung retten,  
Ob Bettler, bist ein Cröns du geliebten,  
Und ob vom Schicksal noch so sehr geschlagen,  
Darfst du das Haupt doch stolz erhaben tragen!

### Und ach!

Wenn einsam hinschwebend, mein schwankender Kahn  
Im bläulichen See sich furchet die Bahn,  
Wenn da mich das Ufer in Farben entzückt  
Und mich der erfrischende Saphir erquält;  
Wenn dort auf den Zweigen der Vögelein Chor  
Mir jauchzet viel Lieder der Liebe in's Ohr;  
Wenn allüberall in dem Reich der Natur  
Mein Auge erblickt der Liebe Spur;  
Wenn da mir das Herze im Busen schwillt,  
Vor Wonne und Seligkeit überquillt, —  
Wenn dann, wie vom seligen Traume erwacht,  
Ich der ärmlichen, haberduden Menschen gedacht,  
Wie Habgucht und Neid sie und Mißgunst bekunden,  
Im Mantel der Liebe zerfesseln, verwunden,  
Wie Jeder da wähnet, für ihn ganz allein  
Sollt' das prächt'ge Weltall geschaffen nur sein, —  
Da frag' ich mich: Ob aus der Nachtsnacht Nacht  
Die wühlende Menschheit wohl jemals erwacht,

Ob jemals wird scheinen des Tages Licht,  
Wo der Mensch dem Menschen die Ehräne verweist,  
Wo Eiden zu lindern man nennt Religion,  
Und inn'res Bewußtsein den himmlischen Lohn?

Da hör' ich die Vögelein im rauschenden Hain,  
Sie singen: „Wohl wird es noch einstmals so sein!“  
Da ist' mir, als hätt' ich mit frommem Gebet  
Von den Göttern Erlösung der Menschen erbittet!

### Lebenszweck.

Auf schwellendem Rafen, im schattigen Hain,  
Da lag ich einst traurig und müd,  
Schon fielen die Blätter — ein Vögelein allein  
Noch zwitschert' sein herbliches Lied.  
Da dacht' ich im Stillen: „Ein einziges Jahr  
Bringt Blüthen und Leben und Tod:  
Dahin ist das Grün und der Blumentalar,  
Der jüngst noch dem Auge sich bot.  
So fliehet auch rasch unser Leben dahin,  
Voll Sorgen und Ungemach viel,  
Das flüchtige Dasein, was bringt's für Gewinn,  
Wo bleibt der Zweck und das Ziel?“

Da zwitschert' das Vögelein: „Wir singen mit Luß,  
So lang' uns die Gabe verliehn,  
Erfrischen den Sinn in des Wanderers Brust  
Mit herrlichen Luß-Melodien!“

Und die Bäume, sie rauschten im frischen Accord:  
„Wir lebten für uns nicht allein:  
Wir boten dem Wanderer fühlenden Hort  
Bei glühendem Sonnenschein!“

Und ein einfames Blümlein sich neiget und spricht:  
„Ich sog mit den Schwefeln mein  
Die Farben und Düfte aus rosigem Licht,  
Euch klagende Menschen zu freu'n!“

Und es rauschten die Blätter, der Geist der Natur  
Sprach leise in kauselndem Weh'n:  
„Ein Hauch ist das menschliche Leben wohl nur,  
Doch mußst du das Leben verliehn.  
Des Daseins so kurzer und flüchtiger Frist  
Den rich't'gen Werth zu verleih'n  
Und todt noch beglückend zu leben, das ist:  
Dem Wohle des Ganzen es weih'n.  
Da fliehet nicht umsonst dir das Leben dahin  
Und bietet der Freuden gar viel,  
Da bringt es dir selber und Andern Gewinn,  
Da hat's einen Zweck und ein Ziel!“

## Rudolf Puchner.

Geboren am 24. Januar 1829 in Beutelsbach, Württemberg, sollte er sich, nachdem er eine vortreffliche Erziehung genossen, in seiner Heimath dem Kaufmannsstande widmen; aber die bewegten Jahre 1848 und 1849 brachten ihn zum Entschluß, nach Amerika auszuwandern. Er begab sich nach Neu-Holstein in Wisconsin, wo er ein kaufmännisches Geschäft gründete, welchem er heute noch vorsteht, sich daneben mit Literatur beschäftigend.

„Klänge aus dem Westen“, Milwaukee, C. Dörflinger, 1879. „Malaja“, Episches Gedicht, Milwaukee 1887.

Ich habe manches Lied gesungen.

Ich habe manches Lied gesungen,  
Noch ist die Leyer frisch bespannt,  
Doch sei das erste meiner Lieder  
Das Lied vom deutschen Vaterland.

Wo auf dem Berg die Eichen rauschen,  
Die Thäler ruhn im Sonnenschein,  
Im Hain die Nachtigallen lauschen  
Und auf den Hügeln reist der Wein.

Wie klingt es süß: Land meiner Väter!  
O Heimath du! Wie klingt es süß,  
Land meiner Kindheit, meiner Träume!  
Land, wo ich meine Liebe lieb!

Land, wo die klaren Bäche rauschen,  
Wo ich mit meinem Mädchen saß  
Und in dem Glanze ihrer Augen  
Die Tiefe meines Glückes maß.

Wie klingst du süß, du holdes Name  
Dem, der an deinem Busen weilt.  
Wie klingst du süßer noch dem Wanderer,  
Der fern von deinen Bergen eilt;

Dem fern von deiner Hügel Rande  
Die Sehnsucht in das Auge springt,  
Wenn er, die heiße Lieb' im Herzen,  
Dein süßes Bild, dein Bild befinngt!

O Heimath, Heimath! Lied der Kieder!  
Hast eine Seele du je gefüllt,  
So singt's die meine in dem Sange,  
Der wild von meinen Lippen quillt.

Es schlägt mein Herz in diesem Liede,  
Dem schönsten, das ich je gefaunt,  
Dem ein'gen hohen Lied der Lieder,  
Dem Lied von meinem Vaterland.

### Pocahontas.

Pocahontas ist gestorben;  
Weich dort liegt sie, zugedeckt,  
Uebertreut mit Waldesrosen,  
Auf dem Lager ausgestreckt.

Gerne rauscht der Niagara;  
Aus den düstern Wolken bricht,  
Uebergießend Thal und Hügel,  
Schon des Mondes klares Licht.

Aus der Hütte schleicht Tisshano,  
Noch einmal schaut er sie an,  
Die ihn nun mit ihrem Lächeln  
Nicht erfreu'n, nicht grüßen kann.

Pocahontas ist gestorben;  
Und gestorben ist sein Glück.  
Pocahontas kehrt nicht wieder  
Zu dem Land, wo er, zurück.

Dem ihr Geist ist hingegangen  
Wo die Sonn' im Westen sinkt,  
Wo sie ihm mit leisem Mahnen  
Liebend jezt hinüberwinkt;

Und er löst vom thau'gen Ufer  
Seinen Naken, setzt sich stille  
In die Mitte, ziehet um sich  
Jezt des Teppichs dicke Fülle,

Steckt die Streitart und das Messer  
In den Gürtel, hängt den Wogen  
Ihm die Schulter, mit dem oft er  
Durch den dichten Forst gezogen,

Und er läßt das Fahrzeug schießen,  
Und die Fluth den Naken packt,  
Und er zieht, nach Westen schauend,  
Still hinab den Katarakt.

### Des Knaben Wanderschaft.

Ein Jüngling zog durch blühende Gefilde,  
Wie sich ein Hain dem Wanderer erschloß,  
Wo er den Durst an einer Quelle stillte,  
Die sprudelnd aus der Felsenspalte floß;  
Und kaum, daß er am Rand der Quelle kniete,  
Hört' eine Stimme er im nahen Hain:  
„Ich lade dich, der du vom Jersal müde,  
Zur süßen Raft in meinen Armen ein.“

Und vor ihm stand ein Weib, ach! wer beschrieb  
Die Schönheit, die sich seinem Auge beut?  
Aus jedem Zuge lächelte die Liebe,  
Und jeder Blick entwarfnete den Leid;  
Schon will verlangend sie sein Arm umfangen,  
Als ernstern Blickes ihm die Schöne wehrt:  
„Willst du“, sprach sie, „an meinen Lippen hangen,  
Sei erst der Dienst der Minne dir gelehrt.“

„Kannst du dem stolzen Drang der Welt entlagen?  
Denn einsam wirfst du unter Menschen sein,  
Es spannt das Glück sich nicht an deinen Wagen,  
Siehst du mit mir in diese Chäler ein;  
Der Traum des Ruhmes, der dich einst beglückte,  
Er stirbt mit dir, — 3ur Wahrheit wird er nie;  
Doch was an Schönerm jemals dich entzückte,  
Das heut dir ewig hier die Phantastie.

„Wohl sollst in meinen Armen du gefunden,  
Wenn dir ein Gott den Drang der Sehnsucht lieh;  
Denn die im fernem Westen du gefunden,  
Ist, wisse es, die deutsche Poesie!“  
Und eh' sie diese Worte noch geendet,  
Hat schon der Arm des Knaben sie umstrickt,  
Der, ohne daß den Blick er rückwärts wendet,  
Auf ihre Lippen Kuß um Kuß gedrückt.

## Heinrich Berger.

Geboren am 9. Juni 1816 in Breslau, Schlesien, widmete er sich nach zurückgelegten Schuljahren der Malerei und der Bildhauerei, besuchte die Kunstschule in Breslau und die Akademie der bildenden Künste in Wien und wanderte infolge der unerquicklichen Zustände im Jahre 1848 nach den Ver. Staaten aus, wo er nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten sich als Bildhauer etablierte.

„Aus spätem Tagen“, Gesammelte Dichtungen, New York 1877.

### Das Vaterhaus.

Mein Vaterhaus! O süßer Klang voll Frieden,  
Der wunderbar das Menschenherz durchbebt!  
Dem ist fürwahr ein hohes Glück beschieden,  
Den hold das Bild vom Vaterhaus umschwebt.  
Sei's ein Palaß, sei's eine niedre Hütte,  
Den Mutterschied begießt Elternliebe aus;  
An ihrer Hand verfaßt die ersten Schritte,  
Reich oder arm, das Kind im Vaterhaus.

Mein Vaterhaus! O schönster aller Namen!  
Es mahnt dein Klang an jene goldne Zeit,  
Wo Eltern einst der Tugend heil'gen Saamen  
Mit sanfter Hand in's junge Herz gestreut.  
Du Schauplatz jener frohen Jugendspiele,  
Die einst das Kind in deinen Räumen trieb,  
Wo es geschirmt vor Frost und Mittagschwüle,  
Behütet auch vom Hauch des Kaisers blieb.

Des Hauses Glanz und der Familie Glieder,  
Sie schwanden hin im mächt'gen Strom der Zeit;  
Nur spärlich ragen daraus hin und wieder  
Vertraute Zeichen der Vergangenheit.  
Vor meinem Geiste stehen die Gestalten  
Vom Vater und dem guten Mütterlein;  
Ihr Sorgen schau ich und ihr süßes Walten  
Vom Morgenroth bis zu des Abends Schein.

Dort schimmern lieblich an dem Weihnachtsbaume  
Die goldnen Früchte aus der Märchenacht;  
Und herrlich strahlt, wie einst im Kindertraume,  
Der Lichtlein Glanz in überird'cher Pracht.  
Dann wieder klingt's im Ohr wie leis Geflüster:  
Und Trauer sieht durch's liebe Vaterhaus;  
Den kleinen Liebling, eines der Geschwister,  
Trägt man voll Leid zum Friedhof still hinaus.

Der Mutter Bild und ihre süßen Kieder,  
Die glöcklein mein lauschend Ohr entzückt,  
Sie tauchen leis aus der Erinnerung wieder,  
Wie Heimathsflänge, die mich einst beglückt.  
Und heiter lächelt in des Zeitstroms Fluthen  
Ihr theures Bild im Vaterhaus hervor;  
Die Wehmuth flüstert, daß ich mit der Guten  
Die beste Freundin in der Welt verlor.

Verlagenswerth ist Jeder wohl, dem nimmer  
Ein Vaterhaus in der Erinnerung blieb:  
Doch dreifach mehr, den das Geschick für immer  
Nicht ohne Schuld von seiner Schwelle trieb.  
Stets wird auf's Neu' der Sehnsucht Stachel brennen,  
So lang das Herz im äden Busen schlägt,  
Hört er der Heimath süßen Namen nennen,  
Den Zufall oft in weite Ferne trägt.

Drum denf' ich dein, o Haus, in fernem Landen,  
Obwohl getrennt von dir durch's weite Meer!  
Vielleicht ist dort, wo eh' mals du gestanden,  
Dein Herd verwaist und deine Stätte leer.  
Die Erde deckt schon längst die treuen Hergen,  
Die für mich schlngen in des Hauses Raum  
Und die so gern mit Luß und frohen Scherzen  
Für mich geschmückt den grünen Tannenbaum.

Es steigt mein Blick zu jenem Vaterhaus,  
Von dem mit Hohn sein Aug' der Spötter lenkt  
Und dennoch schauernd an die dunkle Klaus,  
Sein letztes Heim, — in stillen Grauen denkt;  
So dem mein Blick in kindlichem Vertrauen  
Und ohne Wissensbüffel sich erhebt,  
Wohin der Geist, befreit von Todesgrauen,  
Bricht seine Hülle, freudig einst entschwebt.

## George A. Custer und seine Schar

am Vöste Horn. 23. Juni 1876.

Seht dort den kühnen Reiter,  
Umwallt von goldnem Haar,  
Der führt tapfer Streiter  
Im Kampf und in Gefahr.  
Ohn' Raht ist er gezogen  
Mit ihuen Nacht und Tag,  
Wis vor ihm weit im Vogen  
Das Dorf des Feindes lag.

Und wo in Felsenklüften  
Sonst nur der Panther streift,  
Und auf den öden Tritten  
Wie Korn noch Baumfrucht reift,  
Dort an der Klippen Vorde  
Lag schlaue versteckt im Wald  
Der grimmen Wilden Horde  
In sich'rem Hinterhalt.

Den Führer an der Spitze,  
Drang frisch hinab in's Thal,  
Wie Donner folgt dem Blitze,  
Der kühnen Reiter Zahl.  
Die Stern' und Streifen flattern,  
Hell klingt Trompetenton,  
Der Karabiner Knattern  
Grüßt Schlachtgeheul und Hohn.

Wohl spalten scharfe Klingen  
Der Wilden Fleisch und Wein,  
Doch neue Haufen bringen  
Stets auf die Reiter ein.  
Umhüllt vom Pulverdampfe,  
Erlagen Mann und Roß  
Haleht im heißen Kampfe  
Dem Schlachtheil und Gelschoß.

Die Erde hat getrunken  
Der Helden Blut mit Bier,  
Und in den Staub gesunken  
Ist der Soldaten Hier.  
Denn fechtend sank der Streiter  
Mit goldnem Kofenhaar,  
Und um ihn her die Reiter  
Von Custer's tapferer Schar.

Verfluchen auch zu trüben,  
Von niedrem Sinn erfüllt,  
Die fern vom Schuß gelieben,  
Des Helden reinen Schid;  
So wird der Nachwelt künden  
Manch' Lied des Todten Preis  
Und um sein Grabmal winden  
Ein grünes Lorbeerreis.

## Joseph Zentmayer.

In Mannheim 1826 geboren, wurde er Mechaniker und Optiker, wanderte 1848 nach den Ver. Staaten aus, hielt sich erst in Washington auf und etablierte sich 1855 als Verfertiger von Mikroskopen zu Philadelphia. Er starb 1889. Seine Gedichte erschienen in verschiedenen Zeitungen.

### Philisters Spaziergang.

I.

Martha, gib mir die Pelsfapp' her!  
Ich dachte schon seit Jahren:  
Ich möcht' einmal die när'schen Kerl'  
Sehn, wie sie Schlittschuh fahren.

Bring auch die woll'ne Leibbind' mit,  
Daß ich auf freiem Felde  
Und in der kalten Wasserluft  
Den Magen nicht erfälte.

Komm, hed' mir auch die Pfeife an,  
Die wärmt so schön die Hände,  
Der Spighund, denk' ich, bleibt bei dir,  
Der stürb' vor Kält' am Ende.

Ich geh jetzt fort, und bis ich komm',  
So sorgst du unterdessen

für eine Tasse warmen Thee  
Und etwas Gut's zu essen!

Und kaum, als sich die Thüre schloß,  
Hört man ihn wieder pochen:  
Hu, Martha, was'ne Bärenkält'!  
Das Marf friert in den Knochen.

Hu, als ich an die Eck' kam,  
Da fehlt nicht viel, da froren  
Die Zähne an die Pfeifenspiz',  
Die Pelsfapp' an die Ohren.

Die kriegen mich so bald nicht mehr,  
Da soll mich Gott bewahren.  
Das Marrenwolf kann meinethalb  
Zum Teufel Schlittschuh fahren.

Ich warte, bis im Frühling wir  
Recht soön spazieren können.  
Von meinem Ofen können mich  
Zehn Pferde nicht mehr trennen!

II.

Nein, Martha, heut' wird wohl nichts draus,  
Aus dem Spazierengehen.  
Hier kannst du's selber schwarz auf weiß  
In dem Kalender sehen.

Hier: Frühlingsanfang — siehst du hier  
Mit großer Anfangsletter?  
Und Neumond, Ostwind und gar hier:  
Veränderliches Wetter!

Nein, Martha, das wär' frevelhaft,  
Sich vor die Stadt zu wagen;  
Das kommt mir vor, wie mit Gewalt  
'Nen Schnupfen beimzutragen.

Auch ist's zu früh, noch nichts recht grün,  
'S fängt erst recht an, zu keimen.  
Und wenn's auch wär' — was sieht man denn  
An diesen grünen Vämen?

Was hat man von der Frühlingsluft,  
Von Blamenduft und Blüthen?  
Da bin ich längst schon drüber 'naus,  
Das langweit zum Ermüden.

Das Alles lobt das Kaufen nicht;  
Das mag der Kuckuck holen!  
für Hütherangen dank' ich schön  
Und Wasen an den Sohlen.

Doch will ich nächsten Sommer schon  
Zum Bambusstocke greifen,  
In's Forsthaus gehn zu Käse und Bier,  
Wo Nachtigallen pfeifen.

III.

Heut' morgen schon in aller Früh,  
'S schlug acht Uhr auf der Glocke,  
Da puht' ich schon den Silberknopf  
Auf meinem Bambusstocke.

Und auch den Pfeisendekel that  
Ich putzen und polieren.  
Ich dacht', ich wollt' am Nachmittag  
In's Forsthaus hinspazieren.

Doch bei solch schlimmer Sommerhit',  
Da müßt' man mir's bezahlen.  
Ich schwitze schon, wenn ich dran deut';  
Das Blut fängt an zu wallen.

Da liegt der Staub wohl Inöcheltief  
Auf Wegen und auf Stegen,  
Und nicht ein einzig Wirtshaus ist  
Der Straß' entlang gelegen.

Wlog um die dummen Nachtigall'n  
Zu hören, wie sie schlagen —  
Das ist's nicht werth; man friegt davon  
Ja doch nichts in den Magen.

Auch an der Erde sind' ich nichts;  
Die dutelt in der Höhe;  
Und will man hoch im Flug sie sehn,  
Thut einem's Genick so wehe.

Ich warte lieber, bis der Herbst  
Die Körbe füllt und floschen,  
Da kommt man vom Spazierengehn  
Doch auch mit vollen Taschen.

IV.

Mir scheint, der Herbst wird jedes Jahr  
Viel feuchter und viel ranher;  
Auch fand ich, wie ich jünger war,  
Die Trauben nicht so saner.

Weißt, Martha, wenn der Vetter uns  
Soust zu dem Herbst geladen?  
Herr Gott, war da der Most so süß,  
Die Trauben gut gerathen!

Doch seit d e r todt, mag ich vom Herbst  
Und Weinberg nichts mehr hören.  
Seh ich die Trauben, ärgert's mich,  
Daß sie nicht mir gehören. —

Jetzt freut mich bloß, wenn ich zu Haus  
Die Vagen zähl' und Thaler!  
Das kaufen ist für Lumpenpack,  
für Dichter und für Maler.

Die rennen da durch Busch und Wald  
Undklettern wie die Geißeln;  
Am End' ist's doch für soust nichts gut,  
Als Stiefel zu zerreißen.

Gottlob, bald kommt die liebe Zeit,  
Wo's knistert in dem Ofen.  
Da laß ich Lenz und Lerchenfang  
Den Narr'n und Philosophen.

Ich Martha, Martha, wie wird mir?  
Mir tröstelt in den Haaren,  
Wenn ich dran deut', daß sie mich einig  
Hinaus in's Grüne fahren.

Dann lieg' ich unter grünem Gras  
Im Wind und Sonnenscheine,  
Instatt beim warmen Ofen hier,  
Weim kalten Leichensteine.

Nach Martha, Martha! Grein' doch nicht!  
Was bilst das Schrei'n und Gehen?  
Vielleicht, daß wir im Himmel einig —  
Recht schön spazieren gehen!!

III.

# Die Gegenwart.

1850 — 1892.



## Heinrich A. Rattermann.

Geboren am 14. Oktober 1852 in Ankum, Westfalen, kam er mit seinen Eltern 1846 nach Cincinnati, Ohio, arbeitete zuerst in einer Ziegelbrennerei, dann als Maler; nach dem Tode seines Vaters wurde er der einzige Ernährer der Familie, besuchte später eine Handelsschule und begann 1857 nach vielem Mißgeschick ein Spezereigeschäft. Aber erst das Jahr 1858 sollte den großen Fähigkeiten des energischen Mannes ein rechtes Feld öffnen: durch seine Bemühungen nämlich trat die jetzt blühende „Deutsche gegenseitige Versicherungs-Gesellschaft von Cincinnati“ in's Leben, deren Sekretär und leitender Geschäftsführer er seitdem ist. Schon frühe beschäftigte er sich literarisch und brachte es durch energischen Fleiß als Autodidakt sehr weit. Poetische wie prosaische Beiträge lieferte er für das belletristische Sonntagsblatt „Der Sonntag-Morgen“ und 1874 übernahm er die Redaktion des „Deutschen Pionier“, der bekannten Monatschrift, welche durch ihn wieder neuen Aufschwung nahm und zu einer reichen Fundgrube für die Geschichte des Deutschthums in Amerika wurde. Im Jahre 1885 legte er die Redaktion des „Pionier“ nieder, welcher indess bloß noch zwei Jahre lang und zwar in Vierteljahrsheften erschien und dann einging, und gab im Jahre 1886 das „Deutsch-amerikanische Magazin“, eine Vierteljahrschrift für Geschichte, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Schule und Volksleben der Deutschen in Amerika, heraus, wovon aber bloß ein Jahrgang erschien. Seine Gedichte veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Hugo Reimmund“ in Zeitschriften.

„Das unterbrochene Opferfest“, metrische Bearbeitung der gleichnamigen Oper, 1870. „Die Dehne im Froschteich“, satyrische Operette, 1869. „Vater Rhein“, Sonettkranz, 1872. „Geschichte des großen nordamerikanischen Westens.“ „Zur Feier der goldenen Hochzeit von Gustav und Sophie Körner“, Festgedichte, Cincinnati 1886. Historische und biographische Aufsätze. „Das Sängerefest in Schöppensiedt“, noch unvollendet.

### Soldatenbraut.

Was ziehet dort die Sträß' entlang,  
Mit lust'gen Schritten rasch fürbass?  
Die Burschen ziehen mit Gesang —  
Mir wird das Auge naß.

Sie singen hell ein fröhlich Lied,  
Sie singen: „Auf, wohltauf! in's Feld!“  
Nur Einer ohne Singen schied  
Hin in die kalte Welt.

Sie zogen an dem Haus vorbei,  
Und an dem grünen Lindenbaum,  
Sie riefen: „Meinem Schatz, juchhei!“  
Und ich — ich schaute kaum. —

Sie schwanden um die Waldeseck;  
Von weitem schallt die Melodei  
Noch traurig leis zu mir zurück. —  
Mir sprang das Herz entzwei!

Die Schlacht beginnt, der Kampf wird heiß;  
Es donnern die Geschütze laut.  
Jhm pocht das Herz im Busen leis:  
„Fahr' wohl! du theure Braut!

„Fahr' wohl! du Bäcklein in dem Thal!  
Fahr' wohl! du grüner Lindenbaum!  
Lebt wohl! ihr Lieben allzumal!  
Fahr' wohl! du Jugendtraum!“

Da brauset's durch das Feld dahin,  
Da wogt und stürmt es näher her;  
Die Salve kracht! — Da sank er hin —  
Dich seh' ich uimmermehr! —

Der Mond scheint auf das blut'ge Feld,  
Scheint in das bleiche Angesicht. —  
Wer ist's, der mir geraubt die Welt? —  
Giebt's denn ein Gottgericht? —

Sing' mir das Lied vom bleichen Mond,  
Der dort am blauen Himmel zieht;  
Sing', wie du es vordem gewohnt,  
Das traurig süße Lied!

Sing' von der schönen Jugendzeit  
Und von dem Bäcklein in dem Thal,  
Wie wir als Kinder uns gefreut,  
Gefreut zum letztenmal.



Sing' von der grünen Kastenbank  
Dort unterm schatt'gen Lindenbaum,  
Wo wir geträumet lindenlang  
Den süßen Jugendtraum.

Kaj noch einmal vorüberziehn,  
Nur einen ein'gen Augenblick,  
Den Traum! — Was schwärme ich? — Dabin  
Ist all mein Lebensglück!

### Drei Triolets.

#### 1. Die Quelle.

Du kleine Silberquelle,  
Wie sprudest du so klar!  
Wie fließest du so hell,  
Du kleine Silberquelle,  
Wie spiegelt deine Welle  
Den Himmel doch so wahr!  
Du kleine Silberquelle,  
Wie sprudest du so klar!

#### 2. Liebchens Augen.

Ihr holden blauen Augen,  
Wie dringt ihr mir in's Herz!  
Ich möchte Wonne fangen,  
Ihr holden blauen Augen,  
Die doch allein nur tugen  
Zum Grame mir und Schmerz!  
Ihr holden blauen Augen,  
Wie dringt ihr mir in's Herz!

#### 3. Die Sterne.

Ihr kleinen goldnen Sterne  
Am blauen firmament!  
Wie blickt ihr aus der ferne,  
Ihr kleinen goldnen Sterne,  
Hernieder doch so gerne  
Unwächtig ohne End';  
Ihr kleinen goldnen Sterne  
Am blauen firmament.

### Glosse.

Ebblich ist ein tolles Streben,  
Wenn es kurz ist und mit Sinn.  
Selbstes ist im leb'igen Leben  
Nicht dem kurzen Hauchsel Gewinn.

© 81 c.

Ebblich ist ein tolles Streben,  
Ebblich ist ein edler Scherz,  
Sich dem Großsinn hinzugeben,  
Hebt empor das Menschenherz,  
Jed'sche Sorge trübt das Leben,  
Griesgram mehrt nur Qual und Pein,  
Drum soll unser Motto sein:  
Ebblich ist ein tolles Streben!

Welterobernde Gedanken  
Chürmen sich in manchem Hirne,  
Bis vom ew'gen Krausen, Schwanken  
Sich umnachten die Gestirne  
Der Verunft. Jedoch Gewinn  
Harrt, umstrahlt vom Glanz des Ruhmes,  
Dem Gebrans des Narrenthumes,  
Wenn es kurz ist und mit Sinn.

Auf den Himmel nachmals hoffen,  
Sei den Frommen nicht verwehrt;  
Doch wir seh'n den Himmel offen,  
Wo Humor und Wit verkehrt.  
Das Zukünft'ge sei gegeben  
Für des Bierfeins Hauberwahn,  
Drum genieße, wer da kann,  
Heiterkeit im ird'schen Leben.

Wer durch dieses Leben eilet  
Sonder Lieb' und sonder freud',  
Wer nicht Lust und frohsinn theilet,  
Wo die Zeit ihm Rosen streut,  
Den beklagt — und läßt entfliehn  
Unter Scherz die flücht'gen Stunden.  
Weisheit, die ihr dann gefunden,  
Sieht dem kurzen Krausch Gewinn!

### Unden Kenz.

#### Rondeau.

Du holder Kenz, du breitest deine Schwingen  
Nun wieder über Feld und Auen aus,  
Und im Gefolge eilest du, zu bringen  
Den frohsinn frisch erneut in jedes Haus.  
Verschwunden ist des Winters Windgebrans,  
Und in die freie Luft lockt uns hinaus  
Der Vögel Schaar, die frohe Weisen singen,  
Der Blumen Pracht, die ringsumher entspringen,  
Geschmückt mit Perlen frischen Morgenthau's.  
Dies Alles, Alles konntest du vollbringen,  
Du holder Kenz!

Drum wollen wir erneut dein Loblied singen,  
Und für den ersten frischen Blütenstrauß,  
Der Vöglein erstes Lied, das sie uns bringen,  
Durch deine Gnußt, o Kenz! soll laut erklingen  
Ein Lobgesang heut froh von Haus zu Haus  
Dem holden Kenz!

### Epigramme.

W 110: Hüßst du dich getroffen, Veler, thu'  
es ja nicht weiler sprechen,  
Wer sich nicht getroffen Hüßet, et'  
den können wir nicht heden.

#### Selbstachtung.

Wer nicht sein eigener Freund ist, der darf nicht er-  
warten,  
Daß ihm ein Amderer Freund oder Genosse wird sein.



Kara Giorg (Gustav Frühl).

Geiz.

Der Reiche, der den Reichtum nicht genießt,  
Und der sich nur auf's „mehr noch sparen“ legt,  
Ist wie der Esel, der den Geldack trägt  
Und dabei Dinsteln frigt.

Talent und Ignoranz.

Talent wird oft verkannt. — fortuna schüttet ihren  
Ueberfluß  
Dem Genius viel wen'ger als der Dummheit in den  
Schooß.  
So starb der große Kepler am Hungertod, indeß im Hoch-  
genuß  
Des Lebens mancher Tölpel schwelgte, geachtet hoch und  
groß.

Grabchrift auf ein Mädchen, das an ge-  
brochenem Herzen starb.

An gebroch'nem Herzen starb  
Die unter diesem Steine liegt.  
Hab' keine Furcht, o Kester, denn  
Ansteckend ist die Krankheit nicht.

Priamel.

Eine alte Jungfer ohne Grillen,  
Ein Quacksalber ohne Pillen,  
Ein Adrotat ohne Nänke,  
Ein Hanswurst ohne Schwänke,

Eine junge Maid ohne Liebe,  
Eine große Stadt ohne Diebe,  
Ein Frauenzimmer ohne Hoffahrt,  
Sind lauter Dinge seltnen Art.

Freunderwerber.

Ein vollgespißtes Ventelein  
Wird niemals ohne Freunde sein.

Das Höchste.

Immer strebe die Kunst, ob auch unerreicht bleibt das  
Höchste:  
Jeder Schritt, den du steigst, führt dem Höchsten dich zu.

Der Pfad des Schönen.

Alle wandeln den Weg ihrer Zeit bis zum Ende. Die  
Meisten  
Lassen nur Stapfen im Sand, welche die Winde ver-  
weh'n;  
Über der Weise befäet den Pfad mit lieblichen Blumen,  
Und die Nachwelt genießt freudig die blühende Pracht.

Lebensfreudigkeit.

Eine heitere Seite besitz die Dasein und eine  
Ernte, die's're. Der Wein oben im Faße ist klar,  
Doch am Boden hin lagert sich trübe, bittere Hefe:  
Trinke getrost den Wein, lasse die Hefe dem Faß.

## Kara Giorg.

(Dr. Gustav Brühl.)

Geboren am 31. Mai 1826 zu Herdorf in Rheinpreußen, studierte er in Halle und München Medizin und wanderte 1848 nach den Ver. Staaten aus, wo er sich als praktischer Arzt in Cincinnati niederließ. Daneben beschäftigte er sich viel mit geschichtlichen, namentlich ethnologischen Forschungen, redigierte 1869 den „Deutschen Pionier“, machte behufs kulturgeschichtlicher Studien ausgedehnte Reisen nach Mexiko und Central-Amerika und lebt noch heute als hochgeachteter Arzt und Gelehrter in Cincinnati.

„Poesien des Urwalds“, Cincinnati 1871. „Die Kulturvölker Alt-Amerika's“, New York und Cincinnati 1875—1878. „Charlotte“, eine Episode aus der Colonialgeschichte Louisiana's, Cincinnati 1885. Ein zweiter Band der „Poesien des Urwalds“ ist in Vorbereitung.

„Vinum, linum, textrinum.“

Sie sind nicht todt — nach weisem Rath  
Schickt Gott zuweilen noch Propheten,  
Zu zeigen ihrem Volk den Pfad,  
Den es zum Heile soll betreten.

Nur wer des Volkes Tiefen kennt,  
Erfreut sich dieser Wundergabe,  
Daß er sein künft'ig Koos ihm nennt,  
Als schüf' er's mit dem Hauberkabe.

So war es jenes Lichtes Blick,  
Der Germantown erlani sein Siegel,

Der ihm verkündet sein Geschick  
Und hell erschloß der Zukunft Spiegel.

Doch nicht der deutschen Stadt allein,  
Der ersten, die einst hier erstanden —  
Es sollte Prophezeiung sein  
Dem ganzen Deutschthum dieser Landen.

Wie sinig „Wein, kein, Weibschrein“.  
Ja Frohsinn, Ackerbau, Gewerbe,  
Das soll der Deutschen Vanner sein,  
Das ihr Symbol, ihr stolzes Erbe!

Sie sollen ihre heitere Lust  
In's starre Vankleben tragen,  
Froh soll ihr Herz in freier Brust  
Nach edter deutscher Weise schlagen.

Mit Reben soll der Hände fleiß  
Die waldumkränzten Hügel krönen,  
Und, kosten sie der Traube Preis,  
Ihr Kied das stille Thal durchtönen.

Die Art, der Spaten und der Pflug,  
Sie seien ihre Lieblingswaffen,  
Den Urmald, drin der Wilde schlug  
Sein Zelt, in Gärten umzuschaffen.

Auch in der Werkthat soll die Hand,  
Die ems'ge, sich geschäftig rühren,  
Und, an die Arbeit festgebannt,  
Den Hammer und die Spule führen;

Soll leiten der Paläste Ban,  
Der Brücken, die das Dampfroß tragen,  
Der Dome, die in's Aetherblau  
Mit ihren stolzen Thürmen ragen!

So ist's gesehn — ihr edles Ziel  
Verbieß den Deutschen jenes Wappen,  
Im heitern und im ernsten Spiel  
Sah sie das Leben tren als Knappen.

Sie haben redlich mitgebannt  
Am Landeswohl, an seinem Glücke,  
Wie's klar der Führer einst ersahnt  
Mit gottbegabtem Seherblicke.

### Ponce de Leon.

Hell strahlt des Südens Kreuz, mild ist die Nacht,  
Leicht furcht das Schiff die mondbeuglätzten Wellen,  
Am Mast leucht ein Greis, der Sterne Pracht,  
Die sanft des Himmels Aetherdom erhellen,  
Der Wogen Silberseins, das Phosphorlicht,  
Das blänlich blüht empor am eh'nen Kiele,  
Die Wunder sieht der ernste Träumer nicht,  
Denn ihn umschwebt ein märchenhaft Gesicht  
Von ew'ger Jugend, seiner fahnten Ziele.

„Voran, voran! hiß alle Segel auf,  
Die vollen gebt zum Spiel dem günn'gen Winde!  
Daß sie beflügeln unsers Schiffes Kauf  
Gen Vimini, des Meeres Lieblingskinde.  
Gen Norden halt! Dort lacht das freeland,  
Das Feenland mit seiner Wunderquelle.

Was nützt der goldnen Schätze eitler Tand,  
Was Ehr' und Ruhm, wenn hin die Jugend schwand  
Und näher rückt des Todes düst're Schwelle?

„O ew'ger Jugend wonniger Gemüß! —  
Natt wird das Bein und matt der Puls schlagen,  
Schon nagt an mir des Lebens Lieberdruß,  
Stets schwerer wird's, der Jahre Kast zu tragen.  
In auch der Wille fest, der Geist noch klar,  
So weigern den Gehorsam doch die Glieder,  
Und immer mehr macht der Gebrechen Schaar  
Sich in den abgelebten offenbar:  
Niefehret der rüst'ge Sinn der Jugend wieder.

„O herb' Geschick! Ein Fluch sei der Natur,  
Die unterthan den Körper macht dem Staube!  
Der Geist ist ewig, seine Hülle nur,  
Der Leib, fällt der Vergänglichkeit zum Raube.  
Ha! könnte nicht die Hülle ewig sein,  
Statt zu vermodern in der Erde Schooße;  
Des Schöpfers weise Macht nicht dem Gebein  
Wie jenem auch Unsterblichkeit verleh'n  
Und Unabhängigkeit vom ird'chen Loofe?

„O schöne Tage, wenn die Heldengluth  
Dem Jüngling noch im feur'gen Busen lodert,  
Wenn heißer Ruhmesdurst und fühner Muth  
Von jedem Augenblicke Chatan fordert!  
Ha, sollten sie verweh'n wie leichter Rauch,  
Nur danern eine flücht'ge Seitenspanne,  
Entdecken muß den Quell mein forschend Aug',  
Daß mich verjüngt ein neuer Schöpfungsbauch  
Und mich entreit' des Alters blei'nem Banne.

„Nach Gold hab' ich geizigt und Würdenglanz,  
Schnee bedt das Haupt, die Haare sind geblühen,  
Die einst umschlang des Korbeers grüner Kranz,  
Des Alters Kast hat listig mich beschließen.  
Was frommt's, wenn glorreich auf die Nachwelt geht  
Mein stolzer Name? Kann dem Kob ich lauschen,  
Das mir zu Ehren singet ein Poet,  
Wenn längst die Winde meinen Staub verweht  
Und Blätter über meinem Grabe rauschen?

„Halt' leewärts, schnell! Dort ist die heiß'ge Statt,  
Die mir der Jugend ew'gen Glanz gewähret,  
Dem schwachen Greis, der einst, ein Goliath,  
Des Riesen Sauberkraft zurückbegehret.  
Ha, süße Lust, wenn im Krystall'nen Vorn,  
Dem schäumenden, die müden Glieder wiegen,  
Und unbefümmert um der Jahre Jörn,  
Wenn sie gefohet ans dem Wunderhorn,  
Sich leicht und stark wie die des Feuers schmiegen!

„Mehr Segel anst! — Wehender tanzt das Schiff,  
Als ob es seines Meisters Wink verstünde,  
Geschick vorbei an dem Korallenriff,  
Kock über die verberbenschwangern Gründe. —  
Kand! Waldumflossenen eine sichere Bucht!  
Im Wasser spiegeln sich die Niesenbäume,  
Schnell saßt im Grund der Anker schwere Wucht,  
Vor Augen schaut er, was er lang gesucht,  
Das sagenhafte Eden feiner Träume.

Zum Strande hält ein leichtbemanntes Boot,  
Es drängt der Cavalier zu harter Eile,  
Als sähe schon im Nacken ihm der Tod,  
Als sei ein Leben werth die kleinste Weile.  
Sie landen. Von der Eingebornen Schaar  
Versuchen sie den Bronnen zu erkunden,  
Der, dort im Hain entsprudelnd hell und klar,  
Den morschen Leib belebt so wunderbar. —  
Ob ihn der Abenteurer wohl gefunden?

Auf Hispaniola ragt ein Marmorstein,  
Er deckt eines Längstverschiednen Hülle,  
Zu Staube ist zerfallen sein Gebein,  
Hersfoben seiner Schätze reiche Fülle.  
„Gedenk' des Todes!“ mahnt sein stummer Mund,  
„Das Glück der Menschheit sei dein einzig Streben,  
Zu ihrem Wohl verwerthe nur dein Pfund,  
Die That schließt mit der Ewigkeit den Bund,  
Die edle That wird ew'ge Jugend geben!“

### T u p a c M a r u .

Auf den Bergen lohen Feuer,  
Auf den Bergen grau und nackt,  
Vom Gefläst, ein Ungeheuer,  
Lobt der wilde Katarakt.  
Wie Diamanten in den Gluthen  
Wlgt der grelle Widerschein,  
Und der Flamme lichte Gluthen  
Leuchten weit in's Land hinein.

In dem Staub, in den die Wogen  
Beim gewagten Sprung zersprühen,  
Spiegelt sich ein Regenbogen,  
Wie beim Abendsonnenflühen.  
Auf den Bergen lohen Feuer,  
Auf den Bergen nackt und grau,  
Leuchten auf ein alt Gemäuer,  
Eines Incatempels Bau.

Wild gefelsenförmige Gestalten  
Lagern in dem Andenthal.  
Jede Stirn in finstern Falten,  
Jedes Aug' ein Wlthesstrahl.  
In des Tempels morschen Mauern  
halten die Kазіfen Rath,  
Und die Krieger draußen lauern,  
Mordgewohnt, auf blut'ge That.

In dem ersten Händlingskreise  
Gleißt der goldnen Krüge Pracht,  
Drin nach hergebrachter Weise  
hold der Geist des Maifes lacht.  
Einer hebt sich aus der Mitte,  
Dessen Haupt die Klautu ziert,  
Wie es einst der Incas Sitte,  
Als das Scepter sie geführt.

„Freunde, der von hehnen Ahnen,  
Euern Fürsten ich entstamm,  
Rief euch her zu meinen Fahnen,  
Drauf ihr strahlend Wappen sammt.  
Mir hat das Geschick, das herbe,  
Herrscherstab geraubt und Chron,

Von den Räubern heißt sein Erbe  
Jetzt der Sonne letzter Sohn.

„Abenteurer, anrufen,  
Brachen sie in unfer Land,  
Stießen von des Thrones Stufen  
Seinen Herrn mit frecher Hand.  
Ohne Hirten ward die Herde  
Leicht der Freyer Beutepreis,  
Beutepreis die Heimatherde,  
Beutepreis der Hände Gleiß.

„Die den Gott der Liebe lehrten,  
Naubten Glauben uns und Gut,  
Die wir schier als Brüder ehnten,  
Schzten schüdd nach unserm Blut,  
Gluh und Tod der freunden Herde,  
Die uns frechtet, unterdrückt,  
Die nicht schreckt vor feigem Morde,  
Und mit fesseln uns beglückt!

„Hier stand Viracocha's Bildniß  
In des Tempels heil'gem Raum,  
Der auf Chita's ranher Widniß  
Meinem Ahn' erschien im Traum.  
Der ihm Krieger schuf aus Steinen,  
Ihm, ein Heiland, half zum Sieg,  
Helsen wird er jetzt den Seinen,  
Helsen im Vernichtungsrieg.

„Seht! dort glänzt sein Regenbogen,  
Meiner Väter Wappenzier,  
Da, der Gott ist uns gewogen,  
Auf zum Kampfe, folget mir.  
Auf der Sonne Tempelsstätten  
kacht der Freiheit Morgenroth,  
Auf nach Cuzco, sprengt die Ketten,  
Trinset auf der Christen Tod!“

Also sprach mit Hornesgrollen,  
Sprach der stolze Incasproß,  
Dem das Wort wie Donnerrollen  
Nebend von den Rippen floß.  
Jeder greift mit Eher zum Becher,  
Wie auf Vente stürzt der Weih',  
Und im ersten Kreis der Zecher  
Dröhnt der grimme Radeschrei.

„Gluh und Tod den Christen!“ schallt es  
kaut und lanter in der Kund';  
„Gluh und Tod den Christen!“ hallt es  
Zus des felsenkindes Mund.  
Janzend ziehn hinan die Schaaren  
In dem freien felsenhang,  
Zu befrei'n die Stadt der Karen,  
Von des fremdenjoches Zwang.

Wald verstummet in der Ferne  
Ihres Nacherhs Choral,  
Freundlich funkeln hell die Sterne  
In das düst're Andenthal.  
Auf den Bergen glimmen Feuer,  
Auf den Bergen nackt und grau,  
Stille ruhet das Gemäuer,  
Stille ruht der öde Bau.

Auf dem Corcorado.

(Bei Rio de Janeiro.)

Mein Auge ist verwöhnt. Was die Natur,  
Was Kunst und Fleiß in beiden Hemisphären  
Vermochten Stannenswerthes zu gemähren,  
Sah's in der Fremde und der Heimath klar.

Was sinnreich weiser Gräbler Hirn erfährt,  
Was Hammer, Meißel in geschickten Händen,  
Was Pinsel, Nadel ideal vollenden,  
Hat es besaunt im Markt und Kunstpalast.

Es sah die Städte und der Tempel Bau,  
Das Eisenroß auf kühnen Schlangenbahnen  
Erklettern fest das Haupt der Vergiltanen,  
Die Sätze unbegrenzter Vogelschau.

Es hat des Nordlands und der Alpen See'n,  
Hat die italischen begrüßt mit Wonnen,  
Sah auf der Firm verglüh'n die Abendsonne,  
Sah auf dem Ocean sie untergehn.

Anstiegen sah's den feurigen Koloß  
Auf Islands Höb'n, an der Savannen Saunne  
Und aus der ungeschümten Wellen Schaume,  
Die er mit roßgem Schimmer übergoß.

Groß hat's begrüßt den lieben Vater Rhein,  
Deß Wellenspiel mein Wiegenlied gesungen,  
Noch schweigt das Herz in den Erinnerungen  
An seine Hügel, seinen Feuerwein.

Des Südens Kreuz, der Sterne Silberpracht  
Sah es am wolkenlosen Himmel funkeln,  
Glühfäßer goldig leuchten in der dunkeln,  
In der geheimnißvollen Tropennacht.

Sah des Jzcalo gift'gen Flammenstrahl  
Auflockern aus des Kraters düstern Rachen,  
Die Berge zittern und in droh'nden Lachen  
Die Lava wogen in's verfehmte Thal.

Auf Chimborasso's Gipfel hat's geruht,  
Auf des Sorata schneeumbüllten Spizen,  
Die wanderfam wie Diamanten blühen,  
Erstift sie der Himmelsleuchte Strahlengluth.

Die Wogen sah's an Citicaca's Strand,  
Die sturmgepeitschten, zornig brandend schlagen,  
Das trümmerreiche felsene Land ragen,  
Auf dem der Incaabnen Wiege stand.

Es sah die heil'ge Stadt, wo sich gesenkt  
Der Sonnenkinder goldne Janberrathe,  
Wo grausam sie mit der Geshwister Blute  
Die Saat, die junge, der Kultur getränkt.

Auch auf den Niefenwerken hat's gewieft,  
Die die Chimus erbant am Meeresstrande,  
Die mächt'gen Herrn im sand'gen Küstenlande,  
Eh' sie des Schicksals arger Grimm ereilt.

Es sah des Vollmonds bläulich weißes Licht  
Gespensisch schimmern auf die Gletscherwände,  
Wo sich zwei Meere reichen trant die Hände,  
Doch grimd der Wildbach jähe Bahn sich bricht.

Es schweifte auf der Pampas Grasgefild,  
Die sich vom wanderträgen Platastrom  
Ausbreiten zu der Anden Felsendome,  
Dem majestätischen Granitgebild.

Mein Auge ist verwöhnt. Der Wunder Pracht,  
Die's freudig angefaunt in zweien Welten,  
Ergötz es selbste mehr, nur äußerst selten,  
Wenn ihm das Schöuse mit dem Schönsten lacht.

Hier flamm entzündt es auf, denn feuchhalt  
Entfaltet die Natur in tausend Bildern —  
Nicht würdig läßt es sich mit Worten schildern —  
Der ungeabnten Reize Zauberprakt.

Wie schlummert süß die Bai in sel'gem Traum!  
Es zittern leis die dunkelblauen Wogen,  
Die ihre Cinten leib'n vom Himmelsbogen  
Und von der Wolken lichten Purpurflam.

Groß weh'n die Wimpel an der Schiffe Mast  
Der friedlichen, willkommenen Gelandten,  
Die Grüße bringen aus entfernten Landen  
Und führen heim der reichen Güter Last.

Ein Halbmondstrang umschließt die stille Bucht  
Von grünen Bergen und von Niefenbäumen,  
Die an der Südfsee nackten Klippensäumen  
Des Wandrers trostlos Ang' vergeblich sucht.

Bald wellenförmig, bald gezackt und spitz  
Erheben sich die stolzen Vergigiganten,  
Ein blauer Dunst umhantelt die scharfen Kanten,  
Des Donnergottes hehren Lieblingsstift.

Dort unten ruht die immergrüne Bai;  
Vom schönsten Blumenschmelz, den je die Tropen  
In ihren bunten Teppich eingemoben,  
Küßt keusch der Sonnenstrahl den Perlenthan.

Im dunkeln Haine reihen, Paar an Paar,  
In üpp'gem Kronenschmuck sich Königspalmen,  
Groß sonnet sich auf Zweigen und auf Halmen  
Der Colibris und Pagageien Schaar.

Die Hügel aufwärts zieht sich von der Bucht  
Ein dicht Gewir von Häusern und Palästen,  
Umringt von Gärten; an den schlanken Nesten  
Kodt der Bananen und Orangen Frucht.

Welch Leben dort! Wo hin das Auge schaut,  
Ein rührig Hasten und ein bunt Gedränge;  
Eis tönen her der Abendglocken Klänge  
Und Alles lullt in Ruh ihr süßer Kant.

Ist schöner sie, die Bai am goldnen Horn,  
Die von Neapel, in dem Sonnenlande,  
Wo Alles praugt in ein'gem Fensgewande  
Und trinkt der Jugend unverflegten Horn?

Hier im Kiof, im kühlen Klippenhau,  
Des mächt'gen Menschengeists bredetem Feugen,  
Dem sich gehorsam die Natur muß beugen,  
Hier möcht' ich ruh'n nach langer Irrfahrt aus.

Hier möcht' ich sabbanen, träumen Tag für Tag.  
Almofn! Ich muß die müden Füße heben,  
fort, fort! Ein fettes Pilgern ist das Leben,  
Beständig vorwärts drängt sein Wellenschlag.

Wie hat mein Herz an dir gehangen!

O, könnt' ich dich noch einmal drücken  
An's Herz, mein Kind, so lieb und traut,  
Noch einmal dir in's Auge blicken  
Und lauschen deiner Stimme laut;  
Noch einmal streicheln deine Wangen  
Und halten deine kleine Hand!  
Wie hat mein Herz an dir gehangen!  
Ich bin zu deinem Grab gegangen,  
Troß suchend, den ich, ach! nicht fand.

O, nimmer kann ich dem vergeffen,  
Den Bild umschwebt mich Tag und Nacht,  
Und Niemand kann den Schmerz ermessen,  
Den mir dein brechend' Aug' gebracht,  
Den, als die Sterbeglocken klangen,  
Ich, der Verweihung nah', empfand.  
Wie hat mein Herz an dir gehangen!  
Ich bin zu deinem Grab gegangen,  
Troß suchend, den ich, ach! nicht fand.

Als ich am Rasenbühl kniete,  
Verglomm des Abendrothes Schein,  
Doch des Vergeffens Himmelsfriede  
Hog nicht in meine Seele ein.  
Umsonst nach dir ist mein Verlangen,  
Dich hält nicht mehr ein irdisch Band.  
Wie hat mein Herz an dir gehangen!  
Ich bin zu deinem Grab gegangen,  
Troß suchend, den ich, ach! nicht fand.

Im Winde, der es riß vom Baume,  
Trieb halbverwelkt ein loses Blatt,  
Das aus dem kurzen Sommertraume  
Sein eis'ger Hauch gerüttelt hat.  
Im Fallen traf es meine Wangen  
Und sank auf deines Grabes Rand.  
Wie hat mein Herz an dir gehangen!  
Ich bin zu deinem Grab gegangen,  
Troß suchend, den ich, ach! nicht fand.

Verglüht das Noth, verwehlt die Wüthe!  
Nichts giebt zurück das dunkle Grab,  
O, wär' sie wahr, die alte Mythe,  
Ich stieg zum Hades fest hinab  
Und holte ohne Furcht und Bangen  
Dich wieder aus der Geister Land.  
Wie hat mein Herz an dir gehangen!  
Ich bin zu deinem Grab gegangen,  
Troß suchend, den ich, ach! nicht fand.

Troß, Troß! Es bluten still die Wunden,  
Nis sie zum ideo Friedensort,  
Wo frühe Ruh' mein Kind gefunden,  
Den Lebensmüden tragen fort.  
Wie schnell vergeht des Kenzes Prangen,  
Wie schnell des Glückes Schmeicheltand.  
Wie hat mein Herz an dir gehangen!  
Ich bin zu deinem Grab gegangen,  
Troß suchend, den ich, ach! nicht fand!

Graf Peter Szapary.

I.

An der gelben Glna-Brücke Schlachtgegröll und Mäh-  
rufen,  
Trommelcasseln, Hörnerknettern, dumpf Geschampf von  
Rossesbufen,  
Scharfgeschliffner Säbel Klirren, silberblauer Wädsen  
Wigen,  
Kauter noch als Donner krachen die Kartbaunen und  
hanbigen,  
Daß bei jedem Schuß die Eb'ne, daß die Erde rings er-  
dröhnet  
Und ein Troß von flücht'gen Reitern lodterwundet ächzt  
und schneuet.  
Feuerschlangen speien Flammen, grelle Flammen wie die  
Drachen,  
Und es schießt das Blut in Strömen, wie ein Wolkenbruch  
in Läden.  
Doch der tapfre Graf Szapary muthig auf dem Schwanen-  
rosse  
In den Vorderreihen kämpfend, fecht sich nicht an die Ge-  
schosse.  
Durch das Hischen der Kartätschen, durch den dichten  
Kugelregen  
Stürmt beherzt wie ein Geseiter, stürmt der kühne Held  
verwegen.  
Rechts und links mit wucht'gem Pallaßch, wie die Halme  
mäht der Schmitter,  
Mäht die Janitscharen nieder Ungaris's Stolz, der tapfre  
Ritter.  
Pulverrauch verhüllt den Himmel, dichter Staub bedeckt  
die Erde,  
Kaum erkennt den Kampfgefährten rauchgeschwärtz der  
Kampfigerährte.  
Plötzlich schimmert durch den Nebel des Propheten  
Schlachtenfahne,  
Gleuch, Araber, daß dein Reiter sich den Weg zum Pascha  
bahne!  
Wie die Windsbraut jagt er vorwärts, doch es trifft den  
wadern Recken  
Türkisch ein Granateuspflitter bei dem Sturmloaf, bei dem  
Recken.  
Seiner Hand entfällt der Pallaßch, der getreue Kampf-  
genosse,  
Und von Nacht umhüllt die Sinne, flut er blutbespritzt  
vom Kofie.  
Bei dem Fall des Führers stehen, hartbedrängt, die  
Ungarfrieger,  
Und mit dem Gefangnen lehret Ofen's Pascha heim als  
Sieger.  
Grausam schließt den Schwereverlehten er in feuchte  
Kerkermauern,  
In den dumpfen, des Geschickes herbe Lante zu be-  
trauern.  
Nur verschimmelt Brod und Wasser reicht ihm barßch der  
grimme Wärter,  
Langsam heilen seine Wunden, doch sein Koss wird um so  
härter.  
Wie den Stier läßt Hamza Pascha vor den Pfing den  
Schwachen spannen,

Wund mit scharfen Geißeln peitschen, daß die blut'gen Tropfen rannen,  
 Wenn er bei der harten Arbeit sanft erschöpft und übermüdet,  
 Daß vor Tod ihn und Verzweiflung Gottes Gnade nur behütet.  
 Doch auf den er fest vertraute, ließ ihn nicht im Leid verzagen,  
 Wer die Prüfung ihm gesendet, half ihm auch die Martern tragen.  
 Endlich nach viel langen Jahren, nach viel Qualen kam der Retter,  
 Hamza's Bruder nahm gefangen bei Tschigwar des Dulders Vetter,  
 Und den Bruder anzulösen, gab der Pascha frei den Grafen,  
 Knirschend, daß er legen konnte länger nicht die Wuth am Sclaven.  
 Als der Graf erreicht die Heimath, sandte Voten er zur Veste:  
 „Hamza Pascha, bald erwarte angebet'ne Ungargäste!“  
 Bei der ersten Sonnenmende speien schon die Feuerrohre Wohlgezielte Bombentugeln auf die Mauern, auf die Thore.

II.

Kauter Jubel herrscht im Lager, frohe Danfestlieder schallen,  
 Weil der Türken starke Veste in der Christen Hand gefallen,  
 Mächtig' waren Christentugeln als der Allahruf und Veten,  
 Mächtig' Arm und Schwert der Christen als die Hülf des Propheten.  
 Die im Kampfe nicht gefallen, sind gefesselt und gefangen,  
 Reiche Beute lobnt die Sieger, Kostbarkeiten, goldne Spangen,  
 Edelsteinbesetzte Waffen, reichverzerrte Seidenfabnen,  
 Die mit Mahmuds Wappenschilder vorgeleuchtet den Osmanen.  
 Doch von den Gefangnen zählt Einer mehr als alle Schätze,  
 Hamza Pascha, der Verhagte, ob der grimmen Christenhege.  
 In das Zelt des Ungarfeldherrn führt ihn eine starke Wache,  
 Nengstlich schlagen seine Pulse, denn ihm bangt vor dessen Rache.  
 Den als Sclaren er gemartert, als er noch geschwelgt im Glücke,  
 Trinmphiert als Sieger heute, stund des Schicksals falscher Tücke!  
 Trohig harrt der stolze Pascha an des Zeltes niedrer Pforte,  
 Seine Lippen sind versiegelt: Fruchten Bitten auch und Worte?  
 „Pascha“, spricht der Graf Szapary, „was an Martern ich erduldet,  
 Könn' ich dir mit Zins vergelten, reichlich hast du es verschuldet,  
 Doch ich bin ein Christ und Ungar, Edler's lehrt der Christenglaube

Als dein Koran, lehrt Vergebung, liegt der Feind besiegt im Stanbe;  
 Heißdt, ihn wie uns selbst zu lieben, ja er hat uns anbe-sohlen,  
 Kohlen auf sein Haupt zu sammeln durch Verzeihen — glüh'nde Kohlen.  
 Nur in offenem Kampfe streitet mit dem Feind der Magyare,  
 Der Besiegte bleibt ihm Bruder, nimmer wird er feile Waare.  
 Darum banne Surcht und Schrecken, nicht als Sclave sollst du dienen.  
 Weg die Bande, weg! Die Freiheit schenkt der Christ dem Mosleminen.  
 Sage deinem Herrn in Stambul, daß es ein vergeblich Mühen,  
 Die zu jochen, die zu knechten, die für Gott und Freiheit gläuben!“  
 Still verharrt der stolze Pascha an des Zeltes niedrer Pforte,  
 Seine Lippen sind versiegelt, sünden kann er keine Worte.  
 Erst als ihm gelöst die Fesseln, bricht mit Zittern er das Schweigen:  
 „Graf, vor solchem Seelennadel muß beschämt das Haupt ich neigen.  
 Meinen Geist hast du verzaubert, meinen Leib kannst du nicht retten,  
 Denn ich trank den Todesbecher, zu entgehn den Sclavenketten.  
 Ja, ich glaubte mir beschieden, die ich dir erzeigt, die Qualen;  
 Könn' ich ahnen, daß mit Großmuth du die Martern würdest zahlen?“  
 „Schnell den Artz her!“ ruft der Feldherr, aber dankerfüllten Blickes  
 Spricht der Pascha: „Sieh' dies Gläschen, hemm' den Lauf nicht des Geschickes;  
 Allah's Wille sei gepriesen, keine Hilfe kann mir frommen,  
 Dem erwächst kein Gegenmittel, der von diesem Gift genommen.  
 Rufe Einen der Geweibten, die das Wort des Kreuzes lehren,  
 Größer ist dein Gott als meiner, er soll mich zu ihm bekehren.  
 Ruf' den Diener deines Gottes, o, ich fühl's, es naht mein Ende!“  
 Und mit halberloschnem Auge drückt er warm des Grafen Hände.  
 Eilig tritt in's Zelt der Priester, spendet milden Trost und Segen,  
 Und der Neubekehrte lächelt wunderfelig ihm entgegen:  
 „Euer Gott ist mild und gütig, Jedem steht der Himmel offen,  
 Jeder, der nach ihm sich sehnet, darf auf seine Gnade hoffen!“

Um See von Attilan.

Das war ein wilder Ritt, steilau, heilab,  
 Durch dunfle Wälder und durch tiefe Schluchten,



Die Mules griffen aus in scharfem Trab,  
Wenn sie nicht Gras am Rand des Weges suchten.

Horch! welche wundervollen Melodien  
Im Kronenschmuck der schlanken Vanuitanen,  
Um die sich schlängeln gleich in Ringeln ziehn  
Die Rieseneiber wachgrer Kriamen.

Wo durch das Laub die Strahlen zittern mild,  
Sonnt sich die frohe Schaar der Schmetterlinge,  
Blickt wie Demant der Käfer Panzerschild  
Und schlägt der Papagei die bunte Schwinge.

Der Colibri, gleich einem Feuerball,  
Schwirrt auf die duft'gen Blüthenlocken wieder,  
Und schen in's Dickicht stücht der Quetzal,  
Als bangt' ihm für sein fürstlich Goldgeheder.

Kein Wölken trübt des Himmels klares Blau,  
An dem entzückt des Pilgers Blick sich weidet,  
Die Sonne scheucht den nächt'gen Nebelthau,  
Der jögernd nur vom rühlen Chale scheidet.

Bergan, bergan, hinauf auf rauhem Steg!  
Der Indier trippelt sink mit schwerer Truhe  
An uns vorbei. Im schattigen Geheg  
Wie wohligh wär' ein Weiden süßer Ruhe!

Jetzt sind wir oben. „Herr, den See, dort, dort!“  
Ruft laut der Mago, der vorausgeritten,  
O welcher Wilder Pracht — mir fehlt das Wort —  
Die zauberhaft am Tag' vorüberglitten!

Auf Silbermogen tanz der Sonnenschein,  
Leicht kräuselt sie der schnelle Kiel der Nachen,  
Klar spiegelt sich im See der grüne Rain,  
In dem der Früchte goldne Nebren lachen.

Nacktskale Schroffen starren dort am Strand  
In malerisch zerstückten Gehalten,  
Ein wunderlam Gebild von mächt'ger Hand  
Geheimer unterirdischer Gewalten.

In blauer Ferne drohen rauchumbüllt  
Die finstern Häupter zorniger Vulkanne,  
Aus deren Nachen giff'ger Geiser quillt,  
Den unten brau'n die neidischen Kumpane.

Wo sich ein Bach durch hart Granitgestein  
Gewaltiam eine Gasse hat erzungen,  
Stürmt er hinab in totem Wirbelreib'n,  
Wis ihn der nimmerfatte See verschlungen.

Und wo die feste Fluth in stiller Wucht  
Mit langgestrecktem Arm landeinwärts greift,  
Da wird zur grünen Trift die öde Schlucht,  
In der der Sommer Tropenfrüchte reift.

Die Hier schmückt der Dörfer reicher Kranz,  
Die Blindenweigen Kuppeltempel scheinen  
Wie frischer Blüthenblüthe im Frühlingsglanz  
Harvor aus duftenden Orangenbainen.

Der luft'gen Bambusbütten Blätterdach  
Verbirgt sich schüamig unterm Laub der Büume,  
Der Kirche Glöcklein ruft das Echo wach,  
Das schlummernd ruht im Schooß der Klippenkante.

Weld ruhig Leben wagt im Marktgeriet!  
Dicht drängen sich die Kaufbegier'gen Schaaeren,  
Mit süßen Lippen, die ein Lächeln ziern,  
Preißt die Kadina ihre glitzerwaaren.

Von dem Cabildo locht sein farges Mabl  
Der Indier unter kühlem Schattendache,  
Und lässig schreitet unter dem Portal  
Im schätz'gen Kriegerkleid die braune Wade.

Am Fuß des feuerpeiers Atitlan  
Ruht still das Dorf der tapfern Zutugilen,  
Die mutigh trostren der Mstelen Clan,  
Doch unterm Hüf der span'schen Koffe sielen.

Dort ragt der goldne Berg. Weim dreiffen Nah'n  
Der mit des Mhtes Strahl bewehrten Krieger  
Vertrauten sie ihm ihre Schätze an,  
Und nie verrieth er sie dem fremden Sieger.

Dort Solola, das stolze Mderneß  
Auf wolkenmacharlichem Felsenkamme,  
Wo einst gewerb bei ihres Gottes Feit  
Der Calsbiquelen heil'ge Orisamme.

Zum Kamme schlängelt sich ein stein'ger Pfad,  
Den schon erklimm des braunen Mannes Ahne,  
Der Enkel leucht empur am jähen Grat,  
Eräg folgt die Mantlhier-Karawane.

Am Wege hart, mit bunpfem Hornestast,  
Wie durch's Gewölke zukt Gewittergrollen,  
Braust donnernd vom Gefliff ein Katarakt  
In's Thal, wo ruhig seine Wogen rollen.

Hier zwingt man ihn zur friedlicheren frohn,  
Der emf'gen Mühle plumpes Rad zu treiben,  
Gezimert hat sie sich ein Alpensohn,  
Den eine braune Maid verlockt zum Weiben.

O Tropenkind, o See von Atitlan,  
Verzaubert ruhe ich in sel'gem Schauen,  
Gefesselt hält mich deiner Reize Bann,  
O könnt' ich hier mit eine Hütte bauen!

O könnt' ich bleiben, bleiben immerfort  
Und träumen hier, vergessen und verschollen,  
In dieses heitern Chales lauch'gem Port,  
Indeß dahin der Welt Geschick rollen.

Doch wandern muß ich gen des Nordens Pol,  
Zum kalten Land, zum starren Schnee und Eise;  
O schönes Mdenkind, leb' wohl, leb' wohl!  
Ich singe scheidend dir dies Lied zum Preise.

## J u d e n U d e n .

Dem Noß die Spor'n! Noch eben ist der Weg,  
Wir ziehn fürbas im schattighülen Walde,  
Die Vöglein zwitschern fröhlich im Geheg  
Und flora's Kinder prangen auf der Halde.

Stolz rauscht und wanderfrob der Strom im Thal,  
In den fryhallenbelle Wäldchen münden,  
Die sich gewängt durch enges felsportal  
Und lustigh rieseln in den Weidgründen.

O reizend, gottbegnadet Paradies!  
Hier lost ein Quell — wir tranken unsre Koffie  
Und schau'n aus dem lausigen Verließ  
Verwundert auf die schroffen Bergesflöße.

Und reiten wir durch dichtes Landgewirr,  
Die Schmetterlinge gaukeln auf den Zweigen,  
Der Koffie Huf, der Sporen dumpf Geklirr  
Und unterbricht des Haines drückend Schweigen.

Am seinem Rande glänzt ein blauer See,  
Blau wie des Himmels wolkenloser Vogen,  
Auf fernem Niesenklappen blüht der Schnee  
Im Sonnenschein, so blühen seine Vogen.

Auf hoher Warte prunzt der Papagei,  
Froh badet der flamingo in den Gluthen,  
Kocht auch vom Felsen keine Koroeli  
Und handt in Kieder ihre Liebesgluthen.

Am Uferjaum, im frischen Waldesgrün,  
In schlangenhaft verschlungner Aeste Schatten,  
Ruhn wir ein Weibchen vom des Nittes Müh'n  
Auf seidenweichem Pfüle duft'ger Matten.

Genug der müden Raft, zu Pferd, zu Pferd!  
Wir klettern über Klippen, Schutt und Halden,  
Vorbei an Gletschern, wilder Wäde Herd,  
Die grollend stürzen aus des Eises Spalten.

Gehüllt in Nebel raucht ein Katarakt,  
Durch Wolken hebt die versteinert Saaden  
Ein felsigigant, unheimlich fahl und nacht,  
Den Fuß bedecken schwarze Karawaklatten.

Die steilen Höhen klimmen wir empor,  
Nicht Strauch noch Blume, keines Wesens Laute  
Erstrenen mehr des Wanders Ang' noch Ohr,  
Der in die öde Wildniß sich getraute.

Welch lustig Schauspiel jetzt! Dem Kalkgestein  
Entsprudelt hoch in weit geschwungenen Kreisen  
Der heißen Quellenstrahlen tolle Reih'n,  
Die in der Iris bunten Farben gleisen.

Wir pflügen uns durch tiefen Schnee den Pfad,  
In welchem Noß und Reiter schier versinken,  
Die Windsbraut tobt und reißt vom jähen Grat  
Verwittertes Geröck der nördlichen Sinken.

Aufbäumt mein Noß, ein schauerlicher Grund  
Gähnt seitwärts, uns beim Sturze zu zerstückeln,  
Voran, voran, laß droh'n den Höllenschlund,  
Hinan, hinan, laß droh'n des Sturmes Werten!

Der Elemente Macht, die Schrecken der Natur,  
Sie können nicht der Kühnen Muth erkalten,  
Wir folgen trotzig unsers Zieles Spur,  
Und sollten sich vor uns die Berge spalten.

Erklommen ist der Paß — die Silberhöhn  
Der schneebedeckten Lindenette heben  
Vom Himmelsblau sich ab bezaubernd schön,  
Von wundersamem Strahlenschmelz umgeben.

Welch Schauerbild von Kuppen, firm und Grat,  
Von wilden Thälern, düstertiefen Schluchten,  
Die unterirdische Titanenthat  
Gestaltet in der Zeiten schnellen Fluchten!

Gen Morgen lacht der Pampa grün Grün,  
Das der Atlantis Vogen herrlich tosen,  
Das Andhothal und klüftig felsgebild,  
Durch das des Rio Negro Gluthen tosen.

Gen Mittag raucht ein scheetiger Vulkan,  
Dem Schneeglanz und Gestein die Farben leiden,  
Dem blind die finstern Geister unterthan,  
Die Alles neidisch dem Verderben weiden.

In unfern Föhren glüht im Feuerroth  
Ein steinig Thal, umflart von feuerspeieru,  
Und abendwärts Verdöbung nur und Tod,  
Ein wohnlich Heim nur gie'gen Andengeiern.

Die Sonne sinkt, in goldenen Schimmer taucht  
Reim Scheiden sie die farbenreichen Gaun,  
Wis von des Purpurs zartem Duft umhaucht,  
Die schnee'gen Höhn verglühn im Nebelgrauen.

Auf steigt die nächt'ge Himmelsleuchte klar,  
Ich höre leis die dunkeln Geister flüstern,  
Sie senden ihren Gruß — ein Condorpaar  
Umrauscht uns dicht, nach letzter Wente flüstern.

Zurück in's Thal! Im Schutze der felswand  
Lägt sich ein ledlich dürrig Lager schlagen,  
Großartig bist du, hebrs Andenland,  
Doch tollfüh'n ist's, die Kletterfahrt zu wagen.

## Heinrich Binder.

Im Jahre 1829 in Wien geboren, betheiligte er sich als blutjunger Studiosus an der Revolution von 1848, ging nach der Schweiz, dann nach Italien und Frankreich, 1852 nach Amerika, redigierte 1854 die „Freien Blätter“ in Albany, trat 1855 in die Redaktion der „N. Y. Staatszeitung“, in welcher er sechs Jahre lang thätig war, war dann Mitredakteur der „Westl. Post“ in St. Louis, übernahm 1867 die Redaktion der „St. Louiser Abendzeitung“ und gründete 1869 mit Joseph Keppler die illustrierte Wochenschrift „Die Vehmte“. Später wurde er Redakteur der „Detroit Abendpost“ und ist seit 1888 Chef-Redakteur des „Puck“.

## Zur Humboldt-Feier.

(September 1860.)

Dem Forscher ew'ger Preis, der sinnend das reichhalt'ge  
Buch der Natur erschloß, daß wir die Wahrheit fanden,  
Die glorreich er befreit aus dunkler Sage Banden!  
Der Hissflehler fiel, der millionenfalt'ge.

Humboldt, Unsterblicher! So lang' das gluthgewalt'ge  
Haupt Metna's ragt, lebt du, und ewig wie die Aden!  
Es ward der Welt, die du ergründet und verstanden,  
Durch dich ihr eigen Bild: Kosmos, der vielgestalt'ge!

So lang noch brandend toh ein Meer, dem wilden  
Rauschen  
Des Urwaldsturmes noch ein Menschenohr wird lauschen,  
So lang der Sonnenball das Firmament erhell't,

So lange Kana glüht, aus Wolken Wetter schlagen,  
Die Riefengletscher noch die Eiseskrone tragen:  
So lang lebst, Humboldt, du! Dein Denkmal ist  
die Welt!

## Den Veteranen.

Am Gräber schmückungstag.

Entrollt die Fahnen, die geweht im Krieg,  
Serielt von Kugeln, schwarz vom Pulverdampfe,  
Die euch vorangeweht, als ihr den Sieg  
Errangt im rühmlichen Befreiungskampfe!

Schaart um die Banner euch und zieht hinaus  
Zu jener Stätte, wo im letzten, süßen,  
Traumlosen Schlaf vom Kampfe ruhen aus  
Die Kameraden, um sie zu begrüßen.

Streut Blumen jedem Captern, der da gab  
Sein Herzblut, um die Union zu retten,  
Verkränzt jedes Freiheitsreiters Grab,  
Der brechen halt der schwarzen Sklaven Ketten!

Doch wenn ihr an den Gräbern sie gebret,  
Die sich den Dank der Republik erworben,  
Dann denkt auch Jener, die am alten Herd  
Verlassen und in bitter Noth georben.

Gedenket ihrer, daß in eurer Brust  
Sich rege das Gefühl ihr übergeleiden,  
Daß ihr gelobt: auch weiße Sklaven müßt  
Menschlich die Hand, die helfende, du reichen.

Und dann begrabt den Haß! Köstet aus den Brand,  
Den Feige neu zu schüren nie ermüden;  
Ihr Captern reid't den Captern die Hand —  
Die Bruderhand der Norden reich' dem Süden!

## Wilhelm Tell.

Die Regierung des Antonio Schwyz hat angeordnet, daß die  
Geschichte von Wilhelm Tell aus allen in den Schulen amtlich  
eingeführten Lehrbüchern des Geschichts unbedingt auszuscheiden  
sei, um es nicht offiziell bekannt gemacht, daß die Tell-Ohne  
nichts Anderes als eine, wenn auch patriotische, poetische Sage  
deutschen Ursprungs sei. (Rabemadriehnen aus der Schweiz.)

Ob tief es schmerzt, ob auch das Schweizerherz beklage,  
Was Fünden wir — es ist doch laut're Wahrheit nur:

Nie lebte Tell! Sein Schuß ist patriot'sche Sage,  
Geschichtlich fand davon sich nie die kleinste Spur.  
Ob forschend im Archiv man jede Chronik frage,  
Es ist und bleibt der Held nur mythische Figur:  
Lebt er auch fort im Lied, das schuf ein deutscher Sänger,  
Im Schulbuch wird der Tell nicht mehr ge-  
duldet länger.

Und das sagt Schwyz! das einst zerbrach die Fabs-  
burgfeste,  
Deß Alpenstirn erglüh't vom Freiheitsonnenlauf,  
Das mitgetagt dereinst an Grütli's Eidesstätte,  
Schwyz — Aldorf nab', wo einst gethan den Meisterschuß  
Der Schütze Tell! Du, Schwyz! so nah' dem Wellenbette,  
Von dem er sprang zum Fels, dem Landrogt zum Ver-  
druß —  
Urschweizer Hort, du bist's, das die Legende raubte,  
An die mit Ruh' und Stolz der Eidgenosse glaubte!

So sei es denn! Doch ihr, die ihr mit Schmeiz und  
Grollen  
Geraubt euch seht, was ihr als heilig habt gerecht:  
Hebt hoch das Haupt! Bedenkt: Nie ist ein Held ver-  
schollen,

Deß Opfertod im Kampf der Knechtung hat gewehet.  
Wenn sie den Tell auch nicht mehr gelten lassen wollen:  
Es waren euch, seid stolz! Mannbarthe viel besichert,  
Es bleiben euch, wie treu uns die Chroniken melden,  
Noch Andere gleich Tell — ja noch viel größ're Helden.

Denkt eines Kampfs, an ein gewaltig hartes Ringen:  
Morgarten's denkt! wo, eh' der Tag sich hat' genigt,  
Die Vauernstau mit Wuchtlieg' an dem heim'sch-schwinger  
Den Morgenstern und hat lo kräftig vorgezeigt  
Kuhreigen-Weiß' dem Feind, daß ihm das Ohr thät  
klingen!  
Ist nicht als Held sich da jedweder Hirt gezeigt?  
Und Sempach's denkt! wo einst der Edelste von Allen —  
Ein größ're Tell — der Struth von Winkfried ge-  
fallen.

An Näfels denkt! Und denkt der tapferen Ach-  
t-hundert,  
Die an der Virs — das Feld Sanct Jakob ist be-  
nannt —  
Dem Tod geweiht sich stolz! Mit Recht sind sie bewundert  
Mehr als der Tell, von dem der Apfelschuß besannt.  
An Graufon denkt! allwo die Schweizer haft „bur-  
gunder“,  
An Murten auch, am See, wo nieder sie gerannt  
Den fühnen Karl, den sie bei Nancy dann erschlagen,  
Wohin im Sturm die Schaar der Siegesflug getragen.

Drum klaget nicht, daß aus des Schweizerlands Ge-  
schichte  
Geirichen ward der Tell, — an echten Helden reich,  
Die einst gelebt, und nicht gelebt nur im Gedächte,  
Helvetien ist; und geht mit Schwyz, das führt' den Streich,  
Den schmerzlichen, darob zu streng nicht in's Gerichte!  
Ob man verwies den Tell auch in das luti'ge Reich  
Der Poesie, zu Spuf, zu Geisern und zu Elfen —  
Was thut's? Die Schweiz kann sich auch ohne  
Tell behelfen.

### Wen's angeht.

(Arel nach Wilsch.)

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,  
Dem Freiheit einst das Herz geschwellt,  
Der kämpfend im Rebellenkriege  
Von Neunundvierzig ward gefüllt:  
Der würd' unmuthiger Gebede  
Wohl fragen hohrvoll, zornesbleich:  
Ist dies amerikan'sche Erde?  
Ist dies des freien Volkes Reich?

Man sprach einmal von Sturmgeläute,  
Man sprach von einem Feuermeer,  
Doch was ein Volksaufstand bedeuete,  
Darum schert ihr euch jetzt nicht mehr!  
Es mühten sie e herniedersteigen,  
Von Staudrechtsfugeln weggeteilt,  
Und ihre Wundenmale zeigen,  
Daß ihr darin die Finger legt.

Verbannte weiland! seid befraget:  
Habt ihr nicht stolz des Tags gedacht,  
Habt ihr vergessen ihn, o saget!  
Der euch zu Bürgern hier gemacht?  
Habt ihr vom alten Heim Erlösten  
Dem neuen Heim die Treu erprobt?  
Den Eid gehalten, den entblöhten  
Haupts habt der Republik gelobt?

Und ihr, die ihr einst Noth gelitten  
Und hungern mußtet Tag für Tag,  
Auf deren Kosten ward bestritten  
Des Hofes Glanz und Festgelag;

Die ihr ans Süden und aus Norden  
Geflüchtet nach der neuen Welt,  
Wo euch ein besser Loos geworden,  
Des Lebens Dunkel ward erhell't. —

Muß man, Befreite, euch berichten,  
Was ihr doch längst schon wissen sollt,  
Es sei die höchste eurer Pflichten,  
Daß ihr Tribut der Freiheit zollt?  
Und dennoch ehrt ihr, die gerühten  
Euch zu beherrschen, ungeliebt  
In Schlachten ließen euch verbluten,  
Wenn's lüftet' sie nach Ruhm und Weut'.

Möß' unsres Ozeans Sturmeswelle  
Wegspülen euch monarch'schen Dust!  
Hier fand die Freiheit eine Stelle,  
Deß werdet endlich euch bewußt.  
Knechtshatsersinnerung euch jage  
Des Jornes Noth in's Angesicht,  
Als höchstes seht ehrt *f r e i e i t s t a g e* —  
*M o n a r c h e n t a g e* feiert nicht.

Fühlt ihr zu feiern euch gedraugen,  
Wißt zu *C o l u m b i a* empör,  
Zu alten Kaisern nicht, noch jungen,  
Zu Keinem, der zu diesen schwor.  
Am *V i e r t e n J u l i* laßt flammen  
Die Freudenfeuer allerwärts,  
Da steht Mann für Mann zusammen,  
Da zeigt ein patriotisch Herz!

## Johann W. Dieß.

Geboren am 27. Juni 1835 zu Köln als Sohn des bekannten Buchdruckers und Zeitungsverlegers J. W. Dieß, an dessen „Rheinischer Zeitung“ i. J. die bedeutendsten Dichter und Denker der 48er Bewegung Mitarbeiter waren, wie Freiligrath, Kinkel, Becker u. A., empfing er seine Erziehung auf dem Kölner Realgymnasium und bereitete sich für den Kaufmannsstand vor, wurde indeß später auch Buchdrucker. Vom damaligen freihethlichen Geiste durchdrungen, wanderte er 1854 nach dem „Lande der Freien“, arbeitete erst in New York in einer Druckerei, siedelte 1867 nach Burlington, Iowa, und 1869 nach Chicago über, wo er ein Druckereigeschäft gründete, das er heute noch leitet. Er nahm stets an allen deutschen Bestrebungen regen Antheil und setzte die Einführung des deutschen Sprachunterrichts in die öffentlichen Schulen von Lake View (jetzt ein Theil von Chicago) durch.

„Herbstblätter“, Gedichte, Chicago 1888.

Frühlingssgruß an die Achtund-  
vierziger.

Vor vierzig Jahren war's, Märzveilchen ragten  
Schon hier und dort aus schneebedeckter Gruft,

Als schon wie Flügeladjutanten jagten  
Die ersten Kerchen durch die Frühlingsluft.

Die Ströme brachen ihre eisgen Bände,  
Durch grüne Thäler ging ihr Siegestrauß,  
Die Wachtel aber floß durch alle Lände  
Und rief: „Du deutsches Volk, wach auf, wach auf!“

Das war der Junke, der in allen Gauen  
In junger Brust die Flamme angefaßt,  
Das war der Freiheit erstes Morgengrauen,  
Die wunderbar geheimnißvolle Macht.

Und überall, im Frühlingssonnenscheine,  
Den Zweig am Hut, den Schläger in der Faust,  
Vergeistert singend: „Freiheit die ich meine,“  
Kam wie der Sturm die Jugend angebraunt. —

Riß bei Waghänsel auch das Wand in Stücke,  
Sag Mancher auf der Wahlstatt starr und bleich,  
So war doch nur die schwarz-roth-goldne Brücke  
Der Weg zur Einigkeit, zum deutschen Reich. —

Die aber, die dem jähen Tod entgingen  
Im Kampfe für der Menschheit Heiligtum,  
Begraben in der Erde ihre Klingen,  
Zu ernten hier des Bürgers schlichten Ruhm.

### Der Mutter Bild.

O, könnt' ich doch noch einmal träumen  
Der Jugend wunderbaren Traum  
In meines Vaterhauses Räumen,  
An meiner Heimath Waldessaum,  
Noch einmal möcht' ich wieder theilen  
Mit meinem Arm die klare Gluth,  
Durch Flur und Wiesen wieder eilen  
In jugendlichem Liebermuth.

O, könnt' ich doch noch einmal lauschen  
Ihr Maienzeit im deutschen Hain,  
Wenn Kuß und Gruß die Wipfel tauschen,  
Von Liebe singt Walddögelin.  
Noch einmal möcht' ich wieder trinken  
Der ersten Veilchen süßen Duft,  
Auf weichem Moos in Schlummer sinken,  
Berauscht von Rheinlands Frühlingsluft.

O, könnt' ich doch noch einmal steigen  
Ins Wunderthal zu Heisterbach,  
Wo von des Götterbaumes Zweigen  
Manch' deutscher Dichter Blüten brach.  
Noch einmal möcht' ich von den Höhen  
Der sieben Berge, hoch und hehr,  
Den Rhein vorüber wallen sehen,  
Mit stolzem Gang, hinab zum Meer.

O, könnt' ich doch noch einmal schmiegen  
Den Kopf an's treue Mutterberg,  
Auf ihrem Schooße wieder liegen,  
Vergeffen allen Erden Schmerz,  
Noch einmal ihre Augen schauen,  
Die Sterne, die in heiß'ger Pracht  
In meiner Kindheit Morgengrauen  
Am Jugendhimmel mir gelacht.

O, hört' ich doch noch einmal singen  
Mein Mütterlein ihr Kieblingslied,  
Die Löne, die im Herzen klingen,  
So lang' Eriun'rang in mir glüht.  
Noch einmal bit' ich euch, ihr Mäusen,  
Die ihr mir manchen Wunsch erfüllt,  
Erhaltet mir in meinem Busen  
Stets farbenfrisch „der Mutter Bild“!

### G e m ü t h.

Ein Blümlein wächst im deutschen Land,  
Vom Rhein bis zu der Nordsee Strand,  
Im prächt'gen Saal, im Kämmerlein, —  
Doch in des Herzens kleinem Schrein  
Erblüht's zu wunderbarer Pracht,  
Es leuchtet hell in dunkler Nacht,  
Wenn dir's im Traum vorüberzieht,  
Das deutsche Blümlein heißt G e m ü t h.

Es trug der Wind den Saamen fort  
Nach jeder Zone, jedem Ort,  
Wo überall der Deutsche wohnt,  
Des Blümleins Treue ihn belohnt;  
Der Norden ist dann nicht mehr kalt,  
Nicht heiß der Tropen Palmenwald,  
Es lispelt ihm der Heimath Lied:  
Hartinnig Blümlein, deutsch G e m ü t h.

Und wenn du weißt der Heimath fern,  
Dann ist das Blümlein dir ein Stern:  
Es führt dich den rechten Pfad,  
Beschützt dich, wenn Gefahr dir naht,  
Und heg't und pfleget du es dann,  
So ist es dir ein Talisman;  
Drum ihr, die ihr die Welt durchzieht,  
Erhaltet euch ein deutsch G e m ü t h.

Nun wächst's und blüht's in jedem Land,  
Im Eisefeld, im Sonnenbrand,  
Es zieht tagtäglich aus und ein  
Im Schloß und in der Hütte klein,  
Und wenn dein Tagewerk vollbracht,  
So flüstert es dir gute Nacht,  
Und was dir so im Herzen blüht,  
Das deutsche Blümlein, heißt G e m ü t h.

### In der Heimath.

Oft suchst der deutsche Jüngling  
In weiter Welt sein Glück,  
Doch treibt es ihn im Alter  
In's Vaterland zurück.

Ob er sein Glück am Hudson,  
Ob er's am Congo fand,  
Es zieht ihn nach der Scholle,  
Wo seine Wiege stand.

Ihn hält kein Land der Erde,  
Er flücht der Tropen Pracht,  
Wenn Sehnen nach der Heimath  
In seiner Brust erwacht.

Noch einmal will er weilen  
Im trauten Heimathsort,  
Eh' ihn der Todesengel  
Ruft von der Erde fort.

Noch einmal will er träumen,  
Wo er als Kind gespielt,  
Wo ihn der Arm der Mutter  
Dereinst umfangen hielt.

Noch einmal will ergreifen  
Der Greis den Wanderstab,  
Und Kindesthränen weinen  
Auf seiner Eltern Grab. —

Ein alter Freund, den lange  
Das Heimweh schon gequält,  
Hat mir von seiner Reise  
Das folgende erzählt:

„Als wir den deutschen Häfen  
Nach langer Fahrt erreicht,  
Vergoß ich Freudenthränen,  
Ward es um's Herz mir leicht.

„Und alle meine Pulse  
Durchglühte Seligkeit,  
Als ich die Bahn nach Hause  
Zur Abfahrt fand bereit.

„Mir war's, als müßt' erreichen  
Das Städtchen ich im Flug,  
Als ich den Thurm gewahrte  
Am fernen Höhenzug.

„Und als das Dampfroß keuchte  
Den Schienenweg entlang,  
Da war es mir, als hörte  
Ich fernen Glockenklang.

„Da war es mir, als hängen  
Die Lieder an mein Ohr,  
Die ich dereinst im Kirchlein  
Mit Andern sang im Chor.

„Es tauchten die Gestalten  
Der Jugend vor mir auf,  
Und Traumgebilde jagten  
Vorbei im raschem Lauf. —

„Wird mich auch noch erkennen,  
Dacht' ich, mein Mütterlein;  
Wird sie, die mich ver schmähete,  
Mit ihm wohl glücklich sein? —

„Die letzten Hügel schwanden,  
Der Zug bog in das Thal,  
Und vor mir lag das Städtchen  
Im hellen Sonnenstrahl. —

„Doch wie verändert sahen  
Die Straßen all mir aus;  
Und fremde Leute wohnten  
Im elterlichen Haus. —

„Die Mutter war gestorben,  
Ein Bruder in die Welt,  
Der andre lag gebettet  
Auf Frankreichs blut'gem Feld! —

„Am Ziele meiner Sehnsucht  
Sah ich kein liebend Herz,  
Und nur an Gräbern plagt' ich  
Allein in meinem Schmerz!“

## Kuß Weib und Kind.

Kuß Weib und Kind, wenn du am Morgen  
Hinans zu deinem Tagewerk ziehst,  
Bis Abend bleibt es dir verborgen,  
Ob du sie lebend wieder siehst;  
Wer weiß, ob sie dich wiederleben  
Noch in der Fülle deiner Kraft?  
Demu in des Lebens Sturmeswehen  
Wird Mancher jäh dahingerafft!

Du wähnst geborgen deine Lieben  
Im Häuslein an des Nachs Rand,  
Doch eh' die Sonne noch beschrieb  
Den Tageskreis, im weiten Land,  
Entarten die Naturgewalten,  
Wälzt sich der Nach als Strom eüber, —  
Die du in Sicherheit gehalten,  
Verfchlingt das neuentstand'ne Meer.

Erfüllt du vor des Tages Ringen  
Zuerst der Liebe süße Pflicht,  
Wird leichter dir dein Werk gelingen  
In ihrem milden Sonnenlicht;  
Ihr holder Zauber wird dich schützen,  
Wo überall du thätig bist,  
Tief unten in der Erde Nigen,  
Hoch oben auf dem Vangerüst.

Dem Himmel gleich, wird auch das Leben  
Von dunkeln Wolken oft getrübt;  
Der Kurfch, der Morgens erst gegeben  
Den Ring dem Mädchen, das er liebt,  
Mag Abends schon gebettet liegen  
In tiefem Schnee, auf weiter Flur,  
Und statt der Braut mag ihn umschmiegen  
Der Todtenmantel der Natur!

Nimm Kuß und Gruß mit auf die Reise,  
Erhalte stets die Liebe grün,  
Dann lebst du fort in deinem Kreise  
Und leichten Herzens wirst du ziehn.  
Schon Mancher ging im Jugendranne,  
Und hat es bitterlich bereut,  
Daß ihm nicht einst im Mund und Wange  
Ein Kuß der Mutter gab Geleit.

Kuß Weib und Kind, und zieh' in Frieden  
Zu neuem Tagewerk hinaus,  
In deinem Glück wirst du schmieden,  
Ein guter Engel schützt dein Haus!  
Nacht unerwartet dann die Stunde  
Zum Scheiden, ohne Sbeidegruß,  
So träufelt Valfam auf die Wunde:  
Erinn' rung an — den letzten Kuß!

## Julius Koeb.

Am 30. September 1822 zu Edenkoben, Rheinspfalz, geboren, wurde er zum Kaufmann erzogen und ist seit 1850 in New York im Kaufmannsfache thätig. Daneben beschäftigte er sich vielfach mit Literatur und verfasß New Yorker Zeitungen mit Gedichten.

„Gedichte“ von Julius Koeb, Neustadt 1860. „Puhna, Königstochter Indiens“, Festgabe zur Vermählung eines Schwesterraupaares, New York 1870.

### Die verlorene Blume.

Es fiel eine Blume vom Himmel  
Hernieder auf irdisches Feld,  
Des Paradieses duftende Blume,  
Nur heimisch in besserer Welt.

„Hold Blümlein, vom Himmel geflogen,  
Entsprossen in reinerer Luft,  
Dein Dasein weckt himmlischen Wohlklang,  
Dein Hand ist ambrosischer Duft.

„Ich fühle den Göttern mich nahe,  
Es lebt meine Gottheit in dir,  
O sei meine einzige Blume,  
O bleibe auf immer bei mir!“

So betet der selige Sänger,  
Ihn bindet nicht Zeit und nicht Raum,  
Er betet zur himmlischen Blume  
Im seelenbeglückenden Traum.

Ein Donnerschlag schreckt ihn vom Träumen,  
Er schauet betroffen umher,  
In vom Paradiese geflohen  
Und findet sein Blümlein nicht mehr.

### Das Geschmeide der Seele.

Ihr schmüct euch mit Gold und Juwelen,  
Ich hab' einen Schmuck für die Seelen,  
Vom Markte nicht;  
Mir hat ihn die Gottheit geschenkt,  
Mir tief in die Seele gesenkt,  
Ihr könnt ihn nicht kaufen, nicht stehlen,  
• Es ist mein Gedicht.

Die süßen und bitteren Stunden,  
Trümpe und brennende Wunden,  
Wilden die Saat;  
Sie gährt und sie treibt und sie keimt,  
Bis sie in Jamben gereimt,  
Melodisch zum Kreuz sich gewunden  
Dollendeter That.

Da blühet und duftet entzückend  
In Leid und in freude erquickend  
Das sinnige Lied;  
Und schmüct euch vergänglich'r Land,  
So funfelt und strahlt wie Demant  
Das Lied, das die Seele beglückend  
Mit Wonne durchglüht.

Und schwinden die irdischen Güter,  
So bleiben die himmlischen Lieder  
Zurück im Gemüth;  
Der Dichter ist glücklich und reich,  
Den Besten und Edelsten gleich,  
Wie's Vöglein im leichten Gefieder,  
Singend sein Lied.

Ihr schmüct euch mit Gold und Juwelen,  
Ich hab' einen Schmuck für die Seelen,  
Vom Markte nicht;  
Mir hat ihn die Gottheit geschenkt,  
Mir tief in die Seele gesenkt,  
Ihr könnt ihn nicht kaufen, nicht stehlen,  
Es ist mein Gedicht.

### Verlobung.

Es kreisen die Sonnen, die Sterne in Pracht,  
Vom Gotte der Liebe geleitet,  
Sie wärmen den Tag und erhellten die Nacht  
Und keines den Pfad überschreitet.

Sie wandeln gehorsam gemessene Bahn  
Kastlos zum verborgenen Ziele,  
Es stoßet sie ab, und es ziehet sie an,  
Als hätten sie Sinn und Gefühle.

Zwei Sterne, geschieden von göttlicher Hand,  
Durchleitten den Raum in Aeonen,  
Ich höre den Jubel der Seele — sie fand  
Hier wieder den lange Entschlenen.

Sie stiegen sich zu in entzückender Lust,  
Sie halten sich innig umfangen,  
Wird's klar jetzt im Herzen, der jauchzenden Brust,  
Die Sehnsucht, das bange Verlangen?

Ihr habt euch gefunden, sie hat euch vereint,  
Die Alles beglückende Liebe,  
Die die Stoffe belebt und die Tiefen bescheint,  
Der Fieberl in Weltengetriebe.

Zieht weiter die Bahn mit vereinigter Kraft  
Auf Blumen und dornigen Wegen!  
Wer Himmlisches säet und Menschliches schafft,  
Dem blühet der göttliche Segen.

Wir segnen das Bündniß. — Daß wonnig und klar  
Der Himmel sich über euch breite!  
Wir reichen den liebend umfangenden dar  
Die Dichtung — der Seele Geschmeide.

## Otto Welden.

Otto Welden, Pseudonym für P. J. Keuß, wurde am 3. September 1824 zu Fulda in Kurhessen geboren, studierte in Berlin, Basel und Marburg Medizin, kam 1851 nach New York, machte von 1861 bis 1865 als Regimentsarzt den Bürgerkrieg mit, praktizierte dann als Arzt in New York und lebt gegenwärtig in Washington. Seine Gedichte erschienen in Zeitungen und Zeitschriften. Außerdem schrieb er Dramen, wie „Karl der Zwölfte“, „König Gambrius und Fürst Alcohol“, „Arria“, „Cromwell“, „Zerstörung Jerusalems“, „Tippo-Saib“ u. a., welche zum Theil in New York, Philadelphia und Baltimore aufgeführt wurden; und Romane, wie „1776“ u. a.

## Gottfried Worch.

Worch „der Naturdichter“ war geboren am 20. April 1810 im Dorfe Vatterode bei Mansfeld als Kind armer Eltern, erlernte das Schneiderhandwerk und wanderte dann schneidernd, dichtend und Subskriptionen auf seine in Aussicht gestellten Gedichte sammelnd, von Ort zu Ort, wobei er sich der Aufmunterung Tieck's, Fouqué's, Alex. von Humboldt's u. A. rühmen durfte. Als Schneidermeister in Berlin hatte er wenig Glück und wanderte daher 1853 nach den Ver. Staaten aus, wo er sich zeitweise in St. Genevieve County, Missouri, niederließ. Bald machte er sich aber auch hier an's Fahren und wanderte als Gelegenheitsdichter unther. Er starb am 5. Oktober 1881.

„Gedichte für Freunde und Freundinnen“, Berlin 1841. „Zeitgesänge“, Berlin 1847. Beide vereinigt unter dem Titel „Naturklänge“, Berlin 1852. „Harfenspiel und Donnerschläge“, Naturlieder, St. Louis 1875.

### Gleiche Herzen.

(Allen Freunden der Liebe gewidmet.)

Wenn gleiche Herzen sich zusammenfinden,  
Wacht heil'ge Liebe in der Seele auf;  
Die dunkeln Wolken — ringsumher — verschwinden,  
Und schöner zeigt sich unser Lebenslauf.

Als Balsam, heilt die Liebe alle Wunden,  
Der Hoffnung Stern senkt Trost in das Gemüth;  
Die Liebenden, die innig sich verbunden,  
Umschließt „ein Frühling“, welcher nie verblüht.

### Das feste muß zu Geist verrinnen.

(Wöhe.)

So lange Stoff zum Brennen  
Im festen Kerne ruht,  
Schwingt sich das Feuerleben  
Empor mit heit'rer Gluth.  
Das Holz gebärt die Flamme;  
Der Körper nährt den Geist:  
Die Grundkraft aller Kräfte  
Im ew'gen Weltall freit.

## Georg Heß.

Am 28. September 1852 zu Pfungstadt bei Darmstadt geboren, verwaiste er früh und hatte infolge dessen eine schwere Jugend durchzumachen. Im Jahre 1850 wanderte er nach den Ver. Staaten aus, wo er als Holzschnitzer Arbeit fand. 1857 ging er nach München, um die Bildhauerei gründlich zu studieren. Nach sechsjährigem Studium kehrte er nach New York zurück und etablierte sich als Bildhauer; doch hatte er stets mit vielen Sorgen zu kämpfen. Schon früh versuchte er sich in lyrischen Gedichten; aber erst 1870 verschaffte er sich in weiteren Kreisen Beifall



durch das von ihm verfaßte allegorische Festspiel „Die Macht der Kunst“, welches in dem Kunstverein „Pallette“ mit großem Beifall aufgeführt wurde und welchem die Ehre zu Theil wurde als Extrabeilage in der Berliner Zeitschrift für Kunst „Dioskuren“ ganz abgedruckt zu werden. Seine lyrischen Gedichte erschienen zerstreut in deutschen und deutsch-amerikanischen Zeitschriften. 1877 begab er sich nach seinem Geburtsort, wo er unseres Wissens noch heute lebt.

„Eipman Jaidel und sein Sohn Manasser auf Columbia's Jubelfeste“, New York 1876.  
„Kirchweihfreuden“, humoristische Dichtung in hessischer Mundart, 1878.

### K a t h e n w e i s e h e i t.

Saß die fluge graue Kage  
Auf der blonden Dirne Schooß,  
Wacker spannen sie drauf los,  
Dirne träumt von ihrem Schätze.

Sprach die fluge graue Kage:  
„Küßst du von ihm dich fangen,  
Sind von deinen Rosenwangen  
Dust und Schönheit bald vergangen!“

Sprach die Dirne: „falsche Kage!  
Mag er immer mich umgarnen!  
Will die Kleinen Mänslein warnen,  
Warnen will ich Schwalb' und Spaze!“

Sprach sie drauf: „Von Schwalb' und Spaze  
Und vom Mänslein muß ich leben,  
Schaz liebts sechs noch daneben,  
Spazjeng bist du deinem Schätze.“

„Ei, du grausam list'ge Kage!  
Ei, wie mag arm Mänslein fühlen,  
Wartest du es erst mit Spielen,  
Eh' es tödtet deine Kage!“

„Ei, du blinde Maieblüthe!  
Ist dein Schaz des Spieles müde,  
Geht erst recht dein Elend an!  
Spaz und Maus sind besser dran!“

Also sprach die fluge Kage,  
Gar betroffen schwieg die Dirne,  
Erst legt sich's um ihre Stierne,  
Gab den Abschied ihrem Schätze.

### E n t s a g e n.

Du sprachst es ans, daß wir uns trennen müssen —  
Woblan, es sei!

Ich bin zu stolz, den Staub vor dir zu küssen —  
Geh', du bist frei!

Wer immerhin dich an den Busen drückt,  
Ich jürne nicht! Geliebte, sei beglückt!

Wohl braucht es Kraft, das Herbe zu ertragen —  
Nichts ist zu schwer!

Ich hab' gelernt, dem Liebsten zu entsagen —  
Mich trägt nichts mehr!

Wie hoch der Baum sich in den Aether hub,  
Ich sah den Feind, der an der Wurzel grub!

### A m K r a n k e n l a g e r.

Am Krankenlager saß ich traurig still  
Und blickte an die Duld' ein unerwandt,  
Umfaßt hielt ich die fieberglühh'nde Hand  
Und fühlte, was ich nie ihr sagen will.

Auf ferner Wandrung war ihr Geiße — sie sprach  
Von einer Lieblingsblume wehmüthvoll,  
Worans ihr süßer Duft entgegen quoll,  
Wis sie betäubt davor zusammenbrach.

Von ferneher nahte dumpf ein Tranerzeng,  
Sie hört erschreckt der Todentrommel Klang,  
Tief in die Kissen wühlt der Kopf sich bang,  
Am Zittern sah ich, wie das Herz ihr schlug.

War es der Tod, der um ihr Leben stritt?  
Ein Leben voller Hoffnung, reich an Leid!  
Verweile noch! es winkt die Rosenzeit  
Auch dir! Doch mußt du scheiden — nimm mich mit!

### G e n e s e n.

Wie bin ich so beglückt gewesen,  
Als du mir hent' am Arme hingst,  
Von schwerer Krankheit kaum genesen,  
Im Sonnenscheine dich ergingst.

Wohl nicht so leicht, nicht so geschäftig,  
Und alle Kraft hat es gebraucht,  
Doch hat die Märgluft, frisch und kräftig,  
In's Antlig Rosen dir gebauht.

Sei froh! Der Fez bringt seine Lieder,  
Und in die Rebe schießt der Saft,  
Vald runden voll sich deine Glieder  
Und mit der Schönheit kommt die Kraft.

Was quälst du dich mit Kleinen Sorgen?  
Wo ist der alte Uebermuth?  
Noch schwebt um dich der junge Morgen  
Und lustig schwimmt sich's mit der Gluth.

### D u n k l e G e w a l t e n.

Dunkle Gewalten  
Weben, gestalten  
Jedes Geschick.  
Lassen dem Einen  
Stene erscheinen:  
Strahlendes Glüd!

Kaßen den Andern  
Irrend durchwandern  
Freudlose Nacht,  
Ströme ihm schwellend,  
Neße ihm stellend,  
Flammenumjaßt.

Alle die Schmerzen  
fallen vom Herzen.  
Jedliche Noth,  
Alle die Trisal,  
Näthfel und Wierfal  
löset der Tod;  
Süden gesponnen,  
Werke begonnen  
Reißt er entzwei.

Wonne in Klage,  
Nächte zum Tage  
Wandelt er frei.

Kaß dich die Wirren  
Nimmer beirren,  
Ninge nach Licht!  
Liebe und lebe,  
Schaffe und strebe,  
Härme dich nicht! —  
Dunkle Gewalten  
Weben, gestalten,  
Erüben den Wind;  
Strachelnd zu fallen,  
Keinen von Allen  
Zwingt das Geschick.

## Philipp Haimbach.

Geboren am 12. September 1827 in Mannheim, widmete er sich dem Kaufmannsstande, wanderte 1851 nach New York aus und siedelte 1852 nach Philadelphia über, wo er heute noch als Kaufmann lebt.

„Ostrolenka“, Libretto, Philadelphia 1884. „Die Waise“, dramatisch-lyrische Dichtung in zwei Aufzügen, 1891 (im Manuscript). „Poetisches Tagebuch eines Ausgewanderten“, 1851 bis 1891 (im Manuscript).

### Der Blinde und sein Kind.

Auf feinerer Treppe, in Kälte und Wind,  
Da ruhet der Blinde und mit ihm sein Kind.

Wohl athmet der Arme im Aufhenden Licht,  
Doch Iris, die Strahlende, bringt es ihm nicht.

Das Antlitz der Tochter, die liebe Gestalt,  
Darf schauen er nimmer, — o Schicksalsgewalt!

Doch wonnig berührt ihn das lockige Haupt,  
Er streichelt die Wange, er betet und glaubt.

Er glaubt an den Himmel, der reich ihn bedacht  
Mit ihr, die so liebeich und treu ihn bewacht.

Die Augen des Kindes, so thaufrisch und rein,  
Sie wachen und träumen für ihn nur allein.

Als müht' es ersehen des Vaters Gesicht,  
So leuchtet das seine, — o heiliges Licht!

### Auf dem Meere.

#### I.

Erhabnes Meer! dem Erdball tren zur Seite,  
Sei mir begrüßt, du meiner Träume Wild!  
Wie dehnt die Hoffnung sich mit dir in's Weite!  
Doch wird sie je auch meiner Sehnsucht Schild?!

Des Herzens Wünsche sind wie deine Wellen,  
Du unerhöflich Meer! so ohne Zahl;  
Sie überfüren sich, um zu zerfallen  
Und zu vermehren noch der Sehnsucht Qual.

#### II.

Mächtig, herrlich, hoch erbrantet  
Meer's erregter Wogenschwalm,  
Was tief unten aber hauset,  
Kündet keines Echos Schall.

So die Leidenschaften gähren  
In der tiefbewegten Brust,  
Doch das innerste Begehren  
Ist den Andern nicht bewußt.

#### III.

Glück perheißend, fährt der Dampfer  
Durch des Meeres transe fluth,  
Und der Mensch, im fähnen Wagen,  
Fürchtet nicht des Sturmes Wuth.

Ueberwunden ist für immer  
Ozeans gewalt'ge Macht:  
Ruderwerk und Compaß führen  
Sicher, wenn die Vorsicht wacht.

Magst du noch so wild erbraunen,  
Stolzes Meer! du wirst befiegt!  
Ha! wie die gebrochenen Wellen  
Im Triumph das Schiff durchfliegt.

Ob sie schäumen, ob sie klagen  
Und der Sturm auch grimmig kreist:  
Auf und über Meereswogen  
Geht des Menschen harter Geist.

IV.

Der Himmel hoch, das Meer so weit  
Und wie in Eins zerfloßen!  
Der Sonne Licht in goldner Pracht  
Darüber ausgegossen!

Und mitten drin das Menschenberg  
Mit seinem Lieben, Haßen:  
So klein es ist, doch groß genug,  
Das Alles zu umfassen!

V.

Meeresstille.

Ich ruhte zur Mittagsstunde  
Und sah in die stille Gluth,  
Mit der sich weit in der Kunde  
Verschmolz der Sonne Gluth;  
Mir war's, als ob ein Löwen  
Herauf zum Herzen drang,  
Ein Lied vom Ewig-Schönen:  
Der Liebe Hochgefang!

Und zu dem Liebesleben  
Der bildenden Natur  
Sah ich mit freud'gem Weben  
Auf's Neue lichte Spur:  
Das heitre Spiel der Wellen  
Im tosenden Sonnenschein,  
Der fische muntres Schnellen, —  
Welch stillvergnügte Sein!

VI.

Das Sclavenschiff.

Die Nacht war schwarz, der Mond verbüllt;  
Der Sturmwind heulte schaurig, —  
Mir war das Herz von Gram erfüllt,  
Wohi' nicht, warum so traurig.

Mein Ohr vernahm ein Ansehöhn,  
Dazwischen Kettenklirren  
Und, wider als des Sturms Getön,  
Ein Toben und ein Schwirren.

Ich sprang entsetzt vom Lager auf,  
Doch konnt' ich nichts entdecken;  
Das Schiff verfolgte seinen Kanf,  
Mich aber bannte Schrecken.

Der Sturm verhallt; die Nacht entsetzt,  
Nicht meine Angst und Sorgen,  
Und daß ein Wahn mich nicht getünstelt,  
Erfuhr ich bald am Morgen.

Auf mein Befragen ward Bescheid  
Vom Schiffsvoll mit mir Sagen:  
„Ein Schiff mit Sclaven, nun befreit,  
Verschlang des Meeres Nachen!“

O Schmach der Freien: Sclaverei!  
Du Urquell alles Bösen,  
Kann nur des Sturmes Tyranni  
Von deinem Gluch erlösen?!

VII.

„Land!“

Als ob an Edens Schwelle,  
Wo jedes Reid verhallt,  
So glänzt das Auge helle,  
Wenn „Land!“ im Kreis erschallt.

Wie oft in trüber Stunde  
Ein gutes Wort genügt,  
Ein Wort aus liebem Munde,  
Das Manches besser fügt:

So dieses Rufes Schallen:  
„Land! Land!“ — der Anbe Pübl —  
Weckt plötzlich in uns Allen  
Der Freude Hochgefühl.

Durch die erstarrten Glieder  
Strömt neue Lebensgluth,  
Die Hoffnung lebret wieder  
Und mit ihr Kraft und Muth.

Es strahlt die nahe Küste  
In wundervollem Glanz:  
Für großen Wasserwüste  
Ein ewig-frischer Kranz.

Das Auge schaut hinüber  
Bewegt und unerwandt;  
Die Küste winkt herüber, —  
Gegrüßt sei, theures Land!

## Friedrich Grill.

Er wurde in Kusel in der bairischen Rheinpfalz am 25. Februar 1858 geboren. Sein Vater, ein angesehenener Kaufmann, siedelte später nach Zweibrücken über, wo Grill seine Studien auf dem dortigen Gymnasium fortsetzte, um sich erentuell für den Beruf der Jurisprudenz vorzubereiten. Der Entschluß des Vaters, dessen höchst liberale Tendenz seinem Geschäfte bedeutend

Eintrag gethan, mit seiner Familie nach Amerika auszuwandern, zerbrach die Lebenspläne des fast 16jährigen Jünglings, und in Gesellschaft seiner Familie langte er am 13. Februar 1834 in New York an, worauf der Vater in wenigen Tagen sich in Philadelphia dauernd niederließ. Grill betrat hier die kommerzielle Kaufbahn. Im Jahre 1862 trat er als Offizier in das dritte Pennsylvania Artillerie-Regiment und diente in der Armee des James, unter Butler und Andern, bis an das Ende des Krieges. Nach dem Schluß des letzteren kehrte er nach Philadelphia zurück, wo er seitdem geschäftlich thätig ist. Ein Band seiner gesammten Gedichte wird im Laufe dieses Jahres im Verlage von Jaganz Kohler, in Philadelphia, seine Erscheinung machen.

### A m e r i k a.

Amerika! du Wunderland,  
Der Völler Preis und Ehre,  
Dich hat gepflanzt des Herren Hand  
In's weite Reich der Meere;  
Ein Schutzwall gegen Fürstentum  
Und Slaventhum und Söldner Fluch.

Amerika! du Bürgerland  
Der Ordnung und Geseze;  
Wo unbekannt der Kästenstand  
Und fremd des Glaubens Hege;  
Wo Freiheit, Gleichheit existirt  
Und Brudersliebe sanft regiert.

Amerika! du Gartenland,  
Du Land von Glück und Segen,  
Der Menschheit gnädigt hergesandt,  
Wie Himmelsthan und Regen;  
Wo unverfügt ein jeder Mann  
Des Fleißes Frucht genießen kann.

Amerika! du Zustuchtsland  
Der Armen und Bedrückten,  
Wo ich die neue Heimath fand  
Und Seelen, die entzückten;  
Das meiner Lieben Wiege war,  
Gelobet seist du immerdar!

### A u f U r l a u b.

Der Neumond blühet heiter;  
Die Nacht ist klar und kalt.  
Ein einsam stiller Reiter,  
Reit' ich im dunklen Wald.

Ich kreuz' manch öde Trakte,  
Des Wegs manch' breiten Furt,  
Mit rasselnd härem Takte,  
Mein Säbel schlägt den Gurt. —

Nun ist der Mond versunken,  
Und finster Wald und Flur.  
Ich schau' die hellen Funken  
In meines Rosses Spur.

Was deut' das Rascheln, Rauschen,  
Dort drüben aus dem Moor?  
Ich halte still, zu lauschen;  
Mein Rapppe spigt das Ohr.

In fremdem Feindeslande,  
In schwarzer Waldesnacht —  
Ist's der Guerilla Bande,  
Die lauernd mich nmwacht?

Nein, nur des Sturmes Brausen,  
Das ferne Rnd der Welt. —  
Im Raub des Windes Saufen  
Hat dir den Sinn beührt. —

Jetzt ruht mir die Vedette,  
Die Hand barst am Gewehr.  
Bald reit' ich durch die Kette  
Der Wachen froh daher.

Schon schau' ich Northown's Fahne  
Im frühen Morgenroth;  
Und dort an Wertes Pläne  
Ein fahrberaites Boot.

Bald wird die Fluth zerrieben  
In meines Dampfes Pfad;  
Bald grüß' ich meine Lieben  
In Norfolk's ferner Stadt.

### Das Märzvöglein.

Du armer kleiner Sängler, wer  
Hat dich so früh hierhergesandt,  
Wo wolkentrüb' und blüthenleer  
Das unwirthbare nord'sche Land?

Nach auf den Bergen liegt der Schnee;  
In Eis gebunden, fließt der Bach;  
Doch von bereiften Asten Höh'  
Knist' du den stillen Morgen mach.

Das klingt so zart und wundersieh,  
So Schmerzhaft kühlend und verzagt,  
Als wär' dem bösen Wandertrieb  
Das bitterchwere Koos geklagt.

Viel Willkommen deinem Trillerfang;  
In Wehmuthslust laufst du dir zu.  
Bald kommt der holde Fez entlang,  
Und erster Vöte sein bist du.

## Oswald Seidensticker.

Geboren 1825 zu Göttingen als Sohn des Advokaten Friedr. C. Th. S., welcher 1845 nach fast 15jähriger Kerkerhaft (wegen seiner Betheligung an den Unruhen 1831) nach Amerika begnadigt wurde und sich in Philadelphia der Journalistik widmete bis zu seinem Tode 1862, studierte er von 1843 bis 1846 Philosophie, folgte 1846 seinem Vater nach Philadelphia, war erst Lehrer bei Boston, und bekleidet seit 1867 die Professur der deutschen Sprache an der Universität von Pennsylvania zu Philadelphia. Er ist neben Friedrich Kapp der bedeutendste deutsche Geschichtsforscher unseres Landes, und seine im „Deutschen Pionier“, in Rattermann's „Deutsch-amerikanischem Magazin“ und im Pennsylvania „Magazine of History“ veröffentlichten Arbeiten über die Geschichte des Deutschthums der Ver. Staaten und namentlich in Pennsylvanien gehören zu dem Werthvollsten, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

„Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien von 1764—1876“, Philadelphia 1876. „Ephrata. Eine amerikanische Klostergeschichte“, Separatdruck aus dem Pionier, Cincinnati 1885. „Erste deutsche Einwanderung in Amerika“, Philadelphia 1885. „Geschichte des Männerchors“, Philadelphia 1885. „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte“, New York 1886. „Festgruß zu Dr. Constantin Hering's achtzigstem Geburtstage“, Philadelphia 1880; 2. Auflage 1890.

### Der Student.

An der Mappe,  
An der Kappe  
Kennst man den Studenten schon.  
Stolzen Ganges,  
Frohen Sanges  
Stümt der junge Masenföhn.  
Frisch, fromm, fröhlich, frei!  
Heißt die Estanei,  
Und der Constantin ist auch dabei.

Hört sie lärmten,  
Seht sie schwärmen,  
Und bei lustigem Gesang  
Mit einander  
Salamänder  
Reiben nach dem Biercomment.  
Frisch, fromm, frei und froh  
Lebt der Studio,  
Semper est in dulci júbilo.

Nach dem Scherzen  
Flammt der Herzen  
Heil'ge Gluth im Lied empor:  
„Alles schweige,  
Jeder neige  
Ernstern Könen nun sein Ohr.“  
Hoch das Vaterland!  
Schwert in freier Hand!  
Hoch des Vorfürhen schwarz-roth-goldnes Band!

Doch zu Hause  
Ju der Klausur  
Wird mit aller Macht studiert,  
Den Systemen  
Und Problemen  
Scharf und gründlich nachgeprüft,  
Und auch der Student,  
Der sich Wissen\* nennt,  
Nächtens seine treue Lampe brennt.

Ohn' Ermatten,  
Ohn' Erfatten  
Er am Vorn des Wissens trinkt.  
Muthig ringend,  
Vorwärts dringend  
Nach dem Ziel, das leuchtend winkt.  
Einig hohe Kraft  
Deutscher Wissenschaft,  
Wie ist doch dein Ruf so zauberhaft!

### Die Weihe.

Nun, Freunde, möchtet ihr wohl wissen,  
Wesh sich der Constantin bekümmen;  
War es das Recht, Philosophie,  
War's leider gar Theologie?  
Drauf ist die Antwort: Nein, o nein!  
Sein Horizont muß weiter sein.  
Ihr wißt, der Kaiser Constantin —  
Den Großen nennt man ja auch ihn —  
War lange mit sich selbst in Streit,  
Was besser sei, Christ oder Heide,

\* Wissen war Dr. Seeling's Stubentennamen.

Da stieg an einem Schlachttage,  
Als zur Entscheidung drängt die Frage.  
Ein großes Kreuz am Himmel auf,  
„In hoc signo vinces“ darauf.  
Nun hört, auch unsern Constantin  
Ein Himmelszeichen einst erschien,  
Als Weiser auf dem Lebensgange.  
Das war — erschreckt nicht — eine Schlange,  
Friedlich gewunden um den Stab  
Des Doctorfreundes Aesculap.  
„In diesem Zeichen sollst du siegen!“  
So hat die Heilkunst er gewählt  
Und sich für's Leben unvermählt,  
Um den geplagten Menschenkindern  
Des Siechthums alten Fluch zu mindern,  
Zu hüten der Gefundheit Hort  
Mit weisem Rath, in Schritt und Wort.  
Und schon begann es ihm zu ahnen,  
Dah' auf noch unbetretenen Bahnen  
Ein neues Reich der Arznei  
Für den Entdecker offen sei.  
Denn schöpfte er aus allen Lehren,  
Um seinen Wissenschaft zu wehren,  
Durch Hören, Sehen und Versuch,  
Aus Pergamentschrift und aus Buch  
Sich zu verschaffen alle Sichter,  
War nie ein Menschenkind erpicht.

Einst hatte er bis Mitternacht  
Bei einem folio gewacht,  
Und war dann bei dem alten Schenken  
In Morpheus sanften Arm gesunken.  
Kann hat das Auge er geschlossen,  
Da kam ein Lichtglanz angeschossen  
Und füllte das bescheidne Zimmer  
Mit einem sanften Rosafimmer.  
Der kam von einer Frauenshaar,  
Die dort hereingeflogen war,  
Ob aus der Himmelsregion,  
Ob aus der vierten Dimension\*  
Der uns noch unbegriffnen Welt,  
Das bleibe jetzt dabin gestellt.  
Genug, sie waren, wie das üblich  
Bei solchen Wesen, hold und lieblich,  
Mit Attributen ausgestattet  
Und mythologisch costümiert.  
Aus dieser Gruppe weist Frauen  
Trat eine vor, grad wie gebahnen  
Aus Marmorstein, schön, aber kalt,  
Von übermächtiger Gestalt.  
Ihr Schild erglänzte von Kryhallen,  
Metalloiden und Metallen;  
Die Wlispitale in der Hand,†  
Sprach sie zum Jüngling hingewandt:  
„Die Elemente sind mein Reich  
In Erd- und Sternwelt zugleich.

\* Die sogenannte vierte Dimension (speciellere Mathematik) wurde bei Dr. Qering zuerst lebhaft und scharfgeblendet.

† Dr. Qering war der Ansicht, daß die Bahn des Welkes eine Spitze sei, die sich auf den Hintergrund des Himmels als Licht projicire.

Der Stoff gehört mir und die Kraft,  
Vorans der Geist das Weltall schafft;  
Denn Alles, was in's Leben dringt,  
Aus meinem dunklen Schooß entspringt,  
Und in mir find trotz alles Scheins,  
Bewegung, Wlitz und Wärme Eins.  
Wer da will wandeln forschend wege,  
Der schreite erst durch mein Gehöge.  
Dem Arzte aber, der mich kennt,  
Erstlich ich manches Element,  
Das herrlich wirkt, selbst bei den Kranken,  
Die schon am Grabesrande wanken.  
Dann prüfe Jod, Fluor, Bromin,  
Auch Lithium, Tellur, Platin,  
Und achte es als einen Frevel,  
Wer Antimon verkennt und Schwefel.\*  
Eritt in mein Reich entschlossen ein,  
Du sollst bei mir willkommen sein.“

Nun schritt die zweite Nyndin vor,  
Verkränzt mit Laub und Blumenflor.  
In ihrer Hand der große Strauß  
Nahm sich etwas botanisch aus,  
Denn hatt der Nelke und der Rose  
Enthielt er Vörlapp, herbhitzelose,  
Nachtschatten, Sumach, Puffstille,  
Wolfskirche, Eisenhut, Camille.  
Sie sprach: „In meine Hand gegeben  
Ist der Gewächse süßes Leben,  
Geheimnißvoll bei Tageshelle  
Entsteht es in der kleinen Zelle.  
Sieh hin, mein Zauberstab verleiht  
Der Erde ihr lebendig Kleid;  
Den Myrtenzweig geb' ich den Bräuten  
Und Senfelsdreck den Pharmaceuten,  
Mundvorrath aller Creatur,  
Doch edlen Wein den Menschen nur.  
Und wenn der Mensch ist siech und krank,  
Da weiß er wiederum mir Dank;  
Nimmt er aus mir doch seine besten  
Specifica und Polydrenen,  
Was würde, wäre ich nicht da,  
Aus der Materia medica?  
Darum, mein Sohn, geh in den Garten,  
Wo Urt- und Nieswurz deiner warten,  
Und mache liebend dich vertraut  
Mit Ipecac und Wilsenkrant;  
Denn Unkraut ist kein Kirum Earum,  
Erprob' es am gekleckten Arum.†  
Leb wohl und lebst du bei mir ein,  
So will ich deine Freundin sein.“

Die dritte Frau mit raschem Schritt  
Zieht vorwärts zu dem Jüngling tritt,  
Besetzt von frischem Lebensdrange,  
Geurig das Auge, roth die Wangen.

\* Unter den von Dr. Qering gepflanzten inorganischen Körpern befinden sich die hier genannten.

† Das Arum maculatum war die erste von Dr. Qering gepflanzte Pflanze.

Als der lebend'gen Schöpfung Bild,  
führt sie ein Berg in ihrem Schild.  
Sie sagte: „Meinem Scepter beugt  
Sich Alles, was da freudt und leidet,  
Was wandelt, wasfchelt, hüpfet und flimmt,  
Was zappelt, krabbelt, schlüpft und schwimmt.  
Ich mache, daß die Pulse schlagen,  
Den Leib die Glieder vorwärts tragen,  
Der Magen, was er kann, verdaut,  
Das Ohr vernimmt, das Auge schaut.  
Kurz, alle sinnliche Erfahrung  
Verdaukt man meiner Offenbarung.  
Nuch hab' ich einen Aereenzwirn  
Gefnält zum menschlichen Gehirn,  
Worin die ganze liebe Welt  
Als Vorstellung und Wille fällt.\*  
Mein junger Freund, du wirst gebeten,  
In mein Museum einzutreten,  
Das diese weite Erde deckt,  
Vom Gletscher bis zum Pol sich streckt,  
Gefüllt mit allerlei Gethieren,  
Die frei darin herumspazieren.  
Erforsche, wie sich in der Welt  
Ein Thier zum andern verhält,  
Nur nicht nach leeren Hypothesen  
Versuche Räthsel anzulösen,  
Die weit geheimnißvoller sind  
Als je geahnt ein Menschenkind.  
Doch fehlt es dir an einem Saden  
Durch dieses Reich von Myriaden  
Verwandter Formen — welche Serie  
Vom homo sapiens zur Vakterie! —  
So achte auf das Rechts und Links,  
Das Oben, Unten eines Dings.†  
Und nun noch Eins. Wer es versteht,  
Selbst aus dem thierischen Secret  
Den edlen Beistoff zu bereiten,  
Und gegen Tod mit Gift zu streiten,  
Der ist der rechte Hülfbringer  
Und Aesculap's bewährter Jünger.  
Erwäge wohl dies Wort: Vergiß  
Nicht *Wien* g'ift und *Laetis*!“

Sie wich zurück und aus dem Chor  
Trat eine Andere hervor,  
Höchst würdevoll und dennoch mild,  
Holdselig wie ein Engelsbild.  
Man bräunte nrr auf sie zu schauen,  
Um Muth zu schöpfen und Vertrauen.  
Sie trug als Genies der Arznei  
Das schlichte Kräutlein Wohlverleith. ‡  
Die hat dem Jüngling, tief bewegt,  
Die sanfte Hand auf's Haupt gelegt,

\* Anspielung auf Schopenhauer's „Die Welt als Vorstellung und Wille“, ein von Tr. Dering gern gelesenes und öfters zur Sprache gebrachtes Werk.

† Tr. Dering hatte über die Glassirierung der Thiere eigene Ansichten, wobei er auf die Nöthigung der Hauptsteeen viel Gewicht legte.

‡ Wickenstall und Schlangenstall gehören zu den von Tr. Dering gepriesenen thierischen Tzotten.

§ Wohlverleith ist ein deutscher Name für Arnicu.

Und sprach: „Auf deinem Lebenspfade  
Begleite dich des Himmels Gnade.  
Das Gute fördere, wo du bist,  
Und bildest, wo noch zu helfen ist,  
Und bane aus mit aller Kraft  
Des heiligen Kunst und Wissenschaft.  
Ich segne dich: ein lauges Leben  
Und starken Geist will ich dir geben,  
Nuch deine Arbeit soll gedeihn  
Und herrlich deine Ernte sein.  
Auf neuen Wegen wirst du wandeln,  
Wo's gilt zu wirken und zu handeln,  
Dem Widersacher Trost zu bieten,  
Den Hört mit scharrem Kampf zu hüten,  
Dach harte selbne Bahn zu brechen,  
Und Wahrheit ohne Furcht zu sprechen.  
Zum Abschied ruf ich dir den Gruf:  
Similia similibus.  
Was dieses schwere Wort bedente,  
Kann ich dir nicht verfühden heute.  
Doch lange Zeit wird nicht vergehn,  
So soll's in Klarheit vor dir stehn.  
Nimm dieses Kraut. Sein Name sei  
fortan dein Wahrpruch: Wohlverleith!“

Nun kam die letzte der Gestalten,  
Der großen geistigen Gewalten,  
Die in der stillen Mitternacht  
Dem Jüngling ihren Gruf gebracht.  
Den Schweitern war sie gleich an Adel,  
Ihr Antlig lieblich, ohne Adal,  
Mit Huld und Namath angethan,  
Die alle Herzen gleich gewann.  
Und als sie vortrat aus dem Kreife,  
Sprach sie in feierlicher Weise:\*

„Als Genies dich zu begleiten,  
Sei meinen Schweitern gern gegönnt,  
Sie werden dich auf Wege leiten,  
Die jeder Mund mit Ehrfurcht nennt.  
Doch giebt's noch andre Herrlichkeiten,  
Die ihre Sauber macht nicht kennt.  
Wer nicht der Kunst sein Herz erschlossen,  
Hat halb sein Leben nur genossen.

Nimm diesen Schlüssel, der die Spähre  
Des Wohlklangs dir eröffnen soll,  
Er führt dich aus der Welt der Schwere  
In's Geisterreich von Dur und Moll.  
Fühlst du im Herzen eine Keere,  
fran Musica macht's wieder voll  
Mit wunserreichen Symphonien  
Und Liedern, die zum Himmel ziehen.

Den Eintritt in die Welt der Dichter  
Verküpft der zweite Schlüssel dir,  
Welch eine Vista heller Lichter  
Aus aller Zeit! Homer, Schafespeare

\* Die folgenden Strophen erinnern an Tr. Dering's innige,  
nte erhaltende Liebe zu den höchsten Künsten.

Und Schiller, Goethe, Jean Paul Richter,  
Nebst vielen Andern siehst du hier.  
Das Edelste im Dichterfange  
Durchzitter dich im Wiederklange.

Und dieser Talisman erhebe  
Zum ewig Schönen dir das Herz,  
Sei es der Dom in fähner Schwelge,  
Spitzbogen wölbend himmelwärts,\*  
Sei's, daß die Form sich schön belebe  
In Farben, Marmor oder Erz,  
Du sollst in ihr Geheimniß dringen  
Und selbst Apoll als Zeugen bringen.†

\* Dr. Dering war begeistert für die gotische Baukunst und hatte das lebhafteste Interesse am Ausbau des Kölner Doms.

† Anspielung auf Dr. Dering's erklärtes Verdict über die Statue des Apoll zu Sarcotoneo.

Nun lebe wohl! Der reiche Segen,  
Den du empfängst aus unsrer Hand,  
Wird dir auf deinen Lebenswegen  
Treu bleiben wie ein Götterpfand,  
Und Wissensdrang in dir erregen,  
Bis du den innern Sinn erkannst,  
Der hinter der Erscheinung Gleichniß  
Sich birgt als geistiges Ereigniß.\*\*

Also sprach das göttliche Weib und trat zu den  
Schwestern.  
Langsam stieg das lichte Gewölz, worin sie gekommen,  
Und entrafte sie alle. Da lag im Dunkel der Jüngling.  
Nun erwacht' er. Doch was er gehört und was er ge-  
schauet,  
Nlieb als währendes Bild in seiner Seele gesammelt,  
Bis das himmlische Wort der Verheißung wurde Er-  
füllung.

\* Dr. Dering blühte den Lehren G. Swedenborg's bel.

## Ferdinand Moras.

Geboren 1821 in Dovern, Regierungsbezirk Aachen, Rheinpreußen, besuchte er das Gymnasium zu München-Gladbach, erlernte dann in Elberfeld die Lithographie, hielt sich später in Düsseldorf auf, wo er auch seinen Militärdienst leistete, und ging 1844 auf Reisen. Als Lithograph war er thätig in Vervier und anderen Plätzen Belgiens, dann in Paris, Glasgow, Edinburgh und zuletzt in London. Im Jahre 1854 kam er nach Philadelphia, wo er ein Lithographiegeschäft gründete, welchem er jetzt noch vorsteht.

„Gedichte und Randzeichnungen“, Philadelphia 1882.

### Wald, Meer und Sternenhcer.

Ich liebe den Wald, die einsame Stille,  
Die rauschende, wogende Laubesfülle  
Von mächtigen Eichen, die von den Reben  
So liebend umschlingen himmelwärts streben.

Wo tief aus der Erde treibendem Schooße  
Sich winden die Ranken, und schwellende Moose  
Sich bilden an Steinen, den altersgrauen,  
Wo sie mit farbigem Schmuck die rauhen,  
Verwitterten, massigen Wände umgeben  
Und sich zu weichen Teppichen weben:  
Da pfleg' ich zu ruhen und stille zu lauschen  
Geheimnißvollem, gedämpfitem Rauschen,  
Dem Wind, wie er die Wipfel durchfährt  
Im wunderbaren Waldeskonzert;  
Dem Summen, dem Zirpen, so eifrig und lüftern;  
Der fallenden Blätter heimlichem Flüstern;  
Dem Rieseln und dem Geplätscher von schnellen,  
Geschwätzig murrenden, rastlosen Quellen;

Und ringsum hoch in den Zweigen dem Klang  
Von hellem Lockruf und Wettgesang.  
Ich athme mit Wonne den würzigen Duft,  
Die frische, kräftige Waldesluft;  
Mir ist, als sänd ich der Heimath Spur  
Im schattigen Hause der Mutter Natur,  
Denn zieht mich zur Waldluft ein süßes Sehnen,  
Sie lindert der Seele Verstimmung — wie Thränen.

Ich liebe das Meer, die brandenden Wogen,  
Die Salzlust, die wilden, in schäumenden Vogen  
Sich brechenden Wellen, den donnernden Klang,  
Des Ozeans ewigen Hochgesang!

Das Auge, mit süßem Entzücken schweigt  
Auf endloser Fläche, und träumerisch streift  
Es fern des Horizonts Raum, wo Segel  
Wie Schwäne hinziehen und freisende Vögel,  
Im Nether sich wiegend auf lustigen Schwingen,  
Ihr heißeres Lied dem Ozean singen.  
Es füllet sich stille die Phantasie



Mit jener wunderbaren Magie  
Der Sagen der Vorzeit, — mit Meeresflängen  
Von leuchtenden Perlen, Sirenenflängen,  
Von holden Gehalten mit zaubrischen Blicken,  
Von Stürmen und Klippen, von Ozeans Lücken;  
Ein buntes Gewebe, voll Weh und voll Freud',  
Von jauchzender Lust und von Herzleid.  
Gewaltiges Meer! trotz Grausen und Schrecken  
Die dunkel verhüllt dein schweigendes Becken,  
Wie dir entstieg die Schaumgeborene,  
Die Holde, den Menschen zur Wonne Erkerne,  
So bist du den Völkern der Erde das Band,  
Wodurch sie sich reichen die Bruderhand,  
Das, Länder umschlingend, auf ihren Wegen  
Sie trennt und vereiniget zu ihrem Segen.

Ich liebe die ruhige Sommernacht,  
In ihrer schönen, funkelnden Pracht.  
Und sinnend schaut das Auge so gerne  
Hinauf in das Heer der ewigen Sterne!

Kein Waldesrauschen, kein Wogendrang  
Ertönt von dort mit dumpfem Klang.  
So still, so fern die leuchtende Schaar,  
Und doch in des Auges Netza klar  
Erscheinet ihr Bild; — die Seele trägt,  
Auf innerstem Grunde ihr eingepägt,  
Ein abend Verlangen, das schwinget sich gerne  
Durch endlosen Raum zur lichten Ferne,  
Wo kreisende Welten sinken und steigen  
In ihrem gewaltigen, ewigen Reigen.  
Die wandernde Erde, bemerkbar kaum,  
Eine leuchtende Sphondel im ähnelnden Raum,  
Vollendet auch sie nach alter Weise  
Die vorgeschriebene, jährliche Reise.  
Wir reisen mit, wohin sie auch führe,  
Wir Menschen auf Erden als Passagiere;  
Mit allen Sorgen, mit Hoffen und Streben  
Am fragmentarischen, süchtigen Leben,  
Mit frommen Wünschen, unerfüllt,  
Und einem Sehnen, das nie gestillet;  
Mit Wauen von schönen, lustigen Plänen,  
In Freude, in Kummer, mit Lachen und Thränen  
Erfüllen im Leben wir wechselnd dies Hans,  
Bis endlich der Ruf kommt: „halt! steigt aus!“

Erhebend, läuternd, erfrischend, durchzieht  
Der schöne Dreiflang das Menschengemüth:  
Die Waldesluft, das Brausen des Meeres,  
Der Anblick des ewigen Sternenheeres.

### Des Kindes Auge.

Ein Strahlenquell,  
So leuchtend hell,  
So glänzend klar  
Und wunderbar,  
Woraus durch schattige Wimpern sonnig,  
Die Freude strahlet klar und sonnig.

Wenn auf uns schaut,  
So hold und traut,  
Im stillen Blick  
Des Kindes Blick,  
Dann zeigt im lieblichen Auge, mild,  
Die junge Seele ihr reines Bild.

Wer fein genannt  
Den Diamant,  
Der einft so klar,  
So leuchtend war,  
Der denket im stillen Schmerz noch gern  
An des theuren Auges erloschenen Stern.

### Am offenen Fenster.

Durch's offene Fenster schau ich gerne  
Des Abends auf zur lichten Ferne:  
Für Seite steht mir dann vom Rhein  
Das wohlgefüllte Glas mit Wein;  
Und denkend längt vergangener Dinge,  
Blas' rauchend ich die schönsten Ringe.

Des Randes Ring gerstet bald;  
Und Wein im Glase wird nicht alt —  
Der Rander selbst geht auch gemach  
Dem Wein und jenen Ringen nach.  
Es sitzen dann bei Mondschele  
Wohl Andre hier an seiner Stelle;  
Auch sie läßt bald der Strom der Zeit  
Surrück in der Vergangenheit:  
Doch werden dort in dunklen Höhen  
Unwandelbar die Sterne stehen.

### Der Kranz in dem Haare.

Der Frühling treibt das grüneude Reis,  
Das Mädchen tanzt auf der Haide,  
Es schwinget sich fröhlich und jubelnd im Kreis,  
Das Antlitz strahlet in Freude.  
Es hüpfet der Fuß, es pocht in der Brust,  
Es leuchten die Wangen von Jugend und Lust,  
Es leuchtet das Auge, das klar,  
Umschattet vom Kranz in dem Haare.

Zum Kirchlein waltet ein festlicher Zug,  
Die Hochzeit feiern sie heute,  
Wie glücklich die Jungfrau, wie wonnervoll schlug  
Ihr Herz an des Bräutigams Seite.  
Sie wandelt so träumerisch sinnend dahin  
Und selige Bilder umschweben den Sinn,  
So tritt sie jetzt hin zum Altare,  
Den bräutlichen Kranz in dem Haare.

Vom Thurne tönet ein Glöcklein herab,  
Es flaget so traurig heute,  
Es wartet im Kirchhof ein offenes Grab,  
Drum tönet das Sterbe-Geläute.  
Ach, sie ist geschieden aus Freude und Leid,  
Die liebliche Wonne, die betribe Maid,  
Wie liegt sie so bleich auf der Bahre  
Und wieder — den Kranz in dem Haare!

## Theodor Kirchhoff.

Theodor Kirchhoff, der „Dichter vom goldnen Thore“, wie ihn sein Freund Kara Giorg in der Biographie nennt, welche derselbe in der „Deutsch-amerikanischen Dichtung“ veröffentlichte und welcher wir hier zum Theil wörtlich folgen, wurde am 8. Januar 1828 zu Uetersen, Holstein, geboren. Sein Vater praktizierte dort als Advokat, ward nachher Bürgermeister in Kiel, langjähriger Abgeordneter in der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung und Mitglied des dänischen Reichsraths und wurde in Anbetracht seiner Verdienste zum Justiz- und Conferenzrath erhoben. Obwohl Kirchhoff seine Mutter — eine ausgezeichnete und feingebildete Frau — schon in seinem Knabenalter verlor, war doch der Familienkreis ein höchst anregender. Die Muses veredelten Geist und Gemüth, die Wissenschaften standen in hohen Ehren und die Kinder (zwei Söhne und zwei Töchter) lauschten mit verhaltenem Athem den gelehrten Erörterungen über die Tagesfragen, über Politik, Kunst und Wissenschaften, die der Vater mit den bei ihm vorprechenden Honoratioren des Städtchens zu halten liebte. Dazu kam, daß der Vater selbst hübsche Sonette schrieb. Was Wunder denn, daß der Sohn ein begeisterter Priester der Muses wurde? Wundervoll hat er die in seinem Vaterhause verlebten glücklichen Tage in dem Gedichte „Trübe Stunden“ geschildert.

„Wie so ganz anders war es doch  
Im väterlichen Haus,  
Auf Silberfüßen gingen dort  
Die Muses ein und aus.

Und dann die Abende voll Glanz,  
O, sie vergeß ich nie,  
Da stritten um den Vorrang sich  
Musik und Poesie.“

Seine spätere Erziehung erhielt Theodor auf dem Gymnasium zu Lübeck, wo er bei seinen Mitschülern schon als vielversprechender Lyriker galt, eine prophetische Ahnung, die sich so glänzend erfüllt hat. Nach bestandenen Abiturientenexamen besuchte er im Jahre 1847 die polytechnische Schule in der Welfenstadt Hannover, ließ sich aber beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges unter die Freischaaren anwerben, diente nachher als Eicutenant in der schleswig-holsteinischen Armee und nahm als solcher an allen Hauptgefechten Theil. Nach Beendigung des Krieges siedelte er nach den Ver. Staaten über, wohnte abwechselnd in St. Louis und Davenport und bereiste dann als Photograph das Mississippithal von Minnesota bis Louisiana bis zum Jahre 1854, als er bei einer Feuersbrunst in Holmesville seine ganze Habe verlor. Nun errichtete er mit einem Freunde ein gutzahlendes Vergnügungslokal in Myka, Miss., ging aber im Jahre 1859 nach Clarksville im nördlichen Texas und erwarb dort als Kaufmann ein ansehnliches Vermögen. Leider ruinierte der ausbrechende Bürgerkrieg sein blühendes Geschäft und er kehrte deshalb im Jahre 1862 über New Orleans, wo er der Belagerung der Stadt durch die Bundesstruppen als Augenzeuge bewohnte, nach der Heimath zurück. Dort hielt er sich abwechselnd bei seinem Bruder in Allona oder bei seinem Vater in Kiel auf und bereiste Deutschland, England, Schottland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr bemächtigte sich seiner ein unbezwinglicher Hang zum Dichten und im Verein mit seinem Bruder Christian verfaßte er den 1. Band der Gedichte, die später unter dem Titel „Adelpha“ erschienen. Im Frühjahr des folgenden Jahres (1865) nach den Ver. Staaten zurückgekehrt, reiste er von New York über Panama nach San Francisco und ließ sich in dem oregonischen Städtchen The Dalles nieder, wo er bald ein einträgliches Geschäft gründete. Hier schrieb er die ersten Skizzen für die Gartenlaube. Nach Beendigung des Bürgerkrieges reiste er durch Nicaragua nach New Orleans und hielt sich zum Ordnen früherer Geschäftsangelegenheiten bis zum Jahre 1867 im Süden auf. Von dort machte er die beschwerliche Stagerese nach Idaho, die er so drastisch in seinen Reisebildern beschrieben hat. Die folgenden Jahre verweilte er abwechselnd in den Goldminen von Idaho und Oregon und in The Dalles, bis er sich im Jahre 1869 dauernd in San Francisco niederließ und mit seinem früheren Compagnon ein Goldwaaren- und Juwelengeschäft engros etablierte. Als wohlhabender Mann zog er sich vor 6 Jahren aus demselben zurück, um sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen. Im Jahre 1883 und 1889



Theodor Kirchhoff.

unternahm er abermals eine Reise nach Europa, Deutschland, Italien und England einen Besuch abstattend, und im Winter 1888 auf 1889 verweilte er längere Zeit auf den Sandwichs-inseln. Für seine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit zeugt die große Zahl der von ihm veröffentlichten Werke.

In Gemeinschaft mit seinem Bruder Christian Kirchhoff: „Lieder des Krieges und der Liebe“, 1864. Desgleichen: „Adelpha“, Gedichte, 2 Bände, 1869—71. „Reisebilder und Skizzen aus Amerika“, 2 Bände, 1875—76. „Balladen und neue Gedichte“, 1883. „Californische Culturbilder“, 1886. „Eine Reise nach Hawaii“, Altona 1890. Zahlreiche Aufsätze und Gedichte aus seiner Feder enthalten die illustrierten Prachtwerke: „Nord-Amerika“ von Ernst v. Hesse-Wartegg; „Amerika in Wort und Bild“ von Friedrich von Hellwald; „Von Wunderland zu Wunderland“ von Rudolf Cronau; ebenfalls die folgenden Werke: „Die Pacific-Eisenbahn und Californien“ von Robert v. Schlagintweit; „Heimathgrüße aus Amerika“ und „Dornrosen“, herausgegeben von E. Steiger; „Die Doppel-Eiche“ (Anthologie schleswig-holsteinischer Dichter); „Erinnerungsblätter aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen“ u. s. w. u. s. w. Seit 1865 schrieb er zahlreiche Skizzen und ausführlichere kultur-historische und erzählende Aufsätze, Reiseschilderungen u. s. w. für die „Gartenlaube“, das „Ausland“, „Daheim“, „Deutsche Blätter“, das „Neue Blatt“, „Europa“, „Globus“, die „Gegenwart“, „Deutsch-amerikanische Monatshefte“, „New Yorker belletristisches Journal“, „Der Deutsche Pionier“ und „Deutsch-amerikanisches Magazin“ in Cincinnati, für californische Zeitungen u. s. w. Ein Theil dieser Beiträge wurde für die obengenannten Bücher in neuer Umarbeitung verwendet. Manche von seinen Arbeiten wurden in's Englische, französische und Schwedische überetzt. Das Pariser illustrierte Blatt „Le Tour du Monde“ brachte in einer Separatnummer eine gleichzeitig im „Globus“ erscheinende Beschreibung des Nofemite-Thales in Californien in Uebersetzung und reich illustriert. Viele Gedichte erschienen in deutsch-amerikanischen Blättern; außerdem schrieb er eine beträchtliche Anzahl Lieder für Singspiele und musikalisch-humoristische Unterhaltungen im Deutschen Verein in San Francisco. Gegenwärtig arbeitet er an einer größeren episch-lyrischen Dichtung „Hermann“, worin die Lebensschicksale eines Ausgewanderten veranschaulicht werden.

### Das Stille Meer.

(Vor Panama. An Bord des Dampfers „Constitution“.  
23. Mai 1863.)

Willkommen! du herrliches Stilles Meer,  
Von tropischer Fülle umgeben,  
Wo die schwellenden Wasser im Sonnenglanz,  
Die Wonne athmend sich heben,  
Wo klar sich spiegelt der Verge Kranz  
Im Schooße der Azurnogen,  
Und dunkelblau darüber sich wölbt  
Des südlichen Himmels Bogen.

Willkommen, du Golf von Panama,  
Mit den Inseln voll duftender Wälder,  
Wo am Fuße der grünen Hügel stehn  
Die rauschenden Zuckerrohfelder;  
Mit den alten Gemäuern so traumlich dort  
Im Schatten der Licosbäume,  
Wo die säuselnden Winde melodisch wehn  
Wie im Zauberlande der Träume.

Einft sah dich staunend, ein neues Meer,  
Der tropischen Urwelt Spiegel,  
Der Spanier, blühsüß im Panzerleid,  
Von des Jähsums schwellendem Hügel.

Nach Golde suchend irrte er weit  
Gen Weiten, gen Weiten immer;  
Auch mich verlockte vom Vaterland  
Des Westlands goldener Schimmer.

Ihr blanken Gewässer, tragt mich sacht  
Vom palmenumgürteten Strande,  
Von Neu-Granada's bläulichem Golf  
Zum californischen Lande;  
Wie der Waldstrom rauscht auf goldenem Sand  
Heber funkelnde Gelsenquadern,  
Und die felswand blüht, wie edles Gezein,  
Durchflochten von leuchtenden Adern.

Ihr südlichen Lüfte, wehet lind  
Und träuselt die blühsüßenden Wellen,  
Und laßt am schlank anfragenden Mast  
Die schneeigen Segel schnellen;  
Beskleunigt des Dampfers brausenden Lauf  
Auf des Weltmeers schäumenden Pfaden,  
Bis der rasselnde Anker vom Bord sich stürzt  
An des Goldenen Thors Gestaden.

Doch, darf ich's hoffen, daß Schicksals Günst  
Mir goldene Gaben bringe?  
Daß dort dem Kämpfer im fremden Land  
Der Wurf des Lebens gelinge?

Auf hohen Sierras irrt mein Fuß; —  
Ich denk' an Vaterlands' Freunden,  
Und werde die Segel, die heimwärts ziehn,  
Um den Gruß der Palmen beneiden.

Wenn dann dereinst mit fröhlichem Muth  
In die Heimath wieder ich kehre,  
Und mein jauchzender Kiel vom Goldland her  
Durchfurcht die schimmernden Meere:  
Da werd' ich begrüßen doppelt froh  
Auf's Neu' euch, schmeichelnde Gluthen,  
Und die Meilen zählen zum Vaterland  
Von des Jshmus sonnigen Gluthen.

Wenn die palmenumkränzten Inseln dann  
Aus den glänzenden Wellen steigen,  
Und die hohen Mästen im Sonnengold  
Wie freudetränkten sich neigen;  
Dann werd' ich rufen: „O säh' ich schon  
Die schattigen Nischenhallen,  
Und könnte lauschen im fühl'n Wald  
Den Trillern der Nachtigallen!“

Hinüber, hinüber zieht es mich  
Zur Heimath aus fernesten Weiten!  
Nicht fesseln der Süßsee Zauber mich  
Und die Himmel tropischer Breiten.  
Ihr düftenden Wälder lauchst nie  
Der Nachtigall Trilleraccorden,  
Und grüner als Palmen von Panama  
Sind die Nischenhaine im Norden.

### Spaziergang am Columbia.

Sanfte Abendlüfte säuseln  
Leise durch das Felsenthal,  
Und die blanken Wellen kräuseln  
Goldnen sich im Sonnenstrahl.

Klarer Strom in self'gen Engen  
Unter Uraweltstrümmern hier,  
Poesie mit Silberklängen  
Macht dich unvergeßlich mir.

In des Erdballs fernen Grenzen  
Kauschtest einsam du zum Meer;  
Keine moos'gen Burgen kränzen  
Deine Berge, öd' und leer;

Keine Ritterlagen leben,  
Ewig jung, an deinem Strand;  
Keine Märdengestirte schweben  
Träumerisch durch's weite Land.

Doch, du stolzen Namens Erde,  
Freien Landes jüngster Sohn,  
Daß dein Name nimmer sterbe,  
Regt der Zeitgeist' Wunder schon.

Eines neuen Weltreichs Pforten  
Oeffnest du zum Ozean:  
Aus der Wildniß' freunden Orten  
Goldbeladne Voten nah'n;

Stolze Feuerschiffe draussen  
Schätze tragend durch die Gluth;  
Schwarze Eisenroße laufen  
Hin am Strand, umsprüht von Gluth;

Städte wachsen aus der Erde;  
Taghell wird's in Urwalds Nacht:  
Freiheit spricht zur Schönheit: „Werde!“  
Und sie prangt in goldner Pracht.

Doch nicht immer sollst du wallen,  
Rhein vom neuen Continente,  
Zwischen stummen Felsenhallen,  
Die kein hoher Barde nennt.

Wenn der Jahre viel entronnen  
Und die Menschen stiller hier,  
Nacht von ew'ger Jugend Wronnen  
Wohl ein Dichterheros dir;

Korbeer um das Haupt gewunden,  
Hellen Augs, voll Himmelslicht,  
Der das Zauberwort gefunden,  
Das mit Götterzungen spricht:

„Laßt die goldenen Saiten kauschen,  
Daß mit ew'ger Lieber Klang  
Fels und Hochwald Grüße kauschen,  
Chäler, Flur und Bergeshang.“

Vin ich dann noch nicht vergessen,  
Der ich, fremd und unbekannt,  
Einst zu singen mich vermess'n  
Hier vom Rhein im goldenen Land:

Nicht den Kranz vom Korbeer leg:  
Auf das Grab mir, Wander, du:  
Pflück' ein Immergrün am Wege;  
Wirf ein loses Blatt mir zu!

### In Hotelzug auf der Pacific:

W a h n.  
(Wied. 1870.)

Wir spannten den eisernen Rappen vor,  
Auf Flügeln des Dampfes zu jagen  
Zweitausend Meilen vom goldenen Thor  
Zum Missouri, im glänzenden Wagen;  
Hoch unter den Wolken, im donnernden Zug,  
Durch endlose Wüsten, im tausenden Flug, —  
In vier gemessenen Tagen.

Ude, du herrlich grünende Flur,  
Ude, ihr frühlingsgeselle!  
Dich, Goldland, schmückte Mutter Natur  
Zu paradiesischem Wilde!  
Der Himmel, so tief, mit klarstem Blau,  
Die Küste im Winter sommerclau,  
Wie im Tropenlande so milde.

Hinan die Zierra in donnernder Fahrt!  
 Ihn schmaube, du muthiger Kenner! —  
 Ihr, die ihr in fremden Ländern war't,  
 Im Mont Ceuis und am Brenner,  
 Ihr dachtet, dort gäb' es in Wolfenhöh'n  
 Im Dampfzug Wanderzüge zu sehn; —  
 Jetzt sanftet, wachere Männer!

Wir kresen hinan, wie der Adler fliegt,  
 In schwindelnden Vergeshängen;  
 Unser Pfad über Brücken, thurmhoch, liegt,  
 Durch endlose Felsenengen;  
 Wir verspotten der mächt'gen Kaminen Gefrah  
 Unterm feinen Viertzigmeilen-Dach,  
 Bei der eisernen Räder Klängen.

Wir tafeln im fliegenden Speisepalast,  
 Wie kein König jemals geträumt.  
 Es eilen die Meilen, die Gläser gefaßt  
 Und den seltenen Wunsch nicht veräußert:  
 Aus goldenem Füllhorn schöpft uns dies  
 Das californische Paradies; —  
 „Ihm ein Hoch, da der Becker schäumet!“

In freisende Weite schweift der Blick  
 Beim Festmahl auf Dampfesflügeln.  
 Die Wälder, die Gipfel bleiben zurück  
 Und werden zu Wätschen und Hügeln.  
 Dort unten erglänzt es silberhell;  
 Der D o n n e r - S e e ist's mit klarer Well',  
 Drei riesige Wälder sich spiegeln.

Und kommt die Nacht, so kehren wir ein  
 In fliegende Schlafgemächer.  
 Was sämmert der Sturm uns! er brause drein  
 Und hagle an Scheiben und Dächern!  
 Wir hören auf donnernder Fahrt ihn kaum,  
 Auf der Windsbraut Flügeln; beim süßen Traum  
 Verhallt er schwächer und schwächer.

So sausen wir über Wolfenhöh'n.  
 Drauf traurige Wüstenfläthen  
 Und endlose Widnig. Wie ist's so schön,  
 Im Waggon von der Wüste zu sprechen,  
 Von den Emigranten der a l t e n Z e i t,  
 Von Indianern und blutigem Streit, —  
 Im „Hotelzug“ beim Schmausen und Hechen!

Friskauf, du Kappe, und spute dich schnell!  
 Zu des Salzsees reichem Gelände,  
 Des landumschlossenen Meeres Well';  
 Zu Weber's Schluchten dich wende.  
 H e i t a n s e n d M e i l e n, — du kennst den Weg  
 Durch Echo Canon's Felsenstieg,  
 Und die thurmhoch rothen Wändel!

Hinan der Felsengebirge Grat, —  
 Achttausend Fuß über dem Meere!  
 Hinunter auf tiefbedecktem Pfad, —  
 Durch der Ebenen endlose Keere!  
 Wir tragen ja des Jahrhunderts Geist,  
 Der auf Dampfesflügeln die Welt umkreist,  
 Mit uns vom Meere zum Meere!

## Der Goldmantel des Mount David. f o n .\*

Und wieder trägt sein Goldgewand  
 Der König der Berge im Silberland!

Sechs Jahre steht er im grauen Kleid,  
 Sein haarbiges Haupt wie mit Asche bestreut;

Dann liegen im festen Schlafe die Zwerg'  
 Auf silbernem Lager im tiefen Berg.

Doch wenn der Kenz zum siebenten Mal  
 Mit Blumen wandert durch Feld und Thal,

Geht leises Geflüster durch Vergesgrund,  
 Und es ruft durch die Felsen mit Geistermund:

„Wacht auf, ihr Schläfer, der Kenz hat gebracht  
 Dem König Nevada's die goldene Pracht!“

Da wurd's lebendig tief unten dort;  
 Die Zwerg'e erwachen und eilen fort,

Hinauf durch die Hallen, die Gänge schnell,  
 Wo die Felswand glimmert, von Silber hell,

Und in Massen liegt das edle Gestein  
 Und blinkt bei der Ampel zitterndem Schein.

Sie steigen aus kalter Erde Schaucht  
 Hinauf, wo die warme Sonne lacht,

Und begrüßen den Kenz, der in Jugendglanz  
 Geschmückt ist mit leuchtendem Blumenkranz.

Wie ein strahlender Regen fallen licht  
 Aus dem Kranze ihm goldige Blumen dicht;

Die halsden die Zwerg'e, geschwind, geschwind,  
 Wie sie gligierend und prangend flattern im Wind,

Und schmücken damit des Zwerges Höh'n,  
 Wie mit goldenem Mantel, zaub'rlich schön; —

Und königlich trägt er sein Goldgewand,  
 Der reichste der Berge im Silberland!

## Die Gräber am Donnersee.

Westwärts weiter geht die Jrsfahrt.  
 Abends sinkt in's Meer der Steppe  
 Roth die Sonne, der die Wolfen  
 Tragen ihre Purpurflecke.

\* Der 6500 Fuß hohe Mount Davidson im State Nevada, in dem die reichsten Silberminen der Welt, die der Comstock Berg, aber, liegen, ist, wie alle Berge in jener Gegend, an seinen Wänden nur eine Auhert kümmerliches und halb verborrte Vegetation, und gewährt einem touristen ein Bild. In jedem fliegenden Füllhorn erblühen glänzende goldgelbe Blumen auf ihm in leuchtende Nisse, bedecken den ganzen Berg und geben ihm unter den umliegenden den Namen und Gebirgsnamen abwärts ein gar prächtiges Bild. Im Jahre 1871 trug Mount Davidson wieder seinen Goldmantel.

Ophirs Fluren soll sie grüßen,  
Wo die Silberdome gipfeln,  
Wo die lauen Winde rauschen  
In der Kiefenbäume Wipfeln,  
Wo mit munterm Fuß die Wäde  
Durch die kühlen Caouos springen,  
Aus den Hängen der Sierra  
Goldnen Kies herniederbringen!  
Ach! Noch trennen Horizonte  
Sie von jenem wunderbaren  
Land des Hoffens, und es mehren  
Sich die Noth und die Gefahren.  
Keine schatt'gen Bäume wachsen  
Auf der immer leeren Fläche,  
Keine Quellen rieseln fröhlich  
Hin zum Schooße kühler Wäde.  
Müden Schrittes ziehn die Wanderer,  
Ohne Sang und heitre Rede,  
Jeder stumm das Seine denkend,  
Durch die sonnerbraunte Oede.  
Westers liegen Wagentrümmer  
Hart am Wege, und es bleichen  
Einfam Schädel und Skelette,  
Einer Mordthat Schamerzeichen.  
Jüngst erscholl hier das Gejauchze  
Von erbarmungslosen Wilden  
Und der Angststrei ihrer Opfer  
Auf zerstampften Wadgesiden.  
Kost'ge Wäder, die zerbrochen,  
Blutgetränkte Kleiderstehen  
Neden stumm von Grans und Kämpfen  
Und von höllischem Entsetzen.  
Schneller treiben sie die Stiere  
In dem Schreckensort vorüber,  
Und besorgte Wäde schweifen  
In die ferne. Wädelich! lieber  
Säh'n sie hundertaufend Visions  
Stürmend nah'n in schwarzen Wogen,  
Als der rothen Tenzel haufen  
Wild zu Noth, mit Pfeil und Bogen!

Doch ein guter Engel stüht sie  
Und verschleudert Angst und Grauen.  
Friedlich ziehn die Wanderer weiter.  
Schaut! Auf den maragdnen Auen  
Vau'n sich stolz die felsgebirge.  
Wie ein Wall mit Silberthürmen  
Scheinen sie im mächt'gen Vogen  
Dort die Ebenen zu schirmen.  
Abends färbt die Sonne rosig  
Jenes Demantwalls Conturen,  
Und an jedem Morgen steht er  
Kief'ger auf der Steppe fluren,  
Höber stets in Aethersbläue  
Mit den tausend Gipfeln ragend,  
Wolkenberge, lichtumflämert,  
Auf den eif'gen Schultern tragend.  
Auf die Lagerhätten blicket  
Nachts herab aus stiller Ferne,  
Winkend mit kryhallnem Feuer,  
Märchenhaft das Meer der Sterne.  
Ueber'm Thal des Susquehanna

Schimmerte im Lichterkranze  
Ferner Welten nie Orion  
So mit wunderbarem Glanze.  
Heller zeigen die Plejaden  
Hier des Aethers Demantkrone  
Wie ein Diadem von Sonnen  
Leuchtend an des Schöpfers Throne.  
Glänzender erscheint die Venus,  
Fürstin unterm Sterngefinkel,  
Prächtiger der goldne Wagen  
In des Weltraums blauem Dunkel;  
Und der Heerweg der Gestirne  
Flimmert an dem Himmelsbogen,  
Wie ein breites Band von Silber  
Um das Sirmament gezogen.

### Die Heldin von Husum.

(Eine wahre Begebenheit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

Die Nordsee liegt in fesseln von Eis,  
In stahlblau blankem Gewände,  
Wo die festen Deiche in weitem Kreis  
Verstürmen die niederen Lande,  
Und Husum, die freundliche Hafenstadt,  
Ihre Thürme und Dächer erbaut hat  
An Schleswigs fruchtbarem Strande.

Heut' giebt's ein herrliches Fest da drauß  
Auf des Meeres gebirgstem Rücken!  
In Schaaren zogen Alle hinaus.  
Nur Greise, die Kranken an Krücken  
Und Wiegenkinder blieben im Ort;  
Keine Menschenseele konnte man dort  
In den öden Straßen erblicken.

Auf dem Eise stehen in langen Reih'n  
Die Felte mit Vannern und Fahnen,  
Und voll sitzt Alles beim Bier und Wein  
Von Zechern und lust'gen Kumpanen,  
Indeß ein jubelnder, steigender Schwarm  
Reim Klänge der Hörner Arm an Arm  
Sie umkreißt auf schimmernden Bahnen.

Hier sind die Tafeln zum seltenen Schmaus  
Gedeckt mit köstlichen Speisen.  
Der Bürgermeister, im warmen Glauß,  
Die Käthe, der Pastor erweisen  
Viel Ehre manch' leckerem Leibgericht,  
Und lassen dabei mit heiterm Gesicht  
Die Hampfen und Römer treifen.

Dort sieht man die Alten vom Bürgerstand  
Mit mächtigen Pfeifen im Munde.  
Es plaudern, das Strickzeug in der Hand,  
Die Frauen im fleißigen Bunde.  
Die Kinder spielen auf glühender Flur,  
Und fällt ein Tölpel auf glatter Spur,  
Schallt Lachen laut in der Runde.

Der Schlittschuhläufer verwirrende Zahl  
Vergnügt sich auf spiegelndem Eise,  
Und malt daran mit behügeltem Stabl  
Figuren in kunstvoller Weise;  
Und mancher zeichnet den Namenszug  
Der Liebsten, vereint mit seinem, im Flug  
Auf die Nordsee im zerlichen Kreise.

In den eitenden Schlitten sitzen voll Lust  
Die Schönen. Die lassen so gerne  
Von rüßigen Vurschen, wie unbewußt,  
Sich entführen in blinkende Ferne!  
Da treibt zu Scherzen der frohe Muth,  
Daß die Wangen der Holden voll Purgurgluth,  
Ihre Augen, wie sonnige Sterne.

So tummelt sich auf krySTALLENEM Feld  
Zum Klange der Hörner und Geigen  
Das lachende Volk, und frohsinn hält  
Das Banner beim festlichen Reigen.  
In die Ferne schallt der Jubel hinaus,  
Wo aus ragendem Schlot vom einzelnen Hans  
Die ringelnden Wolken steigen.

Ein feinalt Mütterchen blieb zurück  
In dem Häuschen auf einsamem Damme,  
Das einst sie erbaute in der Jugend Glück  
Bei der Woge silbernem Kamme.  
Im Herde saß sie, im warmen Gemach,  
Und dachte vergangnen freuden nach,  
Und schürte die kühlernde Flamme.

Oft lauschte sie auf den gedämpften Klang  
Des Jubels der jauschenden Menge,  
Wenn er heller in's stille Stübchen drang;  
Und trat sie aus traulicher Enge  
Vor's Haus, so sah sie den schimmernden Plan  
Von dem eisgegangenen Ozean  
Und des festes buntes Gedränge.

Schon nahte der Abend. Voll hob sich empor  
Der Mond am östlichen Himmel,  
Aus dunkelndem Aether tauchte hervor  
Der stimmernden Sterne Gewimmel.  
Doch lauter noch scholl durch die Käfte daher  
Der Jubel auf mondbeschenen Meer  
Der des Volkes frohes Getümmel.

Das Mütterchen trat vor die Thür auf's Neu',  
Da sah sie mit Schrecken und Wehen  
Einer drohenden Wolfe dunkles Gebräu  
Im tiefen Weß sich erheben.  
Eines Schiffers Witwe sie war, bekannt  
Mit Sturmzeichen auf Meer und Land,  
Die weit in der ferne noch schwebet.

Es beklemmte ihr graufige Angst die Brust.  
Was half ihr Jammer, ihr Klagen  
Dem jubelndem Volk, das in toller Lust  
Mit Windheit heute geschlagen?  
Sie rief, sie wußte, doch keiner vernahm  
Ihren warnenden Särei, und näher schon kam  
Das Verderben, vom Sturme getragen.

Wie die Wolfe wütht und sich dehnt! — Schon springt  
Der Wind nach Westen; sie fühlt  
Den lauen Hauch, der das Luheil bringt,  
Der im silbernen Haar ihr spielt.  
Eine Spanne Zeit, und der Sturm ist los,  
Das Eis zerbrochen, des Meeres Schooß  
Von brausenden Wogen durchwühlt.

„Du gütiger Gott! hilf, hilf in der Noth!  
Errette die dort vom Verderben,  
Die blind nicht ahnen den dräuenden Tod!“ —  
Vergelicher Ruf! — Wie Scherben  
Herschellet das Eis in Windeswuth.  
Weim Sturmgeheul, beim Toben der Gluth  
Muth, Nermste, dein Jammern erstehen.

„Den Gedanken gab Gott mir! — Dich opfr' ich, mein  
Haus,

Die nahe Gefahr zu verkünden!  
Als gewaltige Jackel leuchte hinaus  
Zur Rettung aus Meeresgründen!“ —  
Zum Herde stürzt sie, mit zitternder Hand  
Entreißt sie der Gluth einen feuerbrand,  
Ihres Kagers Stroh zu entzünden.

Schon ist es geschehn! — Vor die Thüre sie wankt,  
Und hinter ihr kriecht die Flamme  
Zum niederen Dach. Zum Giebel rankt  
Es empor sich mit tothem Kamme.  
Durch die fenster prasselt die wachsende Gluth  
Und umflingt das Haus, und malt wie mit Blut  
Den Himmel vom strahlenden Damme.

Weit leuchtet über das Eis der Schein  
Vom hochauslodernnden Brande,  
Und Feuer! — Feuer! — erschallt das Schrei'n  
Vom Meere herüber zum Lande.  
Aus den Felten stürzen die Hecker jubauf,  
Und der Ruf vom rennenden Volk steigt auf:  
„In Hütle! — Zum Strande! — Zum Strande!“ —

Die Schlittschuhläufer fliegen voran,  
Wie vom Wogen die Pfeile schnellen.  
Es folgen auf flammenbestrahlter Bahn  
Die Schlitten mit tönenden Schellen,  
Und zum Ufer drängt sich, von Schrecken erschäßt,  
Die Menge in wild überfügender Hast,  
Wie der Brandung tobende Wellen.

Doch hord! — Was erschüttert mit Donnerton  
Das dröhnende Eisgefilde?  
Die düstere Wolfe bedeckt schon  
Den Mond im dunkelnden Bilde.  
„Der Sturm! — Der Sturm!“ — Der Angstschrei  
gellt  
Durch die stiehenden Haufen, und graufig erhebt  
Der Brand das Entsetzen, das wilde.

Da kommt der Orkan mit gigantischer Macht,  
Seine Stirn in finsternen Kälten.  
Es pocht und poltert, es lärm und kracht  
Im Eis, wie Dämonengewalten.  
Wie Kanonenschlag in der ferne knallt's,  
Mit gurgelndem, sprudelndem Fischen wallt's  
Herauf aus Rissen und Spalten.



Durch Sturmesgeheul, auf donnerndem Meer  
Von schwankendem Eise getragen,  
Verfolgt Entsetzten das süchtige Heer.  
In den blutigen Himmel schlagen  
Die Kohen empor vom brennenden Hans,  
Die mit steigender Wuth beim Windesbraus  
Sich prasselnd drängen und jagen.

Wie ein Leuchtturm flammt es auf hohem Deich,  
Und zeigt den stichenden Schaaren  
Den rettenden Pfad aus des Todes Vereich,  
Umstellt von tausend Gefahren.  
Hoch spritzt aus wachsenden Rissen die Gluth;  
Auf brechendem Eise verjagt der Muth  
Bei des janzenden Sturms Kanaren. —

Getretet sind Alle! erreicht ist der Strand!  
Und Hunderte sehen mit Grauen,  
Wie nah' das Leben am Abgrund stand.  
Als zurück vom Ufer sie schauen,  
Ergießt der entseffelte Ozean  
Seine Wogen über den Trümmerplan,  
Wo Wasser auf Wasser sich banen.

Herzsprenge ist der mächtige Panzer von Eis.  
Die Felte, die Planken verschwinden,  
Herzschelt, verschlungen im wirbelnden Kreis  
Von krankenden Wogenschlünden. —  
Doch am brennenden Hause liegt auf den Knien  
Das dankende Mütterchen, preiset Jhn,  
Der gebietet dem Meer und den Winden.

### California.

Warum du mir lieb warst, du Land meiner Wahl? —  
Dich liebt ja der warme Sonnenstrahl,  
Der aus Aetherstiefe, ajurrein,  
Deine Fluren küßt mit goldenem Schein!  
Dich liebt ja des Südens balsamische Luft,  
Die im Winter dir schenket den Blüthenduft,  
Deine Felder schmückt mit smatagdenem Kleid,  
Wenn's friert im Ohen und stürmet und schneit!  
Dich liebt ja das Meer, das „Stille“ genannt,  
Das mit Silber umsäumt dein grünes Gewand,  
Das dich schützend umarmt, mit schnellender Luft  
Dich wohnlich preßt an die wogende Brust! —  
Wie dein Meer, wie der Lüfte Balsambauch,  
Wie die Sonne dich liebt, so liebt' ich dich auch.  
Deine Söhne zumal, — ihr rasches Mut,  
Pulsierend in frohem Lebensmuth,  
Deine Töchter, mit Wangen frisch und gesund,  
Die Seele im Auge, zum Küßen der Mund.

Warum du mir lieb bist? — Nicht ist es dein Gold,  
Du Land, wo die westliche Woge rollt.  
Ich wählte zur Heimath diesen Strand,  
Weil ich offene, warme Herzen hier fand,  
Weil fremd hier der niedere, kleinliche Sinn,  
Der nur strebt und trachtet nach fargem Gewinn,  
Weil die eigene Kraft hier den Mann erprobt,  
Nicht ererbtes Gut den Vestiger lobt.

Eine Welt für sich, voll Schönheit, trennt  
Dich die hohe Sierra vom Continent:  
Doch schlägt du mit eiserner Brücke den Pfad  
Lieber wolkentragender Berge Grat,  
Und täglich verinnst du am goldenen Port  
Von den fernsten Gehäden der Völker Wort.  
Du bewahrtest das Feuer der Jugend dir,  
Den Geist, dem Arbeit des Lebens hier,  
Der magt und ringet und nie verzagt,  
Und, wo es sich zeigt, das Glück erjagt.  
Ja! ich liebe dich, blühendes, westliches Land,  
Wo die neue, die schöne Heimath ich fand.  
Wer früge wohl noch, wer dich herrliche sah,  
Warum du mir lieb, California?

### II. II.

„They pass away like flowers, and are soon no more.“

Wie kalt das Wort in karten Ketten hier:  
„Sie starb“ — und war des Lebens Sonne mir!

„Sie starb. Wie Blumen müssen sie vergehn,  
Und werden nimmer mehr von uns gesehn.“

Doch blickt mich an ihr Bild, das sie mir gab,  
Und in mir lebt's, bis an mein eignes Grab.

Du Südens Kind, wie liegt so fern die Zeit,  
Da ich dich sah in deiner Schönheit Kleid!

Der böse Krieg die Rosen all' zertrat,  
Die du gestreut auf meines Lebens Pfad.

Ob auch das Glück mir neue dargebracht,  
Erblickte seine doch in alter Pracht;

Und einsam wandle ich auf buntem Rain,  
Ein Träumer nur, im goldnen Sonnenschein.

Das Lob der Welt, — mich dünkt es herb und schal,  
Nur Hefe in des Lebens Goldpfal.

Der einst in deiner weißen Hand gegläntzt,  
Als lächelnd du der Minne Trauf kredenzst.

### Meinem verstorbenen Vater.

(San Francisco, in der Freisohrstadt 1873/74.)

Im einsamen Raume hab' ich verbracht  
Des Jahres scheidende Stunde,  
Indeß die Freunde gehnbel, gelacht  
An festlicher Tafelrunde.

Die tiefende Wanduhr hat allein  
Mich belauscht und mein Schludzen vernommen.  
Ich sah gehnget bei der Lampe Schein,  
Die Brust von Weh so beklommen.

Ein Brief aus der Heimath kündete mir  
Viel Leid und Kummer; sie haben  
Dich guten Vater so weit von hier  
In Winterserde begraben.

Nicht konnt' ich die Kosen dir, silberlicht,  
Mehr freudeln, die Hand dir drücken;  
Mit dem Abschiedslegen sollten mich nicht  
Deine sterbenden Lippen beglücken.

Ich konnt' um der Erde Breite, ach!  
Nur Wünsche heimwärts senden  
Und kindlich beten, bei Nacht und bei Tag,  
Wald möchte dein Feiden enden.

Nun will ich im ewigen Frühlingsland  
Die schönsten Blumen dir pflücken,  
Hinüber sie schicken zum deutschen Strand,  
Dein winterlich Grab zu schmücken.

Du sangst mir ein Lied, dem fröhlichen Kind,  
Von lachenden Rosenwangen, —  
Daß sie blühen möchten trotz Sturm und Wind,  
Wenn längst du von hinnen gegangen.

Mir blicdest der Wangen Rosenhaub,  
Und eifamer wird es im Leben,  
Eine Weile noch, und vorbei ist auch  
Mein Denken und Schaffen und Streben.

### Nach der Heimath.

Stürmt, ihr Wagen, auf eisernem Pfade,  
Stürmet gen Ost mit dröhnendem Klang!  
Euer Donnern mit raselndem Nade  
Tönet in's Ohr mir wie jubelnder Sang.  
Seiner Heimath trägt ihr entgegen  
Ihn, den heute das Glück umstrahlt,  
Dem das Herz mit freudigen Schlägen  
Kosigen Hauch auf die Wangen gemalt.

Zwei Dezennien sind entschwunden,  
Seit ich gesehn euch, heimische Gau'n.  
Ach! wie oft schon zähl' ich die Stunden,  
Wieder die deutsche Erde zu schau'n.  
feurige Küsse und Jubel erwarten  
Mich, den Erlebten, beim Willkommgruß,  
Und in der Freude blühendem Garten  
Werd' ich dort wandeln mit seligem Fuß.

Vor mir liegt in endloser Weite,  
Eisgepanzert, umhüllt von Schnee,  
Des gewaltigen Continents Breite  
Und Atlanta's tobende See.  
Doch nicht ach! ich des Winters Schrecken,  
froßt und Stürme und bleiches Größ;  
Heber des Welttheils eisige Strecken  
Winnt ja der Heimath freundliches Bild!

Kühelnd strahlt zum Abschied die Sonne  
Auf des Goldlands scheidendes Reich,  
Und mich umspielen, o zaubrische Wonne!  
Küste des Kenes, linde und weich.

Seid gegrüßt mir, ihr stolzen Conturen  
Von Cucamonga's \* bläulichen Graat;  
Grüne Oasen auf Wästenfluren;  
Dunkle Orangen, im Goldornat!

Mit mir nehm' ich euch, lichte Gestalten,  
fröhlich zum eignen Ost und Nord;  
Will in Erinnerung lieb euch behalten,  
Selbst in der Heimath glücklichem Port.  
All euch Freunde und trauten Genossen  
In California's blühendem Land  
Führ' ich, innig in's Herz geschlossen,  
Mit mir zum heimischen deutschen Strand.

### V e r c h t e s g a d e n .

(September 1860.)

Seit meinem Blick vor kurzer Zeit  
Columbia's Strand entschwunden,  
Hat so viel Freud' und Seligkeit  
Verflärt die flücht'gen Stunden,  
Als wär's ein wunder schöner Traum,  
Voll Erdenglück und Frieden,  
Den mir aus heiterm Himmelstraum  
Des Schicksals Günst' beschieden.

In der familie stillem Kreis  
War ich der Vielbegehrte,  
Ein Wandelstern, der liebeheiß  
Zur Sonne wiederekehrte.  
Kein trüber Tag verhüllte dort  
Des Lichtgehirnes Prangen;  
Wohin ich kam, an jedem Ort  
Ward jubelnd ich empfangen.

Durch's schöne Deutschland Kreuz und quer  
Zog ich auf sonn'gen Pfaden;  
Vom Buchenham am balt'schen Meer  
Nach Adria's Gestaden.  
Ich ließ am Rhein, wo Aeltar quillt,  
Die fernem Freunde leben,  
Sah stolz Germania's Niefenbild  
Zum Aether sich erheben.

Im Tempel lauscht' ich von Bayreuth  
Entzückt den Glanzaccorden,  
Sah Meisterwerke ausgebreut  
Im Süden wie im Norden.  
Von Stadt zu Stadt, durch Wald und Flur,  
In Strömen, Rebentbügel,  
Hoch auf des Brenners Eisenspur  
flog ich mit Dampfesflügeln.

Ich schwärmte in Italia  
In warmen Sonnengluthen,  
Sah dich auf's neu, Venezia,  
Die Königin der Fluthen.

\* Die Cucamonga-Planze ist ein Gebräug in Californien. In ihren Thälern wächst ein noch ihr benannter vorzüglicher Wein, der zu den besten californischen Nebenprodukten zählt.

Mich grüßte Garda's blaue Well'  
Und Como's Prachtgestade;  
Bellagio stieg strahlend, hell  
Aus dem smaragdnen Bade.

Doch nirgends in der alten Welt  
Hab' Schön'res ich gesehen,  
Als hier, wo unterm Himmelszelt  
Des Waghmanns Finnen stehen,  
Der hoch aus grauem Felsenhaus,  
Als wär's ein Schloß der Kiesen,  
Auf Seen und Berge schaut hinaus,  
Auf Städtchen, Thal und Wiesen.

Nur e i n e n Tag voll Sonnengluth  
Gabst du mir, Verdictesgaden,  
Wohin mit frohem Wandersmuth  
Ich mich zu Gast geladen.  
Doch dieser Tag war wundersön':  
Rings leuchteten im Walde  
Die Villen an den Bergeshöh'n  
Und auf der grünen Halde.

Ein Waldbach gab mir das Geleit  
Durch Thäler, Hain und Berge,  
Wo ich geschaut im Snonenkleid  
Das Feenreich der Zwerge.  
Der Waghmann streckte himmeln  
Den schroffen Felsenackten,  
Als schauten über'm grünen Cann  
Hawaii's Kraterzackten.

Des Königsees smaragdne Wahn,  
Schön wie des Como Wellen,  
Durchsuchte ich im leichten Kahn  
Mit fröhlichen Gesellen.  
Es spiegelten im grünen See  
Sich Wald und Felsfakaden;  
Wild rauschten von der steilen Höb'  
Die silbernen Kastaden.

Wir sangen deutsche Lieder dort  
Und ließen Pulver knallen,  
Kaut scholl zurück, mit Donnerwort,  
Der Gruß aus Waghmanns Hallen.  
Die Sonne strahlte warm und klar.  
Mir war's, als könnt' auf Erden  
Kein schön'rer Tag, als dieser war,  
Mir je beschieden werden!

## N ü c k e h r a u s D e u t s c h l a n d .

(22. November 1860.)

Vor achtzehn Monden zog ich voller Wonne  
Zur alten Heimath über Land und Meer;  
Zur neuen Heimath nun, dem Kind der Sonne,  
Dem Wandervogel gleich, ich wiederkehr'.  
Die Zeit ist wie im Flug dahingeschwunden  
Mit ihren nie gezählten Freudenstunden,  
Als ob's ein leichtes Traumgebilde wär'.

Des schönen Deutschlands lachende Gefilde,  
Die breite Elbe und der grüne Rhein,  
Mit grauen Burgen in dem Wappenschilde,  
Der Dome Pracht, der hohe Buchenhain,  
Durch den der Abendsonne Goldstrahl schaute,  
Die Flur, wo ich als Knabe Schloßer baute,  
Sie leuchten zaub'rich mir in's Herz hinein.

Jernab am Horizonte seh' ich liegen  
Den Eiffelthurm, umstrahlt von Feenglanz,  
Auf blauen Lagos sich die Gondeln wiegen,  
Der Alpen Finnen glühn im Silberkranz.  
Die alten Städte, die ich froh durchweilte,  
Der Künste Reich, darin ich stundente weilte,  
Sie tanzen auf im Bild des Vaterlands.

Und dann ihr Kinderangen, tren und helle,  
Die ihr so oft mir Lust in's Herz gelacht,  
Ihr lieben Menschen, die auf meine Schwelle  
Mir jeden Morgen heitres Glück gebracht,  
Wie könnt' ich euch vergessen! — Sind nicht viele  
Der Jahre mein noch bis zum Lebensziele,  
Ihr schmücket sie als wie mit sonn'ger Pracht.

Als über der Atlanta breite Wogen  
Der Meeresriefe mich gen Westen trug,  
Und sorgenlos die Tage schnell entflozen,  
Wie durch die Fluthen brach sein mächt'ger Bug:  
Da zählt' ich oft das Wechselspiel der Zeiten,  
Wie jeden Tag auf andern Erdballsreiten  
Mir neu an's Ohr der Ruf der Stunden schlug.

Stand hoch die Sonne — nahm im flammenkleide  
Sie Abschied nun von Deutschlands Flur und Feld, —  
Und ging zur Ruh' ich — stieg im Goldgeschmeide  
Sie aufwärts dort zum blauen Netherzelt.  
„Ich komm' im Geiste stets die Lieben finden,  
Wenn, wie im Wettlauf mit den flücht'gen Winden,  
Der Kenner fürmte nach der neuen Welt.“

Und als ich dann im glanzgeschmückten Wagen  
Gebirge, Urwald, Ströme und Prairien  
Durchflog von Stadt zu Stadt — ein wildes Jagen! —  
Und endlos schier der Continient mir schien:  
Da folgten mir bis zu dem fernsten Strande  
Die Fichtgestalten aus dem Vaterlande,  
Die meinem Dasein neuen Reiz verliehen.

Doch als ich rollte mit den Dampfkarossen  
Am letzten Tag durch California,  
Diablo's Höhen, schimmernd überfossen  
Von Abendgluthen, froh mein Auge sah —  
Da war's, als hallt' es aus den Bergen wieder:  
„Weib' hier! Hier ist die Heimath deiner Kieder!  
Nach hier ist dir das Glück, die Freude nah.“

So zieht es wechselnd mich nach beiden Zonen,  
Es ist die Erde heute ja so klein!  
Ich möchte wandern, möchte ruhig wohnen,  
Jetzt hier, jetzt dort vom Glück gefeilt sein;  
Im sonn'gen Goldland bei den Freunden weilen,  
Zu meinen Lieben nach der Heimath eilen —  
Und schaffen, dichten still für mich allein.



Ernst Anton Hündt.

## Ernst Anton Jündt.

Geboren am 12. Januar 1819 zu Georgenberg bei Mindelheim in Schwaben, bezog er nach vollendeten Gymnasialstudien die Universität München und lag hauptsächlich philosophischen und juristischen Studien ob. Da sich die Umstände in Deutschland ungünstig für ihn gestalteten, kam er 1857 nach den Ver. Staaten und gründete in Greenbay, Wisconsin, die „Greenbay Post“. Nach zehn Monaten gab er jedoch dieselbe wieder auf und siedelte nach Milwaukee über, woselbst er Privatunterricht erteilte und während eines Winters die Stelle als Regisseur am Stadttheater bekleidete. Später redigierte er nach Abgang des Otto Kuppius den „Grabaus“, arbeitete am „Herold“ und „Banner“ und nahm dann eine Stelle als Lehrer an den öffentlichen Schulen an, die er drei Jahre lang bekleidete. Da es ihm nicht gelingen wollte, eine feste Stellung zu erlangen, begab er sich nach St. Louis, wo er drei Jahre lang als Mitarbeiter an der „Westlichen Post“ thätig war. Im Jahre 1868 ging er nach Jefferson City, wo er bis 1876 deutschen Unterricht an den öffentlichen Schulen erteilte. Hierauf wandte er sich wieder nach St. Louis, wo er aber infolge von Krankheiten und andern Unglücksfällen schwere Jahre der Heimfuchung durchmachen mußte und kleine Beamtenstellen bekleidete. Von 1886 bis 1888 war er Redakteur der „Freien Presse“ in Minneapolis. Gegenwärtig verbringt er seinen Lebensabend in der familie seines Sohnes in Jefferson City.

„Einsame Stunden“, Gedichte, 1842. „Eucletia“, Uebertragung der Ponsard'schen Tragödie, 1842. (Johann Scherr gab den letzten Akt der Uebersetzung in seinem Bilderaal der Weltliteratur.) „Die Gemsenjäger“, Alpenscene mit Gesang und Tanz, 1854. „Lyrische und dramatische Dichtungen“, letztere die Originaldichtung „Jugurtha“, Trauerpiel in 5 Akten, sowie Uebersetzungen von „Kienzi“, nach Misford, und „Galilei“, von Ponsard, umfassend, 1871. „Dramatische und lyrische Dichtungen“, „Dornröschen“, „Aschenbrödel“, „Eisfee“, „Gemsenjäger“, 1879. Zahlreiche Festgedichte und die Festspiele: „Lacht uns Frieden haben“, „Columbia am Rhein“, „Im Olymp“, welche mit Erfolg aufgeführt wurden.

### Das deutsche Lied.

Man ist der Himmel, lau die Luft,  
Man hört's im Walde rauschen,  
Die Rose sehnt sich, ihren Duft  
für Lieder auszustanfen.

Aus höchsten Zweigen schallt herab  
Ein tausendfältig Singen;  
Jed' Vöglein will zur Morgengab'  
Sein Liebesliedchen bringen.

Nestvögeln selbst möchten gern  
Die kleinen Schwingen lüften;  
Es lockt ja von nah und fern  
Aus Büschen und aus Kästen.

So quillt's auch aus der Menschenbrust  
Beim frühlings-Auferstehen:  
Bald flagt es leis voll süßer Lust,  
Bald braust's wie Sturmeswehen.

Das Lied — das Lied — das deutsche Lied,  
Gleich ewig frischen Bronnen,  
Entströmt es heilig dem Gemüth  
Voll Macht, voll hoher Wonnen.

Ob auch die Heimath noch so fern,  
Im Herzen sieht's geschrieben:  
Stets leuchtet uns ein goldner Stern:  
Ihr Lied ist uns geblieben!

Schall', deutsches Lied, durch alle Welt,  
So weit die Sonne scheint!  
Du bist es, das uns froh erhält,  
Als Brüder uns vereinet!

Stark ist im Kampf der deutsche Mann,  
Hat manchen Sieg errungen;  
Doch, deutsches Lied, in deinem Bann  
Wird jedes Herz bezwungen!

Frisch auf, ihr Sänger, singet, singt,  
Columbia laufst den Tonen!  
Wo man der Freiheit Banner schwingt,  
Wird man den Sänger krönen.

### Waldvöglein.

Es steigt ein klein Waldvöglein  
Der Liebsten vor ihr Fensterlein  
Und klopf daran so leise  
Mit seinem goldnen Schnäbelein:  
Steh' auf, Herzlieb, und laß mich ein:  
Ich bin so lang geflogen  
Wohl nach dem Willen dein.

Bist du so lange geflogen  
Wohl nach dem Willen mein,  
So komm' heut bald nach Mitternacht,  
Ich will dich lassen ein.  
Ich will dich decken zu so warm,  
Ich will dich freundlich schließen  
In meinen schneeweissen Arm."

### Geistergruß.

Hörst du die Glocken läuten  
Ueber den See?  
Was soll es, Herz, bedeuten?  
Mir ist so weh!  
Die Firnen seh' ich glühen  
In Rosenpracht;  
Durch Wolken seh' ich ziehen  
Den Geist der Nacht.  
Der Vollmond hinter Tannen  
Herüber blickt;  
Sie rauschen dort, von wannen  
Den Gruß sie schickt.  
Was lebt, was schwimmt dort drüben  
Auf glatter Bahn?  
Der Knabe mit seiner Lieben  
Sitzt in dem Kahn.  
Das Ruder hängt am Gelände,  
Kein Küstchen weht;  
Sie falten still die Hände  
Zum Nachtgebet.  
Hörst du die Glocken läuten  
Ueber den See?  
Was soll's, mein Herz, bedeuten?  
Mir ist so weh!

### Sonnenschein.

Du lieber, reicher Sonnenschein,  
Wie strahlst du bis in's Herz hinein;  
Wie wunderbar labt es dein Licht,  
Und wenn es fast in Kummer bricht.  
Wenn du die Blütenkeime weckst,  
Mit dickem Saub die Hütte deckst,  
Vergißt der Arme gern der Noth,  
Die frostig ohne dich ihm droht.  
Wie jauchzt der Vögel Zwiesgesang,  
Wenn sich ein Strahl durch's Dickicht rang  
Zu jenem Silberperlen Nest,  
Drin sich's so heimlich lieben läßt!  
Wie froh das kleine Wädelin rauscht  
Und Grüße leise marmelnd tauscht  
Mit jeder Nume, die's am Rand,  
Aus hohem Grase lächelnd sand!  
Was sucht das holde blonde Kind  
Dort an dem Verghang, wo der Wind  
Verliebt mit seinen Locken spielt  
Und seine Wangen schmeichelnd küßt!

Es sucht den ersten Weidenstrauch  
Im vollen Sonnenstrahl sich aus,  
Doch schüchtern magt sein Herz noch kann  
Schamroth der Liebe ersten Traum.

Sie hat die Blümchen wohl gepflückt  
Und sinnend ihnen zugenickt,  
Wem sie gehören, weiß sie wohl,  
Ob er's auch nie erfahren soll.

O süßer Traum im Maienlicht,  
Wer liebe deine Wunder nicht,  
Den Zauber, deß Geheimniß dein,  
Du lieber, reicher Sonnenschein!

### Geh', James, lösch' diese Kampen aus!

Als nach der Bundeshauptstadt jüngst  
Von Mentor Garfield fuhr,  
Und kaum im Osten sich gezeigt  
Der Morgenröthe Spur,  
Zu ihm die alte Mutter spricht:  
„Dort glänzt ja schon des Tages Licht!  
Man muß in Allem halten Hans;  
Geh', James, lösch' diefe Kampen aus!“

Die würd'ge Greisin zog mit ihm  
Im Weissen Hause ein. —  
Da werden auch der Kampen viel  
Recht überflüssig sein;  
Da factelt manch politisch Licht  
Ihm lästig wohl vor'm Ungeficht;  
O, rief auch da die Mutter ans:  
„Geh', James, lösch' diefe Kampen aus!“

Und drückt der Aemterjäger Troß  
Die Wände ein ihm schier,  
Hält Jeder sich für ein Genie  
In wilder Reutegier;  
Und macht ihm des Congresses Heer  
Mit Vettern recht das Leben schwer,  
Da lönt's wohl durch den Saas und Braus:  
„Geh', James, lösch' diefe Kampen aus!“

Und lastet auf dem ganzen Land  
Der Monopole Druck,  
Verschlingt ein Häßlich Taufende  
Mit einem kühnen Schluck,  
Droht rings verformt'ne Käuflichkeit,  
Wo nur der Geldsack wohlgedeiht,  
Ruft wohl die Mutter: „Ei, der Daus,  
Geh', James, lösch' diefe Kampen aus!“

Wehrt ferner man im Süden noch  
Das Recht dem farb'gen Mann,  
Zu stimmen, wie es ihm gefällt,  
Und zündet's Haus ihm an,  
Wenn er als Würger sich geriet,  
Da wird die Mutter wohl geriet  
Und ruft empört: „Es ist ein Graus!  
Geh', James, lösch' diefe Kampen aus!“

Doch gilt's, die Jugend zu erziehn  
fern aller Henscheln,  
Gilt's, statt politischem Schwacher, hoch  
zu halten Ebr' und Treu',  
Und, wo die Künste schön gedeih'n,  
In edler Sitte sich zu freu'n,  
Da, Mutter, sprich: „S ist wohlgethan!  
Geb', James, jünd' diese Kampfen an!“

## Deutschland erwacht.

(Am Juli 1870.)

Witze zuden, Funken sprühen,  
Und es beb't die trunfne Kult;  
Ein gewalt'ger Donner sprengt  
Des Kyffhäusers dunfle Gruft.

Und der alte Barbarossa  
fährt vom langen Schlaf empor,  
Wacht um sich, es strahlt die Sonne  
hell durch's off'ne Sellenbor.

Millionen Stimmen rufen:  
„Eritt hervor an's Licht, o Held!  
Sieh dein Volk, es steht vereinigt,  
Stark wie keines in der Welt!

Harr' nicht länger jener Naben,  
Die dir Botschaft sonst gebracht,  
Denn es hat die Unglückskinder  
Unser Alder stumm gemacht.

Schwing' dein Schwert! Schön weht die Fahne  
hoch empor! Wir harren dein!  
Hör' sie jauchzen an der Donau,  
An der Elbe, an dem Rhein!

Schüttle deine goldnen Koden,  
Leer' den Vecher bis zum Grund!  
Deutschland, Deutschland ist erhanden,  
Eine Seel', ein Herzensbund.

Und des Jubelrufs Entzücken  
Kennet keine Grenzen mehr:  
Vom Ohio, vom Missouri  
Trägt's das Echo über's Meer.

führ' zum Sieg, zum Sieg die Schaaren  
Deiner Söhne, drück' auf's Haupt  
Stolzer dir die Kaiserkrone  
Von dem Lorbeer frisch umlaubt!

Eine Krone sonder Gleichen,  
Die kein Wetterstrahl zerbricht,  
Wird sie durch des Volkes Liebe  
Leuchten in der Freiheit Licht!“

## Siegesfrühling.

Es jubelt und klingen im deutschen Land,  
Viel stärker duften die Veilchen;  
Der Schatten tanzt lustig an der Wand;  
Wie spigen die Mädchen die Mähdchen!

Wann gab's je solchen Rittersporn,  
So herrlich gefüllte Rosen?  
Es rith keine Brennessel, nicht kein Dorn,  
Wie Taubchen die Habichte kosen.

Wer singet in Kisten, wo Niemand zu sehn,  
Was lacht hinter Büschen und Decken?  
Die Baiern nach Potsdam wallfahrten gehn,  
Ganz Preußen läßt Vochbier sich schmecken.

Vom Straßburger Münster zum Dom in Wien  
Die Engel Depeschen tragen,  
Die Mäiglocken läuten von Köln bis Parzin,  
Die Weltuhr läßt Bismarck schlagen.

O Jahr des Frühlings, wie's keinen noch gab,  
Wie wird dein Moß erst schäumen!  
Der Einundsiebzigter steht in Trüb,  
Was Jahertausende lag in Träumen.

Die Kerche trillert, die Wachtel schlüpt  
Den Appell für Deutschlands Jungen;  
Jaunkönige nur, denen's Handwerk gelegt,  
Haben leise gekuchelt statt gefungen.

## Die Nacht.

Geheimnißvolle Nacht,  
Von unsichtbaren Sittichen getragen,  
Schwebst du durch's All!  
Das Licht schiebt vor deinem Naben;  
Im lehten Glühben des Abends  
Beginnt deine Herrschaft,  
Und schüchtern nur blicken die Sterne  
In deinen Abgrund,  
Des Mondes trügerischer Schimmer  
Beschwört nur Schatten des Lebens.  
Du gürtest den Verbrecher,  
Du rußt die Mordlust wach,  
Die Schande wärmt sich an deiner Brust;  
Aber auch die Unschuld  
Schlammert ruhig in deinen Armen;  
Die Liebe sehnt dich herbei,  
Die Nachtigall klagt dir ihre Sehnsucht  
Und die Rose veräth, unsichtbar,  
Stärker duftend, ihre Nabe.  
Der Kärm des sonnigen Tages,  
Die Chöre der beschwingten Sängers des Lichts,  
Sie räumen dir das Feld,  
Wenn dein Mantel die Erde deckt,  
Wenn in langen Athembzügen  
Die Natur träumt und schafft,  
Und wirft und weht.

O du Gebärdnerin der Schmerzen,  
Töchterin der Unschuld, blutgierige, lätherne Nacht,  
Wie viele Dolche birgt dein Gewand?  
Und doch bist du die Mutter unansprechlicher Seligkeit,  
Fengern hoher Lichtgedanken!  
Dir entsprang der Funke des Prometheus,  
Du zeugst von der Unendlichkeit,  
Dir entquoll der Erkenntniß Strom,  
Künderin der Welten!

Welchen Balsam des Lebens  
Gießt deine Ruhe über uns aus,  
Welche Pfeile des Todes entschwirren deinem Geißel?  
Wie still, wie beselig schwelst du vorüber  
In der jungen Mutter,  
Welche den Schlaf ihres Liebblings belauscht,  
Und das Köheln des Himmels  
Von den Lippen der Unschuld küßt.  
Aber dort lauert der Mörder;  
Der wüthe Geselle  
Wankt trunken dem schmutzigen Lager zu,  
Falsche Schwüre begehren ein reines Herz,  
Das die Schauer deiner Macht nicht kennt.  
Je dunkler dein Reich,  
Desto wilder jagt das Heer der Gespenster  
Durch unser bebendes Gehirn;  
Glühende Augen harren mich an,  
Fleischlose Finger schlagen ihre Nägel  
In meine Brust, und Gebilde,  
Zu schrecklich für Worte, martern mein Herz.  
Kein Schlaf! Kein Schlaf!  
Ewigkeiten scheinen deine Stunden!  
Entsetzt stieh' ich das Lager,  
Vergebens rütt' ich an der Ketten starker Kette,  
Die du geschmiedet.  
Da vom Ohen glüht der rothe Streifen  
Des Morgens zu mir herüber,  
Und ich grüße das Licht,  
Das säße Licht mit der neuen Hoffnung.

### Freiheit.

Freiheit, du holdselige,  
Des Menschenschicksals edelste Leiterin,  
Wie schreiest du erhaben dahin  
Auf der Höhe unferes Daseins!  
Wie du leuchtend hinabblitzst in die Tiefen,  
Da erstiegen die Nebel,  
Da schallt der Wahrheit hohes Lied,  
Da tönt Sphärenmusik in den Wipfeln  
Der mächtigen Eiche, der dastigen Kinde;  
Geheimnißvolle Stimmen rufen wonnervollen Gruß  
Dir, du weltbeglückende, entgegen,  
Dir, vor der jedes andere Gut in den Staub sinkt.  
Die edelsten Chateaux der Menschheit,  
Du hast sie erzeugt, du hast sie vollbracht,  
Flammende Schwerter, vernichtende Wägen  
Trafen oft die täuschende Brut,  
Die Verderben dir sann.  
Verhüllten Hauptes schrittst du aber  
Trauernd dahin, wo slavisches Dulden.  
In trostloser Dämmerung erstarb,  
Wo Knechtsinn dem Tyrannen das Schwert geschärfte,  
Wo das Knie sich gebeugt vor der Schande,  
Wo man die Tugend in's Gesicht schlug  
In schamlos gemordener Euf. —  
Doch du bist unsterblich! —  
Dich, Freiheit, verkündet die ganze Natur,  
Nur der Mensch schändet dich und sich,  
Wo er duldend sich in Fesseln schmiegt,

Die trügerische Weisheit, gleisnerische Klüge geschmiedet;  
Ihn entmannte die Furcht vor Dämonen,  
Die, bloße Schatten, ihn schreckten,  
Und die Narrenkappe kühlten über die Stirne,  
Den Tempel des Geistes, und die Denkkraft  
Gemartert auf der Solter des Unsinns.  
Vernunft ward Verbreden, das Recht  
Sich selbst zu bestimmen, zermalmt  
Unter dem Wagen bluttriefender Cäsaren.  
Völkern war durch Jahrhunderte  
Eingebrannt das Reich des Herrn,  
Wie man die Schafe zeichnet mit dem Stempel,  
Der das Mein und Dein bezeichnet  
Für die Eigner und die Schlächter.  
Aber du, Freiheit, erhabne Tochter  
Des stets neu zeugenden Alls,  
Du wirst endlich im Triumph thronen  
Ueber langgeübte Schmach!  
An der Natur edelster Entfaltung.  
Jahrtausende standen gegen dich auf,  
Waffen aller Art sudeten dein Herzblut!  
Aber du bist unsterblich!  
Neu verjüngt, neu gekräftigt  
Erhobst du dich da, wo tieffe Nacht  
Die brennendste Sehnsucht nach Licht erzeugt. —  
Unter Stürmen, erderschütternden Schrecken  
Trat'st du aus dem finsternen Gemüth  
Du hervor in deinem Glanze,  
In deiner Schönheit, deiner Milde,  
Deiner Gerechtigkeit. —  
Verzweifelt nicht ihr, die ihr noch schmachtet  
Wo Tyrannie und Abergewiß herrscht!  
Sie wird euch nahe sein, wenn ihr sie ruft,  
Die Freiheit, die blumengeschmückte,  
Die den Frühling des Geistes bringt;  
Sie wird euch hören, wo Thatkraft  
Würdig der Hand, die aus ihren Händen  
Sich segnend ergießt, wo starke Herzen  
Der Gaben werth, die sie spendet.  
Vertrauet ihr, ruft sie, kämpft um sie!  
Sie ist unsterblich!

### Heimkehr von der Arbeit.

Zur Weige geht der Tag; der Hammer ruht;  
Das Feuer ist gelöscht; der Dampf verbraucht,  
Und Vögel fliegen, wo der Schlot geraucht;  
Nur in der Asche glimmt noch etwas Gluth;  
Und aus der Werkstatt kommt der müde Mann;  
Er athmet auf und tritt den Heimweg an.

Er athmet auf. — Wie wohl thut ihm das Licht,  
Die frische Luft! — In jenem dunklen Raum  
Kann er sein Werkzeug unterscheiden kaum,  
Weil nie die Sonn' durch ruß'ge Scheiben bricht. —  
Wie lachend jehz die Landschaft vor ihm liegt!  
Wie glänzt das Laub, vom Windhauch leis gemiegt!



Durch's Unterholz des Vormalds führt sein Weg.  
Er pflückt Erdbeeren aus dem Gras heraus,  
Und wilde Rosen bricht er dann zum Strauß.  
Jetzt schaut er von des Baches schmalen Steg  
Dem Spiel der Fischein zu und schreitet dann  
Im Buchenwald den Hügelsteig hinan.

Da hämmert noch ein Sprock; dort tönt der Schlag  
Der Amiel hoch vom Zweig; dort aus dem Moos  
Klingt sich erkobert ein schüßtern Häslein los;  
Es macht sein Männchen und pfeilschnell zum Hag  
flieht es durch Dick und Dünn, und hält nicht Raht,  
Als hätt' der Jäger es auf's Korn gefaßt.

Und wie er jenseits aus dem Walde tritt,  
Grüßt schon der erste Stern aus dunklem Blau;  
Auf Busch und Gräsern liegt der nächt'ge Thau.  
Vergabwärts nun beschleunigt er den Schritt;  
Denn durch der Nesselbäume Reihen bricht  
Ein traurer Schein, der lieben Heimath Licht.

Er sieht's und grüßt's und eilt hinzu — hinein:  
Da steht die Mutter emsig an dem Herd,  
Mit stillem Gruß ihm lächelnd zugekehrt;  
Klein Kieselchen fördert aus dem Küchenkreim  
Zum Tisch, was nöthig ist zum Abendmahl;  
Sie überzählt Vester' und Tellerzahl.

Auch unterm Tisch regt sich's: der kleine Sohn  
Kriecht schnell hervor und auf den Vater zu;  
Er weiß, was der im Körbchen birgt; im Inn  
hat er's erhascht und auch geöffnet schon;  
Er jubelt auf, macht sich an's Naschen gleich  
Und gäh' die Vesteren für sein Königreich.

Der Vater hebt den Kleinen auf und fügt  
Den lieben Sohn, der schmeichelnd ihn umschlingt;  
Die Blumen reicht er Kieselchen hin; sie bringt  
Ihm einen Labetrunk dafür; er schlief't  
Auch sie an's Herz und blüht die Mutter an;  
Sein Auge sagt: „Ich bin ein sel'ger Mann.“

„Wie müde mußt du sein!“ spricht liebreich sie.  
„Ja wohl, ich war's, doch it's verwunden schon;  
Der Kinder Willkomm ist so sel'ger Lohn;  
Ihr Schmeichelwort verläßt mir alle Müh'.  
Hab' ich euch Lieben an mein Herz gedrückt,  
Dann fühl' ich, wie die Arbeit mich beglückt!“

## Hertha.

„Romantische Erzählung nach der Volkssage und Tacitus  
„Germania.“)

Im Buchenwald's Mitte gebettet liegt  
Auf Rügen's Eiland der Hertha-See  
Tief dunkel — oft athmen die Wasser auf,  
Als wollten sie künden unheilbares Weh;  
Wohl singen auch Vögel im Sonnenschein,  
Doch brauset des Nachts vom Norden der Sturm,  
Dann ätzen die Wipfel, dann schreien empor  
Blitzgleiche Flammen vom Hertha-Thurm.

Dort wohnte vor Alters im heiligen Hain  
Hertha, die Erdennutter genannt;  
Der Jungfrauen sieben, keusch und rein,  
Zum Opfern in ihren Dienst gebannt,  
Vedienten geheimnißvoll den Altar,  
Gebunden zur Keuschheit durch furchtbaren Eid,  
Und jene, die sinnlicher Liebe verfiel,  
War unrettbar dem Tode geweiht.

Ein Priester hielt sie in strenger Fucht,  
Zu wahren unnahbar das Heiligthum,  
Und stieg die Göttin zum Bad in den See,  
Dann hüteten sie die Gewänder stumm  
Und verhüllten das Unthun in frommer Schen,  
Daß kein Blick entweiche der Hehren Gestalt,  
Die schmeichelnd und kosend der Wasser Fluth  
Bei jedem Vollmond zur Mittnacht umwallt.

Wer aber gebietet des Herzens Drang,  
Was tesselt jemals der Liebe Gewalt!  
Sie nahte dem gottgeweihten Hain  
In unwiderstehbarer süßer Gestalt.  
Der Jungfrauen jüngste, holdste gab  
Ihr Herz einem herrlichen Jüngling hin;  
Vergehend des heiligen Eidschwures, sah  
Ihr Auge voll seliger Träume nur ihn.

Wenn die Windsbraut den Felsbang der Insel peitscht,  
Da scheitert manch' Fahrzeug am drohenden Strand;  
Sie schleudert das ätzende Schiffslein empor,  
Und geborsten versinkt's an der Klippenwand.  
So warf auch in Sommers Beginne die Fluth  
Einen tollkühnen Schiffer an's öde Gestad';  
Ohnmächtig liegt er da Nacht und Tag,  
Bis wunderbar rettende Hülfe naht.

Das fest der Sonnenwende brach an,  
Es prangte der Wald im schattenden Kleid  
Und die Wiese war lachender Blumen voll,  
Der Mutter Hertha zum Opfer bereit.  
Da schmückte den heiligen Wagen man,  
D'rauf insäthbar die Göttliche schlief;  
Und ihn zu haben drei Nächte lang  
Der Dienst die jüngste der Jungfrauen rief.

Am Fünje des seligen Alters ergoß  
Eine Quelle sich hell aus dunkelstem Schacht;  
Von dieser zu holen das Wasser zum Bad  
Dreimal in der schreckenden Stille der Nacht,  
War der Priesterin Pflicht — und so stieg sie hinab,  
Mit dem Eimer an Arm, im weigen Gewand  
Unsicheren Schrittes den schlüpfrigen Pfad,  
Das Herz voll Wangen, zum Uferand.

Da lag im düstern Schatten die Klust,  
Noch wogte vom Sturme des Tages das Meer —  
Hier stand die Jungfrau erztirrend still;  
Ihr lag's auf der Seele, so traurig, so schwer;  
Es war, als schreie ein drohender Spuk  
Sie da in wilder Einflamkeit;  
Ihr zu süßen die See dampf' klagend rauscht,  
Und die Mäde vom Tief auffahrend schreit.

Und wie sie der schäumenden Brandung nah,  
In's Unflüg weht ihr der thanige Gisch.  
Zu den Augen quellen ihr Thränen empor,  
Mit denen er, hoch aufspringend, sich mischt.  
Da plötzlich hemmt ihren Fuß der Keib  
Des Gestrandeten — bebend fährt sie zurück,  
Gewahrend die hingestreckte Gestalt,  
Die leblose Form, den erloschenen Blick.

Sie beugt sich nieder und streicht ihm das Haar  
Zurück, das sich feucht um die Schläfen gelegt;  
Sie hält ihm bebend die Hand auf die Brust,  
Und fühlt, daß schwach sein Herz noch schlägt.  
Da richtet das blaße Haupt sie empor  
Und hält es sorglich in ihrem Arm;  
Lun athmet er auf, und von ihrer Hand  
Gefaßt, wird die seine geschmeidig und warm.

Tief athmet er wieder — es öffnen sich  
Die Augen — dem sprachlos starrenden Blick  
Senkt sich entgegen ein Kähnel, so hold,  
Wie ein seliges, unbegreifliches Glück. —  
„Wer bist du?“ vermag er zu hauchen kaum;  
„Ein rettender Engel am wüsten Strand!“  
„Kein Engel, doch ist es ein fühlendes Herz,  
Wohl dir, daß ich hier in Verborg'nen dich fand.

„Uns beide trübe der grausamste Tod,  
Wenn der Priester dich fände in meinem Arm;  
Der Allmutter Bertha zum Dienste geweiht,  
Bringt menschliches Fühlen mit tödlichen Harn.  
Doch — komme was will! Ich pflege dich hier,  
Nicht glaubend, daß mir die himmlische gram;  
Ob grausam ihr Priester, sie selbst wohl vergiebt  
Mir gnädig, daß ich zu Hilfe dir kam!“

„O, wer du seiest, von Göttern gefand  
Bist sicherlich du, so lieblich, so hold!  
Die Götter erbarmen der Menschen sich gern,  
Wenn auch ein herzloser Priester großt.“  
„So sei es!“ spricht sie. „Des Herzens Gebot  
Kann Sünde nicht sein. Auf heimlichem Pfad  
Bring' Kabung ich dir und in heißem Gebet  
Erlebe' ich Vergebung verbotener That.

„Komm, laß dich geleiten zur nahen Schlucht,  
Die einigen Schutz dir gewährt über Nacht;  
Da labt eine Quelle dich; barre da mein,  
Bis ich morgen die stärkende Nahrung gebracht.“  
Und da bricht der Mond aus den Wolken hervor,  
Der stille Vertraute der Einsamkeit  
Und der schnell anflammen Liebe, die hier,  
Sich selbst nur beachtend, dem Tode geweiht.

„Der Sturm verschlag mich an dieses Gestad.“  
So sprach er; „zerstobelt liegt draussen mein Schiff;  
Ich kämpfte für's Leben, da spie mich die See  
Hier aus am felsenarrrenden Riff.  
Doch haben die großen Götter der Fluth  
Mir Verderben gesonnen, so nahest du mir,  
Die erretende See; denn von oben gefand  
Erscheinst du, so wunderbar helfend hier.“

Zum Haupte neigt sich vertrauend das Haupt;  
Seine Kippen suchen den rosigen Mund  
Der Jungfrau und süßestes Kosen schließt  
Der weltvergeßenen Liebe Bund.  
Ohne Worte geleitet der Jüngling die Maid,  
Ohne Worte eilt sie von dannen; sie füllt  
Nur schnelle den Eimer im heiligen Quell,  
Heimkehrend in Träumen die Seele verhält.

Und dreimal so thut sie mit Wangen den Dienst,  
Bringt Kabung dem Jüngling in heimlicher Eut;  
Drei Nächte lang leuchtet der freundliche Mond  
Dem innigen Kosen, der wachsenden Gluth,  
Die überschäumend den Damm durchbricht;  
Wie schwellende Gluthen vom Sturme gejagt,  
So überströmt ihr Denken ein Glück,  
Das für die Minuten das Leben wagt. —

Am Rande des See's der Wagen stand,  
Darauf die Göttin in Schlummer lag;  
Mit Blumen geschmückt sind die Jungfrauen all,  
Vegrühend den heiligen Sonntagtag.  
Doch sie, die vom Quell das Wasser geholt,  
Sie hatte vergebens mit bebender Hand  
Den Wagen rein zu waschen versucht;  
Lodbringend schreut sie der Widerstand.

Und der Priester tritt in der Jungfrauen Kreis;  
Mit Verderben drohendem Blick er gewahrt,  
Daß ein Frevel begangen in schwerer Schuld,  
Wie ihr Schweigen und Zittern ihm offenbart.  
„Unselige, sprich, was hast ihr gethan,  
Daß die Göttin eure Dienste verdammt?“  
So ruft er. „Wer hat seine Seele entweiht,  
Daß der Allmutter Huld uns verloren geht?

„Weh euch! Nicht wag' ich zu lästen das Tuch,  
Das die Glieder der Erdemutter verbüllt;  
Der Wagen erglänzt nicht wie sonst zum Feß,  
Der See nicht, wie sonst, aus entgegen schwillt.  
Die gebrochen der Keuschheit heiligen Schwur,  
Die Schuldige sei verfallen dem Tod;  
Sie sühne den Frevel mit ihrem Blut,  
Es färbe die Klippen der Insel roth.

„Hier mögt ihr erproben, wer frei von fehl,  
Es bezeuge der schwarze Opferstein  
Der Nachlosen That. Wer über ihn springt,  
Erweiseit von sträflicher Liebe sich rein.  
Die Unselige aber, die mannt und fällt  
Und so des Verbrechens sich schuldig flagt,  
Die stürz' ich zur blutigen Sühne hinab  
Vom Fels, der dorten das Meer überragt.“

Und die Jungfrauen wagen den richtenden Sprung,  
Und allen gelingt er — nur einer nicht;  
Sie strandelt und sinkt zur Erde und birgt  
In ihren Händen das bleiche Gesicht.  
Zum Herzen dringt ihr das heiße Blut  
Indem sie die Schauer des Todes umweh'n.  
„O du Keimle“, haucht sie, „du siehst mich bei,  
O höre der Schuldigen brünstiges Geln!“

Und der Priester schleppt sie zum Klippenrand,  
Die zum Himmel stehend den Blick erhebt,  
Da senkt eine Wolfe sich nieder — von ihr  
Verhüllt und getragen die Jungfrau schwebt  
Hinaus über's Land und nieder zum Meer;  
Da harret der Jüngling im rettenden Kahn,  
Und er breitet die Arme in seliger Lust,  
Von Hertha's Erbarmen die Braut zu empfang'n.

### Alexander von Humboldt.

Wie seit Jahrtausenden die Menschheit strebte,  
In der Gehaltung em'gem Wechselgang  
Sich finden das Gesetz, das sie belebte,  
Das selbe stets, ob bei des Vogels Sang,  
Ob bei des Meeres Sturm ein Herz erbebt,  
Wie unsers Denkens Macht es so gelang,  
Die weite Erde dienstbar uns zu machen: —  
So drang Geschichte durch der Zeiten Nacht,  
So ward aus dunklen Schichten, tausendfachen,  
Des Kosmos Bild dem Auge nah' gebracht.

Der Träumer fühlt geheime Kräfte weben,  
Tritt er hinaus in's freie, weite Reich  
Der schaffenden Natur, für ihn beleben  
Sich Flur und Wald, doch nur gespenstergleich;  
Ummüdig jütend wagt er nicht zu heben  
Den Schleier von der Gottheit, die bald weicht  
Des Hergens tiefste Saiten macht erzittern,  
Wald schrecklich ihn an ihre Größe mahnt,  
Ob er im frühlingssüßeln, in Gewittern  
Des em'gen Wechsels rastlos Treiben abnt.

Der Denker wagt es, die Natur zu fragen,  
Er überbrückt des stücht'gen Daleins Naum;  
Sie, die in Fesseln ihn so lang geschlagen,  
Er seißelt sie. Doch wenn nach langem Traum  
Der Mensch sein geißig Auge aufgeschlagen,  
Vertraut er noch der eig'nen Größe kaum: —  
Die dichterischen Gewande neht er fallen,  
Erkenntniß tritt der dumpfen Abnung vor,  
Das Wissen thront in ält'rer Tempel Hallen,  
Wo das Symbol des Wunders Kraft verlor.

Die Einheit in der Vielheit zu erwägen,  
In dem lebend'gen Ganzen der Natur  
An jedes Ding der forschung Sonde legen  
Und, in der Milde einer Sonne Spur  
Verfolgend, auf stets lichterfüllten Wegen  
Dem Ziele nah'n, an dem alleinzig nur  
Der Geist des Alls sich unserm Geist entschleiert: —  
Das ist ein Streben, hoch und unbegrenzt;  
Es führt zum Siege, den die Menschheit feiert,  
Wenn sie der Isis Bild enthüllt befrängt.

Wie sich dem Wanderer in des Chales Gründen  
Heim Morgengran'n das Mächte nur enthüllt,  
Doch allgemach der Nied'ring Dünste schwinden  
Und sich ein reicher, mannigfalt'ger Bild —  
Je mehr zur Höhe sich die Plade winden —

Vor ihm entschleiert, bis ihm glanzgerfüßt  
Im vollen Licht die Landschaft liegt erschlossen,  
Wenn von des Berges Haupt er niederschaubt,  
Wie hier, vom Bauch der Schönheit übergossen,  
In Harmonie sich Alles aufgebaut: —

So in der forschung Reich: so hat erliegen  
Die steilste Höh' aus unbegrenzt'm Thal  
Der große Geist, der sich in rollsten Sägen  
Am Busen der Natur beim Himmelsmahl  
Wie nie ein Sterblicher gelabt; ihm liegen  
Erschlossen die Gesetze, die, das All  
Beherrschend, sich dem Seher nur entfallen,  
Der die geheimnißvollen Stimmen hört,  
Verkühdend der Allmutter ewig Wallen,  
Ob liebend sie erzeugt, ob kalt zerstört.

Dem deutschen Volk ward Er vor hundert Jahren,  
Mit uns den Edlen aller Welt geschenkt;  
In Humboldt hat das deutsche Volk erfahren,  
Wie ihm der Strom des Wissens jugelnt;  
Mit Humboldt bürgerten der Heimath Karen  
In jedem Land sich ein, sie u Schaffen trânt  
Der forschung Boden, wo zu höchstem Streben,  
Geschützt vom Frieden, sich Kultur erhebt;  
Wie kurz gemessen auch ein Erdeneleben,  
Hat Er doch für die Ewigkeit gelebt.

Er nahte wie ein Engel der Verklärung  
Der Mitwelt in der Weisheit mildem Licht;  
Sein Wissen ist die glänzendste Bewährung,  
Daß Wahrheit Bahn durch alle Nebel bricht;  
Er schätzte nur, was von erprobter Währung,  
Die Offenbarung, die aus Humboldt spricht,  
Wied ewig stehn, wenn alle andern fallen,  
Sie zieht die Menschheit groß zur Mündigkeit;  
Der Märchen Reiz verlißt in jenen Hallen,  
Wo die Natur den Weltentron bestiegt.

„Er war der Unstre!“ dürfen stolz wir sagen!  
Kant, Lessing, Göthe, Schiller, Humboldt hat  
Dieselbe Zeit an's Lier aus getragen,  
Die strafend überfluthete die Saat  
Der alten Tyranni; die Geister schlugen  
Der Freiheit Schlacht, und der Gedanke trat  
Kühn auf das Haupt der lauernden Hyäne,  
Die in des Wahnes Nacht ihr Mahl verzehrt.  
Tag ist es, Tag! Stumpf sind des Raubtiers Höhne,  
Wenn eines Humboldt's Chuan die Menschheit ehrt.

„In soll nicht unfruchtbarer Lorbeer schmücken!  
Ein Kranz von Blumen er zieh dieses Haupt!  
In allen Zonen lieb' er, sie zu pfücken: —  
Wie d'raus die Biene süße Kost sich raubt  
Und kunstreich Hell' aus Helle weiß zu brücken,  
Drin sie den Honig birgt, so auch erlaubte  
Uns Humboldt's Werk, die reißte süße Frucht  
Des reichsten Geiß' und Wissens zu genießen,  
Heil Ihm! heil Jedem, der Erkenntniß lücht,  
Wo seiner forschung reine Quellen fließen!

## Jakob Heintz.

Er wurde am 10. April 1855 in Alzey, Rheinhesfen, geboren und kam als 16jähriger Knabe mit seinen Eltern nach New York, wo er das Schreinerhandwerk erlernte. Daneben widmete er sich literarischen Studien und wurde ein eifriger Turner. Schon im Jahre 1854 gewann er den ersten Preis auf dem Bundesturnfest in Philadelphia. Im Jahre 1875 gründete er mit seinen Brüdern ein großes Möbelfgeschäft, blieb aber nach wie vor eines der eifrigsten Mitglieder des „New Yorker Turnverein“. Er schrieb viele Turnlieder.

„Aus Mußestunden“, Gedichte und Lieder, New York 1888.

### U. S. Grant.

Die Glocken künden klagend  
Weithin im ganzen Reich,  
Daß hoch auf Mount McGregor  
Ein Held liegt harr und bleich.  
Der Held von Appomatox,  
Von Vicksburg, Donaldson,  
Ein schlichter Mann, ein Bürger,  
Columbia's tapftrer Sohn.

Nicht in dem Schlachtgetümmel,  
Im Kampf und wilden Strang  
Nach dir dein fähnes Auge,  
Nein! Dort im engen Haus,  
Dort auf dem Krankenlager,  
In letzter Kampfesnoth,  
Da strecktest du die Waffen  
Dem Unbezwingter Tod.

Du, der in heißen Schlachten  
Mit stolzem feldherrnblick  
Zum Sieg im Bruderkampfe  
Geführt die Republik,  
Du selbst nun ein Vespiegter!  
O trauervoller Tag!  
Das Volk sieht heute weinend  
In deinem Sarkophag.

In flor gehüllt das Vanner,  
Mit Sternen reich besät,  
Da, wo der große Schmitter  
Die edle Frucht gemäht.  
Das Vaterland tief trauernd  
In Liebe niemals lare,  
Es legt dir heute dankend  
Den Korbeer auf den Sarg.

Der Norden und der Süden  
Reicht sich die Bruderhand,  
Ein Wehern geht klagend  
Allüberall durc's Land,  
Durch Städte und durch Dörfer,  
Auf Bergen nnd durc's Thal:  
„Es liegt auf Mount McGregor  
Der todte General!“

### Was wir wollen.

Was wir wollen? hör ich fragen.  
Hier die Antwort offen, frei,  
Ich will laut es Allen sagen,  
Was ein ächter Turner sei:

Stärken wollen wir die Glieder,  
Ringen im olymp'schen Spiel,  
Und vereint als treue Brüder  
Streden nur nach hohem Ziel.

Um die Muskeln frisch zu regen,  
Daß der Körper sei gesund,  
Doch auch um den Geist zu pflegen,  
Turnen wir in unserm Bund.

Wahrheit wollen wir bekennen,  
Ob sie noch so bitter sei,  
Der soll sich kein Turner nennen,  
Der nicht offen spricht und frei.

Ja, wir wollen uns bemühen,  
Daß man unsre Lehre preist,  
Unsre Jugend zu erziehen  
Stark an Körper, frei im Geist.

Und wir wollen Jedem reichen  
Unsre Hand, ob Herr, ob Knecht,  
Niemals vor dem Unrecht weichen,  
Ehren das Gesetz und Recht.

Wir verachten Frevelthaten,  
Sowie jede Tyrannie,  
Stammt sie auch von Gottes Gnaden  
Oder aus der Volkspartei.

Gegen Lug und Aberglauben  
Wird der freie Geist sich Wahn,  
Doch wir wollen Niemand rauben  
Seines Herzens süßen Wahn.

Niemand wollen wir verlehnen,  
Doch ein Jeder sei befehrt  
Nach den ewigen Befehlen,  
Wie sie die Tatar uns lehrt.

Und wir wollen uns erhalten,  
Was uns noch zur Heimath zieht,  
Deutsche Sitten, deutsches Walten,  
Deutsches Herz und deutsch Gemüth.

Ja, durch Stürme und Gefahren,  
Das sei unser Halt und Hort,  
Wollen Treue wir bewahren  
Deutschem Lied und deutschem Wort.

## Hugo Andriessen.

Am 14. Juni 1845 zu Langenberg bei Düsseldorf geboren, bereifte er in seiner Jugend Deutschland, Oesterreich, Rußland und Portugal, kam 1861 nach den Ver. Staaten, wohnte erst in Pittsburg, und betreibt seit zwanzig Jahren eine Apotheke in Beaver, Pennsylvanien. Seine Gedichte erschienen in Zeitschriften, dem „Freidenker-Almanach“ u. s. w.

### Mythologische Studie.

In das Nichts, aus dem vor Zeiten sie die Phantasie  
der Pfaffen  
Zu dem Gluch' der gläub'gen Menschheit, und zum Unheil  
hat erschaffen.  
In das Nichts sind wieder sie gewandert, da Vernunft  
und Wissen  
Wie ein Sonnenstrahl die düstern Nebelbilder hat zerissen.  
Kronos, Zeus und Jupiter, Jehovah selbst, und Pan,  
der alte,  
Die Phantome, deren Namen ehrfurchtsvoll der Fromme  
lallte.  
Sind verbannt in's Reich der Mythe, in das Traumge-  
biet der Fabel,  
Und kein Narr baut jemals wieder ihnen einen Thurm  
zu Nabel.  
Wie die Mäch'ten sind gesunken! Sie, zu denen in Ge-  
heten  
Einst voll Inbrunst und Vertrauen hoffnungsvoll die  
Völker steheten!  
Sie, die Fetische der Heiden, und die Götter der Hellenen,  
Und der grimme Gott der Juden, — haben jemals sie  
die Thränen  
Wohl getrocknet? Hat der Christen Gott ein menschliches  
Erbarmen  
Je gezeigt, wenn zu ihm aufstieg der Verzweiflungsschrei  
der Armen?  
Hat das Elend er gelindert? Er, für den einst der  
Essener,  
Jesus Christus, sich ließ kreuz'gen, der behörte Nazarener!  
Brachten Freiheit sie den Menschen? Brachten sie den  
Völkern Frieden?  
Ueber Sklaven konnten ihre Priester herrschen nur bie-  
nieden!  
Sie, die Feinde freier Forschung, überliceteten dem Denker,  
Dem Schaffot und Scheiterhaufen Bekatomben muth'ger  
Denker!  
Sie, die man in stolzen Tempeln, in Pagoden und  
Moscheen,  
Und in Kirchen einst verehete, — sind sie's werth, in Mau-  
soleen  
Nun zu ruh'n? Fort mit dem Plunder! Um die Völker  
zu erziehen,  
Baut statt Kirch' und Synagoge fortan nur Akademien!  
Läßt das Licht der Wissenschaften leuchten! Man wird  
bald verschmerzen  
Den Verlust des blinden Glaubens, Bibeln und geweihte  
Kerzen!  
Ob der Glaube an der Menschheit Fortschritt auch zuwei-  
len wankt —

Zur Erkenntniß bringt die Forschung uns, die freie, der  
Gedanke!

Doch die Alten sagten schon: De mortuis nil nisi bene!  
Läß' sie ruhn; die todt'n Götter sind gerichtet, Melpo-  
mene!

### Finis Poloniae!

Ein Heldenweib, in dunkler Nacht,  
Wild prüft der Wind durch seine Haare,  
Aus vielen Wunden blutend, liegt  
Starr ausgestreckt auf einer Bahre.

Ein Edelwild, verendend, — das  
Umringt von einem ganzen Rudel  
Blutgier'ger Wölfe, während wir  
Zuschauern wie der Mops und Fudel!

Das war der letzte große Akt  
In der historischen Tragödie!  
Gluch über uns! — Die Hand im Schooß —  
Wir hielten Alles für Comödie!

Gluch über uns! Dreifacher Gluch!  
Daß Polen mußte so verbluten!  
Daß so die Freiheit unterlag  
Den Härenlagen und den Knuten!

O, wir Pyamü'n! Die Nemesis,  
Sie bleibt nicht aus; sie wird, das glaubt mir,  
Ius, die wir müßig angesehen,  
Ereilen, uns und jenes Raubthier!

Ja, jenes Raubthier, das Symbol  
Der Despotie und Tyrannie ist!  
Und das zum Sprunge schon bereit,  
Um zu erwürgen, was noch frei ist!

Verlassen, ach! von aller Welt!  
Den Menschelmördern preisgegeben!  
Kein Freund erscheint, kein Matador,  
Für dich zu opfern Blut und Leben!

Heroisch Volk! Schon in's Gemis  
Schlägt dir der russ'sche Wä'r die Krallen!  
Du trägst der Liebe Geschiß,  
Indeß wir summen die Säute ballen.

### Im Obstgarten.

(Hrovenskaffcher Dieratu. Nach dem Englischen des  
Migernon G. Durlinburne.)

Kuß meine Hände! Ich ersüße fast!  
Der Nachtthau näßet mich! Sieh jenen Lüß  
Des Apfelbaums, durch sein grün Wälderdach  
Strahlt, einer Blüthe gleich, der Mond, ein Gaß!  
Ach Gott! Ach Gott! daß es so bald schon Tag!

Das Gras ist weich und kühl; hier ruhen wir!  
Du küßtest, Liebster! Wang' und Ange mir; —  
Ich blicke, wie ein Sommernachmittag  
Zum Sonnenhingang, schmerzlich hin zu dir!  
Ach Gott! Ach Gott! daß es so bald schon Tag!

Kuß' näher! Leg' dein Haupt auf meinen Schooß!  
Fühl' wie der Chan benehete mich im Moos!  
Hör', wie mein Herz podt! Schlag auf Schlag!  
Vor Wonne Kopfs, — mein Glück war allzu groß!  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

O, mein Geliebter! Bitte, laß mir dies!  
Zu es nicht süßer als ein Kuß? Gewiß!  
Nimm es dann, mein Nöschen in dem Hag,  
Mein Juniröschen, dessen Duft so süß!  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Kieb', bis die Nacht dem jungen Tage weicht!  
Die Sehnsucht bleibt, wenn auch der Wunsch erreicht.  
Kieb' mich, Geliebter! wenn auch allgemach  
Das Zwielecht dämmert und die Nacht entseucht!  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Mein Herze bricht; mich überläuft's! Mein Mut  
Erharrt; verlöschen will des Lebens Gluth!  
Ach, wer in deinen süßen Banden,  
O, kieb! bald im Arm des Todes ruht!  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Erschlage, wenn du willst, und tödte mich!  
Ja, tödte mich! — Luftschlöffer baute ich,  
Des Rebhocks Saft, das Blut der Tranbe, ach!  
Der Quell versiegt, — und ich rus' bitterlich:  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Ja, sterben will ich! Zieh' dein gutes Schwert  
Nun, da den Vecher beide wir geleert!  
Ich gab dir Alles, mein Geliebter! sag,  
Was, ohne Liebe, ist des Lebens Werth?  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Willkommen, Tod! Ach, ohne Liebe trüb  
Wär' unser Dasein! O, Geliebter! gib  
Den Tod mir, den ich schon im Herzen trag!  
Küß und lieblose mich, mein süßes Lieb! —  
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

### Ein Triolett.

(Nach dem Englischen.)

It's Zeit nicht, daß mein Lieb wär' hier?  
Wie langsam schleicht dahin die Zeit!  
Der Nachtwind biegt die Zweige dürr, —  
It's Zeit nicht, daß mein Lieb wär' hier?  
Der Nachtwind weht, doch bringt er ihr  
Kein Wort von meinem Herzeleid!  
It's Zeit nicht, daß mein Lieb wär' hier?  
Wie langsam schleicht dahin die Zeit!

Maß ich hier ruhn im feuchten Sand;  
Ach' meiner Heimath sterben so?  
Mein Hülsferu verhallt am Strand;  
Maß ich hier ruhn im feuchten Sand?  
O, wie der Schmerz mich übermannt,  
Nach meinem Lieb, erwartungsfroh!  
Maß ich hier ruhn im feuchten Sand;  
Ach' meiner Heimath sterben so?

Dornbusch und wilder Rosenstrauch,  
Blühet auf meinem öden Grab!  
Koset mit süßer Blüthen Hauch,  
Dornbusch und wilder Rosenstrauch,  
Wann einst mein Lieb mit feuchtem Ang'  
Nacht lagend dem verlassnen Grab!  
Dornbusch und wilder Rosenstrauch,  
Blühet auf meinem öden Grab!

## Anton Thormählen.

Geboren am 19. September 1829 zu Varel in Oldenburg, war er von früh an in Bezug auf seine Ausbildung auf sich selbst angewiesen, trat in ein Handlungshaus und beschäftigte sich daneben mit literarischen und dichterischen Arbeiten, welche er unter dem Pseudonym „Friedolin vom Wald“ im oldenburgischen „Beobachter“ erscheinen ließ. Im Jahre 1856 wanderte er nach den Ver. Staaten aus, ließ sich in Milwaukee nieder, wo er eine Buchhalterstelle in einem großen Geschäftshause bekleidete und heute noch lebt. Seine Gedichte erschienen meist in Milwaukee'r Zeitungen.

„Unser täglich Brot gieb uns heute“, einer wahren Begebenheit nachgezählt. Erisches Gedicht, Milwaukee 1875. „Festlieder zum Milwaukee Sängersfest“, 1868.

## Frühlings-Anfang.

Der Frühling kommt, der Frühling kommt!  
 Laß mich in Iuh'gen Weisen,  
 So wie es jedem Dichter frommt,  
 Den holden Frühling preisen!  
 Ich grüße euch, ihr Blumen all',  
 Nach langem Wintertraume!  
 Ich grüß' dich, liebe Nachtigall,  
 Im duft'gen Fliederbaume!

Und die ihr kehrt vom sonn'gen Süd,  
 Ihr Schwärche und ihr Schwalben,  
 Willkommen hier! euch grüßt mein Lied,  
 Willkommen allenthalben!  
 Ihr Fische, die im klaren Bach  
 Ihr kommt dabergeschwommen  
 Und jaget den Kibellen nach,  
 Willkommen auch, willkommen!

Es geht der Frühling durch die Welt,  
 Und wie ein Prinz er schreitet,  
 Denn vor ihm liegt in Flor und Feld  
 Ein Teppich ausgebreitet:  
 Im Walde küßter Kenzeswehn, —  
 Aus tausend Sängerkehlen  
 Tönt's hell: „Hier ist's so kühl, so schön!  
 Laß, Wanderer, dir's erzählen.“

Hier tummelt auf dem Wiesenplan  
 Behaglich sich die Heerde,  
 Dort senkt den Pflug der Aekersmann  
 Voll Hoffnung in die Erde;  
 Der Schiffer singt sein Voi-vo  
 Und stellt vergnügt die Segel,  
 Der Städter aber pilgert froh  
 Auf's Land mit Kind und Kegel.

Wer lacht? Gefällt mein Lied euch nicht?  
 Ja freilich, Kenz und Lieben  
 Auf's Neu' verberstcht im Gedicht,  
 Ist alt und — abgeschrieben.  
 Ich weiß, allein was fällt euch ein,  
 Wagt ihr's, mich zu verspotten?  
 Der Kenz wär' da, das könnte sein,  
 Doch bei den Hottentotten?!

Wie ein Nachtwandler sähe ich  
 Nichts weiter als Gespenster? —  
 Ja Blumen gäb's, doch sicherlich  
 Im Eise nur am Fenster;  
 Der Nachtigallen sanfter Schlag  
 Hör' im Kamin man tosen, —  
 Der Schneefurm heule um das Dach,  
 Da fängen die Matrosen! —

Und dennoch kommt der Kenz! Laß mich  
 Den holden Frühling preisen,  
 Er kommt! — Dem Zweifler werde ich  
 Es schwarz auf weiß beweisen.  
 Was auch der blaße Weid erfann:  
 Nur Schnee, nicht Blüten, spend' er, —  
 Ich sing es laut, der Kenz begann!  
 Es steht ja im Kalender.

## Am Grabe meines Kindes.

Entflohn dem Carneval des Alltags-Lebens  
 Betrete ich des Friedhofs stillen Hain  
 Und wandle hier, am Ziele alles Strebens,  
 Ein andrer Mensch — ein besserer? — allein.  
 Hier ist, was uns auf Erden nicht beschieden,  
 Ist Frieden — Frieden.

Denn Alle, die dort ruhn, sind so verträglich,  
 Die Leidenschaften liegen sie der Welt,  
 Den Haß — den Neid, durch welchen sie unfähig  
 Das Leben sich und Andern vergällt,  
 Sie liegen ihn, wie alle ird'sche Habe,  
 Zurück am Grabe.

Nur Liebe predigt von den Leichenheinen  
 Und aus den Gräbern spricht es leis: „Geduld!  
 Auch du — auch du wirst dich mit uns vereinen,  
 Auf daß auch dir vergeben sei die Schuld;  
 Daß alle deine Fehler deck' und Mängel  
 Der Friedens-Engel.“

Nicht spielen mit den Wäthern Frühlingslüfte,  
 Kein Blümchen zeigt der Treue schönstes Bild,  
 Mein, Schnee — nur Schnee deckt monoton die Grüfte  
 Und hat ringsum den ganzen Plan erfüllt,  
 So daß es schwer, in den vertheilten Gründen  
 Ein Grab zu finden.

Allein die Liebe, die uns stets begleitet,  
 Die, wenn wir irrschweln, stühet uns und hält,  
 Hat auch mich heute an das Ziel geleitet.  
 Ich stehe da, entrückt dem Kärm der Welt,  
 Das Aug' voll Thränen, an dem theuren Grabe. —  
 Ruft du, mein Knabe?

Denn durch die Canne, deren düst're Zweige  
 Den Platz beschatten, küsselt sanft der Wind,  
 Als spräch' ein Kindermund: O, Wehmuth schweige!  
 Sei frisch mein Herz, es grüßt dich ja drin Kind!  
 Die Hoffnung wird, hast du sie je verloren,  
 Hier neu geboren.

O, wer tief unter'm Schnee hier schlummern könnte,  
 Still, stumm, mit seinem Leid, mit seinem Glück!  
 Er sände wohl, was ihm die Welt nicht gönnte. —  
 Doch — ich keh' in den Menschenstrom zurück,  
 Den Sinn geläutert, um dort meine Pflichten  
 Froh zu verrichten.

## Emil Sutro-Schüfing.

Geboren 1852 in Aachen, bildete er sich als Oekonom aus, kam 1850 nach den Ver. Staaten, hielt sich 6 Jahre in Californien auf und betreibt seit 1858 ein kaufmännisches Geschäft in Baltimore. Seine Gedichte erschienen zum Theil in der „N. Y. Staatszeitung“.

### Mein Heim.

Mein Heim ist nicht, wo Marmorpracht  
Des Saales Wände deckt,  
Nicht dort, wo sich in Waldesnacht  
Die Hütte still versteckt.

Nicht Wälder sind es an der Wand,  
Nicht Park und Blumenflor,  
Noch Statuen, die mit kund'ger Hand  
Der Reichtum sich erkor.

Mein Heim ist, wo die Liebe weilt,  
Wo sie auch immer harret,  
Die freudig mir entgegensteht,  
Die für mich sorgt und wacht.

Mein Heim ist, wo die Liebe weilt,  
Die mir, bin ich verstimmt,  
Die Stürze küßt, die Wunde heilt,  
Die Würde mir benimmt.

Mein Heim ist, wo der Liebe Arm  
Um meinen Hals sich legt,  
Als wolle' er wehren jedem Harm,  
Der gegen mich sich regt.

Mein Heim ist, wo der Liebe Geist  
Nach hohen Zielen strebt,  
Zum Seelenheil den Pfad mir weist,  
Vom Staube mich erhebt.

Mein Heim ist, wo der Kinder Schaar  
Frohlockend mich umringt,  
Aus ihren Augen frei und klar  
Die helle Freude dringt.

Das ist mein Heim. Kiegt viel daran,  
Ist's Hütte oder Schloß,  
Wenn froh mein Leben dort verrann,  
Die Liebe es umschloß?

### Serenade.

Auf den Straßen ist es stille;  
Nur durch Liebchens Fensterbülle  
Dringet Kampenschein  
In die Nacht hinein.

Wie in meine Nacht des Lebens,  
Die zu scheuchen, ich vergebens  
Mit dem Schicksal rang,  
Deine Liebe drang.

Schlafe wohl, mein süßes Leben!  
Tausend holde Grazien wehen,  
Lösch' dein Licht nun aus,  
Glorienschein um's Haus.

### Auf Wiedersehen!

„Wenn Menschen von einander gehn,  
So sagen Sie, auf Wiedersehen!“

Es klingt so traurig, klingt so schön,  
Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!  
Sie halten sich noch lange fest  
Und Keins das Andre gerne läßt;  
Macht rasch! Es muß ja doch geschehn,  
Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

Sie blicken lange noch zurück,  
Imflören Träumen auch den Blick,  
Dort, wo die Tächer grüßend wehn:  
Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

Dann wird's so still und trüb im Haus,  
Das Herz zog mit den Liebchen aus,  
Es würd' vor Jammer laß vergehn,  
Rief's hoffend nicht: auf Wiedersehen!

Es sollt' sich ja von selbst verkehren  
Für Liebende das Wiedersehen;  
Doch wie das Herz sich auch verzehrt,  
Wer weiß, ob Jener wiederverkehrt —  
Denn, wenn auch Fels und Meer besähen,  
Das Menschenherz muß untergehen.

### Licht und Schatten.

(Zu einem Mönch.)

Des Klosters Hallen sind ihm heut zu klein,  
Es treibt den Mönch fort in den Sonnenschein —  
Jedoch am Thorweg bleibt er zaudernd stehn,  
Wo sanfte Winde zauberisch ihn umwehn;  
Dicht in der Nähe drängt sich Brust an Brust  
Ein zärtlich Taubenpaar und girrt vor Lust;  
Die Freude strahlt im hellen Sonnenschein —  
Im Schatten aber, reglos sieht die Pein.

Denn, wie er schaut, erfieht nach langer Zeit  
Ein trantes Bild aus der Vergangenheit:  
Ein Jüngling stolz, als wäre sein die Welt,  
In seinem Arm ein liebend Mädchen hält —  
Doch sieh, er zuckt! „Die Dirne war nicht treu!“  
Er wurde traurig, sieh und menschenfeind —  
Da hat er still im Kloster sich versteckt,  
Wähnt, was vorüber, ewig zugedeckt.



Jedoch das Bild erucnt den wilden Schmerz,  
Und wieder tobt das todtgewährnte Herz;  
Im heißen Auge eine Thräne steht,  
Als um Erbarmen es zum Himmel steht —  
Dann zieht er tiefer noch im Schatten sich zurück,  
Er darf nicht schau'n und denken an das Glück;  
Er schlägt das Kreuz, im Kloster tönt Gesang,  
Er betet reinig, innig, schmerzlich, lang.

### D a m a l s u n d J e z t .

Wir hatten uns nicht halb so lieb,  
Als wir zuerst einander kannten,  
In zügellosem Flammentreib  
Uns Kipp' auf Kippe heiß entbrannten.

Du abttest wohl, ich abnte auch,  
Daß Schätze tief verborgen ruhten,  
Die flammen aber schlugen Rauch,  
Das Abnen blieb doch nur Vermathen.

Auch schien uns Vieles noch so fremd,  
Wie unser Weg, eh' wir uns fanden,  
Den Fels umhert, der ihn hemmt,  
Der Schiffer, Flug, um nicht zu stranden.

Jetzt kennst du mich, jetzt kenn' ich dich,  
Und alle Klippen sind verschwunden,  
Der Rauch löst' auf in Aithe sich,  
Der heit're Himmel kann's bekunden.

Wohl zittert manches bleide Haar,  
Der Kummer ruht im stillen Graben,  
Doch zeugt das Auge, frei und klar,  
Daß wir uns längst verstanden haben.

## Ernst Reinhold Solger.

Geboren 1820 in Stettin, studierte er die Rechte, kam mit Kossuth nach Amerika und erhielt unter Lincoln die Stelle als „Assistent Register“ im Ver. Staaten Schatzamt zu Washington, wo er leider schon am 15. Januar 1866 infolge eines Sturzes mit dem Pferde starb. Er schrieb: „Das Staatensystem in Europa“, 1854; „Die Schleswig-Holstein'sche Frage“, 1862; „Geschichte der Rebellion in den Ver. Staaten“, 1862; die vom „Velletristischen Journal“ preisgekrönte Novelle „Anton in Amerika“, und das nachstehende Preisgedicht für die Feier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's, 1859.

### S c h i l l e r .

Von dieses Marksteins feierlicher Stelle  
Hinüber hundert Jahre schweift der Blick  
Des lebenden Geschlechts, schweift zu der Schwelle  
Des jüngsten Alters unsrer Welt zurück:  
Zu jenem Morgen, dessen erste Strahlen  
Verfündeten den neuen Göttestag,  
Zu jener Wiege, wo der Dichter lag  
Im Kindestraum der Zeit mit ihren Idealen.

Die Gegenwart, die jedes Elements  
Geheimste Kraft gefangen in Retorten,  
Des Vlieses tödtlich feinste Quintessenz  
Zu mäzen weiß zu blitzschnellen Worten;  
Zu mäzen weiß aus Erd- und Himmelsräumen,  
Aus Stein und Pflanz' und Thier, aus Gott und Mann,  
— Die Gegenwart, die Alles thut und kann,  
Was kann die Gegenwart, was thun mit Schiller's  
Träumen?

Sein Traum war Freiheit, Freiheit von der Würde  
Des Tags, der um ein roh Bedürfniß freist;  
Vom Triebe Freiheit durch Gesetzeswürde,  
Und Freiheit vom Gesetze durch den Geist!

Sein Lied vom „Männertol's“ auf Manneswerke,  
Der nicht allein „vor Königsthronen“ ziert,  
Der über Zeit und Schicksal triumphiert,  
Der Wille war's, des Gei's erhabne Götterfärte.

Das war sein Traum, sein Lied, sein erstes Wort.  
Nach Freiheit, der Pedantensunft zum Spotte,  
Stürmt „Näher Moor“ in alle Wildniß fort;  
Nach Freiheit, wär's bei einer Mörderrotte.  
In Grün' verfrücht, zu blut'ger That vermettet,  
So lang er atmet, bleibt der Mensch doch frei. —  
Die Anke bleibt, — sie reißt das Netz entzwei —  
Es bleibt die freie That, die fähnet, reinigt, rettet.

Die That, die das Gewissen schuldenthebt,  
Wie sollte sie vor Dold und Kerker zittern?  
Der Geist der „kommenden Geschlechter“ lebt,  
Den tödtet man nicht hinter Eisenthüren.  
„Ein freier Mann stand an in dem Jahrhundert!“  
In dessen Brust prallt „Philipp's“ Kugel ab.  
Er möcht' ihn wieder haben aus dem Grab,  
Der Philipp's Sieger blieb, der Philipp nicht bewundert.

Kein Grab kann einen freien Mann begraben,  
Doch wenn ein ängst'res Ziel das Auge triibt,  
Wer aus der Sucht, zu herrschen und zu haben,  
Sich herzgensfremden Mächten übergiebt;

Nach Weisung, statt in des Bewußtseins Kerne,  
Heim Käderwert des Weltgetriebes spät:  
Ihm — ob sein Stern nun auf, ob untergeht, —  
Dem seine Seele ligt, dem lügen auch die Sterne.

Doch ihr, die ihr den Ausspruch edler Liebe  
Auf Lebensbund zum Opfer dargebracht,  
Damit nur unentweicht das Bildniß bliebe,  
Das jemals heil'ge Feuer angefaßt:  
Damit das Herz verflärt, auch wenn es bricht,  
An das geliebte Herz auf ewig glaubte —  
Die Sterne leuchten über eurer Haupte,  
Und wär' es auch zum Tod — „die Sterne lügen nicht“.

So lange Liebe weiht, adelt, reinigt,  
So lange Zwei sich würdig angehören:  
So lange werden Herzen, so vereinigt,  
Bei dem Gedächtniß „Mar“ und „Thekla's“ schwören.  
So lange noch der Freiheit Hauberton,  
Des Vaterlands, nicht leere Namen dächten:  
Bleibt um der „Jungfrau“ Haupt die Glorie leuchten,  
Warnt „Tell's“ geglächter Schuß die Gesäler auf dem  
Thron.

So lange noch der Glaube nicht vergeht  
Im Menschen an das Gute, Schöne, Wahre,  
Steht Schiller, ihr begeisterter Poet,  
Ihr Hoch- und höchster Priester am Altare;  
Wird Deutschland, werden dieses fest Nationen  
Von Säkulum zu Säkulum erneuern;  
So lange wird man Schiller's feste feiern,  
Umkränzend seine Stirn mit ewig frischen Kronen.

Die Sonne von des fernsten Ostens Pforten  
Von Land zu Lande, geht in ihrem Lauf  
Wie zu des fernsten Westens Uferborten  
Liegt über feste, wie das unfre, auf.  
Geht über Kurden auf, wo die Gemeinen  
Aus allem Blute, wie aus allen Jüngern,  
Doch von dem deutschen Grundton überflungen,  
In seinem Namen sich, in seinem Geiße vereinen.

In seinem Namen wohl, doch auch im Geiße?  
Wohl ist das Haupt es werth, im Kranz zu glänzen,  
Des Dichters Haupt zu werth nur! — Doch erweicht  
Sich unfre Hand auch würdig, ihn zu kränzen?  
Wie ich mich nahe dieser hohen Stirn,  
Scheint mir's, als ob sie faltend sich entrüste,  
Als ob verletzt die Majestät der Wüste,  
Als ob getränkt der Stolz der Lippe redend zürne:

„Wenn ihr die Junge sprecht, die ich geweiht,  
Wie? Darum glaubtet ihr euch schon geschaffen  
Zum Festtriumph der eignen Eitelkeit  
In meinem Ruhm euch spiegelnd zu begaffen?  
Weißt euch kein andrer Göze, dem ihr tröhnt?  
Daß ihr mein aufgegeben Bild entschleiert?  
Wen, in der That, habt ihr nicht schon geteiert?  
Wen, in der That, habt ihr zur Mode nicht geteiert?“

„Als ich des neuen Bundes Tafelstein  
Errichtet an den Säkulums Portalen,  
Da, meint' ich, solltet ihr Apollon sein  
In alle Welt, im Dienst des Idealen.  
Und wo ihr immer falsche Götter fandet,  
Da sollten eure Scheiterhaufen prasseln,  
Und wo ihr höret Sklaventeufeln raseln,  
Da solltet rächen ihr die Menschheit, die geschändet!“

## Udo Brachvogel.

Geboren 1835 zu Herren Graben bei Danzig, studierte er zu Jena und Breslau die Rechte, gab zu Wien, wo er sich längere Zeit aufhielt, 1860 einen Band „Jugendgedichte“ heraus, lebte 1860—1866 als Beamter einer Privatcompagnie in Ungarn, nach deren Auflösung er sich nach den Ver. Staaten wandte und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen New Yorks wurde; einige Zeit war er Mitredakteur der „Westlichen Post“ in St. Louis und wurde 1875 Redakteur des New Yorker „Velleitrischen Journals“. 1886 siedelte er nach Omaha, Neb., über, wo er erst eine tägliche politische Zeitung redigierte, dann aber die Stelle eines Generalagenten der „Germania Lebensversicherungsgesellschaft“ übernahm. In gleicher Eigenschaft lebt er jetzt in Chicago.

„Jugendgedichte“, Wien 1860.

### Indianer-Sommer.

Den Hügel noch empor, mein wackres Thier,  
Dort lüftet sich der Wald, dort halten wir —  
Fühlst du den Sporn? Hinan mit Rucht'gen Sähen!  
Schon schließt sich hinter uns die Lannennacht;

frei schweigt der Blick — ha, welche Farbenpracht!  
Erschloß sich Scheerjaden's Märchenschacht,  
Rings Alles zu bestreun mit seinen Schätzen?

Der Himmel leuchtet, ein saphirner Schild,  
Es strahlt an ihm die Sonne hehr und mild,  
Nicht tödlich, nein, nur schmeichelnd allem Leben.

Am fernem Horizonte rollt der Fluß;  
Jedwede Wog' umspielt des Mittags Kuß,  
Sie hebt und zittert unter ihm, — so muß  
Die Braut am Herzen des Ersehnten beben.

Und schimmernd liegt das Thal, wie Mosais,  
Wie reicher es und blendender den Blick  
Noch niemals unter Künstlers Hand entglommen.  
Ein Ström' es zwischen dunklem Braun und Grün  
Gleich Flammen, die aus Goldtopfen sprüh'n,  
Gleich Purpurmänteln, die um Schultern glüh'n  
Von Königen, die von der Krönung kommen.

Der Ahorn lodert, wie im Morgenhauch  
Einst Moses lodern sah den Dornenstrauch,  
Gesicht von unsichtbarer Engel Chöre.  
Dort rankt sich's sümmernd und verzweigt sich's bunt,  
Wie die Koralle auf des Meeres Grund,  
Und drängt sich um das silberfarbne Rund  
Des Stammes der königlichen Zykamöre.

Und einsam ragt und priesterlich zumal  
Die Korberreide aus dem Bacchanal  
Von Licht und Glanz, von Farben und von Gluthen.  
Doch auch von ihrer dunkeln Aeste Saum,  
Aus ihrer Krone tropft wie Purpurflaum  
Die wilde Reb'; es ist, als ob der Baum  
Sein Herz geöffnet habe, zu verbluten.

Das Eichhorn springt. Es lockt mit tiefem Klang  
Der Taube seine Taube nach dem Hang,  
Wo überreich sich Veere drängt an Veere.  
Die Droffel stimmt ihr schmelzend Tongedicht,  
Der Falke badet sich im Sonnenlicht,  
Und aus der Sumachbüsche Scharlach bricht  
Das dunkle Reh, des Waldes Bayadere.

„Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?  
Wie ist dann das Erwachen der Natur,  
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?“  
So ringt sich's von des Reiters Kippe los, —  
Da rauscht's ihm Antwort aus des Waldes Schooß —  
Ein Windstoß braust heran und noch ein Stoß,  
Und läßt ein Meer von Blättern niederbeben.

Rings quillt es plötzlich auf, wie Schleierflug,  
Schneewolken wehn daher in dickem Zug,  
Von Norden pfeift's, und trübe wird's und trüber.  
Der Taube Ruf verstummt; ein Büchsenthall,  
Im Blute liegt das Reh, und in den Fall  
Der Wätter rauscht's wie leiser Senterhall:  
Noch eine Nacht, und Alles ist vorüber!

Der Reiter fröstelt in des Nordwinds Hauch,  
Er ruft: „Und dennoch ist dies Tod, ob auch  
Gleich Hochzeitskleidern prangt sein Leidenlinnen.  
So stirbt ein Tag im reichsten Abendroth,  
So küßt die Lippen einer Braut der Tod,  
So fühlt ein Jüngling, rings vom Feind bedroht,  
Aus Wunden tausendfach sein Herzblut rinnen!“

## Capula.

Von Frühlingsdunst unmuollent,  
Die heiße Brust entblößt,  
Das Bürtelband der vollen  
Holseligkeit gelöst:

So lagst du vor dem Sinne  
Des wunden Puniers da,  
Und schmolzest ihn in Minne,  
Syrone Capua!

Die trog'en Häupter, welche  
Kein Alpenische verlegt,  
Schnee der Orangenfelde  
Beugt und begräbt sie jetzt.

Von weichen Flötentönen  
Wird jetzt das Ohr beßhört,  
Das der Cohorten Stöhnen  
Jüngst als Musik gebört.

Und während Roma schaudert,  
Kiegt Der, der sie gestürzt,  
Im Mädchenschooß und plaudert,  
Verkrängt und aufgeschürzt.

Ob auch aus dunkler Wolfe  
Hamilar's Schatten droht,  
In dem bethörten Volke  
Rast' nur der Kuß Gebot.

Es rast in Taunelshunden  
Von seiner Scham gedämpft —  
Noth werden nur die Wunden,  
Die Cannä's Sieg erkämpft.

Nicht Blüß und Adlerfänge  
Entlandte Jupiter  
Im höchsten Kampfgedränge  
Für seine Roma her.

Er warf, umschwelgt vom Sünden,  
Die Zuhlerkönigin  
Dem Sieg- und Korpbeerwürden  
Vor seine süße hin.

Die schlang, die Schlangengleiche,  
Die Arme um ihn her,  
Und fügte so zur Leiche  
Dies ein'ge Heidenher.

Es sank von Mädchentosen  
Ein Tausend Männertruhm,  
In Myrten und in Rosen  
Starb ein Titanenthum.

## Rö m i s c h e N a c h t.

„Bringt Lichter her, des Dunkels spottet  
Mit tausendfachen Kerzenkeim,  
Es sei der Trübniß ausgetrotet  
Mit Licht und Kied, mit Wahn und Wein.  
Was soll der Sterne todte Pracht mir?  
Ich will lebend'ger Flammen Pracht,  
In Flammenfesseln schlägt die Nacht mir, —  
Mein Herz hat seine eigne Nacht!

„Greif in die Saiten, blonder Knabe!  
Nach Licht und Tönen bin ich krank.  
Dein Blick ist Tag, dein Kied ist Kabe,  
Und grenzenlos, du weißt's, mein Dant.  
Dem Brande Troja's will ich hören,  
Deß Gluth den Sonnengott verlacht,  
Das wird die Nacht um mich beschwören, —  
Mein Herz hat seine eigne Nacht!“

Der Kaiser spricht's und lehnt sich nieder  
Auf seines Liebings schönes Knie;  
Dem reicht ein Kämmerling die Kieder,  
Aus goldner Hülle löst er sie.  
Und lächelnd führt er an die Kippen  
Die stolzen Rollen des Virgil,  
Dann tönt sein Vorspiel, wie um Klippen  
Verlorner Wellen träumend Spiel.

Wald aber schwillt es, wie vom Hange  
Sich Wogen stürzen ungezählt,  
Bis endlich sich der Gluth Gefange  
Des Worts lebend'ger Sturm vermählt.  
Da stirbt das rhythmische Getöse,  
Das Schicksal ruht mit eh'ruem Klang,  
Und durch Geschoß- und Schild-Getöse  
Erdröhnt des Schlachtengottes Gang.

„Es wimmern Kinder, jammern Weiber,  
Im Siegesfestschritt das Unheil rennt  
Hin über der Erschlagenen Leiber,  
Die fackel fällt, und Troja brennt.  
Es stürzt die Stadt im Flammengrimme,  
Die Götter ewig selbst geglaubt,“ —  
Da plötzlich hocht des Liebings Stimme,  
Hinab zum Kaiser sinkt sein Haupt.

Die Lippe bäumt sich, wie zerschmettert  
Von dem gemaltigen Gedicht,  
Und wie der Ehne Nordlicht wettet  
Es durch das griechische Gesicht.  
„Umsonst! Hier brechen meine Schwingen,  
Sieh vor dem Dichter mich vergehn, —  
Soll ich sein Kied dir würdig singen,  
Muß ich erst Troja brennen sehn!“

Da zuckt es von des Weltherrn Stirne,  
Er springt empor und ruft: „Es gilt!  
Auf, nach des goldnen Daches Firne,  
Dein Wahnsinn, Knabe, sei gestillt!  
Ist es der deine, ist's der meine,  
Sind's Götter, die dich ihn gelehrt?  
Was er auch sei, — ich weiß das Eine,  
Ein Wahnsinn ist's, der Götter werth!

„Brandfackeln hier, und hier die Schale,  
Und hier der Saiten goldnes Spiel, —  
Brenn', Mium, denn zum zweiten Male,  
Zum zweiten Male sing', Virgil!  
Zum Kande füllet mir den Becher  
Mit des Galerners Feuerstrom:  
Ein Gruß von deinem Kaiser-Becher,  
Ein Gruß für dich, mein Troja-Kom!

„Dir streuen Rosen meine Hände,  
Als Phaeton erschein' ich dir, —  
Die fackel fällt! — Ha! mehr der Brände —  
Reicht Flammen, Gluthen, Feuer mir!“  
Und Brand um Brand fährt zischend nieder  
Auf Roma's schlafgeniegte Brust,  
Des Imperators weiche Glieder  
Durchschandert wilden Kupels Luft.

Es reicht der Knabe ihm die Keiter,  
Und durch die Saiten rast ein Kied,  
Wie zu der eignen Särcken Feiter  
Es durch der Scylla Wirbel zieht.  
Und während singend er die Keiter  
Des Wahnsinns auf und nieder tobt,  
Vollenden jubelnd die Begleiter,  
Was seinem Lieblich er gelobt.

Schon fängt es purpurn an zu steigen,  
Aus Dampf und Qualm bricht Gluth hervor,  
Es schürzt sich rings ein flammeneigen  
Und loht zum Firmament empor.  
Es wimmern Kinder, jammern Weiber,  
Und im Triumph das Unheil rennt  
Hin über schon Erschlag'ner Leiber,  
Gluth fällt um Gluth, und Roma brennt.

In Schutt und Trümmer stürzt gewitternd  
Des Capitols uralte Pracht;  
Der Mond zerrinnt in Nebel, zitternd  
Sinkt in ihr Flammenjoch die Nacht.  
Zum Morgengruß aus feuchten Kobren  
Hebt sich getränschter Lerkhen Chor  
Und singt, als stieg' ein Heer Auroren  
Aus Roms Zusammensturz empor.

Die Wogen wälzen sich im Eiber  
Wie gluthgewordne Sonnen ziehn, —  
Der Kaiser sieht's, und wie ein Fieber  
Durchzuckt der einz'ge Anblick ihn.  
Er winkt, die Gondel wird bereitet,  
Mit Blumen wird sie angefüllt,  
Einsteigt er, und auf Purpur gleitet  
Er geht, von Rosen eingehüllt.

So siegt die Nacht, und leis' und leiser  
Wiegt sich der Kahn. Der Tag beginnt.  
Selig ermattet, spricht der Kaiser:  
„Jetzt, lattes Auge, werde blind!“  
Und müde dem Piloten winkend,  
Küßt er das Steuer heimwärts drehn,  
Und flütert, in die Rosen sinkend:  
„Jetzt kann ich den Virgil verstehen.“

„Das danf' ich dir, mein blonder Knabe,  
So nimm dies Diadem von mir, —  
Das Prachtkrönlein meiner Kaiserbabe,  
Aus meinen Locken löst es dir.  
Doch sanft, ganz sanft, daß nicht dein Schmerz mir  
Verhört des schönsten Bildes Pracht,  
Und nicht zu früh das sel'ge Herz mir  
Rückfällt in seine alte Nacht!“

### Ein letztes Kyffhäuser-Lied.

Fort mit Klagen, fort mit Sagen,  
Todi sei die Vergangenheit!  
Jedes Wollen, jedes Wagen,  
Jedes Pulses zuckend Schlagen  
Sei dem Jetzt allein geweiht!  
Wählt nicht mehr im Schuttgerolle  
Von Kyffhäusens altem Berg,  
Greift in's Herz, das überrollet!  
Dort in morgenhellem Grolle  
Sang sein Weder-Lied der Zwerg.

Ihr verhandet nicht das Brausen,  
Den Orkan im eignen Sinn —  
Nicht in Kellers Nacht und Grausen:  
Jedes Herz war ein Kyffhausen,  
Und der Kaiser schlief darin.  
Doch an jenem großen Tage,  
Da die wältschen Raben schrien,  
Sprangen auf mit einem Schläge  
Die Millionen Sarkophage  
Von lebendigem Raben.

Und aus jedem, Rettung bringend,  
Stieg ein Rothbart ganz und gut,  
Und es wälzt, den Flammberg schwingend,

Sieg und Auferstehung singend,  
Westwärts, Jenen zu zermalnen,  
Der sich Kaiser auch genannt.  
Auf zerstampfter Ernte Halmen,  
Durch gebrochener Städte Qualmen  
Schäumt die Fluth in's wältsche Land.

Schäumt und schwillt und schmettert nieder,  
Was nicht mit ihr schäumt und schwillt.  
Jeder Sturm braust Siegeslieder,  
Wdler schütteln ihr Gefieder  
Ueber jedem Schlachtgefild.  
Blut verströmt und Wunden flassen.  
Wie von Nordlichts Schein erhellt,  
Ruh erlarrt des Friedens Schaffen,  
Und im Glanz der Rothbart-Waffen  
Staunet und vergeht die Welt.

Doch wie aus des Chaos Brausen  
Einh der Tag, der erste, tieg,  
So auf Kotharingens Auen  
Brach aus Todesnacht und Grauen  
Brach die Sonne, brach der Sieg.  
Deutschlands Ketten-Volk, am Ziele  
Ist dein Wunder-Siegeslanf,  
Und dir blüht an diesem Ziele  
Uns dem ebersten der Spiele  
Eine Welt voll Korber auf.

Seine schwer erkauften Keiser  
Seien dir zu jeder Frist!  
Mahner, Warner, Unterweiser:  
Daß kein Volk für einen Kaiser,  
Daß ein Kaiser-Volk du bist.  
Und so gründe fest geschlossen,  
Und gefeit vor jedem Streich,  
Volk, vom höchsten Ruhm umflossen,  
Fehres Volk der Barbarossen,  
Dir das neue Kaiserreich!

## Viktor Pecht.

Geboren am 14. Juni 1820 in Bremen, studierte er in Erlangen und Halle Theologie und Philosophie, leitete dann in Bremen von 1845 bis 1855 ein von ihm gegründetes Handels- und Real-Institut, bereiste England, Frankreich und Spanien und gab verschiedene pädagogische flugschriften, Gedichte („Patriotische Lieder, Schleswig-Holstein gemeinh“, 2 Sammlungen, 1850 und 1855), eine im Geiste der neuen Sprachbehandlung verfaßte „Grammatik der spanischen Sprache und des Romance castellano“ (2 Theile, Bremen 1852), und f. Carra's „El arte de conspirar“ (mit Uebertragung in's Französische, 1855) heraus; schrieb Reisebriefe aus Spanien an die „Weser-Zeitung“, und lieferte poetische Beiträge, Lieder und Romane zu Prutz's „Museum“, dem „Düsseldorfer Künstler-Album“ u. s. w. Er siedelte 1862 nach Amerika über und schrieb, den Westen bereisend, Berichte vom Kriegsschauplatze und „Skizzen aus Amerika“ für die „Weser Zeitung“, dann, als Pflanzler in Louisiana, „Südliche Elegien“ für Buz's „Monatshefte“ (1864) und eine größere Skizze, „die Regierungspächter in Goodrich-Landung“, für die „Illinois Staats-Zeitung“. Seitdem in New York ansässig, nahm er als Herausgeber des „Patriotischen

Frauen-Bazars“ während der großen „Fair“ im Herbst 1870, als Sekretär des „Patriotischen Hilfsvereins“, des Friedensfest-Comité's (Erinnerungsschrift: „Die Friedensfeste in den Ver. Staaten“, New York 1871) u. s. w. leitenden Antheil an der deutschen Bewegung. Seine übrigen deutsch-amerikanischen Dichtungen, „Ein Friedhof im Urwalde“, „Festspiel zur Friedensfeier“ (aufgeführt im deutschen Stadttheater zu New York am 11. April 1871 und nebst der Elegie „Kindes Heimgang“ gedruckt in Steiger's „Dornrosen“), die Novelle „Celia“ (desgl. in der deutsch-amerikanischen Bibliothek), wurden vielfach abgedruckt in Zeitschriften und Sammlungen. Eine Reihe handelswissenschaftlicher und national-ökonomischer Artikel von ihm enthält das „Deutsch-amer. Conversations-Lexikon“. Sein historisches Trauerspiel „Jacob Keisler“ wurde zuerst am 14. und 15. Mai 1877 in dem Germania-Theater zu New York mit ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt. Nachdem er viele Jahre eine leitende Stelle bei der Germania Lebensversicherungs-Gesellschaft bekleidet hatte, ging er nach Deutschland zurück und lebt gegenwärtig in Freiburg, Baden.

### Herzens-Draug.

#### Sonnett.

O Herz, was drängt dich rastlos nach der Ferne?  
Du bist ein Kind, das jeder Wahn betrügt;  
Dem doch zuletzt kein Spiel, kein Tand genügt;  
Denn an die Welt der Wunder glaubt's zu gerne.

Ein Jüngling, traust und folgst du deinem Sterne,  
Bald schmerz bewegt, bald namenlos vergnügt;  
Denn ob sich Alles dir zu Willen fügt,  
Verlangt dich mächtig nach des Lebens Kerne.

Ein Mann bist du, der mit gewalt'gen Händen  
Erchaffen will und mehren und vollenden,  
Von Chattenlust und Ruhmbegehrt entbrannt; —

Und dann—ein Greis, dem, wenn er rückwärts schaut,  
Auf manches Grab die milde Thräne thaut,  
Und der sich heimsehnt in des Friedens Land.

### Lied einer Spanierin.

#### Romanze.

Noch immer hör' ich diesen Ton,  
Der mir in's tiefste Herz gedrungen;  
Ich bog mich über den Balkon  
Und wäre fast hinabgesprungen!  
So taucht das Lied der Nachtigall  
In's Dunkel sich aus Blüthenzweigen;  
So bricht des Wassers heller Fall  
Melodisch durch des Waldes Schweigen.

Dort unten murmelte das Meer,  
Da droben funkelten die Sterne;  
Die leichte Barke schwamm daher —  
Die Zither hört' ich schon von ferne.  
Im Schiffe stand ein Cavalier —  
Am Mantel sah ich's und am Degen —  
Und was er sang — er sang es mir,  
Und ach, mein Herz schwoll ihm entgegen!

Die Blume warf ich ihm hinab, —  
Wie preßt' er sie an seine Lippen!  
Er sprach: „O Heil'ge, die sie gab,  
Beschütze mich vor Sturm und Klippen!“  
Er sprach und sang, und fuhr davon —  
Ihr Wellen habt ihr ihn verschlungen?  
Noch immer hör' ich diesen Ton —  
Ach, wär' ich doch hinabgesprungen!

### Kleine Lieder.

#### Auf Bergen.

Auf der Höhe steh' ich hier,  
Kann die Wolken greifen;  
Herz schwollt mir so sehnsuchtsvoll;  
Möchte mit euch schweifen!  
Unbekümmert ihre Bahn  
Zieht die goldenen Streifen —  
Seele, laß die Schwingen dir  
Nur zum Flug reifen.

#### Nacht.

Trante Nacht, mit mir allein  
Sindest du mich wieder;  
Schloßest Allen um mich her  
Schon die Augenlieder.  
Senkst du einst auf immer dich  
Auf mein Auge nieder:  
Kuß, die du mir gabst, für mich  
Wachen, — meine Lieder!

#### Myrten und Rosen.

Myrten und Rosen  
Band ich so oft zum Strauß,  
Trug sie dem losen  
Liebchen in's Haus.

Rosen und Myrten  
Machen so wonnereich,  
Könige, Hirten  
Einander gleich.

Myrten und Rosen  
Trug sie zum Cranaltar:  
Nöslein am Nusen,  
Myrten im Haar.

Myrten und Rosen  
Blühten so herrlich mir,  
Als ich noch kosen  
Konnte mit dir.

#### Nächtliches Gesicht.

Ja, sie ist schön!  
So sag' ich mir, sehnsuchtsvoll  
Hinausstarrend in's Dunkel der Nacht.  
Und mit den Schatten, den Nebeln,  
Mit den Wolken droben,  
Mit dem leichten Nachtwind  
Und der eignen Gedanken Flug  
Möcht' ich eilen zu ihr,  
Ingehehn, ein Gemüth der Liebe!  
Auf dem Lager jänd' ich sie  
In süßem Schummer,  
Auf dem Kissen das wallende Haar,  
Ueber dem Haupte den schwellenden Arm.  
Und halb nur verhehrt  
Den Nusen, an dem sich's so schön ruht.  
Leise, leise  
Neig' ich mich hinab,  
Trinke den Athem ihres Mundes —  
Ach, wie er berauscht!  
Und küsse, daß ich sie einmal sehe,  
Die süßen Augen.  
Sie regt sich — erwacht!  
Sie find's! Es sind ihre Augen,  
Die durch das Dunkel, Sternen gleich,  
Weither dort leuchten,  
Bald im Gemüth verschwinnend,  
Bald emporstehend —  
Ein Thränenlächeln —  
Als ob sie mich suchten.  
O, des wunderbaren Blicks  
Voll stiller Gluth,  
Der mein Herz einmal traf  
Und auf immer dann!

#### Lenz, Praxifik.

Tran' nicht dem ersten Erdenton,  
Der aus beschneiter Furche kling!  
Tran' nicht, wenn eine Schwalbe singt,  
Als wär' es Frühling schon —  
Trali, trali,  
Wie Manchen trotz es schon!

Tran' nicht dem Schelmendruck der Hand!  
Dem Schalk im Auge traue nicht,  
Der selbst nicht weiß, was er verspricht, —  
Was auch dein Herz empfand —  
Trali, trali,  
Ach, ganz allein empfand!

Doch wenn am Nest die Schwalbe baut,  
Die Luft von Kerchentrillern schwirrt,  
Wenn auf dem Dach der Gaiber girt:  
Das ist der rechte Kaut,  
Trali, trali,  
Der Frühlingsswonnclaut!

Und Lenz war's dort auch tief im Hag,  
Wo nur ein Rüstend: „Kiebitz du mich?“  
Drauf ein erglühend: „Dich, nur dich!“  
Die Stille unterbrach, —  
Trali, trali,  
Und leiser Drosselchlag.

#### Reiters Abschied.

Weine nicht, mein süßes Leben,  
Weine nicht, dieweil ich geh!  
Einen Kuß sollst du mir geben,  
Einen Kuß, und dann — ade!

Au der Kameraden Seite  
Fahr' ich durch die Welt dahin,  
Denke doch in jeder Weite,  
Daß ich nur dein eigen bin.

Hörst du der Trompeten Schmettern?  
Der Geschüge Donnerdon?  
„Nur des Vaterlands Errettern  
Winnt der Liebe reinster Lohn!“

Hei, wie saust es durch die Sägel,  
fühlt das Roß den heißen Sporn!  
Muth und Liebe leihen Flügel  
Und dem Schwerte Flammenjorn.

„Stolze Beute für die Bräute  
Bringen wir vom Jagen heim!“  
Halt es durch das Schlachtgeläute  
Wie ein lust'ger Reiterreim.

Wohl, du weißt nun, wie ich's meine,  
Hü! das Ringel an der Hand!  
kehr' ich heim, — werd' ich der deine,  
Gall' ich, — ist's für's Vaterland.

#### Aus der „südlichen Elegie“.

Unabsehbar hebt sich der Kamm der gehügelten Scholle,  
Weithin hallet des Thier's Wiehern, des Treibers Ruf.  
Emsig folgen die Weiber mit hochgeschwungener Hacke,  
Theilend der Schollen Wacht, ebend und säubernd die  
Reih'n.  
Nan empfängt die geöffnete Furche den köstlichen Saamen,  
Welchem des Südens Stolz, Cotton der König, entkeimt,  
Schaufter und Egge bedecken den Schatz mit befruchtendem  
Humus,  
Und des himmlischen Lichts schaffendes Walten beginnt.  
Täglich wachsend, entsicht sich die Gluth der Sonne des  
Südens —

Kußt sie dem Sklaven das Kand liebend der Väter zurück?  
Denn sein Haupt verzehret sie nicht, — in sengenden  
Strahle  
Pfllegt er der sprossenden Saat, tilget das wuchernde Kraut,  
Und zum Schlummer hin sinkend am Mittag, schaut er im  
Traume  
Kraal und Palmengeheg, Elephanten und Kame.  
Lieblich bededet das wallende Grün des Wollkrautes die  
Acker,  
Über die sorgende Hand lichtet den lüppigen Stand;  
Unablässiger Pflege bedarf die treibende Stunde,  
Daß in der Sonne sie frei bade ihr königlich Haupt.  
Ueber Nacht dann wandelt das Feld sich zum blühenden  
Garten.  
Doppeltarbener Schmutz jereet jeglichen Stamm.  
Mit den rothen vermählt sich die Fülle der weißlichen  
Blüthen,  
Rasch hinwinkend und rasch zeugend die wollige Frucht.  
Sieh, wie sie schwillt und sich rundet und dehnt, und plöy-  
lich zerpringend,  
Ueber das ganze Gesicht breitet ein goldhüßiges Vlies!  
Nun belebt sich das Feld. Unzählige fleißige Hände  
keeren die Hülsen bebend, füllen die Körbe zum Rand.  
Eurtig gilt es zu sammeln; des Hundstags lastende  
Schwüle  
Droht verheerenden Sturm, schädlichen Regens Erguß.  
Regnet es Feuer, — nur rastlos gebückt und gepfücht, ihr  
Sammeler.  
Wehe, wer reichlich nicht liefert am Abend das Maß!  
Schweigend wird es gethan, indessen über das Feld hin  
rolltet des Wärters Fluch, zister der Geißel Schlag.  
Sahst du ermattet sie rasten, die junge Mutter, und sinken?  
Da! Ein zuckender Schlag reißt sie vom Boden empor.

Siehst du, wie dort auf der männlichen Brane des schwar-  
zen Athleten  
Schweiß sich mischen und Blut, Schmerz und tobender  
Groll?  
Hörst du des Bluthunds Geheul, der im Köhricht des gi-  
tigen Sumpfes  
Spürt nach des flüchtlings Versteck und den gefund'nen  
zerreißt?  
Kennst du den Marterpfahl im Corral und die Kammer  
der Schmerzen,  
Wo sich die henkende Hand gegen den Bruder erhebt?  
Und auf den Märkten die Wühne der Schande, wo feil ist  
die Unschuld?  
Jedes heilige Recht hilflos dem Hammer verfällt?  
Wo das Ungeheure geschieht, daß der weiße Erzeuger  
fremder Keibeignung und Luft fühllos verhandelt sein  
Blut?  
Und auf arabischem Kenner umreitet der purpurbornete  
Pflanze die prangende Flur, die er mit Blute gebüngt,  
Und frohlockend erschaut er den unermesslichen Segen,  
Welchen, vom Fluch erzeugt, zürcnd die Gottheit ver-  
dammt.  
Chürcmend füllen die Körbe den Wagen, zum Gin-Haus,  
das Whitney's  
Namen unsterblich gemacht, liefernd der Ernte Gewinn,  
Daß die säumende Walze, vom Bleibenden laufend  
das flücht'ge  
Scheide, vom bürtigen Kern schäle den schneigen Flaum.  
Jener wird der Erde zurückgegeben, der Schöpfung  
Unvergänglichster Keim; diesen, zum Packen geballt,  
Wälzen schwierige Hände zur Höhe der Landung, und  
donnernd  
Stürzt er zum Dampfer hinab in das Getriebe der Welt.

## Friedrich Carl Castelhun.

Geboren den 27. Februar 1828 in Nordheim bei Worms, besuchte er das Gymnasium zu Bensheim an der Bergstraße, kam mit seinen Eltern Ende 1846 nach den Ver. Staaten, studierte nach Erlernung der englischen Sprache in Cleveland und Ann Arbor Medizin, ging zur weiteren Ausbildung nach Würzburg, Wien und Prag und ließ sich dann als Arzt in St. Louis nieder. Wegen angegriffener Gesundheit hielt er sich 1864 und 1865 in Berlin auf. Im Jahre 1875 begab er sich aus derselben Ursache nach San Francisco, wo er zwei Jahre lang praktizierte, kehrte aber, als er daselbst einen hoffnungsvollen Sohn begraben hatte, wieder nach St. Louis zurück. Gegenwärtig hält er sich wieder in San Francisco auf.  
„Gebichte“, Milwaukee 1885.

Um meine Kinder.

Pfllegt die deutsche Sprache,  
hegt das deutsche Wort;  
Denn der Geist der Väter  
Lebt darin fort,

Der so viel des Großen  
Schon der Welt geschenkt,  
Der so viel des Schönen  
Ihr in's Herz gesent.

Was ein Kessing dachte,  
Was ein Götze lang,



Ewig wird's behalten  
Seinen guten Klang,  
Und gedenk' ich Schillers,  
Wird das Herz mir warm:  
Schiller zu ersehen,  
Ist die Welt zu arm!

Cheuer, meine Kinder,  
Sei uns dieses Land;  
Doch an Deutschland knüpfet  
Ius der Sprache Band.  
Wahrt der Heimath Erbe,  
Wahrt es euch zum Heil;  
Noch den Entelkindern  
Werd' es ganz zu Theil!

Wenn dereinst entfallen  
Mir der Wandersstab,  
Wenn ich längst schon ruhe  
In dem kühlen Grab:  
Was die Gansz der Muse  
freundlich mir beschied,  
Ehrt es, meine Kinder,  
Ehrt das deutsche Lied!

Pflegt die deutsche Sprache,  
Begt das deutsche Wort;  
Denn der Geist der Väter  
Lebt darinnen fort,  
Der so viel des Großen  
Schon der Welt geschenkt,  
Der so viel des Schönen  
Ihr in's Herz gesengt.

### Preis der Pfirsichblüthe.

Pfirsichblüthe, Pfirsichblüthe,  
Nist die liebste mir zumal,  
Oeffnest deine jarie Krone  
Gern dem frühesten Keuzestrah.

Säumest nicht, bis deine Zweige  
Sich mit Blätterfchmuck geziert;  
Freudig dringst du in das Leben,  
Wenn des Frühlings Kuß dich führt.

Kündest Allen wonnebraubend,  
Daß der Winter nun vorbei,  
Daß die fessellose Erde  
Wald ein zweites Eden sei.

Und nach dieser frohen Kunde  
fliehst du scheu der Menschen Blick,  
Ziehst du schaffend deine Kräfte  
In des Keldes Schooß zurück.

Doch im Herbst — welche Wonne! —  
Blinkt und winkt's von jedem Zweig;  
Wo die Frucht an Saft und Würze  
Und an Schönheit deiner gleich?

Darum lieb' ich dich vor allen,  
Singe gerne deinen Preis,  
Schamerglüthe Pfirsichblüthe  
Auf dem blätterlosen Reis!

### Einer Kranken.

Du reichst mir deine bleiche Hand  
Voll ahnungschweren Lebens;  
Ich fühle nach des Pulses Schlag,  
Ich forsche deinen Keiden nach  
Und forsche nicht vergebens.

Dein Auge, groß und seelenvoll,  
Von Thränen noch besendet,  
Ist ängstlich fragend und gespannt  
An meine Hüge hergewandt,  
Ob Hoffnung sie beleuchtet.

Entschwunden ist die Hoffnung nicht,  
Sie soll dein Herz durchflühen;  
Doch fort auf's Land, fort auf die Flur,  
fort an den Busen der Natur!  
Dort wirst du frisch erblühen.

Hier in der Stadt wirst du vergehn  
Wie Blumen in dem Dunkel;  
Drum in das freie, in die Luft,  
Drum in der Wälder frischen Duft,  
Ihs Sonnenlichtgesunkel!

### Un Mirza Schaffy.

Den wärmsten Gruß am Mississippitrande  
Dem Säng'er, der im fernem Morgenlande  
Des Liedes Lorbeerkrone sich errang,  
Der zauberwooll Juleitha besungen,  
Mit manchem Weisen fröhlich angeklungen  
Und scharf die Geißel auf die Muffis schwang.

Du gingst, des Ostens Weisheit zu ergründen,  
Und konntest nur in diesem Spruch sie finden:  
freut euch des Weins, genießt der Liebe Glück!  
Von Freiheit aber und von höh'rem Streben,  
Von Frauenwürde und familienleben  
Entdeckte leider nichts dein forscherblick.

Ein and'res Schauspiel wirst du hier gewahren,  
Ein rastlos schaffend Volk, noch jung an Jahren,  
Das wie nach Reichthum so nach Bildung ringt,  
Das rodet, Städte baut und Staaten gründet,  
Mit Drabt und Eisenbahnen sie verbindet  
Und jede Kraft in seine Dienste zwingt.

Ein tüchtig Volk, wie wen'ge noch ersanden,  
In dem Europa's beste Säfte branden,  
Die mächt'gen Stroms nach Westen sich gewandt;  
Ein Volk, das rasch für's Beste sich entzündet,  
Die Menschenrechte laut der Welt verkündet  
Und jedem Fremdling beut ein Vaterland.

Und überall, im Osten wie im Westen,  
Begrüßen dich der Freiheit starke Feind:  
Die freie Schule und das freie Wort.  
Du siehst die Kinder froh zum Lernen eilen,  
Den Mann der Arbeit geru beim Lesen weilen,  
Bis ihn zum Tagewerf ruft die Glocke fort.

Und haunen wirst du, kaum den Augen trauen,  
Erblickst du des Abendlandes Frauen;  
Denn schön're hast du selten wohl gesehnt.  
Das thut die Freiheit, die hier wirkt und waltet,  
Die geistig bildet, seelenvoll gestaltet:  
„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“

Mirza-Schaffy, dies Alles wirst du sehen,  
Doch werden dir auch Fehler nicht entgehen,  
Die Eigenliebe gern als Tugend preist.  
O lasse nicht vom Scheine dich bestechen,  
Der Thorheit wage kühn den Stab zu brechen,  
Hoch schätze ein freies Volk den freien Geist.

Die schlau sich in der Tugend Mantel hüllen  
Und gegen Wein und Sonntagsfreuden brüllen,  
O schon' des Abendlandes Muffis nicht!  
Die stolz und hoch den leeren Schädel tragen,  
Mit vielen Worten wenig Weisheit sagen,  
O über diese Mollas halt' Weisheit.

Beim rechten Namen magst du Alles heißen,  
Hier wird kein Kadi mit dem Stock beweisen,  
Bedrängen dich kein Sabah und kein Westler.  
Fürwahr, ich hör' dich schon bewundernd sagen:  
Berechten Stolz darf das Herz ench schlagen,  
Das freiste Volk auf Erden seid doch ihr!

Willkommen denn, du Sänger froher Lieder,  
Als liebster Gast im Kreise deutscher Brüder,  
Willkommen in der neuen Heimath Schooß!  
Hier kennt man dich, hier liebt man deine Weise,  
Hier klang schon manches Wort zu deinem Preise,  
Dereht wird hier, was schön, was gut und groß.

Den wärmten Gruß am Mißißippistrand  
Dem Sänger, der im fernern Morgenlande  
Des Ruhmes Lorbeerkrone sich errang;  
Der zandervoll Zulëißha besungen,  
Mit manchem Weisen fröhlich angeklungen  
Und scharf die Geißel auf die Muffis schwang.

### In der Sierra.

Wieder streif' ich in dem Hochland,  
Alhne tief der Wälder Luft,  
Seh' die Schneegebirge schimmern  
In der ferne blauem Duft.  
Bin dem Himmel wieder näher,  
Ferner jedem Edenleid,  
Kasse hell mein Lied erklingen  
In des Kenes Herrlichkeit.

Und es mahnt die fernern Freunde:  
O verlaßt die dumpfe Stadt!  
Ihres Jagens, ihres Treibens  
Seid ihr alle längst schon satt.  
Fern dem Rauch und Qualm der Essen  
Küchelt hier Natur so hold,  
Frühes Blut und Seistespräben  
Wiegen mehr als alles Gold.

Seht die Kiefenbäume ragen  
Zu dem Himmel hoch empor;  
Höher wie das Herz euch schlagen,  
Wenn's auch seine Gluth verlor.  
Mehr als ein Jahrtausend streben  
Lieber alle sie hinaus:  
Alles Große wächst allmählich,  
Sprechen sie gewaltig aus.

Alles Große wächst allmählich,  
Mahnt es rings wie Geisteshauch,  
So das Große in dem Menschen —  
Wie im Völlerleben auch.  
Wenn des Waldes leichte Hölzer  
Künftig vermodert und zerfaubt,  
Steht gewiß die deutsche Eiche  
Auch noch fest und dichtbelaubt.

Doch das Größte auch muß herben,  
Dröhnt des höchsten Baumes Fall;  
Alles, was besteht, vergeht,  
Söhnt's in dumpfem Wiederfall.  
Völker, Länder, Meere schwinden,  
Sonnens selbst im Weltraum —  
Freunde, laßt den Tag uns nützen,  
„Denn das Leben ist kein Traum.“

### Zur 200jährigen Jubelfeier der deutschen Einwanderung.

(Am 8. October 1881.)

Der „Concord“ liegt vor Anker  
Am heißersehnten Strand;  
Ein Hüßlein Emigranten  
Tritt zag an's fremde Land.  
Um hier sich anzusiedeln  
Durchschiffen sie das Meer;  
Es kündet ihre Sprache,  
Vom Rheine sind sie her.

Im „heil'gen Röm'schen“ Reiche  
Da ist noch trübe Zeit:  
Der Ort in Kriegesflammen,  
Der Weß zum König bereit.  
Es sinnt der Welßchen König  
Auf schwarze Frevelthat,  
Es spinnt der süßsten Selbstsucht  
Am Vaterland Verrath.

Das Wohl der Unterthanen,  
Sie zieh'n's nicht in Betracht,  
Auf Bunde, Pferd' und Dienern  
Sind sie zumeist bedacht.  
Verschadert wird die Jugend,  
Die man gepreß't in's Heer,  
Auf Vanern und auf Bürgern,  
Wie liegt der Druck so schwer!

Des Glaubenskrieges Wunden  
Sind ganz noch nicht geheilt,  
Die volle Glaubensfreiheit,  
Sie ist noch nicht ertheilt;  
Statt e i n e r Sorte Pfaffen  
Da kanzeln jrgo drei:  
Ein herrliches Ergebnis  
Nach all der Schlächtere!

fort, fort aus diesem Reiche, —  
fort in die neue Welt,  
Wo Pe n n, der edle Quäker,  
Das Land zu Leben hält,  
Wo keine Glaubenslagung  
Die Seelen quält und drückt,  
Wo Duldung, Bruderliebe  
Die Kommenden beglückt.

Und ob auch Englands König  
Von Oberhoheit spricht,  
Die Stärke seiner Arme  
Sie reicht so weit doch nicht.  
Was man mit eignen Kräften  
Erringt in saurem Schweiß,  
Das giebt man nicht dem König  
Und seinen Schranzen Preis.

So kamen sie herüber —  
Ein folgenschwerer Schritt! —  
Sie brachten deutsche Sitten  
Und deutsches Wesen mit.  
Die neue Heimath blühte;  
Es folgten Andre nach;  
Der Strom ist nicht verfeget  
Wis an den heut'gen Tag.

Sie lehrten edlen Sinnes:  
Jedweder Glaube frei!  
Sie sprachen festen Muthes:  
fort mit der Sclavere!  
Sie wahrten treuen Hergens  
Der alten Hymath Wort;  
In Pennsylvanien's Chältern  
Noch heute tönt es fort.  
Und daß es nicht verhallt,  
Und daß es nicht verwirrt,  
Und daß es wohl berechtigt  
Bei seinem Sprößling steht,  
Deß haben wir zu achten!  
Und darum sprech und singt:  
Zwei hundert Jahre sind es,  
Sejt Deutsch im Land erklingt!

## Zum vierhundertjährigen Luther- Jubiläum.

Dem kühnen Mönche soll mein Lied erklingen,  
Der uns vom röm'schen Geistesjoch befreit,  
Den nicht die Macht des Papiethums konnt' bezwingen,

Der stark und furchtlos im gewalt'gen Ringen,  
Im Vordertreffen stand der neuen Zeit,  
Der unser Volk gewedt zu neuem Leben  
Und eine neue Sprache ihm gegeben.

Mit ihm verglichen, wie verknöchert stehen,  
Wie stumpfen Sinnes seine Schüler da!  
Sie spüren nicht des Zeitgeists mächtig Wehen,  
Sie können besten Stimme nicht verstehen,  
Nicht sehn das Große, das nach ihm geseh;,  
Der Buchstab' knechtet sie, die schwachen Geister,  
Und nicht für sie gestritten hat der Meister.

Der kühne Kämpfer, wenn er auferstünde,  
Was sprach' er wohl zu dieser blöden Schaar?  
„Glaubt ihr, das Forschen führte ich zu Ende,  
Der erst den Paph und dann die Testamente  
Mit allen Fabeln hielt für unfehlbar;  
Der wie an Gott so fest, so ohne Zweifel  
An Heren auch geglaubt und an den Teufel?

„Nur mühsam, langsam konnt' ich los mich ringen  
Von größten Wüste, den man mich gelehet;  
Gefesselt hielt der Glaube meine Schwingen,  
Ich konnte nicht durch seine Schranken dringen,  
Ich, der die Schrift als Gottes Wort verehret.  
Die ersten Sprossen auf des Wissens Keiter  
Erreicht' ich nur, ihr aber kamt nicht weiter!

„Vom hellen Morgen, der nun angebrochen,  
Sah ich das erste schwache Dämmern nur.  
Heut' würd' ich nicht mehr auf die Bibel pochen,  
Heut' würd' ein andres Wort von mir gesprochen —  
Verstahmt ihr's nie, das große Wort Natur?  
Was sie uns lehrt, das würd' ich laut verkünden,  
Was sie verschweigt, das such' ich zu ergründen!“

So ungefähr, nur derber würd' er sprechen,  
Wie's Sitte war in jener irden Zeit,  
Als er verflucht des Ablasskrans Verbrechen,  
Als er den Tegel und den Eck, die frechen,  
Mit Paulus' geist'gen Ruthen durchgeblät,  
Als er im Paph den Antichrist erkannte  
Und heil'gen Forues voll, ihu so auch nannte.

Drum lassen wir den Luther nicht verfehen  
Von alten Feind, der noch sein Wesen treibt;  
Drum lassen wir den Luther uns nicht nehmen  
Von unsren frommen, die sich lächelnd grümen,  
Weil nicht die Menschheit stille stehen bleibt;  
Wir freien, wir begehnen Luther's feier,  
Weil er ein freier war und ein Befreier.

Dem kühnen Mönche soll mein Lied erklingen,  
Der uns vom röm'schen Geistesjoch befreit,  
Den nicht die Macht des Papiethums konnt' bezwingen,  
Der stark und furchtlos im gewalt'gen Ringen,  
Im Vordertreffen stand der neuen Zeit,  
Der unser Volk gewedt zu neuem Leben  
Und eine neue Sprache ihm gegeben.

## Julius Bruch.

Geboren am 14. Oktober 1835 zu Bries in Schlesien, widmete er sich auf den Universitäten Breslau und Berlin dem Studium der Medizin, wirkte von 1861—1865 als preussischer Militärarzt, wanderte dann nach Amerika aus und bethätigte sich zunächst während der letzten Monate des Bürgerkrieges als Assistentenarzt des New Yorker Steuben-Regiments. Im Jahre 1865 etablierte er sich als Arzt in Newark, New Jersey, übernahm dann die Redaktion der „Sickel'schen Zeitschriften“ und kehrte 1889 nach Deutschland zurück, wo er noch in Leipzig lebt. „Abasver. Alter Sage neue Dichtung“, zur hundertsten Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung, New York 1876. „Munte Blüthen“, Scherz und Ernst in Versen, New York 1880.

### Der Mensch und seine Getränke.

Der Mensch, wenn er in's Leben tritt,  
Bringt allemal den Durst schon mit,  
Guckt in die Welt und schreit wie toll  
Und schlüchtern sich das Ränzlein voll.

Die Muttermilch ist ihn sehr erquikt,  
Bis er die Schneidezähne kriegt,  
Mit denen sich ein braver Christ  
Wie Vitriol durch Alles fricht.

Und sind vorbei der Jahre zwei,  
Besömmt er diesen Semmelbrei  
Und Hafermus und trinkt dazu  
Die sogenannte Milch der Kuh.

Und rückt heran die Scrophulose,  
Ergeht's ihm wie den Estimos,  
Dann ist der kleine Saucumpau  
Im Chron, im Chron, im Lebertbran.

Auch dies Getränk hat seine Zeit. —  
Der Mensch erwächst dem Flügelfleisch,  
Und Cerevis wird durchstudiert  
Und vinum saurum absolviert.

Doch Bier macht remitent und faul,  
Und jeder Kräfte kratzt im Maul.  
Drum dürste wohl ein Schnäpfelein  
Dem Erdentapps zu gönnen sein.

Mit Einem täglich sei's gethan.  
Dies hält ihn auf der Tugend Bahn,  
Bis daß er irgend wann und wo  
Verstirbt in dulci júbilo.

Dann wandert er als schöne Leich'  
Directement in's Himmelreich,  
Altoo er selig wird und bleibt  
Und mit den Engeln Lethe kneipt.

### G e s e h t.

Gesetzt — es sei die Welt ein Garten,  
Gepflügt von halber Blumenfee,  
Dann lag die Wälmlein nicht warten  
Und pflückte dir ein schön' Bouquet.

Gesetzt — des Zufalls Vallottage  
Sei allerhöchstes Weltgericht,  
Dann, freundschen, spiele Mariage  
Und sonst Hasard, doch — Schachkopf nicht.

Gesetzt — es sei ein jedes Plätzchen  
Im weiten Rind ein Gaunerzell,  
Dann japple wie ein Hampelmäßigchen  
Als würdiger Bajazz der Welt.

Doch, wie die Welt dir auch erscheine,  
Sorg' nur, daß sie dir stets gefällt;  
Drum merk' vor Allem dir dies Eine:  
„Eins ist für Alle diese Welt!“

„Ein überaus geräum'ger Humpen,  
Voll süßen Freudenweines Duft!“  
Nur zugedrückt, Erdenkumpen,  
Hier ist der Humpen, dort — die Brust!

### Das Lied vom tollen Hund.

Schon rückte Thomas Münzer  
Gen Frankenshausen an  
Und hieb die Augenblinzer  
Und Grafen in die Pfann',  
Da rief ein tapfrer Ritter,  
Der tolle Kurt von Hund:  
„Das ist ein schwer Gewitter!  
Es geht die Welt zu Grund'!“

„Auf meines Schlosses Siller  
Verend' ich, arm und nackt,  
Verzehrend jeden Heller,  
Bis mich der Waner packt;  
Der finde leere Talschen  
Und ein zerbrochen Glas  
Und statt der vollen flaschen  
Ein springend Pulverfaß!“

Da zogen wilde Horden  
Mit Hellebard' und Speer,  
Den tollen Hund zu mord'en,  
Durch's weite Bladfeld her.  
Der Wirth vom goldenen Becher  
Zu Dürkheim in der Pfalz,  
Der schickte unserm Heber  
Den „Hundsuh“ auf den Hals.

„Sabl', Schlemmer, deine Schulden  
für Dürkheim's Wagenwein,  
fünfhundert güldne Gulden  
Dem Weberwirth allein!“  
Da höhnte Kart, der Colle:  
„Thut meinen Brauß ihm kund —  
Am Schafe scheert man Wolle,  
Doch nicht am tollen Hund!

„Bringt ihm den ganzen Plunder,  
Den sterbend ich verlass!“  
Er sprach's und warf den Hunder  
In's volle Pulverfaß.  
Da gab's ein schwer Gewitter,  
Piff! paff! — da hat's gepufft,  
Da flogen Knapp' und Ritter  
Und Bauer in die Luft.

Und wo an Vergeshöhen  
Man ihre Leichen fand,  
Sieht man ein Wirthshaus stehen,  
„Zum tollen Hund“ genannt.  
„Die dort des Wein's sich freuen,“  
— So spricht des Volkes Mund —  
„Thun sich vor'm Waffer scheuen,  
Als wie ein toller Hund!“

## S i t a.

(Ein indisches Noctambul.)

Dort am Fuß der Camarinde sank sein Haupt zur Ruhe  
nieder.  
Aus der Camarinde Wipfel tönen sanfte Schlummer-  
lieder.  
Friede! Friede! — Bunte Falter wiegen sich im Chau des  
Himmels,  
Den, wie Meeresgrund die Perle, rings umhüllet nächt-  
liches Dunkel.  
Zwischen Lotos und Lianen rollt der Blüthwurm den Kar-  
funkel,  
Und ein heil'ger Gottesfriede thront inmitten des Ge-  
stimmels.

Nur des Menschen stolze Seele hat dem Frieden sich ver-  
schlossen.  
Auf der Gottheit Ebenbide liegt der Erde Weh ergossen.  
Weicher Fremdling! Schwarze Träume, die am Marf  
des Lebens zehren,  
Rufen dir zurück die Schwüre, die du brachst in Akbarabad.  
Sie, die Kuppel schüdder Kiste, treiben dich zur fernem  
Heimath  
In des Shannon's grüne Thäler, und — ihr Fluch wird  
ewig währen.

Horch! da zieh't wie Elfenklüstern über sternerhellte  
Matten;  
Kauschend theilen sich die Halse vor des düstern Weibes  
Schatten.  
Von des Hauptes hohem Scheitel rinnt der Locken dunkle  
Welle,  
Um der Kenden Kund geschlungen, prangt der Gürtel,  
und der Aue

Duft'ge Hier, zum Kranz gewunden, deckt die gram-  
umwölfte Braue.  
Also naht das Weib dem Fremden: „Sita — Sita ist zur  
Stelle!

„Küßend, kosend laß uns enden! — Um erschuten  
Vaterlande  
Wird dir jeder Kuß vergiftet, wird dir jede Lust zur  
Schande.  
Doch wir scheiden! Ob hienieden wir auch nie uns wie-  
derfänden. —  
flüchtig, kalt war deine Liebe, wie die Nacht, die sie  
geboren,  
Trügend wie des Irrlichts Schimmer jeder Eid, den du  
geschworen;  
Und wir scheiden heut' — für immer! — Küßend, kosend  
laß uns enden!“

Und auf des Geliebten Lager mit des Leoparden Schnelle  
Wirft die schlauke Maid sich nieder. Der Gelirne Silber-  
welle  
Strahlt der rachedürst'gen Wonne. Kuß auf Kuß in  
jähem Drauge.  
Sita ruft und ruft es wieder: „Liebe würd dem Tod dich  
weihen,  
Von den Fesseln heil'ger Eide deine Seele zu befreien.  
Wis zum Tode! war's geschworen. Nur der Tod  
erlöst vom Zwange!“

Durch der weiten Eb'ne fernem halt des Tigers  
mächt'ge Stimme;  
Durch die Nacht erglüht sein Auge, und im lehten Kam-  
pfes-grimme  
Dehnt er die gesteckten Flanken, von der Boa Kraft um-  
schlungen.  
Schillernd rollt ihr Leib sich enger um des Feindes Aug  
und Hüfte;  
Schmerzgebrüll des müden Kämpen dröhnet durch die  
würz'gen Lüfte;  
Blut enttrömt des Tigers Rachen, und — der Tiger ist  
bezungen. — —

An die braune Brust ihn pressend, hält das Weib den  
Mann umschlungen.  
Riesenkraft entquillt dem Vorne schmerzlicher Erinne-  
rungen.  
Wilder brennen Sita's Küsse, fester schmiegen sich die  
Glieder  
Um den vielgeliebten Nuhlen; Sita's wüthendem Um-  
fangen  
Will im Sprung er sich entwinden, doch, wie der Garotte  
Spangen,  
Schließen sich des Weibes Hände, und — erdroffelt hürzt  
er nieder.

Durch der Camarinde Wipfel blinkt des Frühroths  
erster Schimmer,  
Kings der Verge höh'n vergoldend, mild und freundlich,  
heut' wie immer.  
Hoch empor den Blick gewendet, wandelt sie in stolzer  
Schöne,

Sita, Mörderin des Vuhlen. Auf des Todten bleiche  
Stirne  
fällt der Demant ihrer Chräne; zur Prophetin reißt die  
Dirne,  
Und des Frühbrots Strahlen grüßen ihres Wortes  
mächt'ge Töne:

„Wis zum Tode! war's geschworen. Nicht das  
Leben konnt' uns trennen!  
Doch des treuen Weibes Seele will kein Grab der Liebe  
kennen!  
Sita liebt, wie einst, dich immer, daß der Treue Schwur  
sie halte.

Wis zum Tode! war's geschworen. Nicht mehr werd'  
ich dich beweinen!  
Heut' hat uns der Tod geschieden, heut' soll uns der Tod  
vereinen!“ —  
Und es sinkt ihr Haupt, zerfchmettert an der Felswand von  
Wafalte.

## Die Heimstatt der Wittwe.

(Aus „Höfner“.)

Ein geräuschlos, rüstig Walten! —  
Durch des Häuschens engen Raum  
Schweben holde Lichtgehaltn.  
Wie ein wonn'ger Frühlingstraum  
freundlich lächelnd, ruht ein Knabe,  
Kaum dem Gängelband entrückt,  
In der Mutter weichen Armen,  
Die ihn sanft an's Herz gedrückt.

Schürend des Kamines Gluthen,  
Die durch harter Kohlen Schicht  
Prasselnd auf- und niederstutben  
Und in bläulich Dämmerlicht  
Des Gemaches Wände hüllen,  
Kniet Susanna und gedenkt  
Ihres Sohnes, der ermüdet  
Seinen Schritt zur Hütte lenkt.

„Trübe Tage, kühle Nächte  
Leiten den November ein;  
Eritt der Herbst in seine Rechte,  
Wird es kalt im Kämmerlein.  
Welkes Land bedeckt der Pfad  
Unentwirrbar Labyrinth,  
Und den Feuerherd erschnet,  
Wer sich müht in Sturm und Wind.

„Daß der Jmbiß, wohlbereitet,  
Lockend ihm vor Augen steh',  
Sei ein Kinnen ausgebreitet,  
Kein wie frischgefall'ner Schnee.“  
Drauf an's junge Weib sich wendend:  
„Hang' am Wäblein nicht so fest!  
Keinen Helden wird erziehen,  
Wer nicht früh vom Hätscheln läßt!

„Mache von der süßen Würde  
frei die Arme! Meinem Sohn,  
Deinem Gatten, der die Hürde  
Uns besümmt, deß schönster Lohn  
Dieses Hauses heil'ger Friede,  
Sei dein Sinnen zugewandt,  
Und, gebührend ihm zu ehren,  
Reg' geschäftig Fuß und Hand!“

Eli's Gattin, still sich neigend  
Jener Mahnung, legt zur Ruh'  
Das geliebte Kind, und schweigend  
Naht sie der verschloss'nen Truh',  
Die mit blendendem Gewebe  
Ihrer Hände fleißig gefüllt,  
Und im Fluge der Minute  
Ist das Tischchen weiß umhüllt.

Speisen, die vom Vorrathskeller  
Und vom Kochherd sie empfahn,  
Vreitet sie auf ird'ne Teller,  
Hell erglänzt das Argentan  
Säuberlich polierter Kammern,  
Wohlerforgt mit Milch und Thee,  
In krystallener Caraffe  
Winnt der Quelle Panacee.

„Allen Braven Glück und Segen!“  
Eli rief's; mit raschem Schritt  
Eilt den Seinen er entgegen:  
„Einen Fremdling bring' ich mit,  
Der des Urgen viel gesehen  
Und gehört und lernen soll,  
Daß dies schöne Land der freien  
Auch des Guten überoll!“

Dann zum Gaste: „Die ich füße,  
Nenn' ich Mutter, Weib und Kind.  
Tausend Freuden und Genüsse,  
Die für Keinen käuflich sind,  
Danke ein Menschenberg der Liebe,  
Die bescheiden lebt und wirkt,  
Sich in stiller Hütte Danks,  
Wie im Meer die Perle, birgt!“

## Friedrich Albert Schmitt.

Geboren am 25. März 1852 in Hilschenbach, Kreis Siegen, Westfalen, und in den dortigen Schulen erzogen, widmete er sich dem kaufmännischen Fache, wurde Buchhalter in einem Bankgeschäft in Paderborn, kam 1872 nach den Ver. Staaten, hielt sich nacheinander in Louisville, St. Louis und Kansas auf und ließ sich schließlich in Cincinnati nieder, wo er sich mit einer Wittve verheirathete, welche eine Färberei besaß, die Schmitt nun weiter betrieb. Er starb im Oktober 1890. Seine zahlreichen lyrischen Gedichte erschienen in periodischen Zeitschriften Deutschlands und der Ver. Staaten und gesammelt unter dem Titel „Atlantis“, 4 Lieferungen, Cincinnati 1880. Außerdem lieferte er anerkannt gute Uebersetzungen englischer und französischer Gedichte, so eine vorzügliche von Edgar Allen Poe's „The Raven“.

### Abend auf der See.

Nun senkt die Nacht den dunklen Schleier  
Mit leisen Händen auf das Meer,  
Am Himmel zieht in erster Feier  
Empor der Sterne goldnes Heer;  
Lud auf der weiten Fläche strahlet  
Und spiegelt sich ihr milbes Licht,  
Gleichwie ein Traum ein Käbeln malet  
Auf eines Schläfers Angesicht.

Die Wagen rauschen ernst und leise,  
Denn kann ein Hauch bewegt sie —  
Das ist mit feiner Sauberweite  
Des Meeres Trauermelodie.  
Da klingt und lagt es aus den Tiefen  
Wie Glockenklang und Geisterchor,  
Als ob die Coblenklage riefen  
Die Wagen zu der Menschen Ohr.

Hörst du es nicht, das ernste Käuten,  
Das leisen Klanges dich umzieht —  
Weißt du den trauten Ton zu deuten?  
Es ist des Meeres Schlummerlied.  
Da möchte es wie Geisterglocken  
Dem Wandermüden rufen zu,  
Und ihn hinab zur Tiefe locken,  
Um dort zu fuden seine Ruh'.

Wir aber steuern liebbeweget  
Einher in solcher Sternennacht,  
Bis in die trankne Seele leget  
Ein Traumgebild des Himmels Pracht. —  
Schlief wohl, ihr alle, die ihr drauten  
Im ew'gen Meer gebettet seid,  
Die ihr ein solches Grab gefunden,  
Um auszuruhn vom Erdenleid.

### Die deutsche Sprache in Amerika.

Du bist kein Fremdling in der Freiheit Lande,  
Mein deutsches Lied, das voll und süß erklingt,  
Und seist du ferne auch vom Heimathstrande,  
Zu tausend Herzen dich du leichtbeshwingt;

Mit allen einen dich die schönsten Vande,  
Durch welche je ein hold Geschick verschlingt:  
Die deutsche Sprache ist's, die uns verbindet,  
Ob Lust ob Leid das Lied des Sängers kündet.

Du bist kein Fremdling; viele Millionen  
Sind, fern vom Vaterland, von Herzen dein,  
Und überall wo deutsche Herzen wohnen,  
Bist du ihr Kleinod, du ihr Edelstein!  
Wir beugen uns nicht mehr vor Fürstenthronen,  
Vor dir, o Muttersprache, nur allein.  
Mit jenem ersten Lied, das hell erklingen,  
Hast du auch hier das Bürgerrecht errungen.

Was kann, wie du, so warm und hold erklingen,  
Zu preisen, was da groß und schön erblüht?  
Was kann, wie du, so wunderbar besingen,  
Was in der Seele tiefverborgen glüht?  
Ihr, deutsche Kante, kumt das Herz bezwingen,  
Denn ihr allein seid Seele und Gemüth!  
Ihr seid die edelste von allen Gaben,  
Die wir an diesen Strand getragen haben!

Mögt ihr die süßen Pioniere preisen,  
Die fleiß'ge Hand, die froh die Scholle baut,  
Den, der da schürft der Berge Gold und Eisen,  
Den, der da forschend zu den Sternen schaut, —  
Ich lieb' auch sie: singt ihnen Ruhmesweisen,  
Doch ich will preisen deutscher Sprache Kant!  
O, mög' es blühen, wachsen und gedeihen!  
Mein bestes Kleinod, in dem Land der Freien!

### Hymnus an die Sonne.

Donnernd öffnen sich die Thore der Nacht,  
Und mit göttlicher Hoheit bekleidet  
Trittst du hervor, ewige Sonne,  
Phoibos Apollon!

Du sendest Strahlengarben  
Durch den dämmernden Aether,  
Lud die himmelragenden Berge  
Schmückt du mit feurigen Kronen.  
Lieber die Gluthen des Meeres  
Flammen deine funkelnden Strahlen,  
Lud der Himmel hüßt sich in Purpur,  
Ein Königsmantel, o Sonne, dir!

Wenn aber deine Blicke  
Hinauswallen in die Chlöer,  
Und die Wälder Küssen am Bergeshange,  
Dann rauschen sie auf, wie zum Gesange,  
Und die Nachtigall verstummt vor deiner Majestät;  
Von deinen Strahlen geweckt,  
Erhebt sich die Lerche, der Herold des Tages,  
Aus dem wogenden Saatkfeld,  
Und steigt auf mit freudigem Kiede,  
Sich in deinem Lichte zu baden.

Du, Phoebos Apollon, bist die Kraft und das Leben,  
Das Licht und die Wahrheit!  
Um dich preisen mit Sphärengefang  
Die Gestirne des Weltalls,  
Deine leuchtenden Kinder;  
Du hältst durch Aeonen  
Im Arm deine Kinder,  
Die wandelnden Sterne,  
Daß sie nicht sich verirren  
Im unendlichen Raum.

Auch die Erde, die liebliche,  
Ist deiner Kinder eins;  
Du hieltest von Anbeginn  
Mit liebenden Händen sie  
Und wecktest das Leben  
Auf ihr, der irden.

Jahre, zu viel, sie zu zählen,  
Schaust du auf sie herab,  
Und das Treiben der Menschen,  
Die deines Lichtes sich freuen.  
Völker sahst du entstehen  
Und Könige herrschen,  
Von denen keine Kunde uns blieb;  
Auf zu dir blickten  
Weise und Mächtige,  
Deren Gedächtniß erloschen ist lange schon.

Einst weckte dein Strahl  
In der Säule des Memnon  
Klingende Weisen;  
Dir galten die Opfer Egyptens,  
Die Hymnen der Griechen,  
Und deine Altäre standen  
Im Lande der Perser und Römer.

Ewig und stolz ziehst du dahin, Hefatobolos,  
Und der Uebermuth vermischt sich nur,  
Ein Mars,  
Dir zu nahen mit sühmem Flng.  
Doch wer, deines Lichtes sich freuend,  
Demuthsvoll zu dir ansieht,  
Dem zeigst du die Herrlichkeit,  
Die auf dem Erdball ausgebreitet,  
In Klarheit und Fülle.

Donnernd öffnen sich die Thore der Nacht,  
Und wiederum heute  
Strahlst du im Lichtglanz;  
Freudig begrüßt dich die Hymne des Dichters,  
Apoll Mufagetes.

## Nie hat mein Haupt an deiner Brust geruht.

Nie hat mein Haupt an deiner Brust geruht,  
Nie hat mein Mund von Lieb' zu dir gesprochen,  
Und doch verräth sie meiner Wangen Gluth,  
Und doch verräth sie meines Herzens Pochen.

Nie unter Andern hast du mich erkannt.  
Nie konnt' ich Lieb' in deinen Augen lesen;  
Du hast aus deiner Nähe mich verbannt,  
Und wußtest doch, wie lieb du mir gewesen.

Nie hat dein Herz gelauscht den Melodien,  
Die bang der liebreiche Mund gesungen —  
Ich bin zu stolz, im Staub vor dir zu knien,  
Doch ist von Lieb' zu dir mein Herz durchdrungen.

## Sterne und Streifen.

Im Morgenwind in der Sonne Gold  
Der Freiheit heiliges Banner rollt;  
Sein Rauschen tönet wie Adlerflug  
Im Alpenhäupter im Siegeszug.  
Es klingt wie das Rauschen im Urwaldsdom,  
Es klingt wie das Brausen im Felsenstrom,  
Es klingt wie die Brandung am Klippenrand,  
Von See zu See und von Land zu Land:  
Freiheit, Freiheit!

Wie die ewigen Sterne vom Himmelszelt  
Herniedertürnen zur träumenden Welt,  
Wie im blauen Aether ihr Licht erglüht  
Erstrenend, erhebend das Menschengemüth,  
So grüßen die Sterne des Wanners, wenn hold  
Es den spannenden Wäldern der Völker entrollt,  
So künden ihr Anblick vom heiligen Wort  
Dem Lande der freien das herrliche Wort:  
Freiheit, Freiheit!

So zog es voran einst der Väter Heer,  
Als die Knechtschaft dränkte und fesselte schwer,  
So hat es ermutigt die Kämpfer im Streit,  
So hat es die Waffen der Krieger gefeit,  
So hat es die heilige Lohe geschürt,  
So hat es zum herrlichen Sieg sie geführt,  
So hat es gewährt ihnen köstlichen Lohn,  
So hat es geheiligt der Union  
Freiheit, Freiheit!

Ihr Sterne so hehr und ihr Streifen so hold,  
O, rauschet zum Feste, o rauschet und rollt,  
Und kündet den Kindern und Enteln es an,  
Was einst um die Freiheit die Väter gethan!  
O, rollet und rauschet ein ewiges Lied,  
Daß tief in den Bergen es woget und glüht,  
O, rollet und rauschet, dem Segen geweiht,  
Ob dem Lande der freien in Ewigkeit!  
Freiheit, Freiheit!



Ave Maria.

Am Pfingstfest war's; des Frühlings ganze Pracht,  
 War in dem Wald und auf der Flur erwacht;  
 Die Rosen flammten purpurroth am Strand,  
 Entfacht von Kiebesgluth im Feingehauch,  
 Und mächtig rief der Domesglocken Schallen  
 Den Menschen zu, zum Haus des Herrn zu wallen.

Am Dom ging ich vorüber im Gedränge  
 Der fetteschmückten gläubigfrommen Menge;  
 Schon mischte rauschend sich der Orgel Ton  
 Dem Klang der Kieder in der Prozession,  
 Und von dem Chorum mit feierlichem Kochen  
 Erklang darein der helle Ruf der Glocken.

Kußt ihr mich auch? Woblan, ich trete ein  
 Am Fest des Geistes. Soll ich denn allein  
 Beim Kiebeshauch der süßen Frühlingluft  
 Dastehen ohne Frieden in der Brust?  
 Soll ich denn nicht verspüren jenes Wehen,  
 Das einst in Flammen auf die Zwölfe fiel?  
 Mag denn nicht heut' ein Wunder mehr geschehen,  
 Das meinem Geiste Richtung giebt und Ziel? —

Die Menge kniete; Weibrauchwolken zogen  
 Am Knauf der Säulen, schwebten zu den Vogen,  
 Und wallten bläulich über dem Altar  
 Die Nebelbilder kraus und wunderbar.  
 Der Priester grüßte segnend die Gemeinde,  
 Die Orgel rauschte zu dem Chorgesang,  
 Der mächtig von den Tausenden erklang,  
 Die Glaube und Gewohnheit hier vereinte.

Ist es der Glaube, der hierher mich führte,  
 Der mir im Orgelklang die Seele rühete?  
 Ach, längst verlernt' ich, kindlich zu vertrauen,  
 Die Zweifel zogen in die Brust mir ein, —  
 Es waren nur die mächt'gen Melodei'n,  
 Und nur die Lust, des Volkes Chün zu schauen.

Ich kniete nicht; an einer Säule stand  
 Ich halbverborg'n nah' der Seitenwand  
 Des herrlichen Gebäudes, dessen Scheiben  
 In mannigfalt'n Farben glühten mild —  
 Ich dachte an ein liebes Engelsbild,  
 Deß Züge stets mir vor der Seele blieben. —

Unselige Gedanken, weidest fort!  
 Verfolgt mich spottend nicht an diesen Ort!  
 Ich konnte ihre Kiebe nicht erwerben —  
 Es hößt der Glaube feindlich mir das Glück,  
 Von ihr geliebt zu werden, fast zynisch —  
 Mag denn die Hoffnung wie mein Glaube sterben!

Da, welch ein Klingeln! Von dem Chor erscholl  
 Der Messe mächt'ges Tonbild feclenroll;  
 Es dankte jubelnd in dem Gloria  
 Dem Gott, der in dem Dom den Seinen nah',  
 Und den im Credo innig sie bekennen,  
 Den mit dem Sohn und Geist sie einig nennen.

Und eine Stimme hob sich glockentrein  
 Dann aus dem Tongewirr der Melodei'n —  
 Ich hob den Blick — sie sang aus jenem Munde,  
 Dem ich so selig lauschte mande Stunde.  
 Der Jungfrau galt das wunderbare Lied,  
 Zur Jungfrau hob die Jungfrau ihr Gemüth,  
 Wie zu dem Lichte hebt die Rose sich; —  
 Du süße Maid, o bete auch für mich,  
 Für mich, den Armen, zu der Jungfrau Sohn!  
 Ich grüße dich bei deines Kiebes Ton —  
 Ave Maria!

Ich grüße dich, Maria! Gott mit dir,  
 Gesegnete, du, aller Frauen Zier!  
 Ach, wie unendlich bist du von mir fern!  
 Ich grüße dich, du meines Herzens Stern!  
 Ora pro me!

Ich grüße dich, du Keime, mit dem Ton,  
 Der deinen süßen Lippen ist entflohn;  
 O, nimm des Sängers Opfergabe hin,  
 Ich grüße dich, du Herzenskönigin!  
 In meinem Herzen wohnt dein Bild allein,  
 O, bete, daß sich lindre meine Pein!  
 Ave Maria!

Gieb Frieden, Frieden, meiner Seele du,  
 Führ', Jungfrau, mir das Herz der Jungfrau zu!  
 Ich grüße dich und sie und deinen Sohn,  
 Den Friedensfürsten mit der Dornenkron!  
 Ave Maria!

Die Messe ist beendet; vom Altar  
 Erklingt des Priesters Stimme laut und klar.  
 Ein pax vobiscum spricht er feierlich,  
 Doch ach, sein Gruß hat Friede nicht für mich;  
 Mich martern Kiebesgluth und Zweifelsflammen —  
 Vrecht, ihr Gewölbe, über mir zusammen!

Mar Eberhardt.

Geboren den 12. Juni 1845 zu Germersheim in der Rheinpfalz, kam er mit seinen Eltern 1852 nach New York, wo er die öffentlichen Schulen besuchte, studierte dann von 1857 an die Rechtswissenschaft in Cincinnati und etablierte sich daselbst als Advokat, siedelte 1868 nach Chicago über, wo er sich der Advokatur widmete und seit vielen Jahren das Amt eines Friedens-

und eines Polizeirichters bekleidet. Seine Gedichte erschienen in Zeitschriften; ebenso seine trefflichen philosophischen Arbeiten, von denen besonders hervorzuheben sind: „Die Kunst in ihrer Beziehung zum kulturhistorischen Zielpunkte der Gegenwart“, „Die Rechtsstellung des Weibes innerhalb der Ehe“, „Die Urgefellschaft und die Anfänge des Eigenthums“, „Sozialistische und communistische Bewegungen im Alterthum“, „Deutsch-amerikanische Geschichtsschreibung“.

### Vor der Heimfahrt.

Ich bin allein; dort hinter mir die Hügel,  
Die von des Sommers letztem Grün bedeckt,  
Der Bäume Jung, der wechselnd sich erstreckt  
Nach Ost und West, wie fähigschwungne Flügel;  
Vor meinen Füßen hier die Wellenküht,  
Die an des Meers Brust mit leisem Schauern,  
Gleichwie in stillerhaltner Liebesguth,  
Sich drängt und hebt, als sollt' es ewig dauern.

Und über mir der Sterne nächtlich Funfeln,  
Das endlos in dem tiefen Blau erglüht  
Und meinen Blick so magisch anwärts zieht,  
Als könnte nichts die Seele hier verdunkeln,  
Im Sternennacht das tiefste Keid vergehn;  
Ja, wie mein Aug' in seinem Glanz verweilet,  
So kann das Herz den lichten Trost verhehn,  
Der seinen goldenen Sauber mit ihm theilet.

Nun zieht, wie eine Seele frei des Keibes,  
Von Osten Luna her in stiller Pracht,  
So rein und sieghaft leuchtend durch die Nacht,  
Gleich wie ein Blick vom Aug' des echten Weibes.  
Sie schwebt heran, es walt ob Berg und Thal  
Ihr Silberflehler hin, durch den im leisen  
Verweben geht die Sterne alljumul  
Sie ziehn in tausend diamantnen Kreifen.

Auch um mein Haupt, das wohnig in Gedanken  
Von Liebe schwebet, zieht sich der holde Schein.  
Es wird mir leicht bis tief in's Herz hinein,  
Von all' dem Glanz, den meine Augen trauen. —  
Ich schaue dich, mein süßes Lieb, dabei  
Im leichten Schlaf die Glieder hingegossen,  
So voll der Seligkeit, gleich wie der Keim,  
Der träumend birgt in sich die künft'gen Sprossen.

Wie dich kein zweites Auge jemals schauet,  
So seh' ich dich, wie du so rein und hold  
In Träumen ruhst, dein Antlitz sauft bethauet  
Vom Mondenglanz und deiner Kosden Gold.  
Und horch! mir ill's, als hörte ich ein Wort,  
Das ich schon oft vernahm in süßen Stunden:  
Für alle Zeit und stets an jedem Ort  
Sind wir, o Freund, in Liebe fest verbunden! —

Wir find's. — Ich bin allein; doch innig fühle  
In meinem Busen ich die holde Macht,  
Die mich am lauten Tag, durch stille Nacht,  
Dir immer näher bringt und meinem Ziele.  
Und wie der Kahn dort wiegend sich bewegt,  
Und wie zum andern Ufer mahnt der ferge,  
So ist's die Hoffnung, die mich vorwärts trägt,  
Und anfer Glück, das ich im Herzen berge.

### Caspar Zuk.

(Ein Nachruf.)

Ein schönes Scheiden ist's, wenn dort am Hügel  
In stiller Gluth die Abendsonne sinkt,  
Das tiefe Roth auf feuchtem Wasserpiegel  
Des nahen Stroms hinterbend sprüht und blüht.  
Es ist ein Scheiden ohne Schmerzesswunde,  
Neigt sich das Aug' dem letzten Strahl zu,  
Es geht der Menschengeist zu dieser Stunde  
In seinem Lichte williger zur Ruh'.

Und doch, so schön es ist, es war bestieden  
Nun dir, dem Freunde, noch ein schöner Koo:  
Du gingest ein zur letzten Nacht, zum Frieden  
Im Glanz des Morgens, der sich aus dem Schooß  
Der Nacht erhob und auf des Dichters Stirne  
Mit safter Gluth den ersten Strahl gedrückt,  
Mit duft'gem Glanz, wie die bethaute Firne,  
Dein siedernd Haupt zur letzten Stund' beglückt.

Wist du ein Dichter doch des lichten Tages,  
Dem er sein Frühroth um die Schläfe schicht,  
Ein Dichter du des wahren, echten Schlags,  
Dem es erglühend in die Seele bricht:  
Das Licht der Freiheit, ein begeistert Werben —  
In jedem Kiede tönt's mit frohem Muth —  
Ein herzhaft Kämpfen, auch ein willig Sterben  
Um ein gar hohes, um der Freiheit Gut!

Wie ehemals die Fahne hochgehalten  
Des freien Menschenthums des Jünglings Hand,  
Wie deines Auges Blitze ihr Entfallen  
Begrüßten drüben einst im Vaterland:  
So wartst du hier ein kampfbereiter Streiter  
Beim ersten Schritt im Lande deiner Wahl,  
Zahst du auch schwinden weit und immer weiter,  
Dem früh dein Sehnen galt — das Ideal.

Dir war des Ideales reiner Schimmer  
Nach fern vom Vaterland das echte Gold,  
In seinem Dienst ein Ritter, warst du nimmer  
Um gleißend Erz, nie um gemeinen Sold;  
Drum in der alten Heimath süßen Lauten  
Sei deinen Mauen unser Dauf gebracht,  
Daß in dem Dom, woran Geschlechter bauten,  
Du stets die reine Flamme angefaßt.

Wie hast du oft im stimmungsvollen Kiede  
Gefielet hier den Kampf der treuen Schaar,  
Die in zwei Welten stets in Keih' und Gliede  
Der Freiheit hort und ihre Stünge war;  
Siel einer aus der dichten Kampfesreihe,  
Sein Herzblut spreitend auf den feuchten Grund,  
Dann rief dein Saitenspiel zur stillen Weibe,  
Die Heberlebenden zum engern Bund.

Nun bist du stumm, nun bist du selbst gefallen!  
Awar nicht im Kampfe mit dem alten Feind,  
Du hörtest nicht sein leht' Geschnüß verhallen  
Auf blut'ger Wahlstatt — es hat nicht vereint  
Der Tod dich hier mit deinen Kampfgenossen!  
Um deine Schläfe schmiegt kein Lorbeer sich,  
Doch keimen seh' ich's und im Lichte sprossen,  
Was lebend nie dir von der Seele wich. —

Es wird im Herzen aller Derer blühen,  
Die tief bewegt von deines Liedes Schwung,  
Neim Abendstrahl, wie in des Frühbrotes Glühen  
Stets frisch „die Rose der Erinnerung“.  
Und aus der Erde, fern vom Weltgetriebe,  
Die deine stille Gruft nun hent' bedeckt,  
Hebt sich der Geist der Freiheit und der Liebe,  
Der uns das Herz zu neuen Thaten weckt.

### Verschieden.

„Der Gott ist nicht zu fassen, wie ein andrer.“  
Schiller's „Wallenstein“.

Ja, keinen Dichter braucht man, um zu zeigen,  
Was schön ein liebend Herz am andern findet,  
Was es, vom ersten Blick, der plötzlich zündet,  
Gefühlt, bis ganz es ihm sich gab zu eigen.

O leicht ist's ja, dem Sanber sich zu neigen,  
Der wunderbar sich um die Seele wendet!  
Sind's schöne Augen, oder was ihn bindet  
Nun sonst: nie kann's der Liebende verschweigen.

Und doch, was oft gepriesen man, besungen,  
Sei's Auge, Mund — das ist es nicht gewesen,  
Geliebtes Weib, was dir mein Herz errungen!

Drum möcht' ich still im Busen es bewahren;  
O nicht im Einzeln wär's je zu lesen —  
Nur was du g a u j bist, kann es offenbaren.

### für immer!

„Was das Schicksal mir lei? Tes Sieges  
ruhige Klarheit,  
Wäre sie von deiner Stern, holde Manaba,  
mit Strahl,  
Schwimmt auch die Wolke des Grams um  
die helter glänzende Scheibe,  
Schöner nur macht sich das Bild auf dem  
vergolbten Tuff.“  
Schiller.

Ich sag' es immer mir, und immer wieder,  
So oft die Brust durchfürt ein herber Schmerz,  
Du sollst verlernen nicht die frischen Lieder,  
Und nie den Glauben an das Menschenherz.

Ich sag' es immer mir, zu jeder Stunde,  
So oft der Zweifel will an mich heran:  
Es kommt die Wahrheit nur aus deinem Munde —  
Vergieb, o Mensch, so ich dir weh gethan!

Ich sag' es mir, so oft nach einem andern  
Mein Herz in heißer Sehnsucht will vergehn:  
Bleib' wahr und treu dir selbst, nicht alle wandern  
Vorüber — eins wird auch für dich besehn.

So sag' ich's immer mir, und immer wieder!  
Und mag's in Luft sein oder herben Schmerz,  
O tönet fort und fort, ihr frischen Lieder,  
Im Glauben an ein treues Menschenherz!

## Otto Körting.

Geboren am 12. November 1840 in Dessau, widmete er sich der Musik, ward im 19ten Jahre schon Hofmusikus in Täglichsbeck's Kapelle zu Berlin, 1866 erster Geiger in der Kapelle von E. Bach, trat dann zu Wils über, wanderte 1870 nach Amerika aus, wo er zuerst als erster Geiger mit Theodor Thomas die Ver. Staaten bereiste, folgte 1876 einem Rufe als Konzertmeister nach Cincinnati, wo er Unterricht in Generalbass und im Componieren gab und sich daneben mit kritischen Arbeiten, besonders über Aesthetik der Musik, beschäftigte. Er starb 1878.

### Abendempfindung.

Abenddunkel deckt der Matten  
Bunt durchwebtes grünes Meer,  
Bläulich zarte Nebelschatten  
Schweben irtend hin und her.

Weibrauchartig Düste steigen  
Wie im Dome zum Gebet —  
Wunderbares, heil'ges Schweigen,  
Wenn die Erde schlafen geht!

ferne noch ein leuchtend Wogen,  
Eantlos fast — nun ganz verhallt.

Ob durch's All der Westenbogen  
Segnend Gottes Odem wallt?

Glühend neigen sich die Wipfel  
Stolzer Nieselnbäume da,  
Eränmend rauchet jeder Gipfel  
Grüßend sein Hallelujah!

### Ungeklärte Frage.

Ein Wirthshaus kenn' ich, still und klein,  
Da giebt's vom Rheine goldnen Wein,  
Der Wirthin schmuckes Töchterlein  
Schenkt sink die Feuerperlen ein.

Ich weiß nicht, wie es kommen mag,  
Wenn ich mich noch so oft auch frag',  
Daß ich so gern den ganzen Tag  
Im trauten Stübchen sitzen mag?

Das dunkle Aug'? Das süße Laß?  
Der frische Mund? Das volle Glas? —  
Eh' ich die Frage recht ermäß,  
Ich längst schon wieder drinnen saß.

### Spielmann's Lieben.

#### I.

Suche! Ein Spielmann nur ich bin,  
Mein Hab' und Gut ist wenig,  
Doch deut' ich mich in meinem Sinn  
Viel reicher als ein König.

Mein ist das blaue Himmelszelt  
Mit all den tausend Sternen,  
Mein ist die ganze, große Welt,  
Wis in die fernsten Fernen.

Nicht suche ich nach Edelstein  
Und Gold am Meeresstrande,  
Das reichste Kleinod ist ja mein:  
Das schönste Kind im Lande!

Und hör' der Kaiser selber mir  
Zum Lausche seine Krone,  
Ich sagte ihm: Ich danke dir,  
Tracht' nicht nach solchem Lohne.

Die goldne Krone ist für dich,  
Mag nimmer sie erringen!  
Doch bist so glücklich du wie ich,  
Will ich ein Lied dir singen.

#### II.

Ich ziehe durch den grünen Wald  
Im Morgenjonnenscheine,  
Da hör' ein Flüsteru ich alsbald,  
Und bin doch ganz alleine.

Was ich im Stillen nur gedacht,  
Mich plötzlich hell umrauschet,  
Ein Veilchen sagt dem andern sacht,  
Was heimlich es erlauschet.

Vom Veilchen zu der Ros' es dringt,  
Ihr weihen und zur rothen,  
Aus jedem Strauch ein Flüstern klingt  
Geschäit'ger Liebesboten.

Die Rose weckt die Kerche schnell,  
Die träumend saß im Slieder,  
Iun steigt sie auf und singet hell  
Das schönste ihrer Lieder.

Du kleiner Vogel, stieg nur zu  
Und rühre deine Schwingen,  
Daß ja recht bald zur Liebsten du  
Des Herzens Gruß magst bringen.

### Ein Gruß an den deutschen Wald.

Du deutscher Wald, sei mir gegrüßt,  
In deiner stillen Heiligkeit,  
Wo recht der Frühling weht und sprießt,  
Und wonnervolle Lust uns heut!  
Mit deinem süß geheimen Leben,  
Du deutscher Wald, sei mir gegrüßt,  
Mit deinem wunderbaren Weben,  
Das nur dem Deutschen sich erschließt!

Gruß dir zuerst, du deutsche Eiche!  
Zum Himmel strebst du stolz und Kühn.  
An deinem Stamm, durch sichereiche  
Umarmung ranket Ephengrün,  
Ein herrlich Bild der treuen Liebe:  
Nicht blüht ihr's oft in der Geßalt,  
Ihr sucht's umsonst im Welgetriebe,  
N ein zeigt's euch nur der deutsche Wald.

Die Buche, deren Laubdach rauschet,  
Das schattig seine Krone deut,  
Hat oft dem Liebeskuß gelauschet,  
Den Jüngling tanscht' und deutsche Maid.  
Du zeuge mancher holden Minne,  
Sei mir gegrüßt! du deutscher Baum:  
Laß unter deiner grünen Finne  
Im Geist mich ruhen wie im Traum!

Und schau' ich dann die weite Kunde  
Und seh' das ganze Wunderbild: —  
Die Bäume all im inn'gen Bunde  
Das uns der deutsche Wald enthielt:  
Dann grüß' ich euch Bekannte alle,  
Im reich geschmückten grünen Kleid;  
Euch jandht im frohen Jubelschalle  
Mein Herz in voller Seligkeit!

Auch du, der munter du und leise  
Hervorpringst aus dem Felsgeröll,  
Dir murrend selbst zum Tanz die Weise,  
Dich grüß' ich, rastlos lust'ger Quell!  
So grüß' ich auch der Sonne Strahlen,  
Die, brechend durch die Zweige, Kühn  
Demantne Regenbogen malen  
Auf dunklen Moores zartem Grün!

Da springt es auf im Perlenkranz,  
Vald schimmert's silbern wunderhold  
Im leichten, losen Wellentanz,  
Vald flammt es auf wie rothes Gold  
Im wechsellvollen Farbenspiele,  
Wie Dürp'n jert — nun azurblau,  
Fällt's im geschäftigen Gewühle  
Bernieder dicht als Himmelsbau.

Und tief, wo unter'm Gras verstecket  
Blauereichen wohnt mit frommem Sinn,  
Vergähmeintmid das Köpfchen recket,  
Sinkt er wie Silberperlen hin,  
Wo Rosen dort verlass'n trauern,  
Erglühet purpurner Rubin,  
Und goldne Funken niederschauern,  
Wo Sternblumen einsam blüh'n.

Ein jeder Grashalm ist behangen  
Mit smaragd'farb'ner Herrlichkeit,  
Und schlürft mit dröhnigem Verlangen  
Des Nektartrankes Seligkeit!  
Still, Alles still! — Kein Laut erschallet,  
Es ruht der Wald wie im Gebet,  
Das leise durch die Wipfel walleet,  
Als wenn hier Gottes Odem weht.

Horch! Töne süß und langgetragen,  
Durchjittern bang' die heis'ge Ruh',  
Vald schmelzend wie der Kiebel Klagen,  
Vald jauchzend hell dem Himmel zu  
Und höher wächst die Macht des Klanges  
Im taufendfält'gen Wiederhall:  
Es singt die Königin des Sanges,  
Des deutschen Waldes Mächtigall!

Sie läßt ein Lied der Lieb' erklingen  
Und ruft tausend Stimmen wach,  
Und all die tausend Stimmen singen  
Das Lied der Lieb' und Lust ihr nach,  
Daß rings der ganze Wald erbebet,  
Und mächtig stark, wie Hartenflang,  
Durch's grüne Raud ein Tönen schwebet,  
So wunderbar wie Engelsfang!

Wer will zu dir den Schlüssel fünden,  
Du heis'ge deutsche Waldesnacht?  
Wer deinen Zauber ganz ergründen  
Und deine goldne Märchenpracht?  
Von ganzem Herzen sei gegrüßt,  
Du hebr'es Bild der vollen Kraft,  
Wo sich die Gottheit selbst erschließet,  
Wo ew'ges Leben feimt und schafft!

## Rudolf Erdmann.

Geboren am 2. März 1848 zu Cincinnati, Ohio, studierte er am Miami-College Medizin, und lebt jetzt als praktizierender Arzt in Batavia, Clermont County, Ohio. Die meisten seiner Gedichte erschienen in Zeitungen und zwar unter dem Pseudonym „Kudenz Edtelwarth“.

### An den Frühling.

O holder Frühling, kehrt du endlich wieder  
Zu uns zurück aus Himmels lichter Fern'?  
Wie lächelnd schwebest du an Erden nieder,  
O sei begrüßt, wie sehn dich immer gern!

Du kleidest ja in lieblich zarte Hülle,  
Was in des Winters Schleier lag erhartet,  
Und Zauber spendest du in reicher Fülle,  
Wis Reiz an Reiz harmonisch sich gepaart;

Zis alle Thäler paradieisch glänzen  
Und jede Au in reichen Farben lacht,  
Die Wälder grürend jeden Berg umkränzen,  
Und jeden Gipfel krönt helle Pracht.

Wie süß! ich süße Wonne mich durchgläuben,  
Durchweht dein Zauberhauch die enge Brust!  
Hinaus in deine Kluren will ich fliehen,  
Aus deiner Schönheit schöpfen sel'ge Lust!

Mit neuer Lust dann alle Pulse schlagen, —  
Und wenn beranscht vom Blumen-Nektarduft,  
Dann wäuhnt der Geist sich himmelwärts getragen,  
Wäuhnt sich umspielt von Paradiesesluft.

Ja, göttlich ist dein wunderholdes Lächeln, —  
Veselt es doch die schlummernde Natur, —  
Und himmlisch deiner Küste sanftes Lächeln,  
Das Poesie haucht über jede Flur.

O könntest ewig du auf Erden weilen,  
Doch höh'rem Machtspruch bist du unterthan,  
Denn kaum gekommen, mußt du wieder eilen,  
Entflogen auf des ew'gen Wandels Bahn.

### Drei Wälder.

Dort drüben ragt der Tannenwald empor,  
So schwarzlich-grün, so ewig still und ernst, —  
Was ruht der Stämme dir in's inn're Ohr?  
Was ist's, das du vom Tannenwalde lernst?

„Ich stehe da, stets gleich an Farb' und Kraft,  
Ich bin der Mann, der immer ernste Mann!  
Was auch der Sommer und der Winter schafft,  
Ich bin der alte, grüne, stille Tann!“

Am Hügel dort, wie eine Krant geschmückt,  
So dinstend, jugendfrisch, als wie zum Taus,  
Steht da der Buchenwald; was ihn beglückt,  
Das ist der helle, frische Blättertraug.

„Ich bin das Weib, das einmal kurz nur blüht,  
Denn tausend Kieder anillen in dem Mai,  
Doch, ach! die Farben bleichen. Alles flieht,  
Nach kurzer Zeit ist Schminck und Pracht vorbei!“

Durch beide Wälder mußt du wandernd gehn:  
Den Mann sieh erst in seinem süßen Ernß,  
Dann aber mußt du nach dem Weibe sehn,  
Damit du heitre Munnth nicht verlierst.

## Theodor Häring.

Am 5. Februar 1855 zu Frickenhausen in Oberschwaben, Baiern, geboren, besuchte er das Gymnasium zu Augsburg, studierte in Erlangen und München Philosophie und Medizin, wanderte 1860 nach den Ver. Staaten aus und machte zwei Jahre als Arzt eines Wisconsiner Regiments den Bürgerkrieg mit, praktizierte erst in Green Bay, Wisconsin, und dann seit 1867 in Bloomington, Illinois. Seit den letzten fünf Jahren hielt er sich theils in Kansas, theils in Missouri auf und praktiziert jetzt in Ea Grange, Cool County, Illinois.

„Gedichte“, Cincinnati 1885.

### Was ist das Lied?

Was ist das Lied? — Ein heller Stern,  
Der neue Hoffnung niedersenket  
Lud in den Hafen aus der fern'  
Den sturmver Schlagnen Schiffer lenket.

Was ist das Lied? — Ein Köselein hold,  
Das schein der Jüngling und mit Wehen  
Lud mit Gefühlen rein wie Gold  
Der Jungfrau bent im Maie leben.

Das Lied, es ist ein stürmisch Meer,  
Wie dieses unermesslich prächtig,  
Wenn es im Horn gewaltig, hebe,  
Aufbraußt und donnert laut und mächtig.

Es rankt und strömt wie Sphärenklang  
Einher auf seinen mächt'gen Schwingen,  
Wenn es im vollen Chorgesang  
Von Menschenmunn dann aufwärts dringen.

Das Lied, es weckt wie Morgenthan  
Auf fluren, frische in den Seelen;  
Es übertrifft sein zarter Van  
Den Jamberton der Philomelen.

Es ist das Göttlichste das Lied  
Von Allem, was uns ward gegeben:  
Was in dem Liede rein erblüht,  
Das wird durch alle Zeiten leben!

### Der Normannen-König.

Hoch oben im kalten Norden  
Saß stolz im lustigen Saal  
Ein König der Normannen  
Im wärmenden Feuerstrahl.

Wild brausten draußen die Stürme,  
Kingsum lag schwarze Nacht;  
Vom Meer her toste die Brandung,  
Die schäumende, rauschende Pracht.

Weim Feuer saß der König  
Und lauschte dem Sturmgebrang;  
Der flammen Strahlen erhellten  
Die Hallen, das ganze Haus.

Da kam aus dem Dunkel gezogen  
Ein Vogel durch das Thor;  
Er flog im Kreis um das Feuer  
Zum offenen Fenster empor.

Dann wieder in die laute,  
Die rabenschwarze Nacht  
Schiebt er gleich einem Pfeile  
Hinans — verschwindend fast.

Da sprach der edle Alte  
Mit kochen silberweiß,  
Mit sturmgebräuntem Antlitz,  
Der würdige, schöne Greis:

„Dem fluge dieses Vogels  
Ein Menschenleben gleicht,  
Das aus dem mächt'gen Dunkel  
In's helle Dasein steigt.“

Dann wieder sanft in's Dunkel  
Im Tod zurüd es schwebt,  
Von dem wohl nie ein Weiser  
Den dichten Schleier hebt.“

## Adolf Pöhl.

Geboren am 15. November 1848 zu Bautzen in Sachsen, wo sein Vater Oberlehrer an der Bürgerschule war, kam er mit letzterem 1851 nach den Ver. Staaten, besuchte die öffentlichen Schulen in Williamsburgh, Long Island, und das Concordia-College in Fort Wayne, Indiana, bildete sich in St. Louis zum Prediger aus, mußte dies aber wegen Krankheit aufgeben, und wandte sich dem Apothekergeschäft zu, in welchem er noch heute thätig ist. Seine Gedichte erschienen meistens unter dem Pseudonym Julius Blum in St. Louiser Zeitungen.

### An mein Herz.

Was jubelst du in toller Wonne,  
Du thörich, oft getäuschet Herz —  
Und siehst, oft Adler gleich, zur Sonne,  
Schwingst aus dem Staub dich ätherwärts?

Glaubst wieder du an Lieb' und Treue,  
Die dich so oftmals schon verrieth,  
Und singst begeistert heut' auf's Neue  
Vom Glück das sel'ge Kerchenlied?

Du fürchtest nicht den Weid der Götter,  
Die ungen Ir'd'sche glücklich lehn,  
Siehst nicht am Horizont das Wetter  
Des Unglücks, jorubereit, entfliehn? — —

„Der Schwalbe gleich' ich, die geschieden,  
Weil's Winter ward, vom trauten Nest;  
Fliehet sie auch hin zum wärmern Süden,  
Die Heimath hielt ihr Herz doch fest!

Und kehrt der Fenz im Norden wieder,  
Sucht auch ihr Flug den heim'schen Ort,  
Und läßt im alten Nest sich nieder,  
Draus sie vertrieb der raube Nord.

Ob einß auf solchen Wanderzügen  
Die Schwinge mir erlabmt und bricht;  
Mag's sein: Ich muß zur Heimath fliegen;  
Denn ohne Liebe leb' ich nicht!“

## Heinrich Lange.

Am 10. Februar 1856 zu Bremen geboren, widmete er sich der Handelswissenschaft und ging 1854 nach Amerika. Hier studierte er später Medizin und praktizierte mehrere Jahre hindurch als Arzt in New Albany, Indiana. Darauf errichtete er daselbst eine Buchdruckerei und gab eine Zeitschrift heraus. Im Jahre 1874 kehrte er nach Bremen zurück und starb daselbst am 28. März 1874.

„Gedichte“, erster Band, New Albany, Indiana, 1867. „Gedichte“, zweiter Band, ebendaselbst 1869.

## Paul Koebel.

Ein junger, begabter deutsch-amerikanischer Schauspieler und Komiker, welcher in den 70er und 80er Jahren in verschiedenen Theatern Chicago's auftrat, und in Baltimore und anderen Städten an Zeitungen arbeitete. Leider verfiel er der Schwermuth und vergiftete sich schließlich in Davenport. Seine Gedichte verrathen viel Talent, z. B. das ergreifende Gedicht „Ein soziales Nachtlüd“.

„Gedichte“ von P. Koebel, Chicago 1879.

## Hugo Schlag.

In Sangershausen am Hardt 1838 geboren, wurde er Buchdrucker, durchreiste als solcher Deutschland, namentlich die Stätten, auf welchen sich der große Bauernkrieg abgepielt hat, kam 1868 nach den Ver. Staaten, wo er in verschiedenen Städten als Setzer arbeitete, und starb in New York 1886. Seine Gedichte erschienen in St. Louiser und New Yorker Zeitungen.

„Thomas Münzer“, Trauerspiel in 4 Akten, New York 1884.

## Wilhelm Riggert.

Am 18. März 1852 zu Stadorf bei Lüneburg, Hannover, geboren, besuchte er die Handelsschule in Celle, kam 1873 nach Amerika, hielt sich erst in Reedsburg, Wisconsin, auf und lebt jetzt als Geschäftsführer in Wabasha, Minn.

„Stunden der Dämmerung“, Knospen deutsch-amerikanischer Lyrik, Reedsburg 1879.

## Frank Siller.

Francis von Siller wurde geboren am 27. Mai 1855 zu St. Petersburg von deutsch-russischen Eltern, besuchte das Gymnasium zu Dorpat, kam mit seinem Vater 1850 nach Amerika und arbeitete erst auf einer Farm. Unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm, sich emporzuarbeiten und sich daneben weiter auszubilden. Im Jahre 1885 zog er sich nach einer schweren Krankheit vom Geschäft zurück, verbrachte fünf Jahre in Berlin und lebt jetzt den Sommer in Milwaukee und den Winter in Gotha, Florida, wo er der Orangenkultur obliegt. Er schrieb viel für Zeitungen, namentlich über Fragen der National-Oekonomie.

„Reisebriefe aus dem Süden.“ „Lieder und Sprüche“ aus dem Volke für das Volk, München 1887. „Ethik der Volksherrschaft in Amerika“, 1887. „The Song of Manitoba and other Poems“, Milwaukee 1888. „Blick in den amerikanischen Dichterwald.“ „Congefellow's Evangelium“, in's Deutsche übersetzt, Milwaukee und München 1879.

### Die Zauberharfe.

Im grauen Alterthume,  
Im fernen Morgenland,  
In eines alten Zaub'rs  
Verlassner Höhle, fand  
Man eine Zauberharfe,  
Auf deren goldnem Rand  
In schön geformten Zügen  
Folgende Inschrift stand:

„Ich bin ein köstlich Kleinod,  
Besitz' geheime Kraft,  
Die dem, der mich entzaubert,  
Ein dauernd Glück verschafft;  
Doch kann's nur dem gelingen,  
Der durch des Lied's Gewalt

Den Ton in mir erweckt,  
Der nimmermehr verhallt.“

Da ward ein Fest gehalten;  
Drei Säng' er wollten gern  
Der Harfe Macht entfalten, —  
Sie kamen von nah und fern. —  
Zwei waren alt und erfahren  
Und Meister im Gesang:  
Der dritte, ein Jüngling an Jahren,  
Schien schüchtern, still und bang.

Der erste griff in die Saiten,  
Daß bebend die Harfe erklang;  
Der Griechen Götter und Musen  
Verherrlichte sein Gesang.



Begeistert sollte die Menge  
Ihm reichen Beifalls Lohn,  
Doch wie des Liedes Klänge  
Verhalte der Harfe Ton. (Seitenenthum.)

Dann kam der zweite Sänger,  
Sein Aug' war klar und licht.  
Er sang in edler Weise  
Ein Lied von Recht und Pflicht.  
Und erst die Männer lobten  
Mit Beifall den Gesang;  
Doch mit des Sängers Stimme  
Der Harfe Ton verklang. (Zubenthum.)

Nun nahm bescheiden der Jüngling  
Die Harfe in die Hand;  
Er war nur schlicht gekleidet,  
Und rauh war sein Gewand;  
Doch war sein Aushilf edel;  
Es paarte sich darin  
Mit weiblich holder Milde  
Ein männlich harter Sinn.

Ihm drang aus vollem Herzen  
Und innerstem Gemüth  
Mit Freuden und mit Schmerzen  
Der Liebe höchstes Lied:  
Das Lied der Menschenliebe,  
Vesündig, edel, rein;  
Das Lied der heil'gen Liebe,  
Die wir der Gottheit weih'n.

Die Menge lauschte stille,  
Und nach dem letzten Wort  
Da tönten noch in Fülle  
Der Harfe Saiten fort.  
Das Lied, das er gesungen,  
Durch alle Welt erkallt;  
Noch ist es nicht verklungen,  
Der Ton ist nicht verhallt. (Gottenthum.)

### Vor der Cauterbrunner „Jungfrau“.

Der schönste Berg im freien Schweizerlande  
Bist du, o Jungfrau, im Koryallgewande!  
Im Abendseine leuchten deine Spitzen,  
Gleich hehren wolkenhohen Götterstüben.  
Dich schauend, strebt das Auge himmelan,  
Als suchte es zur Gottheit seine Bahn!

Fern über'm Meer hab' Berge ich erstiegen,  
Zu deren süßen Wolkenmassen liegen,  
Die wallend tief sich unter mir verkochten,  
Mit Wih und Donner mächt'ge Schlachten kochten.  
Doch keiner schien mir herrlicher als du,  
Doch keiner so das Wunderbild der Ruh'!

Der Ruhe? — Horch! Welch fürchterlich Getöse?  
Dort rollt herab in unheilvoller Größe  
Vom Gletscherhang die kaminene Masse  
Und deckt mit felsegüll und Schnee die Straße.  
Hast du schon oft die Fenner so geschreckt,  
Mit Trümmern ihre Werke überdeckt?

Wirst mächt'ge Alpenbäche keinen Frieden,  
In Ruh' dem tiefen Thale nicht bescheiden,  
Wo wird dem müden Wanderer je auf Erden  
Nach sturmbelegtem Leben Ruhe werden?! —  
In's tiefste Inn're raunt dein Geist mir zu:  
In nicht im Herzen — ist im Grabe Ruh'!

### Der Geist des Niagara.

Habt ihr gehört von dem grausigen Geist,  
Der Nachts die Niagara-Fälle umkreist?  
Er aßeit hinunter, er hebt sich empor  
Und flüstert manch düster Geheimniß in's Ohr  
Unglücklicher Menschen, die lauschen  
Bei Nacht des Niagara Rauschen.

Es übet auf den, der in finst'rer Nacht  
Den Fellen sich nähert, berückende Macht,  
Und weh', wer ihm lauschte, zu nah' ihn gesehn,  
Den lockt' er hinunter, um den war's gesehn:  
Den ließ von den tobenden Wellen  
Er jach an den Fellen zerfellen.

Am Rande der Fälle, da ist ein Platz,  
Da stürzen die Wasser mit mächtigem Saß  
Hinab — nur ein niedriger feinerer Wall  
Trennt hier den Wanderer vom dröhnenden Fall,  
Beugt hier er sich über die Mauer,  
So faßt ihn ein schwindelnder Schauer.

In diesem Ort, an Niagara's Rand,  
In dunkler Nacht ein Wanderer stand,  
Sie All', die das Leben einst werth ihm gemacht,  
Entriß ihm der Tod, und finst'rer Nacht  
Lag brütend an' all' seinem Sinnen,  
Er wußte nicht, was zu beginnen.

Er lauschte dem tosenden Wasserfall,  
Er lauschte dem bebenden Wiederhall,  
Er horchte hinab in den tiefen Abyß,  
Da tönt' es empor: „O Ruhe, wie süß,  
Du löschest im lodernen Herzen  
Enttäuschung mit all' ihren Schmerzen!“

„Was rufen die rauschenden Wasser mir zu? —  
Was wisset ihr rastlosen Wellen von Ruh'?“ —  
„Das Wasser, die Wellen, die sind es nicht,  
Ich, Geist des Niagara, bin es, der spricht,  
Und ist es dein ernstes Begehren,  
So kann ich dir Ruhe gewähren!“ —

Dem Wanderer brennt es im Busen so heiß,  
Der Tiefe enttheigen Schallten so weiß,  
Sie heben sich höher, sie locken ihn an,  
Da tritt er ganz nah' an die Mauer hinan  
Und steht mit erbobenen Armen  
Zu ihnen, sich sein zu erbarmen.

Er springt empor auf der Mauer Rand  
Und streckt nach den weißen Gebilden die Hand;  
Er sieht seine Gattin, er sieht sein Kind,  
Dann wird es ihm vor den Augen blind:  
Er stürzt hinab in die Wogen  
Und ward in dem Abgrund gejogen.

„Verspielt hast du, Schwacher, des Lebens Gewinn!“  
 Hohnlachte nun plötzlich das Wassergeispinn,  
 „Denn wisse: Wer selbst dies Leben sich nimmt,  
 Ist nicht für ein besseres Dasein bestimmt;  
 Du siehst gar leicht mir zum Raube,  
 Wo blieb dein besserer Glaube?“

**Zwei Sonnetts.**

**E u r o p a !** Land, dem tausende von Jahren  
 Die Schätze der Kultur und Kunst verliehen,  
 Drein Menschentrassen wunderroll gediehen  
 Und suchten, Altherkömmliches zu wahren;  
 Wie oft behandelt du des Kriegs Gefahren,  
 Und kämpftest, dem Ruin dich zu entziehen;  
 Doch kannst du noch dem Einfluß nicht entziehen  
 Des steten Wachstums deiner Kriegerheeren!

Und warm ist's, daß trotz des vielen Schönen  
 Der Wissenschaft und Kunst, die sonst versöhnen,  
 In deinen Grenzen hent' fast keine Spur  
 Von Völkler-Eintracht wohnt, trotz der Kultur?  
 Es ist, weil von Geschlecht du zu Geschlecht  
 Dem alten Wahlspruch huldigst: „Macht giebt Recht!“

**C o l u m b i a !** Neuer Welttheil, der dem alten  
 In Vielem nachsieht, dir ist's doch gelungen,  
 Vom Fichte wahrer Freiheit tief durchdrungen,  
 Aus vielen Völkern e i n Volk zu gestalten,  
 Und nationale Größe zu entfalten  
 Aus Menschenmassen, die, von Noth gezwungen,  
 Die alte Welt verlassen und dem jungen  
 Chatkräft'gen Staatenbund entgegenwallen!

Warst halt dir deine weite Ländermasse,  
 Die nun Abkömmlinge fast jeder Rasse  
 Als freie Bürger ungehört bewohnen;  
 Doch könnt' auch deine Wohlfahrt leicht noch wanken,  
 Wenn du nicht trenn bleibst deinem Grundgedanken:  
 „Freiheit beruht auf gegenseit'gem Schonen!“

**Henry Wadsworth Longfellow.**

(Bei Uebersetzung der „Wonnegelne“. Uebersetzung.)

Das milde Licht, das schon im Keuz des Lebens  
 In rosig schöne Pracht die Welt uns hüllt,  
 Das, sanft erwärmend, uns die jungen Herzen  
 Mit Glaube, Liebe und mit Hoffnung füllt;

Das schöne Licht, das in des Lebens Sommer  
 Selbst durch Gewitterwolken oft uns strahlt,  
 Und lieblich leuchtend, wenn der Sturm vorüber,  
 Die Wolken noch mit Silberglanz ummalt;

Das warme Licht, das in des Herbstes Tagen  
 Uns den Genuß des Lebens noch versüßt,  
 Dank dessen holden, reinen Wonnestrahlen  
 Noch frisch das Blut durch unsre Adern fließt;

Das klare Licht, das selbst bis in den Winter  
 Dem Herzen oft noch frühlingswärme lieh  
 Und Jugendfrische dem ergrauten Haupte,  
 Das, edler Dichter! ist die Poesie.

Das heilige Licht nährt du auf deinem Herde,  
 Als sei's der Gottheit ew'gem Dienst geweiht,  
 Dich wiew's umleuchten bis zum letzten „Werde“  
 Und hin dich führen zur Unsterblichkeit!

**Epigramme.**

Hörst über Jemanden Schlimmes du reden, so zweifle  
 an Jenem,  
 Welcher das Schlimme dir sagt, mehr als an dem, den es  
 trifft.

Wahrheit ist schwaches Gewürz für Menschen, denen  
 zur Kurweil  
 Nachbars Treiben und Thun geistiges Streben erseht.

Männer von Geist erscheinen verschlossen oft in Gesell-  
 schaft;  
 Wird doch ein Meteor, fällt es zur Erde, ein Stein.

Er ist der Waterke nicht, der sich rühmt, er sei nimmer  
 gefallen:  
 Schnell sich erheben vom Fall, zeigt den tüchtigen Mann.

Nimmer erkennt der Mensch sich leichter, als wenn es  
 ihm schlecht geht,  
 Wenn ihn kein Schmeichler bethört, eigene Kraft nur ihm  
 hilft.

Wer das Vergnügen nicht kennt, in Anderen Gutes zu  
 sehen,  
 Hat eine würdige That selten im Leben vollführt.

Uebst du Genügsamkeit, so lebst du in wahrhaftem  
 Ehrsinn:  
 Denn wer sich Vieles versagt, freut sich des Wenigen mehr.

Sorglos rüttelte nie an altherkömmlicher Sitte,  
 Nicht, bis du Vess' res dafür aufzuweisen vermagst;  
 Denn der Gesellschaft Gebärde verträgt nicht Kisse und  
 Lücken:  
 Süßt keine besseren du ein, brich nicht Steine heraus.

Zwiefach erscheint das Talent des gern gelesenen Dich-  
 ters:  
 Daß er Geläufiges neu, Neues geläufig uns macht.

Mäßig gegessen und gründlich verdaut,  
 Hat manchen gefunden Körper gebaut;  
 Mäßig gelesen und gründlich durchdacht,  
 Hat manchen Geist zur Reife gebracht;  
 Zu viel essen und zu viel lesen,  
 Ist vieler Menschen Verderben gewesen.

## Otto Soubron.

Am 15. Februar 1846 zu Bremen geboren, kam er schon als Knabe mit seinen Eltern nach den Ver. Staaten und zwar nach Milwaukee. Er war in den verschiedensten Berufsarten thätig, mußte sie aber aufgeben, da er sehr kränklich ist, und beschäftigt sich nun literarisch, namentlich mit der Bearbeitung deutscher Dramen für die englische Bühne.

„Souvenir“, Gedichte, Milwaukee, 1878. Von den Dramen sind zu nennen: „Ein Commu- narde“, „Msa Groot“, „Ein Hauke“, „Leidenchaften“, „Land“, „Die Versuchung“ u. s. w.

### Aus tiefstem Herzen.

Kannst du, mein Lied, den Ton nicht finden,  
Der heiß durchschauert und durchbebt,  
Tief aus des Herzens dunklen Gründen  
Die Leidenschaft zum Lichte hebt? —

Du sollst die Seele ihr umfängen,  
Empfangen sie mit Geistesfluß,  
Daß sie mit bangendem Verlangen  
Dir liebetrunken lauschen muß!

Dein Ton, mein Lied, soll sie umspinnen,  
Umschmeicheln süß die Sinne ihr; —  
In süßem Schmerz, in heißem Mienen,  
Verzehre sich ihr Herz nach mir!

Dann magst du, Lied, es leis ihr sagen,  
Daß meine Liebe für sie glüht —  
Ein Rosenstrauch in Sommertagen,  
Der flammend ihr entgegenblüht.

### Trübes Wetter.

Trübes Wetter, trübe Sorgen  
Und umdüstert Aug' und Sinn;  
Welke, falbe Blätter fallen —  
Hoffnung sinkt auf Hoffnung hin!  
Grämlich wie der graue Morgen,  
Sch ich's wessen und verblühen,  
Und wie fluggelähmte Vögel,  
Die Gedanken traurig ziehn.

Ziehen hin auf öden Wegen,  
Wo kein Sang ermunternd schallt,  
Heber fable Stoppelfelder  
Nach dem alten, trauten Wald.  
Ach! sein liebes, muntres Regen,  
All' sein Jubel ist verballt!  
Die entlaubten düren Aeste  
Sehn mich an, so hart, so kalt!

Murren hör' ich ihn und klagen,  
Weil sie fliehen sein lustig Zeit,  
Weil die Vögel weiter ziehn,  
Wenn das Laub vom Baume fällt. —  
Fieber Wald, wir müssen's tragen:  
Die im Fenz sich uns gefellt, —  
Gleichen vor den Wintertagen —  
Wald, das ist der Kauf der Welt!

### Rückwärts.

Rückwärts, flieh rückwärts, ihr Wogen der Zeit,  
Bringt mir die Jugend, die herrliche, wieder,  
Singt mir die alten Sagen und Lieder,  
Strahlend erhebe dich, Kinderzeit.

Mutter, o Mutter, auch du lehr' zurück!  
Küsse hinweg mir den Kummer, die Sorgen —  
Kübelnd vertraue, wie einst, mich auf morgen.  
Drück mich an's Herz dann mit zärtlichem Wied.  
Wiege, wie einst, mit dem Lied mich zur Ruh':  
„Schlafe nur Süßchen, mein Süßchen bist du!“

Nichts kommt auf Erden den Müttern doch gleich!  
Mütter, nur Mütter kennen die Herzen;  
Mütter verstehen der Kinder Schmerzen,  
Sie, die an selbstloser Liebe so reich!

Rückwärts, flieh rückwärts, ihr Wogen der Zeit!  
Bringt mir die Jugend, die herrliche, wieder,  
Singt mir die alten Sagen und Lieder,  
Strahlend erhebe dich, Kinderzeit!  
Wiege, wie einst, mich, Mutter, zur Ruh':  
„Schlafe nur Süßchen, mein Süßchen bist du!“

### Wie glücklich würd' ich sein!

Am Waldesfaum, von Feldern umgeben,  
Ein Landhaus steht, umponnen von Nebeln.  
Wohl in der Thür, unter lockigem Haar,  
Mühen zwei Augen gar wunderbar.  
Ein träumendes Mädchen sehnt sich hinans  
Aus dem rebenumwachsenen, stillen Haus:

Ach, könnt' ich entfliehen  
Der Einsamkeit Pein;  
Ach, dürfte ich ziehn  
Zur Stadt hinein,

Wie glücklich! ach, wie glücklich,  
Wie glücklich würd' ich sein!

Am städtischen, rastlosen Jagen und Treiben  
Ein Jüngling sitzt beim emigen Schreiben.  
Trüb ist sein Auge, sein Antlitz so bleich,  
Stirne umdüstert, gedankenreich.

Der sinnende Mensch wohl sehnt sich hinans  
Nach dem rebenumwachsenen, stillen Haus:

Ach, könnt' ich entfliehen  
Geschäftiger Pein,  
In's Land hinausziehen  
Einsam, allein, —

Wie glücklich! ach, wie glücklich,  
Wie glücklich würd' ich sein!

## Mutter und Kind.

## I.

Der Tod und eine Mutter, die halten beim Kinde Wacht.  
Die Eine plagt und jammert, der Andre heimlich lacht.  
Er weiß in seinem Garten wohl einen stillen Ort  
Und weunt das Frühlicht taget, so nimmt er das Kind mit fort.

Die Mutter ringt die Hände und fleht: „O laß es hier,  
Nimm mich statt seiner von dannen! Ich folge gerne dir!“

Der Tod, mit kaltem Lächeln, lauscht auf des Kindes Herz,  
Das wild im Fieber hämmert, es rührt ihn nicht ihr Schmerz;

Die Mutter, halb von Sinnen, stimmt an einen Schlummerfang,

Wie er dem Ohr des Kindes wohl nie zuvor erklang:

Sie singt von düstern Hainen, von Rosen, weß und blaß,

Von grauen Trauerweiden und Hügeln thränenmäh;  
Sie singt auch von Cypressen, des Unvergänglich'n Bild,  
Von leuchtenden Marmelsteinen und Seufzern und Klagen wild.

Sie singt vom bleichen Monde, der dort ein Wahrthum weht, —

Ihr stoßt das Lied auf der Lippe — der Tod ist leise entschwebt;

Es trieb ihn die Sehnsucht von dannen, nach seinem Garten zu schau'n;

Es währte ihm viel zu lange bis zu des Tages Graun.  
Dann, als des Frühlichts Strahlen die Fenster bemalten roth,

Da war das Kind genesen, die Mutter jedoch war todt.

## II.

Es starrt die verlassene Waise zum hellen Fenster empor;

Der Reichen Kinder Jubel dringt ihr wie Bohn an's Ohr.  
Die drinnen, die haben gut lachen, die sitzen gar weich und warm,

Die wissen es nicht, was es heißt: Allein in der Welt und arm!

Es wischet gefrorene Thränen die Kleine vom Auge fort,  
Wie sehnt sie sich nach der Mutter, nach einem freundlichen Wort!

Und weiter waukt sie und weiter, wie fallen die Glocken so dicht! —

Nis sie erschöpft und verzweiselt am Wege zusammenbricht.

Dort breitet die weiße Decke wohl über sie aus der Sänee,  
Entschlummert die Kleine träumet, befreit von Noth und Weh.

Sie träumet von blumigen Wiesen, von lauschigem Waldesgrund,

Vom See, dem spiegelhellen, und seinen Muscheln bunt.

Von herzigen Vögeln sie träumet, vom lustigen Eidskäglein,

Vom Kauschen der grünen Wälder und goldnem Sonnenschein.

Sie träumt von einer hohen und schönen Kranzengestalt,  
In der ein heimlich Sehnen sie zieht mit Allgewalt —

Und als sie dem schönen Weibe in's blasse Antlitz schaut,  
Da grüßte das Auge der Mutter, der toten, sie lieb und trant.

Es streckte die Mutter, die theure, nach ihr die Aeme aus —  
Da floß ihr das Kind an's Herze: „Nun endlich, endlich zu Hans.“

## Julius Gugler.

Geboren am 24. Februar 1848 in Stuttgart, kam er mit seinen Eltern im Jahre 1854 nach Amerika, wo sein Vater sich als Kupferstecher etablierte und u. a. das beste Portrait Abraham Lincoln's schuf. Im Jahre 1865 begann er die Lithographie zu erlernen, hielt sich zu dem Zweck in New York, Philadelphia und Cincinnati auf und kam 1869 nach Milwaukee, wo er ein großes Lithographie-Geschäft gründete, an dessen Spitze er heute noch steht. Neben seinem Geschäfte widmete er sich von jeher literarischen Studien, schrieb erst humoristisch-satirische, dann auch polemische Gedichte, überfetzte die Hermegh'schen „Arbeiterlieder“ in's Englische, und wandte sich in neuerer Zeit ernsteren lyrischen Versuchen zu, welche in verschiedenen Zeitschriften Aufnahme fanden. Außerdem schrieb er noch: „For Mayor Godfrey Buehler“, ein Charakterstück in drei Akten, und eine dreiaktige komische Oper.

## Die Beichtende.

An steinigem Weg blüht ein Gottesbild  
 Aus dunkeltem Wertengrund;  
 Da liegt ein braunes, verliebtes Kind  
 Und betet mit bebendem Mund:  
 „Hochselige du, verdamme mich nicht,  
 Ich liebe dich nicht mehr allein,  
 Es schlich der böse — der herrliche Mann,  
 In's innerste Herz mir hinein!“

Da rauscht's im Busch geheimnißvoll, —  
 Wer störet der Andacht Ruh?  
 Ein Täuber, der Weißthat uneingedenk,  
 Slog gierend dem Täubchen zu. —  
 Das Mädchen, es betet am Rosenkranz  
 Und murmelt in schmerzlichem Trieb:  
 „O Heilige, zeig' meinem zweifelnden Sinn,  
 Daß noch deine Gnade mir bleib!“

Da rauscht es wieder und theilt sich das Laub,  
 Es tritt ihr Geliebter hervor, —  
 Sie steigt ihm an's Herz, vergessend den Ort,  
 Wie Täuber und Taube zuvor.  
 Am Schrein der Madonna da knien die Weid'  
 Und wechseln mit Kuß und Gebet,  
 Im Busch hinterm Kreuz der Täuber ohn' End'  
 Vom Liebchen sich Küsse erklet.

„Madonna, so zeigst“, spricht dankbar das Kind,  
 „Du mir auf entzückende Art,  
 Daß du, der in irdischer Liebe entbrannt,  
 Die göttliche Gnade bewahrt!  
 Nun fühl' ich, es ziehet erlösend die Lieb',  
 Und die irdische, himmelwärts,  
 Du pflanztest sie ja als ein Theil deiner selbst  
 Voll Güte in's menschliche Herz.“

## Vaterlandslos.

Als väterliche Führung mich und Schicksal  
 Vor langer Zeit nach diesem Land geleitet,  
 Und eingepflanzt in diese Erde ward  
 Das zarte deutsche Reis, damit es froh  
 Aus seinem jungen Freiheitsboden lauge  
 Was Kräftiges in ihm sich bergen mochte,  
 Da ahnte elterliche Fürsorg' nicht,  
 Was in dem Keime Eigenart' ges schlief,  
 Und daß urdeutsch und unveränderlich  
 Sein Wesen stets sich offenbaren müßte.

Zwar hat das Reis — zum Baume nun erwachsen —  
 Gelernt, die Äwige frisch emporzutreten  
 In jene schrankenlose, klare Luft,  
 Wie sie in keinem Lande wohl der Erde  
 Den Strebenden gedeiblicher umweht;

„Doch an den Früchten sollt ihr sie erkennen“,  
 So heißt es in der Schrift, und an der Frucht  
 Erkenn' ich nun genau: Der Baum ist deutsch,  
 Ob er das Kleid auch trägt der neuen Welt,  
 Und Form und Farbe ihrer Sonne dankt.

Des deutschen Stammes Lust am Fabulieren,  
 Sein tiefer Zug, sich ein Idol zu schaffen  
 In Stunden trübter Noth und Nächstenheit;  
 Der Drang in ihm, wenn Herzensöde rings  
 Und niedrige Begier die Menschen knechtet,  
 Sich gläubig betend in die Knie zu senken,  
 Um an dem selbstgeschaffenen Altare  
 Verglückt der ew'gen Schönheit Reiz zu opfern:  
 Das wurzelt tief in mir, das konnte nimmer  
 Des neuen Bodens eigenart'ger Saft  
 Aus meinem Blute, meinem Herzen tilgen!  
 Und dennoch, Deutscher kann ich nicht mehr sein  
 Nach jenem überkommenen Gefühle,  
 Das theilnimmt — Herzens- und Wegeistrausantheil —  
 An dieses Volkes Waffenglanz und Glorie;  
 An jenem stillen Feuerdrang, der schlummernd  
 Auch in dem jüngsten deutschen Herzen brennt,  
 Der nur in einem Wunsche erglüh't: Auf's Ne'  
 Das eng're Vaterland hinan zu führen,  
 Wo es vor Alters, an der Völker Spitze,  
 Im Strahlenkranz des Ruhms gebietend ständ.

Wenn eitel Glanz und Glorie von Nationen  
 Mir das noch gälten, was an Feuerzunder  
 In diesen Dingen für den Jüngling lag,  
 Wenn mein weltbürgerlicher Sinn nochmals  
 Für einen Brudertheil sollte sich entkammern  
 Des menschlichen Geschlechts und seiner Größe,  
 So gäl't es dir, mein neues Heimathland,  
 Von dem gesegnet ward des Knaben Eingang!  
 Denn wenn gedeckte Tische du auch nicht  
 Ihm bot'st, so führtest freundlich du doch ihn  
 Auf deiner Freiheit fruchtbar Ackerland,  
 Darauf er sich, bei segensreicher Arbeit,  
 Nach seines Wesens Art entwickeln konnte  
 Und sich ein glücklich Koos erschaffen durfte.  
 Auf deiner jungen Ruhmestrone prangt  
 Manch strahlend heller Stern und jeden haßt  
 Im Kampf um's Menschenrecht du dir erworben,  
 Und solch Geschwemme schmückt das Haupt wie keines!

Doch in dem Blute deiner Eingebornen  
 Da gähret ein gift'ger Tropfen und vergällt  
 Des angenommen'n Sohnes Kindesliebe.  
 So groß dein Geist ihn schuf in großen Tug'en,  
 So klein ist deines Skollenbürgers Sinn  
 In Dingen, deren Wesenheit ihm fremd. —  
 Im engern Haushalt seines Denkens zieht  
 Er scharfen Unterschied, und theilt geschäftig  
 Den Einen, der von seiner Art und Ansicht,  
 Von Jenem, der von fremdem Blute ist.  
 So liebt im K e r z e n e r, und nimmt als doll  
 Nur den, der ganz nach seinem Ebenbild,  
 Der seine Schwächen kleinste mit ihm theilt.

Ihm gilt es nichts, daß ich und tausend And're,  
Die meines Ursprungs sind, in Sturmestagen  
Eren ihm zur Seit' gelitten und gehofft!  
Er sah es nicht, als dann bei Sieg und Fest  
Das volle Herz, nicht weniger als feines,  
Aufjubelte in hellem Dankgeföhle!  
Und öfters nicht, als ich, verbrannte er  
Das mitternäch't'ge Oel besorgten Sinnes  
Um der errung'nen Freiheit fortbestand!  
Und dennoch ist er nicht gekommen, mich  
Als Seinesgleichen, seines Werths zu achten,  
Weil ich das deutsche Wort nicht abgeschworen,  
Weil noch mein Mund die deutschen Laute singt,  
Weil jene Runenspur nicht weichen will,  
Die mein Geburtsland mir in's Herz gezogen.

Ich soll ihn lieben! — Doch der scheue Quell  
Springt aus dem männlich-starren Felsen nur,  
Wenn eintr der Mosesstab der Gegenliebe  
Sympathisch seinen Sprudel weckt. Doch er  
Verleugnet mich; wenn immer er im Geiste  
Zum reichen Gastmahl der Nation sich setzt:  
Dann rühmt begeistert er des Landes Größe  
Und die Gebilde, die sein Schooß geboren;  
Beglückt schaut er die Früchte seines Wirkens  
Und schwelgt in den erworbenen Genüssen,  
Indeß der „fremde“ Bruder, der mit ihm  
Ein gleiches Erbtheil hat an allen Schönen,  
Der Hand in Hand mit ihm das Werk geschaffen,  
Sich mit den Profamen begnügen muß,  
Die spärlich von des Reichen Tische fallen. —

Du Geist des herrlichen Gebiets auf Erden,  
Du wollest nicht, daß man dich also deute,  
Und rufen hör' ich trotzoll deine Stimme:  
„Nicht lieber ist als Sohn der And're mir,  
Als du; drum trage hoch das Haupt und ford're  
Dein gutes Recht! — Nicht schmaler ist's als feins!“  
Und unter'm Klange deiner Vaterstimme  
Vermag oftmals den Lort ich zu vergessen,  
Doch die in e Meinung ist es nicht, die gilt:  
Der Geist des Andern herrscht im weiten Land.

Wohl küßtest dann Vernunft mir tröstend zu:  
„Allüberall, wo gute Menschen sind,  
Blüht Liebe dir und ist dein Vaterland!“  
Doch anders will's das Herz, das heimathfrohe!  
Wenn oft der Geist zu wahren sich vermag,  
Ist groß genug für ihn sei eine Welt,  
Dann drängt das Herz in stillen Stunden mich  
Zurück nach einem engerm Heimathland,  
Nach einem Volk, mit deß Geschick und Streben  
Es sich verwachsen fühlt mit allen Sibern.  
Und dieses Volk bist du, auf dessen Scheitel  
Die Abendsonne liebevoll vorweilt,  
Wenn schon in Nacht die alte Welt versunken, —  
Auf dessen freie Stimm ein gü't'ger Gott  
Der ew'gen Jugend leuchtend Mal gedrückt.  
Das Volk, dem ich entstammt, hat mich vergessen,  
Bei dir nur suchst das Herz sein Heimathland,  
Doch die in e Liebe hat es nie belesen,  
Und kühl nur reichst du ihm die Bruderhand.

### Triufsprüche.

Verachte das Gold,  
Es sei denn, es rollt  
Dir flüßig in durstiger Kehle:  
Das starre Metall  
Hat kalten Schall,  
Im Wein nur da glüht seine Seele!

Du, der du nach G r o ß e m strebst,  
Trinf Wein!  
Sein Feuerthan wird deine Seele wachsen lassen!  
Und du, der du dem E d l e n lebst,  
Trinf Wein!  
Dein Herz, mit ihm, wird eine Welt umfassen.  
Ich aber, in der S c h ö n h e i t Wann,  
Ich trinke Wein!  
Es steigt die Schaumgeborne aus dem Kelche dann,  
Und unter ihrem Kusse schwebt mein Sinn  
Leicht über seliges Gefühl' dahin!

## Hermann Rosenthal.

Geboren 1845 zu Friedrichstadt in Kurland, Rußland, begann er schon in seinem 16. Jahre für deutsche und deutsch-russische Zeitschriften zu arbeiten, übersezte mehrere größere Gedichte des hervorragenden Dichters der modernen russischen Literatur, Nekrassow, und anderer russischer Dichter, veröffentlichte im Jahre 1868 „Gedichte“ und 1872 „Die wunderliche Cur“ und andere Novellen, und begründete 1878 in Kiew das russische Tageblatt „Saria“. Im Jahre 1881 kam er nach New York, wo er erst eine Buchhandlung und Buchdruckerei betrieb und dann mit Wies die „Deutsch-amerikanische Dichtung“ herausgab. Gegenwärtig ist er Sekretär der Baron Hirsch'schen Gesellschaft zur Unterstützung der aus Rußland vertriebenen Juden.  
„Kohleth oder Worte des Sammlers“, aus dem hebräischen Urtexte zum ersten Mal in deutsche Reime gebracht, New York 1885.

### Am Strande.

Blaue Wellen, euer Brausen, Schäumen,  
Stört mich nicht in meinen stillen Träumen;  
Früh'rer Zeiten denk' ich hier so gerne  
Und der lieben Heimath, die so ferne.

Wilde Fluthen, rabelose Wogen,  
Sagt, von wannen kommt ihr hergezogen?  
Kommt ihr nicht aus meinem Heimatlande?  
Kommt ihr nicht vom fernem Ostseestrande?

Bringt ihr mir von meinen Theuren Kunde?  
Nimmer heilen kann die tiefe Wunde,  
Die die Zeit, die böse, mir geschlagen. —  
Aber wer vernimmt des Fremden Klagen?

Ach, auch ihr, ihr wilden Schaumgeborenen,  
Bringt nicht Trost dem einsam hier Verlornen!  
Dennoch mücht' ich immer wieder lauschen  
Eurem stillen Murren, eurem Rauschen.

Alte Sagen, Märchen schaurig, bange,  
Cönen mir hervor aus eurem Sange,  
Zauberweisen, die schon längst verklungen,  
Lieder, die die Amme mir gesungen.

### Das Sonnett.

Verborgen lag im Herzensinnern lange,  
Was nun als Lied der Seele sich entringt.  
Wie es so kühn hinaus in Weite dringt!  
Der Quelle gleich, befreit von jedem Zwange.

Und mächtig rauscht's, gebordend hehrem Drange,  
So wie der Strom, da er dem Quell entspringt. —  
Doch was zumeist des Hörsers Herz bezwingt,  
Die Wahrheit ist's, die Harmonie im Sange.

Doch wird der Strom erst dann dem Land zum Segen,  
Wenn er sich selbst beschränkt in seiner Bahn,  
Muthwillig nicht verläßt sein Uferbett.

So stürme auch der Künstler nicht verwegen  
Und regellos dahin in seinem Wahn,  
Und achte streng die Formen im Sonnett.

### Ma h n u n g.

Noch gedenk' ich jener Zeiten! —  
Wenn sie Alle sich erfreuten  
Ihres Daseins laut und lustig,  
Sah ich dich im Stillen trauern.  
Mich verdroß es, und so mußt' ich  
Immer wieder dich bedauern.

Und in deinem schweren Leide,  
Wie verstanden wir uns beide!  
Und da lehrte ich dich täglich,  
Dich des Lebens zu erfreuen,  
Und da müht' ich mich unfählich,  
Deinen Kummer zu zerstreuen.

Jetzt erfreust du dich des Glückes!  
Doch der Machtpruch des Geschickes  
Hat zu Leiden mich verdammt.  
Und ich trage still, geduldig,  
Jenen Schmerz, den du entkammest,  
Fühlst du dich denn gar nicht schuldig?

### Fr ü h l i n g s a h n u n g.

Sautes Säuseln milden Frühlingwindes,  
Das zur Lust und Liebe wieder mahnt!  
Halbverklungne Haubertöne sind es,  
Wie das holde Käkeln eines Kindes,  
Das noch nichts von Leid und Sorgen ahnt.

Doch dazwischen flingen rauhe Weisen:  
Wie des Sturmes Brausen mild erschallt  
Jener Schlachtgesang von Blut und Eisen —  
Und den Haß der Völker hört man preisen,  
Der Tyrannen finstere Gewalt.

Sind es Geistesstimmen, die uns trügen,  
Was man rings als Frühlingssäuseln hört?  
Traumgebilde, die uns nur belügen,  
Die uns nur in süßen Schlummer wiegen,  
Die der erste Hauch des Sturms zerstört?

Nein, die schwarzen Wolken müssen schießen!  
Denn der Freiheit warmer Sonnenstrahl  
Hat der Menschheit hebre Kraft verliehen —  
Und sie wird zu neuer That erblühen,  
Da das Eis zerrinnt auf Berg und Thäl.

### Auf den Tod eines Freundes.

So plötzlich ist es Winter worden!  
Ein Schneefest über weilt. Es söhnt  
In bangen, traurigen Accorden  
Der Prairiewind und überdönt  
Des müden Sängers Feier.

Ein Feuer prasselt im Kamine,  
Doch wärmt mich nicht der Kohle Gluth,  
Erfroren ist der Geist, der kühne,  
Erlöschen schier der Jugendmuth,  
Verweht die Jugendträume.

Wie langsam doch die Stunden schleichen!  
Die Nacht wie lang! — Ich bin allein.  
Ein schweres Ahnen, ohne Gleichen,  
Verbschneht den Schlaf. Beim Kampenschein  
Durchstiege ich die Zeitung.

Und wieder eine böse Stunde:  
Mein vielgeliebter Freund ist todt! —  
So gehen Alle sie zu Grunde,  
Die gegen Dunkelheit und Noth  
Auf Erden kämpfen müssen.

Da wird ein Sarg hinansgetragen,  
Mit Blumenkränzen reich verzert.  
Ein Zug von mehr als hundert Wagen  
Begleitet ihn, wie sich's gebührt,  
Zur letzten Ruhestätte.

Es bringen ihm von Nah und ferne  
Die Freunde nun den letzten Zoll;  
Die Feinde selbst verkünden gerne  
Des Todten Ehre ohne Groll,  
Da sie in's Grab ihn senken.

O Welt der Heuchelei, der Lüge,  
Der übermäßigen Kultur!  
Was frommen diese Leidenzüge  
Dem todtegehetten Kämpfer nur,  
Den ihr verhungern liehet?

## Friedrich Michel.

Geboren am 25. Januar 1865 in Ingweiler, Unter-Elßaß, besuchte er in Straßburg die Volksschulen und die Realschule bei St. Johann, kam 1881 nach New York, wo er in ein kaufmännisches Geschäft trat und steht heute einem eigenen Geschäfte daselbst vor. Er war Sekretär des leider wieder eingezangenen „Vereins für deutsche Literatur und Kunst in Amerika“ und ist schon oft mit großem Erfolge als Rezitator bei von ihm veranstalteten „Dichterabenden“ in New York und anderen Städten aufgetreten. Manche seiner Gedichte wurden von namhaften Musikern wie Arthur Claassen, Miron Ward und Max Weil komponiert.

### An die Muse.

Du himmlische Muse, o neig' dich zu mir,  
Den Funken im Herzen zur Flamme mir schür!  
O leihe mir Worte von goldenem Klang,  
O leihe mir Rhythmen zu schönem Gesang.

Du liebliche Muse, in seliger Lust  
Erwärmet dein Feuer, das hebre, die Brust;  
Dem Schönen, dem Guten, will Lieder ich weih'n,  
Drum gieß deine Flamme in's Herz mir hinein.

### Klage.

Es zog der Frühling schon wieder einmal,  
Sein Scepter schwingend, in's liebliche Thal,  
Da zog auch die Liebe mit Liedern und Lust,  
Da zog auch mein Glück mir, mein Kegn, in die Brust.

Nie sang im Frühling die Lerche so schön,  
Nie zog's mich mächt'ger hinauf zu den Höh'n,  
Nie goß die Sonne solch' rosiges Schein  
Auf Wad — auf Flur — und in's Herz mir hinein.

Es zog der Winter dann wieder in's Land,  
Sein Scepter schwingend mit eisiger Hand;  
Er schont' nicht Blume, nicht Strauch und nicht Baum,  
Schont' nicht mein Glück, meinen goldenen Traum.

### Trost.

Einst stand ich sinnend am Meeresstrand  
Und blickte hinaus in die ferne,  
Und was ich fühlte und tief empfand  
Vertaute den Wellen ich gerne.

Mein heißes Sehnen, ich hab's geflagt  
Den schäumenden, rauschenden Wogen,  
Ich hab's dem tosenden Meer gesagt,  
Wie grauam mein Glück mich betrogen.

Und schwächer wurde der See Gebrans,  
Indeß ich verloren im Sinnen.  
Ich küß're leise: Auch ihr tobt aus,  
Ihr Stürme im Herzen da drinnen.

### Das deutsche Lied.

Der gute Gott, der's uns beschied,  
Mög' er es auch erhalten,  
Das hehre Kleinod, 's deutsche Lied,  
Mög' drob er schützend wachen.

Dem deutschen Lied, dem deutschen Sang,  
Ihm laßt uns Wege bahnen;  
Es töne fort, es lebe lang  
Dies Erbe anfreier Ahnen.



Wie füllt sie doch das Herz mit Lust,  
Die liebe Deutsche Weisel  
Wie schwillt bewegt uns doch die Brust,  
Tönt sie im trauten Kreise.

Das Leben ist nicht freudenleer,  
Wo deutsche Wesen klingen,  
Wo trüb der Sinn, wo Herzen schwer,  
Da sollen Deutsche singen.

## Friedrich Edgar.

Geboren den 18. April 1865 in Berlin, besuchte er das Gymnasium zu Oldenburg, trat in ein kaufmännisches Geschäft, kam 1885 nach den Ver. Staaten und hält sich gegenwärtig in Brooklyn, N. Y., auf. Seine dichterischen Versuche, welche ein nicht unbedeutendes Talent verrathen, erschienen in der „Deutsch-amerikanischen Dichtung“ von Wies.

### Die Statue der Freiheit im Hafen von New York.

Ungehaunt als neuer Coloss von Rhodus,  
Mächtig Erzbild, hebest du hier empor dich  
In der Eingangspforte des vielgepriesenen  
Landes der Freiheit.

Müdem Wanderer frohes Willkommen bietend,  
Strahlt das Licht der Fackel in deiner Rechten,  
Säbner Traum endlich erfüllte Wahrheit  
Scheinst du zu künden.

Freiheit, Sehnsucht jedes bedrängten Herzens,  
Himmelstochter, göttlichen Geistes Sinnbild,  
Ist dein Wesen nichts als der höchste aller  
Träume der Menschheit?

„Künder, Heiten hab' ich durchforschet, aber  
Stets vergebens war das Bemühen, immer  
Sah ich nur das schwache, entstellte Abbild  
Deiner Erscheinung.

Wo nicht Willkür frecher Despoten ihre  
Peitsche schwang, die Völker, den wunden Rücken  
Tief gebeugt, in Ehrfurcht ersterbend knieten  
Vor dem Tyrannen,

Schwang das Scepter janzhend der Pöbel, froh die  
Neue Macht zur Knechtung der Völker brandhend,  
Stets im Munde führend den hehren Namen,  
Den er befandelt.

Ideal der Menschheit, dein Name ward schon  
Sah zum Spott, seit jeder Geselle kühnlich  
Sein dich nennt, als hättest du dich enthüllt  
Gleich einer Dirne.

Du, die dich den Blicken der Edlen manchmal  
Nur aus lichten Höhen von ferne gezeigt,  
Hältst die Fackel nimmer als Wegesleuchte  
Jedem Verrathnen.

Harter Kampf und redliches Streben nur kann  
Hoffen, einst den Fels zu erklimmen, wo in  
Ew'ger Ruhe thronen die Schwestern:  
Wahrheit und Freiheit.

### Columbia.

Stolz erhebst du, deiner bemüht, das Haupt schon,  
Zuversichtlich kühn, doch mit Ruhe blickst  
In der Zukunft dunkeln Nacht dein Auge,  
Jüngstes der Völker.

Nur die selbst, der eigenen Thatkraft traunend,  
Traust du in den Kreis der Nationen, ihre  
Achtung hat dein Schwert sich erzwingen, Achtung,  
Aber auch Mißgunst.

Denn wie du, mit sicheren Riesenschritten,  
Eilt keine jemals zum fernem Ziele.  
Deines Alters freie, gewaltige Schwingen  
Machten sie fliegen.

Doch umsonst, zur Sonne der Freiheit aufwärts  
Geht sein Flug, nicht achtend der dunkeln Wolken,  
Die gewitterschwül und bedrohlich steigen  
Ueber die Lande.

Mögen bang' auch ängstliche Herzen zagen  
Bei so wildem, stürmischem Fluge, Freiheit  
Ward noch nie auf weichen, bequemen Pfaden  
Müßlos gefunden.

Drum schweiget, krittelnnde Tadler; entz  
Schweisheit, sie paßt für den Keckraal, aber  
Ein lebendig, jugendlich Volk, es wandelt  
Eigene Bahnen.

Mögen oft auch rauh sie erscheinen, oftmals  
Hart am Klippenrande vorüber führen,  
Nur getroßt, es strauchelt der Kühne manchmal,  
Aber er fällt nicht.

Vorwärts d'rum, Columbia, schreite muthig  
Fort auf kühn betretener Bahn, sie führt  
Dich, bleibst du die selbst nur getren, doch endlich  
Auf zu den Sternen.

Fern im Osten stand einst der Menschheit Wiege;  
Westwärts ziehend, ward ihre die Erde Wohnung;  
Du, des Westens jugendlich schöne Herrin,  
Seist ihr die Zukunft.

## Maurice Reinhold von Stern.

geb. 3. IV 1860

2. 22: Kassel

Er ist, wie es heißt, ein Nefse des Freiherrn von Ungern-Sternberg, des bekannten Redakteurs der Berliner „Kreuzzeitung“, und hält sich in östlichen Städten der Ver. Staaten auf. „Proletarierlieder“, Jersey City. † 24. XI. 1938

O Mutter, deck' mich zu.

Einft fand nach Kinderweise  
Jah Abends keine Ruh',  
Da flüfterte ich leise:  
„O Mutter, deck' mich zu!“

Und als die Mutter lüde  
Das Kind an's Herz gedrückt,  
Da ist es auch geschwinde  
In's Schlummerreich entrückt.

Daß sie mir wieder werde,  
Die längst ersehnte Ruh', —  
„O deck' mich, Mutter Erde,  
O Mutter, deck' mich zu!“

Weltidyll in Rosen.

Da ragt der gekreuzigte Heiland  
Aus blühendem Hagedorn;  
Umwogt ist das sonnige Eiland  
Von rauschendem, reifem Korn.

Vom Kreuze herab ziept die Grille,  
Die Wunden sind überblüht,  
Und lächelnd in seliger Stille  
Des Heilands Antlitz erglüht.

Dicht unter dem blutenden Herzen,  
Da summen Bienen mit fleißig.  
Es flattern die Königskerzen,  
Der Abend duftet so heißig.

Die Nägel in Füßen und Händen,  
Sie starren in Rosengluh,  
Und heiß um die heiligen Kenden,  
Da rieselt das Blütenblut.

Der Welt allerlichste Erhe  
Und dunkelste Schandennacht  
Erbaut ihre wilden Mäure  
Verworfen in Blütenpracht.

Erklinge, du heilige Weise,  
Und schweige, du böser Spott!  
Ihr Rosen verströmet leise  
Den einsamen, düstern Gott!

## Hermann Behr.

Lebt in Brooklyn, New York.

In der Fremde.

Ich geh' am Strande,  
Vergab, bergan —  
In fremdem Lande,  
Ein müder Mann.

Mir ist's so wehe  
In Herz und Sinn;  
Ich geh' und gehe,  
Weiß nicht, wohin.

Und kaum erlebe  
Ich Raß und Ruh' —  
Ich weiß, ich gehe  
Der Heimath zu.

O, richtet nicht mit kalten Worten.

O, richtet nicht mit kalten Worten,  
Was ich im Lied euch hier vertraut;  
Ich gab ja nur von meinem Innern  
Darin den reinsten Wiederlaut.

Und ist auch Manches nicht gelungen,  
Und ist auch Vieles herb und hart,  
Ich hab' ja nur in meinen Liedern  
Die eigne Weise offenbart.

Was durch die Seele mir gegangen,  
So wonnig warm, so theänen-schwer;  
Was perlengleich empor gestiegen,  
Aus wilder Leidenschafts Meer,

Was, reich an Lieb', mein Herz empfunden  
für diese schöne Erdenwelt,  
Es hat sich in Gefang gewandelt,  
Der selig mir die Brust geschwellt.

O, richtet nicht mit kalten Worten,  
Was ich im Lied euch hier vertraut,  
Ich gab ja nur von meiner Seele  
Darin den reinsten Wiederlaut.

## Willibald Winckler.

Am 1. Juli 1858 zu Magdeburg geboren, mußte er als Waisenkind schon sehr jung sein Brot verdienen. Eine unbegreifliche Sehnsucht in die Ferne trieb ihn 1855 nach Cairo, wo er als Comptoirist arbeitete und nebenher die Landesprache studierte. Die Frucht dieses Studiums war eine „Grammatik des Vulgär-Arabischen“, Leipzig, Brockhaus 1862. Dann schloß er sich der Reiseexpedition Theod. Heuglin's bis nach Aßen an, siedelte 1865 nach New York über, wo er an der „Abendzeitung“ Beschäftigung fand, und bereiste nachher im Auftrage der „Kölnner Zeitung“ Mexiko, über welches er sehr wahrheitsgetreue Berichte schrieb. Von Kaiser Maximilian ausgewiesen, kehrte er nach den Ver. Staaten zurück, war abwechselnd an Zeitungen in Chicago, Milwaukee, Cincinnati und Baltimore thätig, und folgte 1870 einem Rufe Hallberger's nach Stuttgart, an dessen Feitschriften er bis zu seinem Tode, 28. Juli 1871, thätig war.

„In Aegypten“, Gedichte, Prag 1861. „Schleswig-Holstein Album“ (mit mehreren deutsch-amerikanischer Dichtern) Cincinnati 1864. „Vier Schreckenstage in New York“, historische Novelle, Chicago 1864. „Die Sklavenzüger“, Novelle, Berlin 1858. „Kieber eines Wanderrogels“, Chicago 1869; zweite gefschte Auflage, Stuttgart 1871. „Schulze und Müller in Amerika“, humoristische Reiseschilderungen, 1868. „Die deutschen Kleinstädter in Amerika“, Novelle, Leipzig 1872. „Maximilian's I. letzte Tage“, Trauerspiel (im Manuscript). „Der Schatz des Kampfsinit“, eine Posse (im Manuscript). „Süden und Westen“, Roman (im Manuscript). „In den Küstenwäldern von Yucatan“, Novelle.

### Meine Poesie.

#### I.

Dort unten auf einsamem Hügel  
Erhebt sich ein stilles Haus,  
Es sieht, von Weitem betrachtet,  
Oed' und verlassen aus.

Doch muntere Vöglein wiegen  
Sich lustig durch Strauch und Baum,  
Und bunte Blumen träumen  
Im engen Garteraum.

Und schwanke Nester nicken  
Und pochen an's Fensterlein,  
Sie küßern Blumenmärchen  
In's stille Gemach hinein.

Und drinnen im stillen Hause,  
Da waltet mit kluger Hand  
Ein holdes Frauenbildniß  
Im schlichten, schwarzen Gewand.

Sie sieht mit den treuen Augen  
Den Garten so freundlich an,  
Daß d'rin kein Blümchen verwelken,  
Kein Vöglein sterben kann.

Es ist mein Dichtergarten  
Geworden seit kurzer Zeit —  
Durchschreit' ich ihn, so schwindet  
Des Herzens Traurigkeit.

Betret' ich die traute Stube,  
So wird mir so wunderbar,  
Wie damals, als ich nach Hause  
Aus öder Fremde kam.

Mir ist's, als dürft' ich verlassen  
Das Häuschen und Gärtlein nie,  
Wohnt doch darin meine Liebe  
Und meine Poesie.

#### II.

Und über dem stillen Hause  
Steht nächtlich ein lichter Stern,  
Wie wend' ich nach seinem Glanze  
Mein träumend Auge so geru.

Wie hab' ich bei seinen Strahlen,  
In tiefster Mitternacht,  
So oft an Kied und Liebe,  
So oft an dich gedacht.

Der Stern hat dazu gelächelt,  
So gut, so glänzend, so rein,  
Als wär' er von deinem Auge  
Der strahlenden Wiederkehr.

Wer weiß, ob du nicht gewendet  
Dein treues Auge auf ihn,  
Ob das nicht dem schönen Sterne  
Den lieblichen Glanz verliehn.

Vielleicht bist du seine Sonne,  
Um die er Bahnen zieht,  
Vielleicht, daß, wenn du gestorben,  
Auch er erlischt, verglüht.

Dann bin ich ihm zu vergleichen,  
Bin auch ein armer Planet,  
Der, wenn du ihm nicht lächelst,  
In Nacht zu Grunde geht.

### III.

Schau' ich zum Abendhimmel auf,  
So such' ich, Liebchen, deinen Stern,  
Und lacht er mir, dann fühl' ich erst,  
Wie du mir bist so fern, so fern.

O dieser Stern, wie lieb' ich ihn,  
Wie fühl' ich erst bei seinem Licht,  
Daß es dem armen Herzen hier  
In deines Auges Trost gebriht.

Ich bin allein in weiter Welt  
Und wandre rastlos immer zu,  
Des Hasser, des dachtenden,  
Verlorner Himmel bist nur du!

### IV.

Weste! und ein paar Thränen,  
Oft mensch Herzlieb,  
Vielleicht ein letztes Beben,  
Und dann — Der ewigenheit.

Ich seh' dich noch wie heute  
In meinen Armen lehn,  
Keb' wohl! und noch ein Küßchen!  
Adieu! und ein paar Thränen.

Ich ahne, daß du weintest  
In dieser Trennungszeit,  
Und wie dein Anlig trübte  
Ein wenig Herzleid.

Und wie nach wen'gen Tagen  
Verflegten deine Thränen;  
Es bleibt in deinem Armen  
Vielleicht ein leichtes Sehnen.

Dann kamen Frühlingstage,  
Dann kam die Rosenzeit,  
Dann kam ein schön'rer Knabe,  
Und dann — Vergessenheit.

### Mutterseelenallein.

Damit dem Kinde auf diesem Stern  
Ein göttlicher Schutz nicht fehle,  
Gib ihm der Herr zum Begleiter mit  
Die starke Menschenseele.

Nicht Vaterange, Schutzengelbist  
Bewacht es auf seinen Wegen,  
Nur die Mutterseele hütet es  
Und heil'ger Mutterlegen.

Er räumt die Dornen der Hofen fort  
Und aus dem Wege die Steine,  
Drum wandelt so sicher jedes Kind  
Selbst mutterseelenalleine.

## Henrich Ende.

Georg Henrich Ende wurde als Sohn des Generalmajors Reimer von Ende, des letzten kurheffischen Kriegsministers, am 27. Juli 1847 zu Bremen geboren, besuchte das Gymnasium zu Kassel, wandte sich dem Studium der Musik zu, ging nach Italien, wurde 1866 Direktor der Sing-Akademie in Cottbus, begab sich dann nach Paris, wo er sich zum Kunsthistoriker ausbildete, war während des deutsch-französischen Krieges Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und anderer Blätter und kam 1872 nach den Ver. Staaten, wo er sich der Journalistik zuwandte und eine Zeit lang den Heinen'schen „Pionier“ und die tägliche „Ohio Volkszeitung“ redigierte. Er starb am 27. September 1879 in Chicago.

„Gedichte“, Leipzig 1870. „Mississippi und Rhein“, Centennialphantase, Milwaukee, 1876. „Des Königs Freund“, Roman, im „Velletristischen Journal“ veröffentlicht. „Die goldene Freiheit“, materialistische Dichtung (im Manuscript). „Othello“, „Das bildlose Haus“, „Villa Tümpel“, drei Erzählungen, welche in Chicagoer Zeitungen erschienen.

### Des Dichters Heimathland.

Es ist der Schmerz des Dichters Heimathland,  
Von wo er in der Freude Fremde zieht,  
Die ihm, ein Trugbild, jedesmal entsteht,  
Greift er danach mit hoffnungsvoller Hand.

Und hat die Freude ihm sich zugewandt,  
Sie immer noch sein arglos Herz verrieth,  
Das sehnd nach dem Schmerz hinüberfieht,  
Wo nur allein auf Erden Trost es fand.

Nach ist der Schmerz nicht ohne jede Lust,  
Er weiß zu schmeicheln manches Dichters Brust,  
Der ihm sich hingiebt willig und bewußt.

Und wenn die Freude dennoch ihn gewinnt,  
Er heimlich mit dem Schmerz noch immer minnt,  
Er immer auf des Schmerzes Wohlthat sinnt.

### Im Wald.

Ich tret' in deinen Schatten ein  
Und Hoffnung faffet mich —  
Ich lauge Waldesbütte ein,  
Mein Odem kräftigt sich.

Nach langem Wandern endlich hab',  
Auf fählem Grund ich lieg',  
Und schließend meine Augen zu,  
Träum' ich von bald'gem Sieg.

Des Windes Sächeln kühlet mich  
Und spielt mit meinem Haar,  
Das Laubgeräusch umsäufelt mich —  
Ich bin der Sorgen bar.

Mich sächeln süße Melodien,  
Von märchenhaftem Klang,  
Die träumend meinen Sinn umziehn  
Mit zukunftsluft'gem Drang.

## Karl Meinecke.

In Oldenburg 1857 geboren, studierte er in Leipzig und Göttingen Medizin, widmete sich dabei aber mehr und mehr ästhetischen und literarischen Studien, wanderte 1858 nach New York aus und trat im folgenden Jahr in die Redaktion des „Velletristischen Journal“. Auch war er längjähriger Mitarbeiter an den Leipziger „Grenzboten“. Er machte seinem Leben 1875 ein Ende durch Selbstmord.

„Frühlings-Curen. Eine mineral-wässrige Centralpark- und Charakter-Studie in schlechten Hexametern abgefaßt“, New York 1869.

### Der Sägemüller.

Das Wasser rauscht, der Nebel steigt;  
Der Wald, geheimnißvoll,  
Hat mir sein Inneres gezeigt  
Und wie ich lieben soll.

„Zwar mit der Lieb' ist's lange her,  
Die Näder tosen und schwirren;  
Doch manchmal wird das Herz mir schwer,  
Hör' ich die Tanben girren.

So ganz allein, ist eignes Weh,  
Ist eigne Lust, ihr Herrn,  
Nur wenn ich bei der Säge steh',  
Halt' ich die Sorgen fern.

Doch die Gedanken ohne Zahl,  
Die kommen mir dann zumeist,  
Und, wie ein zweiter Rubezahl  
Schafft meines Waldes Geist.

Bald tröst' er mich, bald neckt er mich,  
Wald will er bei mir weilen,  
Bald auch aus Träumen weckt er mich,  
Mein müdes Herz zu heilen.

Ist böß die Kanne, schwer die Lust,  
Wenn bluten alte Wunden,  
So sendet er den Kiefernduft,  
Der macht das Herz gefunden.

Wenn Gram die heiße Brust durchwühlt,  
Schickt er die Lerche singen.  
Der Waldesobem herrlich fühlt  
Und auch das Lerchen-singen.

Will mir der Haß in's Herz ziehn,  
Kaf ich die Säge schneiden,  
Und blick' auf meines Waldes Grün;  
Dann kann ich Niemand neiden.

Die Klöße, die ich süßen muß,  
Sind alleweil ehrlich;  
Viel treuer, als des Liebchens Kuß,  
Und auch nicht so gefährlich.

Ist einer bösdich mir gewillt —  
Ich kann's zwar nicht vermeiden —  
So den! ich still: Bei Klößen gilt  
Halt immer nur das Schneiden.

So giebt's ein herrliches Concert  
Nach außen und nach innen;  
Drum ist die Mühle mir so werth,  
Drum tracht' ich nie von hinnen.

Die Kerke, der Wald, das Wasser, das Rad  
Geben prächtige Harmonien  
Und wer das nicht begriffen hat,  
Der mag vorüberziehen.

## Friedrich W. Heß.

Dr. f. W. Heß, eigentlich Friedrich Adolph Hasselt, Sohn des Geh. Gerichtsraths Hasselt in Hamm, Westfalen, wurde 1855 geboren, studierte die Rechte, kam 1858 nach Amerika, studierte in Baltimore Medizin und machte als Arzt den Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 mit. Nach Beendigung des letzteren war er erst in Baltimore, dann in Cincinnati als Literat thätig und starb am 1. August 1877. Es erschienen von ihm in Zeitungen „Humoristische Studien“, Romane, historische Aufsätze und Gedichte; ferner Skizzen aus der Indianer- und Pionier-Periode; „Eine neue Magdalene“, die erste deutsche Bearbeitung nach Wilkie Collins.

### Spring Grove.

Stadt der Todten! — Heil'ger Schauer  
Zieht durch unsre Brust und Glieder,  
Wandern wir durch deine Straßen  
Voller Andacht auf und nieder.

Straßen? Keine Häuser stehen  
Bier mit trauem Feuerherde, —  
Deine Bürger, Stadt der Todten,  
Wohnen all' — unter der Erde!

Und was Jeder war im Leben,  
Steht auf jedem Leichenheine,  
Er bezeichnet uns die Stätte,  
Wo vermodern die Gebeine.

Und was Jeder that im Leben,  
Liest man auf dem Sarkophage,  
In dem fonsignierten Auszug  
Aus des Daseins kurzer Sage.

Und die stummen Trauerweiden  
Neigen sich herab und weinen,  
Gleich, als ob sie sagen wollten:  
„Alles muß der Tod vereinen.“

„Alle, die im Leben waren  
Durch Verhältnisse geschieden,  
Ruh'n in der Stadt der Todten,  
Hier vereinigt und in Frieden.“

Wahrhaft rührend ist die Sitte,  
Der Gedanke hoch erhaben,  
Daß wir unsre theuren Todten  
An dem schönsten Platz begraben.

Daß wir sie mit zarter Sorgfalt  
Zwischen Grün und Blumen betten,  
Wo die hohen Buchenbäume  
Stehen gleichsam als Vedetten,

Bis dereinst die Welt-Trompete  
Schmetternd dröhnt in jede Brust,  
Und zur großen Auferstehung  
Auch die Stadt der Todten ruft.

## Rudolf Thomann.

Am 11. December 1847 in Lüneburg, Hannover, geboren, studierte er in Halle und Göttingen Philosophie und Geschichte. Anfangs 1870 folgte er seinem Vater, welcher in San Francisco eine Färberei errichtet hatte, nach Amerika, und widmete sich der Journalistik. Zuerst am „California Demokrat“ und „Humorist“ beschäftigt, übernahm er später die Redaktion des „Sonntags-

gaß", dann der „Abendpost" und arbeitete schließlich für den „California Demokrat". Er starb am 9. Januar 1890. Er schrieb außer dem unten genannten komischen Epos humoristisch-satirische Gedichte, Novellen und Skizzen, auch einige ernstere Poesien.

„Leben und Thaten von Hannes Schaut, alias John Shoddy" oder von Buztchude nach San Francisco, komisches Epos, San Francisco 1873.

### G u t e d e l.

Wir saßen im Garten, im schattigen Hain,  
Von grünen Geländen umgeben,  
Es funkelte golden im Glase der Wein,  
Der Saft californischer Reben;  
Ambrosischer, heiterer Himmel blaut  
Kings über dem lächelnden Lande,  
Das Küstengebirge herüberhaut,  
Umbhüllet vom Nebelgewande.

Die Sonne schien heiß herab auf das Land,  
Wir waren bursige Fescher,  
Es füllte uns oft gaisfreundliche Hand  
Auf's Neue die leeren Fescher.  
„Wie nennt ihr die liebliche Traube hier?  
Wie nennt ihr den Wein, den milden?" —  
„Gutedel; aus Deutschland holten wir  
Ihn einst nach Sonoma's Gefilden."

„Gutedel!" — Wie lange doch ist es her,  
Seit zuerst das Wort ich vernommen!  
Seit Jahr und Tag ist es niemals mehr  
Mir in den Sinn gekommen.  
Wie weckt es wieder den alten Traum;  
An vergangene Zeiten ich denke:  
Wir sitzen unter dem Lindenbaum,  
Zu Godesberg vor der Schenke.

Und träumerisch summert des Mondes Schein  
Auf des Rheines murmelnden Wellen;  
Der Drachenfels schaut gar ernsthaft drein,  
Sieht herab auf trankne Gesellen.  
Es wehen im blauen Abendwind  
Buntfarbige Burschenfabnen,  
Die Fescher krebeuz ein liebliches Kind  
Den Vorussen und Nibenanen.

Zum ersten Male hörte ich dort  
Bei fröhlicher Caselrande

„Gutedel", das herrliche deutsche Wort,  
Aus rosigem Jungfrauen-Munde.  
Und die, die es sprach, war jung und schlank,  
Und that auch gar nicht fröde,  
Wir aber waren beim Becherklang  
Im Minnen gewiß nicht blöde.

Wir becherten dort die ganze Nacht  
Zu Godesberg am Rheine,  
Wis der Drachenfels strahlte in goldener Pracht  
Im zarten Morgenrothschneine.  
Ein laut Lebwohl ihm dann erklang,  
Und auf den Nibelungswogen  
Sind wir im Kahn mit frohem Gesang  
Hinab nach Bonn gezogen.

Wo sind die lust'gen Studenten heut',  
Die dort um „Gutedel" erworben?  
Die Einen sind weit in die Welt zerstreut,  
Die Andern verdorben, gestorben.  
Und heut', wo wieder mich junger Wein  
Erfüllt mit dem alten Wilde,  
Da grünen rings im Sonnenschein  
Sonoma's Nebengeilde.

Sie brachten die deutsche Traube weit  
Nach des Stillen Weltmeeres Strande,  
Und fröhlich grünt sie und gedeiht  
Im californischen Lande.  
Ich grüß' euch, ihr Reben, ringsumher,  
Heut' wie in vergangenen Tagen;  
Wie euch, so hat auch mich über's Meer  
Mein Geschick in die Ferne getragen.

Wie die Rebe gepflegt von treuer Hand,  
Hier kräftige Wurzel getrieben,  
So lernte auch ich es, dies schöne Land,  
Als neue Heimath zu lieben;  
Und wie „Gutedel" von Jahr zu Jahr  
Stets besseren Wein getragen,  
Soll auch mein Herz, in Glück und Gefahr,  
Stets fester hier Wurzel schlagen.

### Aldolph Wallich.

Er war früher Redakteur des „Wisconsin Demokrat" und Friedensrichter zu Manitowoc, Wisconsin.

„Alpha", Gedichte, Manitowoc 1872.

### Vergänglichlichkeit.

Es war noch nie ein Erdentraum  
Voll Glück und Seligkeit,  
Der sich nicht allzubald vermischt  
Mit Schmerz und tiefem Leid;  
Der sich nicht losriß von dem Herz,  
Das er durch Wahn bethört,  
Und das die wilde Leidenschaft  
Dann rettungslos verheert. —

Es war noch nie ein frohes Aug',  
Das Thränen nicht gefüllt,  
Und dessen heit'rer Strahl noch nie  
Ein Trauerflor umhüllt.  
Wir sehn die schönste Blume blühen —  
Sie welkt und ist dahin; —

Wir suchten einen Stern und fehn  
Nur Nacht, wo er einst schien.

Es war noch nie ein edles Herz,  
Ein Geist voll Werth und Kraft,  
Dem für sein hohes Streben nicht  
Die Welt nur Pein geschafft. —  
Wie oft verbirgt ein Lorbeerkranz,  
Der hehr die Stirn umschiff,  
Ein ödes Herz und einen Geist,  
Der in Verzweiflung bricht.

Es war noch nie — und wird nie sein —  
Auf Erden eine Zeit,  
Wo sich von Wahn und Leidenschaft  
Die Menschheit ganz befreit.  
Wohl wechselt Alles, doch es wird  
Nur schnöder Lüge Raub —  
Und weit vom Ziele fliehen die  
Jahrhunderte in Staub.

## Leopold Schenk.

Leopold von Schenk war der Sproß einer aristokratischen Adelsfamilie und wurde am 15. November 1845 in Heidelberg geboren. Nach einer glücklichen, sonnigen Jugend und ernstem, angestregten Studienjahre, in denen er den soliden Grundstein zu seinem späteren weltmännischen Wissen und Können legte, besuchte er als Student der Rechtswissenschaften die Universitäten Bonn, Heidelberg und Freiburg, ging dann zum Militärfache über und diente als Lieutenant zuerst in der badischen und dann in der österreichischen Armee; doch das „glänzende Elend“ und die zerfahrenen politischen und sozialen Zustände seiner alten Heimath waren nicht nach seinem Sinn, und so kam er im Jahre 1868 nach den Ver. Staaten, arbeitete erst auf ein erfarm, dann in einer Siegelei, wurde dann Lehrer und wandte sich schließlich der Journalistik zu. Naheinander arbeitete er an verschiedenen Blättern in Chicago, St. Louis und St. Charles, redigierte dann die „New Jersey freie Zeitung“ in Newark und übernahm 1876 die redaktionelle Leitung des von Keppler und Schwarzmann gegründeten „Puck“ in New York, in welcher Stellung seine geniale Begabung voll und ganz sich entfaltete und welche er bis zu seinem Tode am 15. April 1886 inne hatte.

### Heimkehr.

Wo ich auch war, ob an der Prairie Saum,  
Ob an des Weltmeers sandigem Gehade,  
Ob in dem Urwald, wo das Auge kaum  
Entwurren kann die vielerfchlungenen Pfade,  
Allüberall, im Waden wie im Cranm,  
Der alten Heimath theures Bild mir nabte,  
Es wichen nicht aus meinem Kranken Herzen  
Der heißen Sehnsucht bitter-süße Schmerzen!

Nur einmal noch — Klang's in der Seele laut,  
Nur einmal noch den heil'gen Grund betreten,  
Wo ich zuerst in's Mutterang' geschaut,  
Den heil'gen Grund, wo meiner Kindheit Eden,

Wo über'm dunklen Tann der Himmel blaut,  
Wo sie die Sprache meiner Jugend reden,  
Nur einmal noch — und dann zurück für immer  
In's Land, das glanzlos, nüchtern, ohne Schimmer!

Es kam der Tag, an dem mid' ostwärts trug,  
Der Heimath zu, das Boot — in weiten Vogen  
Umkreisten Möven es — in schnellem Flug,  
Wie die Gedanken durch die Brust mir zogen.  
Und träumend stand ich an des Schiffes Bug  
Und sah hinunter in die dunklen Wogen;  
Und aus der Tiefe Klang herauf mir leise  
Chid' Harold's altbekannte Abschiedsweise.

Und wieder sah ich meiner Heimath Pracht,  
Und wieder hört' ich's von den felsen rauschen



Geheimnißvoll, und in der Tannen Nacht  
Konnst' ich den Stimmen meiner Jugend lauschen.  
Lang bleibst du aus, mein Sohn! so töst' es facht,  
Wie konntest du mich mit der fremde tauschen?  
So klang's wie Jürnen bald, bald wie Gefose;  
Ich aber grab mein Antlitz in die Moose.

Und Mond um Mond entschwand — der fremde Schaar  
Vot frohen Willkomm mir an allen Orten,  
Und doch! und doch! mir ward es offenbar —  
Sprach ich es auch nicht aus mit dürr'n Worten:  
Die Heimath blieb Das, was sie immer war,  
Du aber bist ein Fremder hier geworden!  
Wohl kanntst du noch die alten Freunde sehen,  
Doch ihre Sprache nimmerehr versteh'n.

Nicht künfte dich, du hast zu lange schon  
Die scharfe Luft der Neuen Welt gefogen,  
Und jener schöne Wahn vom Herrscher-Chron  
Ist längst in alle Winde schon verflögen.  
Was ihnen heilig, ist dir Spott und Hohn!  
Weh' dir, daß über's Meer du einst gezogen —  
Dein deutsches Land, du wirst es ewig lieben,  
Doch deine Heimath suchte dir nur drüben! —

So klang es mir in's Ohr, als ich am Bug  
Des Schiffes wieder stand in tiefem Sinnen,  
Das westwärts mich zur neuen Heimath trug, —  
Und langsam sah die Woge ich gerinnen,  
Die eben noch an's Schiff so trotzig schlug.  
O Welle, trag jetzt meinen Gruf von hinten  
Der Mutter Deutschland zu, die mich geboren,  
Ich grüß' die Braut, der Treue ich geschworen!

### Zum Vierten Juli.

Die Sonne brennt, die Glinten krachen,  
Das Sternennbanner lustig weht,  
Die Kranen höhnen und die Schwad'en,  
Der Kranke still um Hüfte steht,  
Der Schwärmer zischt, die Brand'er glühen,  
Petardenknall, Kanonenschlag —  
So feiert man mit Schweiß und Mühen  
Den heil'gen Tag.

Ein Pandämonium sonder Gleichen  
Rast' durch der Städte weiten Bann,  
Zum Himmel steigt das Feuerzeichen,  
Es flucht, was da nur fluchen kann;  
Und zu des Tages Ehre schwizet  
Die Bürgerwehr furchtlos und viel,  
Schiefspriigel in der Sonne blühet,  
O Kinderpiel!

O Schreckenstag! Zum Himmel schreiet  
Der Karm, der durch die Gassen schwirrt.  
Habt darum ihr das Volk befreiet,  
Daß es zu Indianern wird?  
Verderben droht an allen Ecken:  
Die Kinder-schaar, die Jungfrau weih,  
Dazu — der schrecklichste der Schrecken! —  
Der Negregreis.

Es tönt die allbekannte Pbrase  
Von Flammen, die einst hier geloch't,  
In jedem Weiler, jeder Straße,  
Und von der Freiheit Morgenroth.  
Verchwunden ist der Geist; zum Hohne  
Der todt' Nachh'ab' blieb allein.  
Wie groß der Uhu' — der Epigone  
So klein, so klein!

O sagt nicht von dem todt'n Helden,  
Daß er anf' euch herunter'schant!  
Würd' er euch seh'n, er würde schelten  
Und wäre kaum von euch erbant;  
Er würde ärgern sich und grämen —  
Drum, Washington! schlag' mir's nicht ab,  
Willst du dich deines Werks nicht schämen:  
Schau nicht herab!

### We i e n a c h t.

Es glänzt der Saal — ich halt' nicht länger aus,  
Die Luft ist schwül, ich trete aus dem Hans,  
Gespennisch sich die still'n Straßen weiten,  
Ich läse mich vom Licht des Mondes leiten.  
In diesem Tag da bin ich gern allein,  
Das Jubeln und das Jauchzen macht mir Pein,  
Einst schlag an diesem Tag das Herz mir schwer —  
'S ist lange her, 's ist lange her!

Doch seh' ich sämmern eines Baumes Pracht,  
Mit einem Mal Erinnerung erwacht,  
Aufsteigen wie die Wälder einer Sage  
Vor meinem Geist der Kindheit schöne Tage.  
Ich höre Stimmen summen mir um's Haupt,  
Die längst verhallt, vergessen ich geglaubt,  
Vom Paradies klingt mir die süße Mär' —  
'S ist lange her, 's ist lange her!

'S ist lange her und manches Jahr entschwand,  
'S ist lange her, daß einer Mutter Hand  
Den Knaben sanft an ihre Brust gezogen,  
Es ist die Zeit mir wie im Traum verflögen.  
Aus dem Gedächtniß ist sie schier verwischt  
Gleich einem Sternlein, das im Fall erlischt,  
Kann steht sie mir im Sinne mehr —  
'S ist lange her, 's ist lange her!

Im Geist seh' ich ein Antlitz toller Eust,  
Wie stürmisch pocht das Herzchen in der Brust!  
Ein Knaben-Antlitz — in des fetten Banne  
In tausendfält'gem Lichte strahlt die Tanne.  
Gesättigt ist die wohlbig warme Luft  
Mit würzigem, mit süßem Bargesduft,  
Der Knabe spielt mit Säbel und Gewehr —  
'S ist lange her, 's ist lange her!

Gar viel hat man mich seither wohl gelehrt,  
Gar manchen Traum mir grausam auch zerstört,  
Ich traun' nicht mehr dem Kimmern und den Strahlen,  
Ich weiß, wie sie der Puppe Wangen malen,  
Ich weiß, wie fallst der schöne Vöbelsp'nd,  
Ich weiß, des Teufels Junge ist von Euch.  
Einst glaubte ich an Glanz und Lichtermeer —  
'S ist lange her, 's ist lange her!

Einſt ſang ich auch: „Gott in der Höb' ſei Ehr!“  
Doch heute fällt mir das ein Wiſchen ſchwer;  
Einſt ſonn' ich auch mit Heberzeugung lallen:  
„Frieden auf Erd', den Menſchen Wohlgefallen!“  
Einſt glaubte ich, daß alle Menſchen frei  
Und jeder Menſch des Nächſten Bruder ſei.  
Das glaubt' ich Alles einſt und noch viel mehr —  
's iſt lange her, 's iſt lange her!

Wie ſtill die Straßen — wie das Mondlicht voll  
Auf Allen ruht! — ich ſpüre, wie der Groll,  
Die Bitterkeit mir aus der Seele zieh'n,  
Die ſchwarzen Bilder ſchnell von dannen zieh'n.  
Wie ſanft zerbricht des Tages ſchmerzliches Leid,  
Ich ſegne dich, du ſel'ge Weihnachtszeit,  
O, milde du des Lebens ſchweres Joch  
Recht lange noch, recht lange noch!

### Vor hundert Jahren.

(Zum Jubiläum der „Deutſchen Geſellſchaft“ der Stadt New York.)

Der Herbſtwind ſetzte durch das Land,  
Da traten ſie zuſammen,  
Die wackern Männer, ſtammverwandt,  
Die deutſch in Sinn und Namen;  
Sie ſankten nicht, ſie ſtritten nicht,  
Obſchon ſie Deutſche waren,  
Sie thaten ruhig ihre Pflicht,  
— Das war vor hundert Jahren.

Und Keiner bot dem Andern Schach,  
Wie war das schön geweſen!  
Den Namen wollte Niemand, ach!  
Gedruckt im Blatte leſen.  
Es war ein ehrliches Geſchlecht,  
Kag ſich nicht in den Haaren,  
Und was man that, das that man recht,  
— Das war vor hundert Jahren.

Einfach und nüchtern war die Zeit  
Und einfach auch die Leute,  
Denn damals war man nicht ſo weit  
Wie man in Allen heute;

Man kannte nicht das Butterin  
Und nicht des Weins Gefahren,  
Kein war das Bier, das Brod, der Ein,  
— Das war vor hundert Jahren.

Es wußte damals noch Beſcheid  
Die Frau in Küch' und Keller,  
Zwar gab's nicht jede Woch' ein Kleid,  
Doch lag 'was auf dem Teller;  
Man lebte noch im eignen Haus  
Und wußte auch zu ſparen,  
Man fuhr nicht jeden Mittag aus,  
— Das war vor hundert Jahren.

Und ſchenkten damals einem Mann  
Die Bürger ihr Vertrauen,  
So wußten ſie genau, man kann  
Wohl Häuſer auf ihn bauen.  
Der Mann that treulich ſeine Pflicht,  
Des Volkes Recht zu wahren,  
Den Ganner, „Slang“, den kann' er nicht,  
— Das war vor hundert Jahren.

Er wußte nicht, der Gnte, wie  
— Den Appetit zu ſchärfen —  
Man liſtig und recht ſmart nach lee  
Den Anker müſſe werfen;  
Er kannte die Kanäle nicht,  
Die ihm ſo nützlich waren,  
Nicht, wie das Ehrenwort man bricht,  
— Das war vor hundert Jahren.

Und hatte Einer ſlechterweiſ'  
Sich um den Kopf geredet,  
War es bewieſen ſchwarz auf weiß,  
Hieß man's nicht „vindicatet“;  
Ganz anders eben, wie ſagst,  
Die Zeiten damals waren,  
Nach Tugend wurde noch gefragt,  
— Das war vor hundert Jahren.

Und wird auch heut' nm ſo viel mehr  
Geredet und geſchrieben,  
Die Deutſchen ſind, zu ihrer Ehr',  
Sich ziemlich gleich geliebet.  
Und gilt's dem Beſten des Vereins —  
Man kann das ſiets erfahren —  
Dann trinken immer ſie noch Eins  
Heut' wie vor hundert Jahren.

## Emil A. Knotſer.

Er war in Wien geboren und hatte daſelbſt Philoſophie ſtudiert. 1873 kam er nach Amerika und war lange Jahre Redakteur des „Seebote“ in Milwaukee. Im Jahre 1886 ſiedelte er nach New York über, wo er den „Puck“ redigierte. Er ſtarb nach längerem Leiden am 28. April 1888. Außer Gedichten ſchrieb er auch zwei Schauſpiele: „Die ſeligen Eltern“ und „Geſflügelte Worte“.

## Paul Julius Immergrün.

Immergrün oder eigentlich Johann Heinrich Meyer wurde geboren am 3. September 1853 zu Niede bei Bremen, zum Lehrer ausgebildet, bekleidete mehrere Lehrerstellen in Hannover, wurde aber 1857 wegen zu großer Freisinnigkeit abgesetzt und übernahm dann eine Lehrerstelle in Bremen. Von 1866 bis 1869 redigierte er die „Morgenpost“, und kam 1869 nach New York, wo er erst in dem Eitolf'schen Musikaliengeschäft thätig war. Durch Franz Abt, der mehrere seiner Gedichte komponierte, kam er nach Newark, New Jersey, wo er erst ein Geschäft, dann eine Schule hatte und endlich zur Journalistik überging, in der er noch heute thätig ist, obgleich er Landwirth zu Springfield, New Jersey, geworden ist.

„Herz, Welt und Vaterland“, Gedichte, Bremen 1862. „Gedichte“, zweite Sammlung, Bremen 1866. Seine neueren Gedichte, von denen mehrere von Ferd. Hiller, Franz Abt, Otto Kob, Carl Träger u. A. komponiert wurden, erschienen im „Velletristischen Journal“, der „N. D. Staatszeitung“ u. s. w.

### Lezte Gr ü ß e.

Dier Männer stehen am Meeresstrand  
Verloren in Sinnen und Sehnen;  
Sie haben die Blicke den Othen gewandt  
Und denken an's alte Vaterland,  
Ihm weihend die letzten Thränen.

Deun was vergangen an Lust und Leid,  
Sie konnten's nicht mit sich haben:  
Die Tage der Kindheit, die Jugendzeit,  
Die Stunden voll Sorge und Vitterkeit  
Sind in der Heimath begraben.

Und was vom Leben noch lieb und werth  
Dem Einen, dem Andern geblieben:  
Der Liebe Glück, ein häuslicher Herd,  
Ein Freund, der sich im Sturm bewährt —  
Verlassen nun ist es drüben.

Als so die Seele mit Weh erfüllt  
Von Sehnen und Hoffen überquillt,  
Erklingt der Erste des Herzens Grund,  
Und also kommt es von seinem Mund:  
„Ich habe daheim noch ein Mütterlein,  
Das gab mir weinend den Segen;  
Du gute Alte, ich denke dein  
Auf allen Wegen und Stegen.  
Sollt' einst das Glück mir beschieden sein,  
So komm' ich, die Hälfte der Schätze mein  
Dir in den Schooß zu legen.“

Nun wischt der Zweite die Thräne vom Aug'  
Und grüßt über's Meer die Frühlingshand:  
„Ich lieh im Heimatlande  
Einen holden Schatz zurück,  
Dram wend' ich vom fernen Strande  
Noch einmal den sehrenden Blick  
hinüber, wo er alleine  
Mir und dem Glück vertraut;  
Ueber's Jahr wohl bist du die Meire,  
Ueber's Jahr ist das Nest gebaut.“

Ernst blickt dann der Dritte in's Wogengebraus  
Und sendet zum Gruß die Worte hinaus:  
„Dabeim war immer die Noth mein Theil,  
Ich kannte nur trübe Feiten,  
Dram zog ich aus, zu suchen das Heil  
In andern Zonen und Weiten.  
Wohl könnt' ich nun all des Lebens Qual  
Mit einem Seufzer vergeffen,  
Wärst nur du nicht, mein Heimaththal,  
Du Scholle, darauf ich so manches Mal  
Mein Brod mit Thränen geffessen!“

Und sinrend erhebt der Vierte das Haupt:  
„Was hat denn der Abschied mir geraubt?  
Ich zog meine Straße so leicht fürbaß,  
Kein einzig Auge ward um mich naß,  
Mir bot keine Hand den Scheidegruß,  
Mir gab keine Kippe den letzten Kuß.  
Und doch, — wenn ich euch weinen seh',  
Durchzieht auch mich ein seltsam Weh;  
Es rinnt mir vom Auge, die Wange ist naß —  
Ich weiß nicht für wen und weiß nicht für was.“

Die Männer scheiden vom Meeresstrand,  
Nicht mehr in Sinnen verloren;  
Den Wanderstab schwingend in fester Hand,  
So schreiten sie fort in's gelobte Land,  
Das sich ihr Wille erkoren.

Und wer sie so hoffend wandern sieht,  
Die Augen getrodnet, die hellen,  
Der wünscht wohl im Stillen, daß Gott behüt'  
Den wackeren Sinn, das treue Gemüth  
In diesen deutschen Gefellen.

### Wissen und Glaube.

So mancher Tag voll Glanz und Pracht  
Küßt sich vor Abend trübe finden;  
Und jeder holde Traum der Nacht  
Muß mit der Morgenröthe schwinden.

Nicht jede Knospe am Gezweig  
Kann sich im Keuz zur Blüth' entfalten;  
Nicht jede Blüthe hoffnungsreich  
Wird sich zur reifen Frucht gestalten.

Wer zählt das Leben, das dem Raube  
Des Stärkeren zum Opfer fällt?  
Wer ahnt die Lust, die wohl im Staube  
Mit jedem Tritt dein Fuß zersehelt?  
Und weißt du, wie viel Lebenstriebe  
Im Schooß der Erde noch erhartet?  
Wie viel des Elends und der Liebe  
Noch seiner Auferstehung hartet?

Warum denn gleich so trüb zu Mathe,  
Wenn dir ein Wunsch blieb unerfüllt?  
Warum verzagt, wenn die Minute  
Nicht deines Aufens Sehnen stillt?  
Was ist denn deines Lebens Länge,  
Dein rastlos Ringen Tag um Tag?  
Ein Echo nur verhallter Klänge,  
Nur einer Woge Wellenschlag.

Glück, Paradies und Ewigkeit  
Sind deinem Stolze hier verschlossen;  
Du bist ein sterblich Kind der Zeit,  
Wie deine irdischen Genossen.  
Wie wirst du eine reife Frucht  
Vom Baume der Erkenntniß naschen;  
Zu kurz ist deiner Tage Frucht,  
Um mehr als Blüten zu erhaschen.

Was dir, o Mensch, in diesem Staube  
Den reinsten Trost genöthren kann,  
Das ist die Demuth, ist der Glaube,  
Und nicht des Wissens stolzer Wahn.  
Dir ward vergönnt, das Haupt zu heben;  
Blick auf zum großen Weltenraum:  
Es giebt noch Platz für vieles Leben,  
Und Zeit für manchen schönen Traum.

#### Spiele, mein Kind.

Spiele, mein Kind,  
Eh' dein Traum gerinnt,  
Eh' die rosen Wangen  
Geblichen sind.

Sieh, es steigt das Fröhroth an,  
Breitet aus die goldnen Flügel,  
Und es trägt den jungen Tag  
Leuchtend über Thal und Hügel.

Rings in allen grünen Kronen  
Lobt es Gott mit süßem Schall,  
Und die Rose lauscht im Tage  
Kängst der holden Nachtigall,

Leise küßt der Wind die Blüthen,  
Die er lang, so lang verloren;  
Traulich spielt er um die Blumen,  
Die die milde Nacht geboren.

Sieh, das ist der Keuz, der segnet  
Jedes Jahr die Welt durchzieht;  
Nur im armen Menschenleben  
Einmal und nicht wieder blüht.

Spiele, mein Kind,  
Eh' der Ernst beginnt,  
Ehe die dunkeln Tage  
Gekommen sind.

Denn das Morgenroth verglüht  
Und die goldnen Sterne bleichen,  
Und der süße, hehre Morgen  
Muß dem lauten Tage weichen.

Wenig schöne Augenblicke —  
Und der freude Klang verhallt,  
Und die Rose steht entblättert —  
Alles Schöne endet bald.

Wild zerstreut der Wind die Blüthen,  
Die er rosend einst umschälte;  
Alle Blumen läßt er sterben,  
Die im Keuz ihm hold geschälte.

Ach, das ist der Herbst, der finster  
Bald die Welt mit Nebel füllt  
Und das arme Menschenleben  
In den frost der Sorgen hüllt.

Spiele, mein Kind,  
Eh' dein Traum gerinnt!  
Spiele, o Spiele,  
Ehe der frost beginnt!

## Curt Thiersch.

Geboren 1845 zu Eibenstock im sächsischen Erzgebirge, studierte er von 1865—1870 Naturwissenschaften in Charand und Leipzig, und kam 1871 nach den Ver. Staaten, wo er sich der Journalistik zuwandte. Er ist gegenwärtig Redakteur einer täglichen Zeitung in Kansas City. Seine Gedichte, im freiligrath'schen Style, erschienen in verschiedenen Zeitungen.

„Aus den „Schwarzen Bergen“.

Düstre Schatten nächt'ger Dämm'ung überziehu den  
Himmelsbogen,  
Aus dem Westen kommt ein Weiter schwarz und drohend  
aufgezogen.  
Dichte Wolfenmassen stehn am Abendhimmel gluth-  
umflossen,  
Und ein goldig rother Schein liegt auf den Bergen aus-  
gegossen;  
In den walddurchzognen Thälern schon beginnt die  
Nacht zu dunkeln,  
Kangsam steigend nach den Bergen, die im Abendscheine  
funkeln.  
Und der Nachtwind kommt gezogen, weht im Thal  
dabin, im düstern,  
Aus der Waldeschatten Tiefe klingt's wie dampfer  
Stimmen flüstern.  
Eine Felswand ragt am Abhang schwarz und zackig  
und voll Klüfte,  
Senkrecht aus des Thales Dunkel steigt sie in das Reich  
der Lüfte.  
Bunt bemalt, mit Pfeil und Bogens scharf bewaffnet,  
lagert dorten  
Eine Schaar von rothen Männern, lauschend ihres  
Häuptlings Worten;  
Reich geschmückt mit Adlerfedern, spricht er vor dem  
rothen Volke;  
Der vom großen Vater kehrte jüngst zurück, „Die Rothe  
Wolke“:  
„Wie der helle Stern des Tages dort verglüht im  
goldnen Lichte,  
Der voll Liebe scheint dem rothen Manne wie dem Weis-  
gesichte,  
„Grüßt ihn trauernd; unser Stern ist's, der im rothen  
Glanze scheidet,  
Und es lauert schon die Nacht, die um uns ihre Schatten  
breitet.  
„Wald wird sie mit ihrem Dunkel ganz den rothen  
Mann umfassen;  
Manitu jüret seinen Kindern und hat grollend uns ver-  
lassen.  
„Diese scharfgezackten Felsen, heut' noch sind sie un-  
ser Eigen,  
Unser ist das Wild der Thäler und der Wälder tiefes  
Schweigen;  
„Aber ehe noch der Tage viele schnellen Laufs ent-  
stehen,  
Werden wir auf unsern Bergen heimatlos von dannen  
ziehen.  
„Wald in unermeßnen Hügen kommen Schaaren an  
von Weissen;  
Manitu gab ihnen Macht, sie werden uns dies Land ent-  
reißn.

„Westwärts ziehu sie, unaufhaltfam, wie ein Wald-  
brand, der verheerend  
Seine heiße Gluth dahin wälzt, unheilswanger und  
zerstörend.  
„Wo sie ziehn, färbt sich von des rothen Mannes  
Blut der Boden,  
Ihren Spuren folgt der Schakal, beutehungrig nach den  
Toden.  
„Ihre Zahl ist unermeßlich, wie das Gras in den  
Prairien,  
Wie gewalt'ge Riesennege ihrer Städte Straßen  
ziehen;  
„Und die Häuser vielgestaltig streben himmelau wie  
Hügel,  
Wilden Schwänen gleich ziehu ihre Schiffe auf der Ströme  
Spiegel.  
„Ihre Wagenzüge scheinen Dampf und Feuersgluth  
zu speien,  
Schnaufend wie die Büffel stürmen sie dahin in langen  
Reihen.  
„Jener Donner, den wir dröhnend durch die Berg-  
schlucht rollen hören,  
Und der Witz der Wetterwolke schläft in ihren Feuer-  
röhren.  
„Eine Sage geht, daß hier die Flüsse Gold an's Ufer  
spülen,  
Und sie kommen, unsre Erde gierig darnach zu durch-  
wühlen.  
„Und ob hier auch Tausende, dahingestreckt von un-  
serm Vogen,  
Niederstürzen, neue Schaaren kommen ihnen nachge-  
zogen.  
„Diese Thäler hallen bald vom Schlage ihrer Aelte  
wieder;  
Blutend auf dem heim'schen Boden, sinkt der rothe  
Mann darnieder.  
„Sein Gedächtniß fünden nur die Berge, die gen  
Himmel ragen,  
Iubeweint geht er von binnen, Niemand bleibt, um ihn  
zu klagen.  
„Nur der Wind wird um ihn trauern, beulend an  
den Felsensteinen,  
Nur in grauen Regennächten wird die Wolke um ihn  
weinen.  
„Siegreich bleibt der Weissen Clüfte, drohend naht  
sich das Verderben;  
Manitu jüret seinen Kindern, und der rothe Mann muß  
sterben. —  
„Aber Ströme rothen Blutes sollen diese Berge  
trinken,  
Roth sich färben wie die Wolken, drein die Sonne will  
verlöschen!  
„Schmückt euch, wie's dem Krieger ziemet, malt den  
Leib mit rother Erde,  
Daß dem Weissen unser Anblick auf dem Kriegspfad  
fürchtbar werde!

„Grabt die Kriegsart aus, daß roth vom Unte dieser  
Boden dampfe,  
Daß der große Geist sich untrer freue nach vollbrachtem  
Kampfe!“

„Und, wenn wir nach jenem Jagdgrund, nach dem  
glücklichen, gelangen,  
Daß der Scalpe viele an der rothen Krieger Gürtel  
prangen!“

## Fritz zur Windmühlen.

Geboren am 6. Februar 1855 zu Rastede, Oldenburg, studierte er Landwirthschaft, trat ins Militär, wanderte 1876 nach Amerika und ist seit Jahren Redacteur des „Demokrat“ in Lancaster, Ohio.

„Heimath und Fremde“, Gedichte, Baltimore 1877.

## Eduard f. Leyh.

Geboren den 6. Juni 1840 in Meimers, Herzogthum Sachsen-Meiningen, wanderte er 1861 nach den Ver. Staaten aus, trat nach verschiedenen Irrfahrten 1864 als Reporter in den „Baltimore Wecker“ ein, wurde bald Hülfredacteur, übernahm 1869 die Redaktion der neugegründeten „Maryland Staatszeitung“ und ist seit 1870 Redacteur des „Deutschen Correspondenten“ in Baltimore.

„Der Tannhäufer“, deutsch-amerikanische Erzählung, 1875. Joaquin Miller's „Arizonian“, ins Deutsche übertragen, Baltimore 1874. Zahlreiche politische, biographische und kulturgeschichtliche Aufsätze in „Gartenlaube“, „Gegenwart“, „Grenzbote“, „Europa“ u. s. w. „König Rother's Brautfahrt“, Opern-Libretto, in Vorbereitung.

### Die Journalistik.

'S ist ein Verus voll Plagen und voll Freuden,  
Ein Dornenpfad besreut mit Rosenblättern:  
Dem Volke täglich durch die schwarzen Kettern  
Das Räthsel von der Zeit, der Spinz zu deuten;  
Ein Wachstehen an dem Strom der Zeiten,  
Umsümt von lauben, bitterbösen Wetzern;  
Den Schlachtfuß der Partei in's Kand zu schmettern,  
Als Führer vor den Massen herzuschreiten.

Wer ihn erwählt, muß Manchem gern entsagen,  
Ein kläuslich Glück ward kärglich ihm bemessen.  
Wer's unternimmt, der Wahrheit Licht zu tragen  
Und in den Tagesstreit sein Wort zu werfen,  
Muß Ruhm und Reichthum, ja sich selbst vergessen  
Und dennoch schreiben mit dem Saf: der Nerven.

### Menschenleben.

Wie ist das Menschenleben räthselhaft;  
So arm an Freuden, doch so reich an Leid —  
'S ist ein Gemisch von Schwachheit und von Kraft,  
Von Täuschung, Habgier und Zufriedenheit.

Dem Zauber folgt die raube Wirklichkeit,  
Die auf das Menschenkind so streng und süher blickt,  
Die dann und wann nur trägt ein Sonntagskleid,  
Doch im Verborgnen immer Nege strickt  
Und unsre Blumen all' mit rauher Hand zerstickt.

Es gleicht der Welle wohl von einem Fluß,  
Der aus dem fels im Waldesdunkel quillt;  
Das Thal hinab rauscht sie in raschem Schuß —  
Dem Jüngling gleich, von Chateaubrang erfüllt;  
Doch unten bietet sich ein andres Bild:  
Ernsthaft gemessen steigt sie dann einber,  
Bald sturmackräftelt und bald sanft und mild,  
Trägt sie das Waarenschiff, beladen schwer,  
Bis du die Müde aufnimmst, mütterliches Meer!

Um von der Reise auszuruhn? O nein!  
Nichts, nichts darf rasten in der weiten Welt.  
Die Wolke hüllt ins Nebelkleid sie ein,  
Trägt sie zurück zum wald'gen Wohngezell,  
Von wo sie neugeboren thalwärts fällt,  
Um nach dem Meer zu tragen neue Last.  
Vom Sturm gepreißt, vom Sonnenschein erhell,  
Durchweilt den Kreislauf sie in wilder Hast,  
Und nirgends findet sich ein Ort der ew'gen Rast.

So wanderst du im Kreislauf, Menschengest!  
 Unstät von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort,  
 Wie deine Mutter Erde rastlos freit,  
 So treibst's auch dich in stetem Wirbel fort.  
 Unsterblichkeit! Du inhaltschweres Wort!  
 Dir dient er wie die Welle rubeleer,  
 In seinen Tiefen ruht manch goldner Hort.  
 Umsonst — das Schicksal peitscht ihn wild umher,  
 Und eine ew'ge Ruhe wird ihm nimmermehr!

### Dietrich's Dienstwerbung.

(Aus „Adolph Mather's Brautfahrer“.)

Verreimt und vertrieben,  
 Enterbt und entecht,  
 Ist nichts mir geblieben  
 Als du nur, mein Schwert!  
 Du Schwert meiner Ahnen,  
 Das Helden bezwang,  
 In der Hand meines Vaters  
 Die Herrschaft errang.  
 Dir, humischer König,  
 Sei's künftig geweiht!  
 Für dich will ich's schwingen,  
 Für dich soll's erklingen  
 Und Ruhm dir erringen  
 In jeglicher Zeit.

Den Inseln des Meers hat  
 Geblühet dein Stahl;  
 Die Feinde am Festland  
 Zerstreute dein Strahl.  
 Du Schwert meines Vaters,  
 Du Stolz seiner Hand,  
 Schrießst scharf seinen Namen  
 Auf feindlichen Strand;  
 Errangst ihm den Ruhm in  
 Unsterblichem Sang.  
 Du Freude der Feldschlacht,  
 Du Trost auf der Decknacht,  
 Mit dir in der Thing-Nacht  
 Ist niemals mir bang.

Gefallen in Schlachten,  
 Versollen zur See,  
 Ist all' meine Sippe,  
 Vereinsamt ich fleh'.  
 Mein einziges Erb  
 Blichest, Siegbringer, du!  
 Und du wirst noch mein sein,  
 Legt man mich zur Ruh'.  
 So wie wir uns beide  
 Einander geweiht —  
 Noch in spätesten Tagen  
 Wird man singen und sagen,  
 Wie wir Schlachten geschlagen  
 In unserer Zeit!

### Das Hohelied des Pessimismus.

(Aus „Joaquin Miller's 'Argonauten'“.)

„Kauft die Welt nun kürzen, sich winden und wenden,  
 Sich schütteln und wälzen, dem Wid gleich, das wand,  
 Hüternd und bebend und frachend verenden,  
 Kauft sie für immer gehen zu Grund'.  
 Kauft sie wüthend zerreißen das Sternengezelt,  
 Kauft die Meere im Glanze der Sonne zerfischen:  
 Denn mir blich ja Niemand, mich ferner zu lieben,  
 Niemand, obgleich so voll Menschen die Welt.  
 Drum jag' ich nach Gold, wie bisher ich's getrieben,  
 Ich will einen Sarg voll Gold mir erwerben,  
 Um Frieden zu kaufen vom Tode, dem herben,  
 Wenn einst sich die Hände mir falten zum Sterben.  
 'S giebt Nichts mehr, so weit sich die Erde auch dehnet,  
 Sei's Mädchenliebe, sei's Männergenuß,  
 Sei's Manneshaf und sei's Frauenfuß;  
 Nichts, nichts wonach sich das Herz mir noch sehnet,  
 Ich hab' es verlernet, zu lieben, zu hassen,  
 Für mich hat das Leben nicht Segen noch Fluch;  
 Mich reizt nicht Jörn mehr, nicht liebend Umlassen,  
 Seitdem mir das Schicksal die Hoffnung zerflaug.  
 Denn die Hände streckte ich frech in die Höh'  
 Zum Baum der Erkenntniß und pflüchte mir alle  
 Die Früchte, — sie schmeckten wie Myrrhen und Galle.  
 Geh' hin zu den Kühen auf blumigem Klee,  
 Sieh, wie sie grasen — auf saftigem Rasen;  
 Wie sie, mußt du sorglos in den Tag hineinleben,  
 Um Menschen, um Ehre, um Achtung Nichts geben;  
 Denn ich hab's gethan und was hab' ich erlangt?  
 Hab' Jugend, hab' Jahre, hab' eirriges Streben,  
 Hab' Liebe, so glühend, als eiskalt die Welt,  
 Für glänzende, läuschernde Lügen gegeben;  
 Gab Jugend, gab Jahre, gab Liebe für Geld,  
 Gab und empfing — doch was hab' ich erlangt?  
 Die Hand ist mir leer und die Hoffnung gestorben,  
 Mein Gesicht ist vergessen und 's Herz ist verdorben.“

### Hannchen Morrison.

(Aus dem Schottischen von Elm. Motherwell.)

Ich wanderte gen Ost und West,  
 Manch' eden Weg mich's trieb;  
 Doch nimmermehr vergaß ich dein,  
 Du, meiner Jugend Lieb'.  
 Johannesen'r — am Jaltag ist's  
 Verlobt und längst verflüht,  
 Doch schwärzer sieht's im Herzen aus,  
 Deß Jugendlieb' verflüht.

O herziges Hannchen Morrison!  
 Der Schulzeit sonniges Glück  
 Wirft heut' noch Schatten auf meinen Pfad,  
 Umhülle mir den Wist.  
 Die heiße, salz'ge Thräne rinnt,  
 Das Herz in Schmerz und Leid  
 Sucht auf, beschleicht's Erinnerung.  
 An längst vergangne Zeit.

'S war einst, daß wir uns heiß geliebt,  
Dann traf uns Trennungschmerz.  
Süß-selige Zeit! Zwei Kinder froh,  
Zwei Kinder und nur ein Herz!  
'S war auf der niedern Schulbank dort,  
Wo Lieb' die Lehr' verfüßt,  
Wo Blick' und Lächeln tauschten wir,  
Was unvergänglich ist.

Ich denke, Hännchen, oft, was wohl,  
Daß ich die Wang' an Wang'  
Und Hand in Hand, auf jener Bank  
Durch unsre Köpfschen drang!  
Wenn, Beide eifrig hingebücht  
Auf Bücher und Papier,  
Dein Aug' schien auf die Schrift gebannt,  
Mein Auge hing an dir!

Wie wir verschämt den Blick gesenkt,  
Wie uns die Wang' gebrannt,  
Wenn die Kameraden sagten: wir  
Heim trottelten (selband!)  
Und denkst du auch des Samstags noch  
(Die Schul' schloß Mittags schon),  
Wenn wir zum heitern Spiel im Frei'n  
Den Häusern rasch entfloh'n?

Es schwirrt und schwindelt mir im Kopf,  
Mein Herz ebdt gleich der See,  
Denk' ich der Jugend und an dich,  
Du, meiner Schulzeit, sei!  
O Jugendzeit! O Jugendlieb'!  
O sonniger Tage Lust,  
Wo Hoffnungen das Herz erfüllt  
Mit Frühling's Blütenblust!

Und denkst du, Lieb', wie oftmals wir  
Entfloh'n dem Kärm der Stadt?  
Wir schweiften an des Baches Rand  
Auf dunkeln Waldespfad.  
Zu Häupten prangt' der Zweige Grün,  
Ein Blumen-Paradies  
Zu süßen lacht' — und im Gebüsch  
Die Drossel sang so süß.

Die Drossel sang im Walde süß,  
Der Käfer summt im Stranch,  
Und gleich gestimmt mit der Natur  
War'n unsre Herzen auch.  
Wir saßen Stundenlang am Rain,  
Stillschweigend, Hand in Hand,  
Wo traute Herzensseligkeit  
Uns Beide hingebant.

Ja, herz'ges Hännchen Morrison,  
Wie eine Kof' bethaut,  
War thänenfeucht die Wange dir,  
Doch Keins fand einen Laut. —  
Das war 'ne Zeit, 'ue sel'ge Zeit,  
Als frisch und jung das Herz  
Noch jeder Stimmung Ausdruck gab,  
In Freude oder Schmerz!

'S ist fraglich, Hännchen Morrison,  
Ob jemals ich für dich  
Gewesen bin seit jener Zeit,  
Was stets du warst für mich.  
O sag', liegt dir ihr süßer Klang  
Im Ohr, wie mir noch heut'?  
Sprich, wird dir nicht das Herz oft schwer,  
Erträumt's von vergangner Zeit?

Ich wanderte gen Ost und West,  
Mein Loos war hart und schwer,  
Doch dein, wo ich auch ging und hand,  
Vergaß ich nimmermehr.  
Der Springquell meines Herzens strömt,  
Wie einst so heiß und glüh,  
Und täglich heißer lieb' ich dich,  
Die ich geliebt so früh.

O herz'ges Hännchen Morrison,  
Seit wir getrennt so lang,  
Sah nie ich dein Gesicht, noch hört',  
Ich deiner Stimme Klang.  
Doch trüg' ich alles Elend gern,  
Und glücklich fürde ich,  
Wüßt' ich, dein Herz däch' manchmal noch  
Der Schulzeit und an mich.

## Paul Carus.

Geboren am 18. Juli 1852 in Ilfsenburg im Harz, empfing er seine Erziehung in Posen und in Stettin, wohin sein Vater, ein Geistlicher, als Consistorialrath berufen war, studierte Philosophie und klassische Philologie in Tübingen, Greifswalde und Straßburg, daneben auch naturwissenschaftliche, namentlich physiologische Studien betreibend, promovierte 1876 in Tübingen, diente dann sein Jahr und wurde Reserveoffizier, übernahm hierauf Lehrstellen in Dresden, nahm aber 1881 den Abschied, weil er als zu freisinnig in religiöser Hinsicht mit seinen



Vorgefetzt in Conflict gerieth, ging nach England und von da 1884 nach den Ver. Staaten. Hier war er erst Lehrer, dann Redakteur in New York, und ging 1887 nach Casalle, Illinois, wo er die Redaktion der von Herrn Hegeler, seinem nachmaligen Schwiegervater, herausgegebenen Zeitschriften „The Open Court“ und „The Monist“ übernahm, welche Blätter er noch heute leitet.

„Ein Leben in Eiern“, Gedichte eines Heimathlosen, Milwaukee 1886.

Stahl 1919

r. de Krosch

### Aus „Leben und Liebe“.

Wie waren die Stunden so selig  
In himmlisch süßer Luft,  
Als liebestrunken du rubtest  
An meiner schwellenden Brust.

Es schaute hernieder vom Himmel  
Der Mond in silberner Pracht,  
Und durch das Thal geräuschlos  
Webte die lausfige Nacht.

Die Nachtgallen sangen  
Im duftenden Lindenbaum;  
In unsern Herzen sproßte  
Der Liebe Frühlingstraum.

### Aus „Leben und Leiden“.

Mir ist so leer, so nötig hoh!  
In Freude, Lust und Scherz;  
Ich fühle mich nur wahrhaft wohl  
Im allertiefsten Schmerz.

Und wenn ich auf zum Himmel seh',  
Mein Blick mit Wonne trifft  
Dort oben das große, leuchtende Weh  
In prächtiger Sternenschrift; \*

Es steht dort lesbar aller Welt  
Geschrieben am Firmament.  
Und wie ihr aus dem Himmelzelt  
Das Weh nicht reifen könnt,

Wie es sich dort für alle Zeit  
In unsre Nacht muß verweben,  
So innig ist der Seele Leid  
Verwachsen mit meinem Leben.

### Aus „Wellschmerz und Liebe“.

Das Leben ist dunkle Nacht;  
Wir werden darinnen gehalten  
Nur durch der Sterne Pracht  
Und durch der Liebe Walten.

Schau' ich in's Auge dir hinein,  
So ist mir zu Muth, wie gährendem Wein;  
Mir ist, als müßte ich hinaus  
In des Meeres wildes Wogengebraus  
Und dort in Sturm und Wetternacht  
Ringeln mit tödtlicher Uebermacht,  
Mit des Ozeans ewigen Wasserwellen,  
Und müßte doch schließlich an Klippen zerfellen.

Dein Auge lodert wie fenersgluth,  
Mir schwellen die Adern, mir wächst mein Muth;  
Mir dünkt, ich hätte den Stahl in der Hand,  
Zu kämpfen für Ehre und Vaterland,  
Zu streiten für meines Lebens Glück,  
Es zu erringen trotz Schicksalstüd'.

Deine Augen blinken wie Sternenschein  
In die dunkle Nacht des Kampfes hinein:  
Und schau' ich hinein in dein Auge so tief,  
So ist's mir, als ob's mich zum Tode rief.  
Doch nicht zur Ruhe laßt und mild,  
Dem Tod, des Schlafes Ebenbild —

O nein! Zum Tode blutig wild  
Auf der Ehre blutigem Schlachtengeld,  
Wo man im Tod das Schwert noch zückt  
Und sterbend das Auge trotzig blickt.  
Wenn dann unter klarem Sternengezelt  
Bei Nacht der Than auf den Grabstein fällt,  
So dünkt mich wohl, es räumen auf's Grab  
Aus deinen Augen Thränen herab.

### Aus „Neues Leben, neue Liebe“.

Wie der Himmel blau und klar,  
Schau, sind deine Augen;  
Und du selber magst sogar  
Mir als Himmel taugen.

Aber wer den Himmel kennt,  
Weiß, wie er sich ändert,  
Wie so rasch das Firmament  
Wolkendunst umändert.

Gestern heiter, heute trüb',  
Wer weiß drüber saunen?  
Denn der Himmel und mein Lieb  
Haben ihre Launen.

\* Das Sternbild Rossesja bildet die Gestalt eines großen  
lateralischen W.

## Die Stedinger.

(Eine Ballade.)

Der Erzbischof von Bremen  
Schickt hin in Uebermuth:  
„Ihr widerspenst'gen Bauern,  
Gebt Gehnten und Tribut.“

Das war der Bauern Antwort:  
„Wir Stedinger sind frei!  
Niemandem sind wir zinsbar,  
Gott und dem Kaiser treu.“

Wie das der Bischof hörte,  
Hat er sein Schwert gejücht,  
Und über diese Keger  
Sprach er das Interdict.

Da fing er an zu kriegen,  
Hog aus zu blut'ger Schlacht. —  
Doch lern' die Friesen kennen  
Und ihrer Freiheit Macht.

Die Nordsee, nie gefesselt,  
Braußt auf im Wogenschwalm;  
So braußt durch Friesenherzen  
Der Freiheit Donnerhall.

Manch bischöflicher Krieger  
Kam da in große Noth —  
In Stedings weiten Sümpfen  
Kiegt mancher Degen todt.

Der Bischof schrieb um Hülfe  
An Paph und Kaiser nun:  
„Was soll ich mit den Bauern,  
Den trozig-freien, thun?“

Es thät der Paph sie bannen,  
Der Kaiser sprach die Aht;  
Doch Stedings freie Bauern,  
Die haben drob gelacht.

Ein Kreuzheer ward gerüflet,  
Gen Stade zog's heran;  
Da stehn eilftausend Bauern  
Vor vierzigtausend Mann.

Der Bauer trägt in Händen  
Nur Weil und Eschenspeer,  
Die Ritter sind gerüflet  
In Erz und Eisen schwer.

Doch unverdroffen schlagen  
Die Friesen Herrn und Knecht;  
Das war ein heißes Ringen,  
Ein blutiges Gefecht.

Und auf dem nahen Hügel  
Viel Mönch' und Pfaffen stehn;  
Sie singen kläglich Lieder,  
Um Sieg von Gott zu sehn.

Das Kreuzheer ist im Weichen,  
Die Bauern brechen durch;  
Da fällt in ihre Seite  
Der Herr von Lüneburg.

Das Glück hat sich gewendet,  
Entschieden ist die Schlacht;  
Die Bauern unterliegen  
Vor feindes Uebermacht.

Da liegen sie erschlagen,  
Erschlagen Mann für Mann;  
Von aller Welt verurtheilt,  
Verkannt — in Aht und Bann.

Und wie der letzte Bauer  
Fiel vor der Feinde Speer,  
Rief er. „Mich mögt ihr tödten,  
Die Freiheit nimmermehr.“

„Es wird einst nach uns kommen  
Ein schlichter Bauernsohn;  
Vor seinem Wort erbeben  
Wird Petri heil'ger Thron.“

„Erdrückt ihr auch die Freiheit,  
Sie bricht doch ente Haft  
Und wird aus Heldengräbern  
Erstehn in Jugendkraft.“

## Ein Künstlerloos.

Es war ein armer Mufikus,  
Der hatte knapp zu leben,  
Doch war der edelste Gemüß  
Ihm in der Kunst gegeben.

Er hungerte und sang dabei  
Gar manches schöne Lied;  
Und manche zarte Melodei  
Durchtönte sein Gemüth.

Ihn trieb die Armuth, fortzuziehen  
Wohl in die weite Welt.  
Es gab ein Lied ihm, sein „Kathleen“,  
Ein kleines Reisegeld.

Er ging zu Grunde unbekannt;  
Manch Jahr ging drüber hin;  
Da sang sein Lied im Vaterland  
Die größte Sängerin.

Er war nach Haus zurückgekehrt,  
Mermer als er gegangen.  
Sein Ideal war ihm zerfört  
Und bleichgehärmt die Wangen.

Den letzten Shilling gab er fort,  
Um das Concert zu hören;  
In Lumpenkleidern saß er dort  
Und weinte bitter Zähren.

Bezaubert von den Melodien,  
Sah stumm das ganze Haus;  
Dann donnerte seinem „Kathleen“  
Gewaltiger Applaus.

Und wie die schöne Sängerin  
Lächelt in ihrem Glück,  
Da fürzt der Bettler vor ihr hin,  
Mit Thränen in dem Blick.

„Fort, stoß ihn fort, den schmutz'gen Mann“,  
So ruft man voll Verdruß,

„Der unsre Freude hören kann  
Im Kunst und Kunstgenuß.“

Ein Diener naht, drängt zürnend schnell  
Mit rohem Stoß ihn fort.  
„Wer bist du, alberner Gesell?  
Was willst du hier am Ort?“

Da spricht der Bettler, tiefbewegt:  
„O fragst nicht, wer es ist,  
Der Mann, den man jetzt stößt und schlägt:  
Des Liedes Komponist!“

## Wilhelm Keilmann.

Geboren am 14. Juli 1845 zu Hechtsheim bei Mainz, bereitete er sich auf den Schulen an diesen beiden Orten für den Lehrerberuf vor und übte denselben später an letzterem Plage aus, bis er einen Ruf an die deutsch-englische Akademie zu Indianapolis erhielt. Nach einjähriger Lehrthätigkeit daselbst wandte sich Keilmann indes dem Journalismus zu, einem Beruf, dem er von jeher große Neigung entgegengebracht hatte; er trat in die Redaktion des Indianapolis „Telegraph“ ein, vertauschte seine dortige Stellung indessen mit der Redaktion der „Union“ zu Evansville, Ind., trat dann in die Redaktion des dortigen „Democrat“ ein und hat seit letzter Zeit ein katholisches Magazin geleitet.

„Herzensblüthen“, Erinnerungsblätter, 1869—1879, Evansville 1880. „Columbiade“, „Dallas Coa“ und „Donna Marina“, Novellen in Versen, Evansville 1892. Seine hier mitgetheilte „Festkantate zur Columbusfeier im Oktober 1892“ wurde preisgekrönt.

### Frühlingslieder.

#### I.

Nun hebet der leuchtende Morgen  
Den dunklen Schleier der Nacht,  
Der über den Thränen und Sorgen  
Und Träumen der Erde gewacht.

Und über die weinenden Auen  
Hüpf' lachend der goldene Tag,  
Die Gluthen erwachen und schweben  
Den stehenden Nebeln nach.

Die wallen und steigen und fänmen  
Den Himmel, ein blühender Kranz;  
Die Thränen, das Sorgen und Träumen  
Der Erde zerrinnen in Glanz.

#### II.

Hell durch der Tannen dunkle Focken  
Flog lichter Sonnenschein,  
Es läuteten die Maienglocken  
Den warmen Frühling ein.

Und durch das tranende Gezeig  
Ein hecker Odem ging,  
Da scheuchte gar die alte Eide  
Den Traum, der sie umg.

Ringsum ein freudetrunkenes Flüstern,  
Wie janderkräft'ger Sang,  
Daß frisch aus allen Schollen lüftern  
Das grüne Leben sprang.

Da ward so wohl mir im Gemüthe,  
Da ward so leicht mein Sinn,  
Als wär' ich selber eine Blüthe,  
Mit Gnadenhan darin.

Mir war, als ob ein heilig Auge  
Von oben auf mir ruh',  
Als ob, umweht von Gottes Hauche,  
Ich spröß dem Himmel zu.

#### III.

Im düstern Waldeszwielicht träumet  
Mahlblüthen sonnenlichter Traum,  
Und eine helle Färb' sämnet  
Der Glockenlütche schnee'gen Saum.

Die Nachtigall singt ihre Klage  
Vom Busche laubestrich umrannt.  
Vereinsamt in dem stillen Hage  
Ist ihr das junge Herz erkrankt.

Da lauscht die zarte Maid und sinnet;  
Ist's doch ihr eigenes Gebet,  
Das dort in Thränen perlt und rinnet  
Und hier im Kiede sanft verweht.

## Romanze.

(Aus der „Columblade“.)

### I.

Hell tönen die Horn-Signale,  
Drommeten schmettern darein;  
Die Ritter reiten zu Thale  
Im rosigem Morgenchein.

Enrica neigt vom Balkone  
Sich grüßend zum Liebsten hin  
Und kränzet des Helmes Krone  
Mit duftigem Maiengrün.

„Nun hole im heil'gen Lande  
Die goldenen Sporen dir,  
Dann kehre zurück zum Strande  
Cathiliens und zu mir.“

„Ruh' ich auch im kühlen Grunde,  
Erwachen würd' ich sogleich,  
Wenn du mir mit feuchtem Munde  
Küßtest die Lippen so bleich.“ —

Im Auge der Wehmuth Zähre,  
Rasch scheidet der junge Held;  
Ihm ist zu Manthe, als wäre  
Zu enge Kürasch und Welt.

### II.

Es grünen die Cbaja-Becken,  
Granaten und Myrten blühen;  
Wie geschmolzenes Gold im Becken  
Des Hafens die Wellen glühen.

Trotz Stürmen und Wogenprallen,  
Die Purpur-Segel gepreßt,  
Hielt sich mit des Anfers Krallen  
Die Flotte am Ufer fest.

Toll rauschte auf dunklen Schwingen  
Die Windsbraut heulend davon,  
Und Wälder und Fluren singen  
Der Fliehenden jetzt zum Hohn.

Es läuten die Kirchenglocken  
Gar festlich im weiten Mund;  
Sie geben all' mit frohlocken  
Die Heimkehr der Ritter kund.

Sie grüßen mit er'nten Stimmen  
Die Sieger vom heil'gen Grab,  
Und Freudenfeuer erglimmen  
Die Wachten hinauf, hinab.

### III.

Im Chore bei dem Altare  
Der Katafalk sich erhebt,  
So licht um die dunkle Wahre  
Der Kirchengesimmer schwebt.

Hold wie im süßesten Schlafen,  
Das Antlitz himmlisch verklärt,  
So ruht die Tochter des Grafen,  
Vom Tode noch unverfehrt.

Keis über die düstre Schwelle  
Tritt jetzt ein Ritter daher,  
Will danken in der Kapelle  
Für Rettung aus Kampf und Meer.

Er sieht das Kafen, die Leide,  
Und sinet wohl in die Knie,  
Dann küßt er die Braut, die bleiche,  
Und ruhet mit Namen sie.

Rasch hebt sich da von der Bahre  
Enrica, vom Tod erwacht;  
Das Unerhör't-Wunderbare  
Hat treue Liebe vollbracht.

## Festkantate für die Columbusfeier.

Motto: „Wien herrlich lieb ist Columbia,  
Wiene herrliche Mutter Germania.“

### I.

Die Anker gelichtet,  
Die Steuer gerichtet,  
Ahoi, ihr Schiffer, ahoi!  
Hinans in des endlosen Meeres Graus,  
Wo der Tod euch grüßet im Sturmesgebraus,  
Von jedem Riffe, ahoi!  
Was küstern die Wellen um Bug und Kiel?  
Eine Welt ist des Kühnen Preis und Ziel!

Dem Westen entgegen  
Auf sonnigen Wegen,  
Glück auf, ihr Schiffer, Glück auf!  
Es hält ja in Wetter- und Todes-Nacht  
Ein liebender Vater die Weltennacht,  
Zu ihm blickt hoffend hinauf!  
Was küstern die Wellen um Bug und Kiel?  
Eine Welt ist des Kühnen Preis und Ziel!

### II.

Wieget, laue Wellen, wieget  
Sanft der treuen Segler Planen.  
Schmieget, sanfte Winde, schmieget  
Buhlend euch an ihre Klauen.  
Ihrer Spur im Purpurleide  
Folget der Majaden Chor,  
In den Locken Goldgeschmeide  
Leuchtet aus dem Glidht empor.

Schon im fernen Westen schauen  
Liebeglühend holde Frauen  
Sehnend nach dem Osten hin;  
Dorthier sollen Heldensöhne,  
Blondgelockte, bleiche, schüne,  
Auf dem Sonnenpfade ziehn.

III.

Erwachtet, ihr Männer,  
Und löset den Wahn,  
Der lähmend die Seelen  
Mit Trug umspann;  
Erwachtet am Rande  
Der Ewigkeit,  
Der Erde verloren,  
Dem Tode geweiht!

O, Gott! Verlassen im Ozean,  
Gefoßet, verführt vom sündigen Wahn,  
Von Nixen und Nymphen geläuscht, geneckt,  
Von Ungeheuern bedrückt, geschreckt,  
Des Weges furchen, zerwühlt, ver schwimmen,  
Hispaniens Sterne selbst ver glimmen,  
Kein Machtwort herrscht und kein Gebot,  
Nur allerwärts die Pflicht der Noth.

IV.

(Ave, maris stella.)

Meer-Stern, dich ich grüße;  
O, Maria hilf!  
Gottesmutter, süße,  
Gnadenvolle, hilf!  
Schöne voll Erbarmen  
Auf die Deinen her,  
Schüh' in treuen Armen  
Uns auf dem Meer!

Nicht ein Hauch, der leise  
Um die Masten schwebt,  
Lichte Wellenkreise  
In die Wasser weht.  
Eile, uns zu retten,  
Stern des Meeres, du,  
Führ' aus Todes Ketten  
Uns dem Hafen zu!

V.

Kand! Kand! Colon, das ersehnte Kand!  
Der Lohn sei mir!  
Der Ruhm sei dir!  
Santiago und Gott die Ehre!

VI.

Kand! Kand! Kand!  
Als Perle in schmucker Schale,  
Entstiegen der Wogen Ujur-Fluth,  
Von lauben Küsten umfächelt, ruht  
Es duftend im Morgenstrahl, —  
Im schimmernden Chau, im Tageslicht,  
Columbus', des Sebers, Traumgefühl,  
Des Ozeans Kotos-Blume! —  
Du neue Welt, sei immerfort  
Der Freiheit Wiege, des Friedens Hort,  
Erforen zu ewigem Ruhme! —  
Gott segne dich, Gott schütze dich, Columbia!

## Hermann Determann.

Am 30. September 1841 zu Amsterdam geboren, besuchte er die dortigen Schulen sowie das Athenäum zu Brüssel, die Gymnasien zu Eingen und Meppen in Hannover, studierte dann Philologie und Jurisprudenz in Göttingen und München, kam 1870 nach Amerika und widmete sich der Journalistik. Seit sechs Jahren ist er Redakteur des „Columbus (Ohio) Westbote“, nachdem er zuvor den „Evansville Demokrat“ geleitet hatte. Seine Gedichte werden demnächst gesammelt erscheinen; zerstreut finden sie sich im „Freidenker“, im „Turnerfalter“, im „Velletristischen Journal“ und in Cincinnati'ser Zeitungen unter dem Pseudonym „Willibald Roland“.

### Die französische Krondiamanten.

Die blühend ihr mit eurem Feuerkranz  
Des Sonnenkönigs Lockenhaupt umwoben,  
Als noch nicht Herrscherhölz und Fürstenglanz  
Sejittert vor des Volkes zornig Toben;

Die ihr mit eurer Funken Sprüh'n geziert  
Des armen Königsweibes volle Büste  
Eh' es von roher Schergenhand geführt,  
Belchimpft, verhöhnt, besieg das Blutgerüste;

Die ihr des Korin's breite Stirn geschmückt,  
Als er, gebläht von frischem Schlachtenrauhme,  
Die Krone selber sich auf's Haupt gedrückt,  
Vergötternd sich in Gottes Heiligthume;

Die flammdend ihr, ein leuchtend Strahlenband,  
Hispaniens Tochter einst die Stirn umwunden,  
Bis plötzlich an der Maas und Seine Strand  
Ihr kurzes Herrscherglück sein Grab gefunden;

Ihr Schleifen, sternbesät' und golddurchschickt!  
Ihr Diademe, Ketten, Ringe, Spangen,  
Die ihr so manches stolze Weib bestrickt  
Mit eurem Feuer, eurer Gluthen Prangen!

Du köstlicher Rubin! Du blinkender Smaragd!  
Ihr Kronen, Scepter, zierliche Gehänge,  
Die ihr mit eurer glammen Zaubersprache  
Geziert so manches bunte Schlangengeplänge;

Was ihr von Seide und von Sammt umtauscht,  
In buntschmückten, hohen Spiegelsälen,  
Beim Lichterglanz und Ringeltanz erlanct,  
O, könntet ihr der Nachwelt es erzählen,

Was ihr im Schattendunkel der Alleen  
Beim Minnepiel galanter Kavaliere  
Im monddurchglänzten Nebengrün gesehn,  
Die Thränen, Küsse, Leiden, heißen Schwüre;

Als später euch, vertheilt in wilder Luft,  
Verpufft in schwachvoll niedrigen Genüssen,  
Ein König wand um feiler Dinnen Brust,  
Verlachend Herrscherwürde und Gewissen;

Bis plötzlich dann wie greller Wetterschlag  
Aus kühnerem Gewölk, wie Sturmeswehen,  
Des Volkes lang verhaltner Horn sie jach  
Hinterwarf von ihrem stolzen Höhen.

Fürwahr! Das gab' ein farbenlattes Bild,  
Des stolzen Prunkes voll, doch auch der Führen,  
Die Männer trotzig mild, doch zart und mild  
Die Frau'n, ein heiß Begehren, sanft Gewähren.

Wo find sie, die an eurer Strahlenpracht,  
An eurem Feuerstein sich einig geweidet,  
Bis ihnen dann, aus langem Schlaf erwacht,  
Das Volk das Herrscherpielchen hat verleidet?

In alle Welt zerstreut, verjagt, verbannt,  
Trieb sie hinaus des Volkes düstres Grollen,  
Bis einsam sie der Tod in fremdes Land  
Gebettet, schnell vergessen und verschollen.

Doch ihr seid kalt, ihr Steine, eure Gluth  
Ist gleich lotheter Frauen flammenbliden,  
Die zündend nicht des Mannes Herz und Blut  
Erwärmen, nur das Auge schlau bestriden.

Jetzt wandert ihr ans euren Prunkgemach  
Hinans in ferne Welt, fremde Zonen,  
Wo längst das Volk die Sklavenfetten brach  
Und Männer, keine Fürstentochter wohnen.

Was macht's euch aus? Was schert es euch?  
Ihr wißt, daß eure Strahlen nicht erlösen,  
Mag auch der Zeiten Geist mit einem Streich  
Der Fürsten Herrscherprunk und Glanz verwischen.

Ob ihr an freier Bürger Brust und Hand,  
Ob ihr an stolzer Kaiser Stirnen funfelt,  
Die Zeit, die jede Macht und Größe überwand,  
Euch hat sie neidsch nicht verwischt, verdunkelt.

Und wenn schon längst, die euch jetzt fortgeführt,  
In ihren Gräbern unter Nasen modern,  
Euch kalte Steine läßt es unberührt,  
Denn eure Gluthen werden weiter lodern.

## O such' die Freiheit nicht!

O such' die Freiheit nicht, wo auf Baufetzen  
Ein Schelmentrog des Volkes Schweiß verprägt  
Im Rauschen steindurchfunfelter Toiletten  
Das off'ne Wort verpöht ist und verhäßt.

Such' sie auch dort nicht, wo in vollen Kassen  
Mit Geierblick die Habzier jitzend wütht,  
Genusseskrank, entnervt in Praugelassen,  
Die Stirn der Reichthum mit Essenzen kühlt;

Nicht, wo ein Schwarm von saden Hofpoeten  
Erlagne Schmeichellieder wedelnd girrt,  
Schmarozend für Kapannen und Pasteten,  
In's Joch der Muse stolzen Nacken schirt;

Nicht, wo an Achselknäuren, blanken Knöpfen,  
An Wachtparaden klebt Samadshengest,  
Ballst und Pferdefleisch in dumpfen Köpfen,  
Man nur, was fetsch und schneidig, schmarrzend preist;

Auch dort nicht, wo auf kalten Marmorplatten  
Der Mönch umhornt den Blick die Kniee senkt  
Und betend an des Lebens maiengrüne Matten,  
An längst verbrauchte Jugendträume denkt.

Es liebe nie die Freiheit sich zu fennen  
In eillen Prunkes kaltem Glitzergold,  
Was kämpfend mächtig sie der Welt gewonnen,  
Ist ihr fürwahr nicht feil um Sclavenlohd.

Nicht beugt sie sich vor finstern Geisteszwange,  
Hell ist ihr Blick, die Stirne frei und hoch,  
Was galt ihr Himmelslohn, was Höllenbange,  
Wenn rettend sie von Berg zu Thale jagt?

Drum in Palästen nicht, such' sie in Hütten,  
Wo tren das Herz, die Rede wahr und schlicht,  
Wo, wenn vergebens Schwüre, Thränen, Bitten,  
Ein edler Horn der Knechtschaft Kette bricht.

Such' dort, wo schweift der Hirt in seinen Bergen,  
Von fels zu fels der Waidmann jodelnd flimmt,  
Wo schon so oft zerbrach das Schwert des Schergen,  
Wenn jäh das Volk in wildem Horn ergimmt.

O such', wo als ihr Adelswappen Schwelen  
Die Arbeit prägt in rau'ge Manneshand,  
Wo todeskühn, vertrauend schwachen Kielen,  
Der fischer streift den flippnenreichen Strand.

Ja dort, nur dort steh' Freiheit, deine Laren,  
Wird man, wenn Alles feil um Geld und Gut,  
Als Kleinod deines Ringens frucht bewahren,  
Begießen dich mit edlem Hergensblut.

## Das Kanzlerwort.

Das war ein Wort, voll edler, deutscher Kraft,  
Noch hallt es fort und fort vom fels zum Meere;  
Hah! hah! Ihr glaubtet wohl, es sei erschlaft  
Des Deutschen Muth, verroftet seine Wehre?

Der Kanzler sprach's, das Wort: „Es ist nur Gott,  
Vor dem in Furcht sich Deutschlands Völker beugen!“  
Nicht schreckt sie Rußenzorn, nicht Gallierspott,  
Sämhwar, die ganze Welt kann es bezwingen.

Ja, ja! Nehmt euch in Acht, schon reekt  
Germania die stahlbewehrten Glieder!  
Bei Gott! Ihr habt zu lange sie geneckt,  
Paßt auf! Sie zahlt's euch dreimal doppelt wieder.

Weg' deine Kanze, grimfender Tartar,  
Nur zu! Nur zu! Häumt euer Roß, Vaschkiren!  
Ball' drohend nur die Häute, weißer Sar,  
Nicht soll die Welt in deinem Joch verthieren.

Und kommt ihr schmanbend auch wie Sturmgetof,  
In wolfsengleichen, dichten Reiterkhaaren —  
Schon hält der Deutsche fest sein Schwert zum Stoß;  
Dann wehe euch, gefürchte Barbaren!

Kein frecher Offizak, Wotjak und Kosak  
Wird je sein wildes Steppenzöglein schwemmen  
In deiner Fluth, o Spree! Kein Rußenspack  
Von deutscher Arbeit Früchten schlemmen.

Mag auch die Brust von Rachedurft geschwellt,  
Der Gallier prehlend seinen Säbel schleifen,  
Ob auch die Meute zähnefletschend bellt,  
Kein deutsches Herz schreckt nichts tolle Reizen.

Nicht Galliermuth, nicht rohe Sklavenbrut,  
Mag sie auch gleicher wider Haß verbinden,  
Wird je vernichten, was durch deutsches Blut  
Einstmals errungen ward auf Schlachtereunden.

Wie man die Hosen an der Maas und Seine Strand  
Euch eukt verklopft, habt ihr es schon vergessen?  
Wie euch die deutsche Schlachtenkunst umspannt',  
Bis fest im Eisenetze ihr gefessen?

Schwilt euch der Kamm? Juckt euch das Fell? Nun  
gut!  
Euch Rachebrüllern kann geholten werden;  
Noch hält Germania in feier Hut  
Das Reich! Bei Gott! Ihr könnt' es nicht gefährden!

Die einst zerplittert toller Bruderzwist,  
Die sich bekämpft in Schlachten, blutig heigen,  
Jetzt sind sie eins! Nicht Diplomatenlist,  
Nicht feindeschwert kann je das Band zerreißen.

Von deiner blauen Fluth hinauf zum Welt,  
O Adria, durchwogt's die deutschen Herzen:  
Veim erien Schuß, der an der Grenze fällt,  
Steht fest die deutsche Mauer, stark und erzen.

Habt ihr's gehört, das laute Kanzlerwort,  
Ihr Hezer an der Nema und der Seine?  
Die Einigkeit war stets der Deutschen Hort,  
Zermalnen wird sie eure Rachepläne.

## Emil D. Kargau.

Im Jahre 1852 in Grünberg in Schlessen geboren, in einem dortigen Privatinstiute unterrichtet, an dessen Spitze einer der hervorragenden Assistenten Diesterweg's stand, bereitete er sich später auf der Berliner Handelsschule für den Kaufmannsstand vor, der ihm indessen so wenig zusagte, daß er ihm den Rückenehrte und sich der Journalistik zumandte. Seit dem Jahre 1860 gehörte er der Presse von St. Louis an, war zwanzig Jahre lang am „Anzeiger des Westens“ als Korrespondent und dann bis zu seinem, Ende 1888 eingetretene Erblinden in der Redaktion der „Westlichen Post“, wo er den hellestrifischen Theil des Sonntagsblattes redigierte und als Theaterreferent thätig war. Mitarbeiter an diesem Blatte ist er auch nach Verlust seines Augenlichts geblieben. Neben zahlreichen Gedichten schrieb er eine Reihe kleiner Erzählungen, Novellen, Skizzen und Feuilletons.

### Friedrich der Dritte.

Ausgerungen, ausgelitten,  
Ausgekämpft und ausgehritten  
Hast du nun den langen Kampf;  
Einen Kampf, den heißer, blut'ger  
Du, der tapfre Feldherr, muth'ger  
Nie gekämpft im Pulverdampf.

Englands Klima sollt' dich heilen,  
Nach San Remo that'st du eilen,

Im Italiens laue Luft;  
Im Charlottenburger alten  
Schlosse wollt' man dich erhalten,  
Nah' des Vaters frischer Gruft.

Erster du von deinem Volke,  
Schwebte eine dunfle Wolke  
Zwischen dir und deinem Chron;  
Nimmer hast du ihn bestiegen,  
Du, dem nach so vielen Siegen  
Wohl' gebüherte dieser Lohn.

Groß im Hoffen, stark im Glauben,  
Wolltest du dem Tode rauben,  
Was zum Opfer er begehrt;  
Tratst ihm Schritt für Schritt entgegen  
Und doch bist du ihm erlegen —  
Capfer, wie du dich gewehrt.

Wo die hohen Buchen ragen  
Aus des großen Friedrich's Tagen,  
In dem Schlosse Friedrichskron,  
Kam für dich die letzte Stunde.  
Todt ist — floß's von Mund zu Munde —  
Hohenjollerns bester Sohn.

Friedrichskron — nie trugst die Krone,  
Vater Erbe seinem Sohne,  
Friedrich, du auf deinem Haupt!  
Statt des Glanzes auf dem Throne  
Ward des Siechthums Dornenkrone  
Dich zu schmücken nur erlaubt.

Und sie wird in Volk's Gedächtniß  
Sein ein dauernes Vermächtniß  
In der alt' und neuen Welt.  
Wie auch Deutschlands Loos fallen,  
In Germania's Ruhmeshallen  
Glänztst du als Mann und Held.

### Christbaums Glück und Ende.

Im Tannenwalde draußen, tief versteckt,  
Stand frisch und grün ich noch vor wenig Tagen,  
Als eine scharfe Axt mich hingestreckt,  
Gleich meinen Schwestern, die am Boden lagen.  
Ich grollte nicht, daß ich zum Opfer fiel  
Der über's Meer gebrachten schönen Sitte —  
Erwarteten mich doch der Freuden viel  
Am Weihnachtsabend in der Menschen Mitte.

Ich kam zur Stadt und in ein großes Haus,  
Doch mußte ich in enger Kammer weilen;  
Man schloß mich ein, ich konnte nicht heraus  
Und meine Einsamkeit kam Niemand theilen.  
Wie sehr' ich mich nach meinem Wald zurück,  
Mit Licht und Luft trotz Winters Schnee und Eise —  
War dies das oft mir ausgemalte Glück?  
So fragst' ich mich und weinte lang und leise.

Doch schon am nächsten Morgen wurde ich  
Erlöst aus meiner Haft in dunkler Kammer;  
In einem prächt'gen Raume fand ich mich,  
Und schnell vergeßen waren Schmerz und Jammer.  
In wohl-durchwärmtem Zimmer stand ich nun,  
Hell schien die Sonne durch die hohen Scheiben,  
Rings um mich her gab's ein geschäftig Thun,  
Ich war der Mittelpunkt von regem Treiben.

Geschmückt ward ich von zarter Frauenhand,  
Wie eine Braut an ihrem schönsten Tage;  
Und als mein Bild im Spiegel ich erkannt,  
Kam ich mir vor wie in der Märchenfage.  
Von Gold und Silber war ich schier bedeckt,  
Nur wenig sah man von den grünen Zweigen,  
Dann wurden auch noch Fichter angepfecht,  
Um all' die Herrlichkeit so recht zu zeigen.

Als dann der Abend kam, da strahlte ich —  
Der Weihnachtsbaum — in farbenbuntem Schimmer.  
Die Thür ging auf und plötzlich füllte sich  
Mit einer frohen Kinderschaar das Zimmer.  
Den Kleinen folgten Große an dem Fuß,  
Erhaunt ward ich in Augenschein genommen,  
Dem Christbaum galt gar mancher fremd'ge Gruß  
Und Alles hieß das schöne fest willkommen.

Ich sah der Kinder Augen ganz entzückt,  
Ob all' der schönen Gaben glänzend leuchten,  
Und wie der Blick der Eltern hochbeglückt  
Mit Freudenstränen sich begann zu feuchten.  
Inmitten all' der Freuden stand ich stolz,  
Ein Theil des Jubels galt ja auch der Tanne —  
Im Walde sah in mir man nur das Holz,  
Hier lagen Alt und Jung in meinem Banne.

So glaubte ich, doch schon um Mitternacht  
Stand wieder ich verlassen und im Dunkeln;  
Da war zu Ende es mit aller Pracht,  
Erlöschen meiner Kerzen helles Funkeln.  
Einsam und öde war es um mich her,  
Mich schauerte es in dem weiten Raume —  
Der Tanne schien das Leben nun so leer,  
Sie war erwacht aus kurzem, süßem Traume.

Doch warum sollt' sie trauern, hatt' sie nicht  
Der Freude und des Glücks so viel bereitet,  
Wenn ihr es künftigh auch an Glanz gebricht,  
Den sie am Weihnachtsabende verbreitet?  
In jedes Kindes Herzen steht sie doch  
In voller Pracht, vom hellsten Glanz umgeben;  
Nach Jahren Denken sie wohl ihrer noch —  
Nach reichem Lohne braucht sie nicht zu streben.

Nach wenig Tagen wurde sie beraubt  
Des letzten Schmuckes, den man ihr gelassen;  
Das End' kam schneller, als sie es geglaubt —  
Was es auch war, sie wußte sich zu lassen.  
Die Tanne ging in hellen Flammen auf;  
Ein Häuflein Aische blieb dem Weihnachtsbaume,  
Und dennoch war's ein schöner Lebenslauf,  
Entschwand das Glück auch flüchtig wie im Traume.



## Wilhelm Feistkorn.

Am 8. September 1847 zu Steinbke, Hannover, geboren, als Sohn eines unter dem Pseudonym „Ernst Hilarins“ dichtenden Geistlichen, begann er 1868 zu Marburg Philosophie zu studieren, machte dann den deutsch-französischen Krieg mit, setzte 1871 seine Studien in Berlin fort, kam 1872 nach den Ver. Staaten, gab erst Privatunterricht in New York und Baltimore, wandte sich aber dann der Journalistik zu und arbeitete nacheinander an Zeitungen in St. Louis, Cleveland, Milwaukee, Chicago und Baltimore. Gegenwärtig ist er in der Redaktion der „Nationalzeitung“ zu Chicago. Seine zahlreichen Gedichte erschienen in verschiedenen Zeitungen.

### Unkraut vergeht nicht.

Im Spiele mit zwei Knaben  
Wuchs ich im Dorfe auf;  
Du breit war uns kein Graben,  
Du trüg' der Pferde Kauf.

Der Eine half bestellen  
Wald seines Vaters Feld,  
Und sah die Spiegelsellen  
fortziehen in die Welt.

Der Andre war von Adel  
Und wurde Kientenant,  
Und ohne Furcht und Ladel  
Dient' er dem Vaterland.

Ich aber zog von dannen  
Auf die Akademie;  
Was die Gelehrten fannen,  
Mich kümmerte es nie.

So lebte in drei Sphären  
Das Kleeblatt nun getrennt,  
Und ohne Abschiedsjahren  
Sang unser Bund zu End'.

Da zog durch's Land ein Brausen,  
Ein Ruf wie Donnerhall,  
Ein Rauschen und ein Sausen,  
Der Kriegsdrummete Schall.

Der Heut' nant schließ den Degen,  
Der Van' verließ die Sur  
Und ihren Erntesegen,  
Ich — Kneipe und Mensur.

So zogen wir zum Kriege  
für's Vaterland hinaus,  
Und mit dem schönsten Siege  
Gekrönt ward jeder Strauß.

Doch als die Siegerfähren  
Zur Heimath zogen ein,  
Bin ich in's Dorf gefahren  
Allein nur von den Drei'n.

Sie waren beid' gefallen  
Im Kampf für's Vaterland;  
In Hütt' und Schlosses Hallen  
Man Todtenkränze band.

Ich aber sagi' den Leuten:  
„Daß ihr mich wiederseht,  
Das ist gar leicht zu deuten,  
Da — Unkraut nicht vergeht.“

### Um Michigan-See.

Auf dem Wasser schwimmen Schollen  
Dünnen Eises, weiß von Schnee;  
Kleine blaue Wellen rollen,  
Künftig plätschernd, auf dem See.

Und ich sah die Schollen treiben  
Eisig vor des Südens Wind;  
Dacht' bei mir: wo sie nur bleiben,  
Wenn sie mir entschwunden sind?

Grübelnd über solche Fragen,  
Stand ich an des Liers Word,  
Sah den Süd die Schollen jagen  
Weiter stets nach Norden fort.

Doch nicht alle sind entronnen;  
Manche sank mitlammt dem Schnee,  
Vor der frühlingsmacht der Sonnen,  
Eise, langsam in den See.

Wächst du einst mit sanftem Sädeln,  
Frühling, meines Herzens Eis?  
Oder macht mit ihrem Lächeln  
Mir Frau Sonne etwas weis?

### Unruhe.

Wie ruhig und still die Sommernacht  
Hier an des Meeres Strand;  
Die Wellen rollen sanft und sacht,  
Wie spielend, an das Land.  
Kings Ande; nur von hoher See  
Rauscht's dumpf und hohl daher,  
Grad so, als ob's das tiefe Weh  
In meinem Herzen wär'.

Und reger rührt sich nun der Wind,  
Kandemwärts weht es süß;  
Vor'm feuchten Hauche weicht geschwind  
Die Luft, so schwer und schwül. —  
Ich bin allein, so ganz allein,  
Hier in der Nacht am Strand  
Und hör' der Wogen lange Reih'n  
Heraushen auf dem Sand.

Die schöne Nacht, so still und mild,  
Sympathisch für das Herz,  
Verwischt des Lebens wirres Bild  
Und mildert allen Schmerz.  
Das Sternenhier in blauer Höh'  
Scheint wieder aus der Fluth,  
Und nach dem Mond sehnt sich die See  
In heißer Liebesgluth.

Nach mein Herz sehnt sich und verlangt  
Vergebens, wie die See,  
Die rauscht und schäumt und schwillt und schwankt  
In wildem Liebesweh.  
Und wenn die See, so tief und weit,  
Nicht Frieden finden kann,  
Wo fände Trost wohl für sein Leid  
Das kleine Herz alsdann?

Nicht Ruhe giebt's, wo Leben quillt,  
Wo immer es auch sei:  
Überall daselbe Bild,  
Dieselbe Kitanei!  
Zu Wasser und zu Land kein Ort,  
Wo ruhig das Herz dir schlägt;  
Das wird nicht still, als bis man's dort  
Zur ewigen Ruhe legt.

### Das deutsche Lied.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,  
Wie gleichst du doch dem deutschen Wald,

Wo still das Wunderblümlein blüht,  
Und wo es taufendstimmig schallt.  
Ja, in des Vaterlandes Hain  
Magst du, o Lied, geboren sein.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,  
Wie gleichst du doch an Zauberkraft  
Dem Wein, der in dem Glase glüht,  
Des deutschen Rheines Nebenlast.  
Ja, nur der Wein vom deutschen Rheine  
Mag mit dir zu vergleichen sein.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,  
Wie schnell erobert'st du die Welt!  
Dem deutschen Schwert im ersten Glief  
Hast du dich mutig beigelegt.  
Ja, wo das deutsche Schwert entfahet,  
Erschollst auch du, o deutsches Lied.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,  
Wie klingst du heimathlich und trant,  
Wo in des Urwaldes Gebiet  
Der Deutsche seine Hütte baut.  
Ja, wo die Pflugschar suchen zieht,  
Ertönt auch du, mein deutsches Lied.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,  
Wie klingst du doch von Herz zu Herz,  
Wo Freude und Begeisterung glüht,  
Wo Trauer herrscht und stiller Schmerz.  
Ja, du befreist von Druck und Zwang  
Die deutsche Brust, mein deutscher Sang.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,  
Du wirst nie alt, bleibst immer jung;  
Du bist das deutsche Volksgemüth,  
Voll Utkraft und Begeisterung.  
Ja, wo das deutsche Lied erschallt,  
Da wird das deutsche Herz nicht alt.

## Georg Juraschek.

Geboren am 13. Oktober 1855 zu Grünberg, kam er 1885 nach New York, wo er als Ueber-  
setzer thätig war. Gegenwärtig redigiert er eine tägliche Zeitung in New York.  
„Eiederbuch des christlichen Israeliten“, 1888.

### Nur eben jetzt.

Nur eben jetzt!

Das möchte denn etwa so lange sein,  
Als eine Welle blinkt im Sonnenschein,  
Als im April der Himmel klar und blau,  
Als hoch im Sommer kühler Morgenthau  
Die Gräber neigt.

Nur eben jetzt!

Das wäre denn vielleicht so lange kaum,  
Als unser Herz bethört ein sücht'ger Traum,  
Ein liebes Auge blinzelt geheimen Gruß,  
Als ein verlobten sücht'ger Abschiedsruß  
Die Lippen legt.

Und doch — verfehlt  
Die kurze Spanne solcher Seligkeit.

Uns im Moment nicht über Raum und Zeit?  
Vergang'ne Qual wie Zukunftsangen wie  
In diesem jitternd stimmen: Liebe mich  
Nur eben jetzt!

### Hüben und drüben.

Marmorbildern gleich, den reinen,  
Keusch umrankt von Scham und Sitte,  
Steht die Deutsche, die wir meinen,  
In des warmen Lebens Mitte.

Kühle Göttin, wie beständig  
Wir zu dir auch beten müssen,  
Selig, wem du wirst lebendig  
Unter ersten, heißen Küßen!

Bunte Falter, die im Schaufeln  
Ewig neuen Reiz gewinnen,  
Sehn wir u n f r e Mädchen gankeln,  
Saufeln sich zu Herz und Sinnen.

Eilen müßte sich der Knabe,  
Der das frei'ste Wesen finge;  
Bist als bloße Neujahrsgabe  
Doch der Kuß dem — Schmetterlinge.

Welche von den süßen Weiden  
Nun die Weisen wählen müßten,  
Will ich aber nicht entscheiden:  
Möchte, daß mich Weide küßten!

## Karl Reuter Kerger.

Am 26. Januar 1864 zu Wiedenbrück in Westfalen geboren, als Kind armer Eltern, erlebte er eine schwere Jugendzeit und konnte bloß eine ländliche Elementarschule besuchen; bald mußte er sich selbst erhalten, arbeitete in einem Kohlenbergwerk bei Dortmund, dann in einem Stahlwerk, kam 1885 mittellos nach New Orleans, arbeitete auf Plantagen und wanderte 1888 nach Californien. Hier wurde er infolge eines Unglücksfalles in einer Mine arbeitsunfähig, begann die Lücken seiner mangelhaften Schulbildung auszufüllen und versuchte sich in Poesie und Prosa. Da er ein nicht unbedeutendes Talent entwickelte, gelang es ihm, Mitarbeiter von Blättern wie die „N. Y. Staatszeitung“, das „Velletristische Journal“ u. s. w. zu werden. Er lebt jetzt in New York, mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

### Schmetterlinge.

Auf dem Felde sah ich Knaben,  
Die nach Schmetterlingen haschten,  
Welche aus den Blumenfeldern  
Süßen Duft und Honig naschten.

Manchen bunten Falter sah ich  
Arglos sich im Netze fangen,  
Um als Schmuckstück einer Sammlung  
Unterm Glase bald zu prangen.

Meistens aber lassen fangen  
Nur die Selben sich und fangen,  
Jene, die in goldverbrämten,  
Dunkeln Sammetflügel strahlen,

Nähern sich dem Netz im Fluge,  
Um den Knaben nur zu netzen,  
Und entfattern dann zum blauen  
Himmel über Strauch und Hecken.

Ich auch theil' das Loos der Knaben,  
Wenn ich Phantasiegehaltn  
Und Gedanken in dem Netzwerk  
Blatter Derselbst fest will halten.

Unbedeutende Gedanken  
Bring' ich leichter schon im Reime,  
Doch die schönsten, sie entfattern  
Ungebannt in's Land der Träume.

### M u s i k .

Hast niemals du gefühlt bei jenen Lauten,  
Die unter eines Meisters Hand erklangen,  
Die aus der Brust, der Lunsbefesteln, drangen,  
Daß Götter ein Geheimniß dir vertrauten?

War's nicht, als ob sich schön're Welten bauten  
Vor deinem Blick, worin die Engel sangen,  
Die Welten, die in Tagen längst vergangen  
In frommen Träumen deine Augen schauten?

War's nicht, als ob auf dieser Töne Schwingen  
Die Seele deinem Körper sei entflohn,  
Den seltsam kalte Schauer nun durchdringen?

Als hündest du vor einer Gottheit Thron  
Und hörtest Himmelsharmonien klingen,  
Der Auserwählten schönster, ew'ger Lohn?

## Im Dome.

### I.

Schon lang' ist's her, als ich zum ersten Male  
Nach Köln zum „heil'gen“ Dome durst wallen.  
Im Aethermeer der Thürme Stein-Korallen  
Erhoben sich im Abendsonnenstrahle.

Doch herrliche Dämm' rung schon in dem Portale;  
Gespenzig durch die weiten, öden Hallen  
Hör' ich das Echo meiner Tritte schallen.  
Ein Flämmchen brannte trüb' in goldner Schale.

Ein Vöglein suchte mit geklammten Schwingen,  
Wo durch das Fenster matte Schimmer drangen,  
Vergebens sich die Freiheit zu erringen.

Ihm gleicht die Seele, glaubenswahnungsangen,  
Der nie der Flug zur Freiheit wird gelingen,  
Wo hehr der Wahrheit klare Sonnen prangen.

### II.

Der letzte Schein vom Abendsonnenstrahle  
Umhaucht des hohen Wald-Dom's grüne Wogen.  
Ein süßes Duftsen und ein lindes Wogen  
Strömt durch die Blüthenranken der Portale.

Ein weißer Schleier hebt sich rings im Chale,  
Und leise kommt die milde Nacht gezogen.  
Zur Ruh' auf heimathlichen Aß geflogen,  
Die Nachtigallen singen im Chorale.

Ur hier, in diesen weiten, grünen Hallen,  
Wo keine düstern Mauern sich erheben,  
Durch Weibrauchqualm nicht Priesterworte schallen:

Ur hier fühl' ich der wahren Gottheit Weben,  
Und süßen Frieden in die Brust mir fallen.  
Ur hier träumt sich die Seele em' ges Leben.

## Joseph Alexander. Seebaum.

Geboren den 7. August 1846 zu Warschau, kam er 1875 nach den Ver. Staaten und ließ sich in Chicago als Musiklehrer nieder. Gegenwärtig ist er ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

„Durcheinander“, auserwählte Humoresken und Satiren, Chicago 1891. „Lokal-Minanach“, 1887 - 1892. „Tamtam“, humoristisches Wochenblatt. Früher schrieb er auch humoristisch-satirische Gedichte für den „Puck“ unter dem Pseudonym „Laketree“.

## Carl Lorenz.

Er wurde am 31. März 1858 zu Stuttgart, Württemberg, geboren. In seinem 18ten Jahre und nachdem er in den höheren Schulen seiner Vaterstadt, sowie in einer Privatanstalt, ausgebildet worden war, bezog er sich nach Genf und später nach Paris, um seine sprachlichen Studien fortzusetzen. Im Herbst 1878 befand er sich in London und hielt sich daselbst bis zum April 1880 als Sprachlehrer auf. Wanderlust brachte ihn nach den Ver. Staaten, woselbst er zunächst seine Laufbahn als Lehrer fortsetzte, schließlich aber zum Journalismus überging.

„Welke Blätter“, lyrische Gedichte, New York 1886.

### Am Ohio.

In deinen Ufern liebe ich zu träumen,  
Die schlängelnd die Kentucky Hügel säumen;  
In deiner Wälder ernstgefärbten Schatten,  
Auf deinen reichgestifteten grünen Matten  
Hat die Natur ihr warmes Herz erschlossen  
Und ringsumher ihr süßhorn ausgegossen.  
Du bist mein Rhein aus fernerückten Tagen,

Mein Lied belebet dich mit neuen Sagen;  
Und wenn auf deiner Hügel Felsenhöhen  
Auch keine alten Ritterburgen stehen,  
Aumönet sie des fähnen Adlers Schrei,  
Und jener Felsen dort ist meine Korolet.

Am Ohio, am Ohio  
Tönt ein leises Lied;  
Von dem Fluß und seinen Bergen  
Ich nur ungern scheid.



Karl Knorh.

Am Ohio, am Ohio  
Wohnt ein schönes Kind;  
Seiner Augen dunkle Blicke  
Meine Sterne sind.

Am Ohio, am Ohio  
Kieß ich längst mein Herz;  
Mich begleitet in die ferne  
Stiller Sehnsuchtschmerz.

Am Ohio, am Ohio  
Sind' allein ich Ruh';  
Kächelt doch aus seinen Wellen  
Mir ihr Bildniß zu.

Ein mächt'ger Steinblock hängt in hohen Küsten,  
frei an der Felsenwand,  
Emporgehien aus tiefen, schwarzen Klüften,  
Man kennt ihn als den „Teufelsstand“.  
Hier liegt vor unsemr Mut das Thal des Flusses  
In seiner Frühlingsmorgen Pracht,  
Hier ströbt zuletzt des warmen Sonnentusses  
Blutrothe Gluth, im Arm der Nacht.  
Von diesem Felsen schaute ohne Zweifel,  
Als er sein dunkles Reich verließ,  
Von Schmerz zerrissen und durchwühlt, der Teufel  
In das verlorne Paradies.

Die Sonne sank, ein leichter Abendwind  
Durchwogte die Natur,  
Und lieblich hingestreck, lag unter uns  
Erbleichendes Gesicht.

Der Himmel sprühte, doch wie ein Alpdruck,  
Wiß- und donnererschwanger,  
Stieg berghoch herauf eine Wolkenwand  
Am fernen Horizont.

Des Abends purpurner Schein erblaßte  
In ein schmutziges Gelb,  
Das schwer sich senkte in des flusses Spiegel,  
Der schlängelnd dahinkroch.

Im Wald aber, der unseren Felsen erklimm,  
Kächelte noch zitternd,  
Zwischen den Blättern der Bäume, der letzte Strahl  
Den letzten Abschiedsfluß.

Wir saßen stumm ergriffen, Hand in Hand,  
Inmitten des Wüdes,  
Das ein Gebet der Welt, des Schöpfers Gottheit  
Glorreich verkündete.

### Genfer See.

Am alten Römerturme  
Spielt schläferig der See,  
Die Sterne scheinen trübe  
Aus nebeliger Höh'.

Ein Boot liegt träg am Strande,  
Sein Segel ist erschlafft;  
Es hat den braunen Schiffer  
Ein Seeweib weggerafft.

Er ruht nun still im Grunde,  
Sein Lieb sitzt bleich zu Haus  
Und weint um den Geliebten  
Die Neugelein sich aus.

Mir wird es weh' im Herzen,  
Denk' ich der Kleinen Noth;  
O wär' an seiner Stelle  
Ich doch, der Fischer, todt.

### V e r s c h m ä h t .

Des Mondes bleicher Strahl erglänzt  
Am leise träumenden Haine;  
Mich hat ein tiefer Schmerz erfaßt,  
Er treibt mich hinaus alleine.

Es hat dein dunkles Augenpaar  
Mir meinen Frieden unmadtet;  
Nie liebt' ein Weib ich mit der Gluth,  
Die du hast lächelnd verachtet.

Des flusses Tiefe mir erscheint  
Ein Bild in schmerzlosem Schlummer;  
Es winkt mir zu, es zieht mich an —  
Hinweg! mich tödlet der Kummer.

Karl Knorh.

T 1916 wie Knorh

Am 28. August 1841 zu Garbenheim (Göthe's Wahlheim) in Rheinpreußen geboren, besuchte er das Gymnasium zu Wehlar und wandte sich schon sehr früh philologischen Studien zu. Nachdem er einige Zeit in London zugebracht, kam er 1864 nach den Ver. Staaten, wo er zunächst vier Jahre lang Lehrer an der Schule des Seminarvereins zu Detroit, Mich., war, während welcher Zeit er die Sprache der Indianer studierte, was ihn später befähigte, selbst

Kongfellow auf einige sprachliche Verstöße in seinen Indianer-Epen aufmerksam zu machen. Von 1868—1871 bekleidete er eine Stelle als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Hochschule zu Oshkosh, Wis., und lehrte daselbst auch Latein und englische Literatur. Im Jahre 1871 siedelte er nach Cincinnati über, wo er die Leitung der deutschen Abtheilung des städtischen Lehrerseminars übernahm und 1874 auch den fünften Jahrgang des „Deutschen Pionier“ redigierte. Er ging dann nach Indianapolis, wo er die „Deutsche Zeitung“ redigierte, und von da ging er als Sprecher der „freien Gemeinde“ nach Johnstown, Pennsylvania, um von hier schließlich 1882 nach New York überzusiedeln. Nachdem er in einer Vorstadt der Metropole eine Sprecherstelle bekleidet, trat er 1886 auch von diesem Amt zurück und lebt jetzt in New York ganz seinen literarischen Studien und Arbeiten. Amozig ist der fruchtbarste deutsch-amerikanische Schriftsteller, wie aus nachstehender Liste seiner Schriften hervorgeht:

„Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer“, Jena 1871. „Aus dem Wigwam“, uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer, Leipzig 1880. „Amerikanische Skizzen“, Halle 1876. „Aus der transatlantischen Gesellschaft“, nordamerikanische Kulturbilder“, Leipzig 1882. „Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer“, Leipzig 1882. „Kapital und Arbeit in Amerika“, Zürich 1881. „Staat und Kirche in Amerika“, Gotha 1882. „Amerikanische Lebensbilder“, Skizzen und Tagebuchblätter, Zürich 1884. „Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten“, Wilhelm Lindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris“ und „Jeanette“, Zürich 1885. „Kongfellow“, eine literarhistorische Studie, Hamburg 1879. „An American Shakespeare Bibliography“, Boston 1876, 2. Auflage 1877, nicht vorrätig. „Shakespeare in Amerika“, literarhistorische Studie, Berlin 1882. „Amerikanische Gedichte der Neuzeit“, frei übertragen, Leipzig 1885. „Modern American Lyrics“, Leipzig 1880. „Zwei amerikanische Idyllen“, „Elizabeth“, von H. W. Kongfellow, und „Eingschneit“, von J. G. Whittier, übersetzt, Berlin 1879. „Kongfellow's „Hiawatha“,“ übersetzt, eingeleitet und erklärt, Jena 1872. „Kongfellow's „Evangeline“,“ übersetzt, Reclam's Universalbibliothek. „Kongfellow's „Brautwerbung des Miles Standish“,“ übersetzt, Reclam's Universalbibliothek. „Gedichte“, Reclam's Universalbibliothek. „Neue Gedichte“, Glarus 1884. „Humoristische Gedichte“, Baltimore 1877, zweite verbesserte Auflage, Glarus 1889. „Eieder und Romangen Altenglands“, Köthen 1872. „Schottische Balladen“, Halle 1875. „Epigramme“, Eyd 1877. „Neue Epigramme“, Zürich 1884. „Representative German Poems“, Ballad and Lyrical, German Text with English Translations, New York, 1885, 2. revidierte Auflage 1889. „Göthe und die Wertherzeit“, mit dem Anhang: Göthe in Amerika, Zürich 1885. „Irländische Märchen“, Zürich 1886. „Brook Farm und Margaret Fuller“, Vortrag, New York 1886 (Vorträge des gesellig-wissenschaftlichen Vereins No. 10). „Walt Whitman“, Vortrag, New York 1886 (Vorträge des gesellig-wissenschaftlichen Vereins No. 14). „Gustav Seyffarth“, Biographische Skizze, New York 1886. „The Life and Works of Gustav Seyffarth“, New York 1886. „Nokomis“, Fabeln und Märchen der nordamerikanischen Indianer, Zürich 1887. „Eieder aus der fremde“, freie Uebersetzungen, Glarus 1887. „Geschichte der nordamerikanischen Literatur“, zwei Bände, Berlin 1891. „Hamlet und Faust“, Zürich 1888. „Die deutschen Volkslieder und Märchen“, mit dem Anhang „Volkslieder aus Vorkshire“, Zürich 1889. Whitman's „Grashalme“, in Auswahl übersetzt, Zürich 1889. „Wie sich Jemand in seine Frau verliebt“, amerikanische Dorfgeschichte nach E. P. Roe, Leipzig 1889. „Amerikanische Kriminalgeschichten“, Wien 1890. „Rom in Amerika“, Zürich 1891. „Der amerikanische Sonntag“, Zürich 1891. „Eine Weltanschauung in Citaten“, Leipzig 1892. „Die christlich-kommunistische Kolonie der Kappisten in Pennsylvania“, Leipzig 1892.

Helgi und Sigrun.

Von des Schlosses Sinne schaute Sigelindens edler  
Sohn  
Und ihm war's, als ob von ferne Klänge kriegerischer Ton,  
Richtig! Denn auf Rappen ritten neun Walküren schnell  
daher,

Und die Luft erbebt' und branfte, wie das sturmgepeitschte  
Meer.

Swana bog sich zu ihm nieder, und die hehre Sigrun  
sprach:

„Nimm von mir ein Schwert, o Helgi, das da trifft mit  
jedem Schlag;

Eine Matter ist die Spize, Muth in seiner Klinge haust,  
Und den stärksten Schild zertrümmert's, wenn darauf es  
niederfaßt."

Helgi ward ein schmucker Ritter und besieg des Vaters  
- Thron;  
Wie die Ziegen vor den Wölfen, seine Feinde vor ihm  
flohn,  
Und von Riesen und von Drachen säubert' er das ganze  
Land,  
Und er ward der Hundstodtder ehrenvoll deshalb ge-  
nannt.

Einstens, als des Streitens Rufen Odin wieder ausge-  
stret,  
Und die Pflicht dem tapfern Helgi auch das Schwert zu  
ziehu gebent,  
Nahm er von der Gattin Abschied, sie vergoß der Thrä-  
nen viel,  
Und stürmt' eiligst drauf von dannen in das wilde Kampf-  
gewähl.

Bald jedoch traf ein die Kunde: Sigrun, du bist Wittwe  
seht,  
Ueber seinen Leichnam wird ein Heldendenkmal schon ge-  
setzt!  
„Sei verflucht, du Unglücksbote! Dir erlahme stets dein  
Pferd;  
Wenn das Schwert du ziehest, wünsch' ich, daß in deine  
Wentl es fähret!"

„Redet nicht verworren, Herrin“, Abends schonend  
sprach die Magd,  
„Denn ich sehe Todte reiten; hört, es braust die wilde  
Jagd!  
Odin öffnete den Hügel, Walhall's Helden gehn hervor,  
Und es singt mit Donnerstimme ihren Ruhm der Varden-  
chor.“

„Wie die Habichte und Adler, wenn die Kämpfe sich  
erneu'n,  
Und sie in der blauen Höhe Keiden wittern, daß sich  
freun,  
Also freu' ich mich, mein Helgi, daß in meinem Arm du  
liegst,  
Und den leichenthaubesprengeten Kopf an meine Wange  
schmiegst!"

„Nimmer mir, o Goldgeschmüchte, weine grimme  
Zähnen nach;  
Stärker sind der Helden Geister in der Nacht als an dem  
Tag;  
Blutig fällt mir jede Thräne auf die angstbeklomm'ne  
Brust;  
Kuhig sei, dir heut das Leben ja noch tausendfache Lust.“

„Mein, ich sing' kein Lied der Trauer, sing' kein Sterbe-  
lied, mein Schatz,  
Gönn' mir nur an deiner Seite, gönn' in deinem Arm  
mir Platz;  
Odin, schließe deinen Hügel, weiter rausche, Hgdrasil;  
Ich begleite meinen Edling in Walhalla's Kampf-  
gewähl!"

## Der Blutfelsen.

(Gallhornten.)

Eifrig die Tschumeias wieder sich im Potter-Thale  
rühren,  
Und aus allen Augen spricht es: neue Kriege will man  
führen.  
Kegt man wieder auf die Grenze das bekannte Kampfes-  
zeichen?  
Sollen nun der letzten Pomos Schädel in der Sonne  
bleichen?

Auf neutralem Grund der Tatus die Tschumeias sich  
berathen;  
Doch was giebt es, denn sie haben ja die Pomos einge-  
laden?  
Freundlich spricht man; neue Feinde gilt es aus dem  
Land zu jagen;  
Neue Feinde, die den Donner und den Blitz in Händen  
tragen.

Ja, ein Bündniß will man schließen nun zu allgemei-  
nem Wohle;  
Andre Zeiten sind gekommen, jeto heißt die Schlacht-  
parole:  
Tod dem frechen Blaggesichte, das der Nothen Land ver-  
heeret  
Und den Wald von Widpret säubert und den Fluß von  
Fischen leeret!

Kuhig saßen da die Pomos, hörten Alles, aber schwie-  
gen,  
Denn den Todesfeinden helfen, heißt sich selber neu be-  
siegen;  
Ohne Antwort fort sie zogen hin auf unbemerkten Pfa-  
den,  
Um die Pläne der Tschumeias allen Weigen zu verrathen.

Diese griffen zu den Waffen und in mitternäch'tger  
Stille  
Tönt' in der Tschumeias Dörfern Kriegsgeheul und  
Mordgebrülle;  
Pfeile schwirrten, Kugeln sausten, zuckend häuften sich die  
Todten,  
Und von einem Dorf zum andern zogen kämpfend sich die  
Nothen.

Von dem Gang des Todeskampfes gaben Feuerzäulen  
Kunde  
Und das Jammern und das Wimmern aus des Säuglings  
schwachem Munde.  
Scheu verbirgt der Mond sein Antlitz, jeder Stern erblaßt  
am Himmel,  
Und die finst're Nacht verschleiert das entsetzliche Ge-  
wimmel.

Als die frühen Morgenstrahlen ihren Gruß der Erde  
sandten,  
Sie noch vierzig rothe Krieger hoch auf kahlem Felsen  
sandten.  
Kächelnd blickten nun nach oben rings die Blaggesichter  
unten,  
Und ein jeder Blick verkündet' Tod den letzten rothen  
Hunden.



Gnade sei euch doch verlichen, daß die Todesart ihr wählet,  
Wollt ihr ihn durch eine Kugel aus der Büchse, die nie fehlet,  
Oder in den Abgrund springen von des Felsens höchsten Zinnen?  
Kurze Zeit doch, merk't's, ihr Mörder, lassen wir euch zum Besinnen!

Stumm die rothen Krieger standen, ohne Zittern, ohne Jagen;  
Keines Einz'gen Mund entströmte banges Seufzen oder Klagen;  
Ernst sie reichten sich die Hände und ein Todeslied sie sangen,  
Dessen Töne aus der Höhe wie von fernem Geistern klangen.

Und im nächsten Augenblicke bäumt ein formenloser Knäuel  
Sich in schauerlicher Tiefe, die verhüllt den blut'gen Greuel;  
Oben aber Blaugesichter jubeln laut zur Siegesfeier —  
Westwärts zieht der Stern des Reiches, folget ihm, ge-  
fräßig Geier!

### Ein merkwürdiger Kobold.

Es lebt ein Mann in unsrer Stadt,  
Der muß ein Satan sein;  
Kein Mensch ihn je gesehen hat,  
Vielleicht, da er zu klein.  
Er ist in unsrem Haus der Magd  
Und nur dem Sohn bekannt,  
Und wenn man nach dem Namen fragt,  
Wird „Niemand“ er genannt.

Er ist es, der mit Unbedacht  
Mir jedes Glas zerbricht,  
Und mit der Magd um Mitternacht  
Noch in der Küche spricht.  
Er weiß Bescheid im ganzen Haus,  
Zeigt oft im Keller sich;  
frag' ich, wer trank den Wein mir aus;  
Heißt's: „Niemand“ oder — ich!

Auch weiß der Unbekannte wohl  
Wo die Zigarren stehn,  
So oft ich mir nur eine hol',  
Holt er sich heimlich zeh.  
Rauchst du vielleicht, mein Knabe, schon?  
Gefieh' die Schaub'e ein!  
Wer ist der Dieb? Es klingt wie Hohn:  
Herr „Niemand“ muß es sein.

Mit einem nagelneuen Buch  
Ward er zur Schul' geführt,  
Und tücht'ger Schläge giebt's genug,  
Wenn er es je beschmiert.

Zerrissen kommt und steckenvoll  
Zu Haus er damit an;  
Und fragt man ihn — man wird fast toll —  
Herr „Niemand“ hat's gethan.

Wie stürmt er wild durch Wald und Flur,  
Bricht Hals und Beine noch;  
Bald ist die neue Hofe nur  
Ein eingesaßtes Loch.  
Trüb und verweint ist sein Gesicht;  
Kommt er nach Haus alsdann,  
Wie's Unglück kam, er weiß es nicht,  
Herr „Niemand“ hat's gethan.

Kauf' hent' nicht in der Stadt herum,  
Sonst giebt's kein Mittagsbrod!  
Man redet wäherlich sich noch stumm  
Und ärgert sich zu Tod!  
Er kommt zurück: Stirb oder sprich,  
Wer stieß dich in den Dreck?  
Herr „Niemand“ hat's gethan, nicht ich!  
Er sammelt leis vor Schreck.

Wer stieß das Tintenfaß mir um?  
Wer warf das Buch vom Tisch?  
Ich schlag' ihn wahrlich lahm und krumm,  
Sobald ich ihn erwisch'.  
Und frag' ich dann — Gott, hab' Geduld,  
Wenn aus der Haut ich stieg!  
Der „Niemand“ wahrlich trägt die Schuld,  
Wenn ich die Schwindsucht krieg'.

Hab's meinem Nachbar jüngst geklagt,  
Da lacht er schadenfroh,  
Und hat mir im Vertrau'n gesagt,  
Bei ihm ging's eben so.  
Herr „Niemand“ überall sich zeigt,  
Hindurch das ganze Jahr;  
Manch' Ding versteht sich nicht so leicht,  
Und dennoch ist es wahr.

### Anleitung zum Küffen.

Jedes Ding, sei's noch so einfach, immerhin braucht es Erfahrung,  
Und was uns die Meister lehren, dienet uns zur Zeit-  
ersparung;  
Jedes Ding, es will gelernt sein, sei es Singen, Lieben,  
Trinken,  
Oder sei es Verse schmieden, die nicht krachen und nicht hinken.

Sei doch still von solchen Dingen, solchen längst erschöpf-  
ten Themen!  
Ihr habt Recht, doch sagt woher man neue Stoffe stets  
soll nehmen?  
Halt, ich hab' es! Und auf dieses werd' ich mich be-  
schwären müssen,  
Komme her, verliebter Jüngling; denn ich lehr' die Kunst  
zu küffen.

Vor den Lippen alter Tanten strömet nie der rechte  
Regen,  
Nur am Kusse der Geschwister ist nicht immer viel ge-  
legen;  
Jeshalb speziell ich spreche von dem Kuß der ersten Liebe,  
Jener Zeit, von der man wünschet, daß sie ewig grünen  
bleibe.

Schwer die Kunst ist zu erlernen, wie man Perlen macht  
aus Kohlen,  
Schwerer ist die Kunst, von Lippen süße Himmelsluft zu  
holen;  
Darum horch' auf meine Lehre; zieh' den Ort erst in  
Betrachtung,  
Denn nicht überall versenkt man sich in göttliche Ver-  
schmachtung.

Auch die Zeit verdient Erwägung; küsse nur im Licht  
der Sterne;  
Jede andere Belichtung halt' gewissenhaft du ferne.  
Uebereil' dich nicht, thut' langsam, und gerath' nicht in  
Ekstase,  
Küß auch nicht auf Hals und Ohren, noch viel wen'ger  
auf die Nase.

Dein Gesicht sei hübsch gewaschen, Anmuth strahl' aus  
deinem Auge;  
Kein'ge zeitig deine Lippen von des Tabaks scharfer  
Jauche;  
Sieh auch Acht, daß sich kein Kauscher irgend im Gebüsch  
rege,  
Zwei sind genug zum Küssen, jeder Andre ist im Wege.

Herz an Herz ihr also ruhet, ihre Augen halb ge-  
schlossen;  
Sieh hinein, doch sei nicht eilig; schnell geküßt, ist halb  
genossen.  
Fasse Muth und neig' dich vorwärts, ihre Lippen sind  
schon offen,  
Laß sie deinen nur begegnen; gut gezielt, ist halb ge-  
troffen.

In ein Meer von Himmelsmonne seid ihr Weide hin-  
gesunken,  
Und die Erde und die Sterne taumeln um euch freude-  
trunken;  
Um der Liebe neuen Altar tauzen eure Nerren lose,  
Wie der leichtbeschwingte Sphir um die thaubeglänzte  
Rose.

Ihre Haarfrisur und Kleider laß dabei doch unversehrt,  
Darfst sie auch nicht stoßweis küssen, wie man Ochsen-  
frösche speeret.  
Weiter ist noch zu beachten, daß man vorher, eh' man  
küßet,  
Keinen Kümmel trinkt und auch nicht Zwiebeln oder  
Käse isset.

Also, lieber Jüngling, lernst du reiner Liebe Offen-  
barung;  
Jedes Ding, sei's noch so einfach, immerhin braucht es  
Erfahrung.  
Meine hast du hier; ich hoffe, daß sich als probat er-  
weist  
Ihre Kehre und daß Jeder mich dafür im Stillen preiset.

## Ca che!

Tiefes Leid bleicht deine Wange,  
Und dein Blut wird täglich trüber;  
Ruhig, Freund; wie alles Andre,  
Geht dein Leben auch vorüber.

Tausende belebter Körper  
Kreisen in dem Weltraume;  
Sie verschwinden und ihr Dasein  
Gleich nur einem kurzen Traume.

Gräm' dich nicht! der Dinge Kreislauf  
Kehrt sich nicht an deine Klage;  
Keines Menschen Denkerstirne  
Köht des Lebens schwarze Frage;

Keine Thrän' dem Gegenwärt'gen,  
Dem Vergang'nen und Zukünft'gen,  
Mer', am schnellsten naht der Erdquäl  
Schlag' dem lachenden Vernünft'gen!

## Chinesische Sprüche.

### I.

Trinkst du Wasser nur und hältst du  
Keinen Wein im Haus,  
Ob er billig oder theuer,  
Macht dann wenig aus.

Creid dich nie ein schwer Verhängniß  
In des Nachbars Haus;  
Ob nun gut, ob schlecht die Menschen,  
Macht dir wenig aus.

### II.

Starke Medizin, sie mündet  
Selten, doch sie stillt den Schmerz;  
Mancher Rath verletzt die Ohren,  
Doch er rettet unser Herz.

### III.

Wie von deiner Tugend, rede  
Von des Nachbars guten Seiten;  
Seiner Kaster denf', als müßtest  
Strafe du dafür erleiden.

### IV.

Wenn ein Wanderer in der Irre  
Plötzlich einem Freund begegnet,  
Ist's, als ob's nach langer Dürre  
Plötzlich stromweis niederregnet.

### V.

Wenn du den Kof anziehst,  
Denk' an den Weber dann;  
führst du das Brod zum Mund,  
Denk' an den Aekersmann.

### VI.

Wohnt auf dem Markte ein Armer, es kennet kein  
Mensch ihn; dem Reichen,  
flieht er in's tiefste Gebirg', folgen Verwandte fogleich.

VII.

Scharf sei und rücksichtslos streng, wenn du Gesehe  
mußt geben;  
Mußt du sie später vollziehn, gnädig und lieberoll sei.

VIII.

Such' am rechten Platz das Rechte  
Und du sparst dir viel Verdruß;  
Suche Fische nicht im Walde  
Und nicht Brennholz in dem Fluß.

IX.

Sollen Gold und Silber glänzen,  
Mußt du sie nur tüchtig reiden;  
Soll das Herz erstarren, dürfen  
Sorgen ihm nicht ferne bleiben.

X.

Hast du Geld im Beutel, kannst du  
Jedem einen Geist citieren;  
Hast du keins darin, so kannst du  
Keinen Sklaven kommandieren.

XI.

Fußlos sind die guten Chaten,  
Schlechte laufen wie die Hasen;  
Gute bleiben stets zu Hause,  
Schlechte eilen auf die Straßen.

XII.

Jüngling, suchst du Weisheit, merke:  
Eines Narren Wort nicht frommt;  
Wie das Elfenbein bekanntlich  
Nicht aus Kattenmäulern kommt.

XIII.

Singt ein Kobbied auf die Sonne!  
Doch nicht Jedermann vermag's,  
Dieben, Dirnen, Mördern, Nachten,  
Grauet's vor dem Licht des Tag's.

XIV.

Schnell ist der Donner des Feldstücks, doch schneller die  
menschliche Rede;  
Sprich einem Weibe in's Ohr, weilenweit hört du es  
bald.

Die drei Studenten.

(Zwei „Stikken en Grimlachjes academische Poezie van Piet  
Paultiens“.)

Daar waren eens zeven kikkertjes  
All in een gronne sloot,  
Toen kwam er een boer op klompen aan —  
En die trapde ze allemaal dood.“

Es waren einst drei Studenten,  
Drei Freunde in Kust und Noth,  
Die sprangen muthig in die Welt,  
Und die Welt — die trat sie todt.

\* Freudonnm für J. Querschnitt, Prediger in Schlesham.

Du Mädchen mit den Locken blond,  
Du mit dem sanften Blick,  
Erlaube, daß ein Kiedchen ich weih'  
Ihrem bitteren Geschick.

Erlaube, daß ein Kiedchen ich sing'  
Von ihrem Elend und Leid,  
Dem auch vielleicht dein Aenglein  
Eine Mitleidsthräne weicht.

Ihre jungen Herzen schlugen  
für Alles, was edel und rein,  
für Wahrheit, für Frauen, für Freiheit,  
für bairisch' Bier, für Wein.

Sie hätten gern ihre Häute  
Auf Schergenköpfen probiert  
Und jedem schönen Mädchen  
Ein süßes Küßchen entführt.

Es tönte donnernd ihr Singen  
Den kriechenden Heuchlern in's Ohr;  
Der Kirche gleich sangen sie lieblich  
In munterer Freunde Chor.

Ihre Wangen waren frisch und geröthet,  
Ihr Händedruck fest wie Stahl,  
Ihr Schnurrbart war stolz, ihr Haar gelockt,  
Ihr Fluch war genial.

Die besten englischen Kenner  
Sie hielten im Stalle nur,  
Und sogen reitend die Milch aus  
Den Brüsten der freien Natur.

Ideale, Geld, Eisch und Zigarren,  
Das hatten sie Alles gemein,  
Auch Glaube, Lieb', Hoffnung und Zweifel  
Und einen Keller mit Wein.

Von zehn Uhr bis elf Uhr ward Morgens  
Gebüffelt mit Fleiß und Verstand;  
Die Zeit zwischen elf Uhr und ein Uhr  
Auf der Kneipe beisammen sie fand.

Kaum war am Mittag die Verdauung  
Des weinreichen Essens vorbei,  
Kaum hatt' sie Kaffee wieder nüchtern,  
So saßen am Studiertisch die Drei.

Sie lasen und blätterten in Büchern  
Und oßten und tranken Thee.  
(Wenn's warm war, tranken sie Rheinwein,  
Wenn's kalt war, Punsch Brälé.)

Um zehn Uhr Abends erst wurde  
Ihr Fleiß bei Weydung \* belohnt,  
Von elf bis vier Uhr wurde  
Einträchtig die Kneipe bewohnt.

Sie sprachen dann tieffinnig  
Von deutscher Philosophie;  
Sie tranken zu Dritt aus der Flasche,  
Und Jeder trank für Drei.

\* Anflionable Gomborei in Teyden.

Und jedes süße Geheimniß,  
Das jedem das Herz tief bewegt,  
Das wurde von Allen freimüthig  
Einander zu süßen gelegt.

Und einer küßte zärtlich  
Von einer blauäugigen Maid,  
Die im Sommerkonzert er gesehen  
Und geliebet seit jener Zeit.

Wie, sagte er, sanft noch die Sonne  
Von Wollust so roth in den See,  
Als ich sie so freudig sah blicken  
Nach den Goldfischen von Courcè\*.

Noch niemals spielt' die Kapelle  
„Das Bild der Rose“ so brav,  
Als da mein Auge das Auge  
Jener bleichen Rose traf.

Ihr Blick — er ist unvergänglich,  
Erinnernd an Wiege und Sarg,  
Als ob er das Sangesgeheimniß  
Der Nachtigall in sich barg.

Seine Wangen glühten, als er dachte  
An den Nachtigallen-Gesang,  
Und lustig ertönte bei den Dreien  
Der Bläser munterer Klang.

Als einer nun sprach vom Scheiden,  
Da floß gar manche Thrän';  
Doch es glänzten gleich alle Augen,  
Als er sprach vom Wiedersehn.

Wie sie dann zusammen, wie vorher,  
Durchziehen die Straßen der Stadt  
Und singen dreistimmig das heil'ge,  
Erhab'ne Jo vivat!†

Wie einer den Festpalm dann singet,  
In die Hände sie nehmen das Glas  
Und singen dreistimmig das heil'ge  
Nostrorum sanitas!

Von den Leiden dieses Jahrhunderts  
Sprach auch einer offen und frei,  
Wie die ganze Weltgeschichte  
Nur e in Schrei der Verzweiflung sei;

Ein Verzweiflungsschrei nach Rache  
Für das, was mit Frechheit und Hohn  
Die Menschheit geknechtet und gefesselt  
Seit sechsßig Jahrhunderten schon.

\* Ein Zuhgarten in Venetien.

† Ter Metain eines in Holland viel gelungnenen Zauberen-  
liebes, dessen erster Vers also heißt:

„Jo vivat! Jo vivat!  
Nostrorum sanitas!  
Hoc est amoris poculum  
Doloris est antidotum!  
Jo vivat! Jo vivat!  
Nostrorum sanitas.“

Bald nahe der Tag des Gerichtes,  
Ja, schon künde sein Morgenroth  
Auf den schwindelnden Höhen der Berge  
Der Nacht der Kige den Tod.

Schon töne das Lied von dem Fallbeil,  
Das den Kopf der Tyranneri  
Vom faulen Rumpfe abschneidet:  
„Die verzüngten Völker sind frei!“

Seines seelenvollen Auges  
Blickstrahl zum Aufstand ruft,  
Und er hebt die drei ersten Finger  
Der rechten Hand in die Luft.

Und er schwört so schrecklich und ernsthaft,  
Daß sein Schwert das erste sei,  
Das auf dem Schlachtfeld des Geistes glänze  
Gegen Knechtschaft und Tyranneri.

Und da thaten sie all' ein Gelübde  
Und schwuren alle die Drei,  
Und es holte der Kellner zur Befestigung  
Drei Flaschen Champagner herbei.

Das waren drei brave Studenten,  
Drei Freunde in Luft und Noth,  
Sie sprangen muthig in die Welt,  
Und die Welt — die trat sie todt. —

Blondlockige Johanna,  
Erlaub' dem Barden gut,  
Daß, eh' sein Lied er weiter weint,  
Er an deinem Herzen ausruht;

Denn brechen will ihm das seine,  
Wenn all' des Guten er denkt,  
Was die ranke Woge des Lebens  
In ihrem Schooße ertönt.

Blondlockige Johanna,  
Erlaub' dem Sängler, daß er  
Deinen wogenden Busen umgebe  
Mit einem Thronenmeer.

Und dann hör' an, wie's so elend,  
So traurig ging den Drei'n,  
Die einst so ernsthaft schwuren  
Bei dem Champagner-Wein.

Der Eine reiste nach den Landen  
Der giftigen Schlangen ab,  
Er kämpfte mit Muth für die Wahrheit  
Und fand dort frühe sein Grab.

Wohl waren seine Hämste von Eisen  
Für Schwergenköpfe gut,  
Doch gegen giftige Schlangen  
Half ihm weder Stärke noch Muth.

Der Andre blieb zu Hause und war nicht  
Von Klapperschlangen bedroht;  
Er kämpft' gegen Rohheit und Dummheit  
Und fand einen langsamen Tod.

Kein frembländ'scher Dampyr sein Blut soff,  
Keine schleichende Schlange ihn stach;  
Doch es stellten giftige Kröten  
Seinem Leben heimlich nach.

Am Schlimmsten erging es dem Jüngsten,  
Dem Schwächsten von den Drei'n,  
Die einft so ernsthaft schwuren  
Bei dem Champagner-Wein.

Sie haben den armen Streiter  
So lange gequält und gewickt,  
Bis Alles, was schön war und edel,  
In seinem Herzen erstickt;

Bis er, des Kampfes müde,  
Die Hände sich binden ließ  
Und um des Friedens Willen  
Die Sache der Freiheit vertieß.

Und bald darauf war ein Nentchen  
Mit einer Frau sein Koos,  
Zwar war sie keine Schönheit, doch hieß es,  
Ihr Einkommen sei sehr groß.

Er kaufte zwölf weiße Cravatten  
Und bald hieß es weit und breit,  
Daß ein sündhafter Mensch sich befehret,  
Vorüber sich Jeder gestret.

Doch schien's, daß nach seiner Befehrung  
Nicht viele Freuden er fand,  
Denn das ruh'ge, zufriedene Kächeln  
Um seine Lippen verschwand.

Nur dann noch, wenn ein'n seiner Freunde  
Auf dem Schlachtfeld verbluten er sieht,  
Ein geheimnißvolles Kächeln  
Seine Lippen tranrig umzieht.

Ein Kächeln, das zeugt von Leiden,  
Von Leiden unendlich tief,  
Wer es lacht, der wünschet im Herzen  
Daß auch er den Heldentod schlief, —

Den schönen Tod seiner Freunde,  
Mit denen die Schlüsselstadt\*  
Noch einmal gern er durchzöge  
Weim Klang von Jo vivat.

### Ein einsames Kindergrab.

(Nach Geo. D. Vrentice.)

Nicht nach des Friedhofs heil'gem Grund,  
Wo Marmoräulen aufwärts ragen  
Und Weiden und Cypressen stehn,  
Hat man dich, armes Kind, getragen.  
So ruhest du nun ganz allein,  
Von keinem andern Grab umgeben;  
'S ist gut, doch deine Einsamkeit,  
Die macht mein tranrig Herz erbeben.

\* Linden.

'S ist unbekannt, woher du kamst  
Durch Wind und Wetter, Sturm und Regen;  
Wer weiß, in welche Wildniß zog  
Dein Esternpaar auf rauhen Wegen.  
Wir wissen nur, du warst zu schwach  
Für dieses Lebens steile Pfade;  
Von fremden Thränen still benetzt  
Ruht nun dein Staub in Gottes Gnade.

Wer weiß, wie viele Thränen doch  
Ans Mutterange dir gegolten,  
Als in dem dunklen, öden Grab  
Die Schollen auf dein Herz rollten!  
Wie seufzt' und weint' sie bitterlich,  
Der eine Hoffnung jäh vernichtet,  
Als auf den Grabeshügel sie  
Zum letztenmal den Blick gerichtet!

Wie es auch sei, schlaf wohl, mein Kind,  
Wo nimmer Erdenforgen drücken;  
Ein jeder Frühling wird dein Grab  
Mit Knospen und mit Blumen schmücken.  
Das Mondlicht und die Zweige sanft  
Umziehen dich mit heil'gem Schleier,  
Und Chan und Regen bringen auch  
Dir jährlich ihre Blumenfeier.

Ein Blümlein habe ich gepflanzt  
Auf deinen Staub; nun mußt ich wandern;  
Doll Trauern zieh' ich weiter fort,  
Wie vor mir es gethan die Andern.  
Fahr' wohl, fahr' ewig wohl! Wohin  
Auch immer mich das Schicksal treibt,  
Des fernem Westens Kindergrab  
Mir lebhaft vor der Seele bleibt.

### D a h i n.

(Nach John J. Voss.)

Ein mächtiger Riese einst erschien  
Mir in der Jugendzeit;  
„Ich bin“, sprach er, „mit Herz und Hand  
Zu deinem Dienst bereit.“

„Hol' aus der Erde mir das Gold,  
Die Perlen aus dem Meer.“  
Und aller Welten Schätze trug  
Er schleunigh zu mir her.

„Erbaue mir ein stolzes Schloß  
Am hohen Meeresstrand.“  
O Wunder, schon am nächsten Tag  
Es fertig vor mir stand!

„Gieb mir die engelgleiche Maid,  
Die meine Sehnsucht stillt;  
Ein jedes Land durchforsch' nach ihr“,  
Wald war mein Wunsch erfüllt.

„Man gib mir Wissen.“ In mein Schloß  
Da zogen eiligst ein  
Gelehrte aus der ganzen Welt  
Zum trauten Stellbischen.

„Man bring' mir Weisheit.“ Diesmal doch  
Mein Diener lange blieb.  
Die Jahre flohn; die Zeit indes  
Mit Träumen ich vertrieb.

Arm, hilflos, ohne Obdach fand  
Ich einen armen Greis;  
Er schlottete dahin gebückt,  
Sein Haar war silberweiß.

„Ich bringe Weisheit dir“, er sprach,  
„Bin lang' darnach gereist;  
Sieh' deinen Schloß-Erbauer hier!“  
Ich sah der Jugend Geißt.

### S c h n e e.

(Nach G. von Culeit.)

Mit breiten Flügeln über Berg und Thal  
Ein Niesenvogel schwebt am Firmamente;  
Er zaust und pflückt die weiße Brust sich fahl  
Und schüttelt Federfloken ohne Ende  
Hin auf die kalte, feuchte Erde nieder,  
Und läßt erharren seine kalten Glieder.

Hoch über allen Erdschranken läßt  
Der Dichter einsam seine Laute tönen;  
Es lauscht die Welt entzückt; ein solches Fest  
Wird selten nur zu Theil den Erdenföhnen.  
Süß ist sein Lied, doch bald ist es zerhoben,  
Hat er sein Leben doch hinein gemoben.

### Ein Ungläubiger.

(Nach Milton's. Savage.)

Was macht man mit dem Bösewicht?  
Sie rathen hin und her;  
Der Schlimmste ist er auf der Welt,  
Wenn wahr die Christenlehr'.

Verlacht hat er stets Adam's Fall,  
„Sagt, gläubiges Geschlecht,  
Wer gab in meinem Namen doch  
Zu sünd'gen ihm das Recht?“

Er sollte Buße thun, doch er  
Sanft und gelassen sprach:  
„Die Menschen liebe ich und thu'  
Mein Bestes jeden Tag!“

Sie sprachen vom Veröhnungstod  
Des Heilands, und so fort.  
„Man macht mich wahrlich besser nicht  
Durch eines Edlen Mord!“

„Es trügen Sinne und Vernunft,  
'S ist Alles Lug und Trug!  
Und trägt mein Lug, riß ich es aus,  
So handel' ich nicht Lug!“

„Zur Hölle,“ ungeduldig sie  
Nun sprachen, „gehst du ein!“  
„Wohin Vernunft und Pflicht mich führt,  
Soll' gern ich hintendrein!“

Es trägt manch' Buch; vom Schöpfer seh'  
Ich überall die Spur;  
Sein Wille herrscht in jeder Bruß,  
Und rings in der Natur.

Wenn nur ein Licht- und Liebesreiß  
Zu gründen mir gelingt,  
Dann fürchte ich die Zukunft nicht;  
Nichts Böses sie mir bringet.“

Was ist zu thun? Sie wissen's nicht.  
Ein jedes Kind ihn kannt,  
Und wenn's ihn auf der Straße sah,  
Küßt' schnell es ihm die Hand.

Nie ohne reiche Hilfe er  
Verließ der Armuth Haus,  
Mit offenen Händen streute er  
Stets seine Gaben aus.

Und Einer sprach: „Und ist er auch,  
So wie man sagt, kein Christ:  
Wer seinen Nächsten liebt, fürwahr  
Noch lang' kein Sünder ist!“

Wilhelm Müller.

† 1914 v. d. Koch

Geboren 1845 in Heppenheim an der Bergstraße im Großherzogthum Hessen, studierte er das Lehrfach, war Lehrer an der höheren Töchter Schule in Darmstadt, siedelte 1866 nach den Ver. Staaten über, leitete drei Jahre lang eine Schule in Indianapolis, wurde dann deutscher Oberlehrer einer der öffentlichen Schulen in Cincinnati, übernahm nach dem Tode Schenk's die Redaktion des „Puck“, mußte dieselbe indes wegen Kränklichkeit aufgeben und lebt gegenwärtig in New York, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigend.

„Schabiade“, Leben und Thaten des Fritz Schäbig. Eine erbauliche Historie in kurzen Reimen von Frater Jocundus, Milwaukeee 1877. „Im gelobten Lande“, deutsch-amerikanisches Volksstück. „Ein lateinischer Bauer“, ditto. „Am Wege gepflückt“, Gedichte, Clarus 1888.

### Der alten Heimath.

Ob ich dich liebe, Land der Eichen,  
Das mich mit seiner Kraft genährt?  
Die Zeit mag meinen Schädel bleichen,  
Doch, was mir deine Huld gewährt:  
Den freien Blick für alles Schöne,  
Die heiße Liebe zur Natur,  
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —  
Das stirbt mit meinem Herzen nur.

Ob du mir theuer, heil'ge Junge,  
Der ich im Mutterarm gelauscht,  
In welcher mich im Hedenfchwunge  
Der Vorzeit stolzer Sang umrauscht?  
Die Gluth des Hornes soll es lazen,  
Die lodend meinem Aug' entsprüht,  
Sobald ein feiger Wicht voll Zagen  
Dich in der Ferne schön verrieth.

Ob ich das reine Licht verehere,  
Dem deiner Sängers Lied entstammt,  
Und welches deiner Denker Lehre,  
Ein heller Gottesblitz, durchschlamm't? —  
Ihr habt im alten Heim gefunden  
Noch jüngst am Geist der Menschlichkeit,  
Den Lessing seinem Volk verkündigt, —  
Ihn — blieb er heilig alle Zeit.

Wie oft, wenn der Gemeinheit Wellen  
Im wilden Schwallö mich umrauscht,  
Hab' an der Dichtung Gnadenstellen  
Dem Wort des Heiles ich gelauscht!  
Da schwand der Groll, der mich verbittert,  
Und von der Erde Staub befreit,  
Fühlt' ich die Seele mir umwittert  
Vom Haupte der Auferstehung.

Und deiner sollt' ich je vergessen,  
Du Land, von Sagenlanz erhell't?  
Der jenen Tadel ausgemessen,  
Hat seinen Sprach im Horn gefällt.  
Hell strahlen uns des Westens Sterne  
Im Glanz der Freiheit ungetrübt, —  
Doch wer der Heimath in der Ferne  
Sich schämt — der hat sie nie geliebt!

Dein den!' ich immer, Land der Eichen,  
Das mich mit seiner Kraft genährt.  
Die Zeit mag meine Knochen bleichen,  
Doch was mir deine Huld gewährt:  
Den freien Blick für alles Schöne,  
Die heiße Liebe zur Natur,  
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —  
Das stirbt mit meinem Herzen nur!

### Die deutsche Sprache in Amerika.

„O seid nicht blind in thörichtem Vertrau'n,  
Das Ende naht, schon ist der Siab gebrochen!  
Die Sprache, die uns in der Heimath Gau'n  
Umläute, ward am längsten hier gesprochen.  
Und wenn der deutschen Stämme Wanderzug  
Der räum'gen Schiffe Bord nicht mehr befrachtet,  
Versinkt das Gut, das ihr voll Selbstbetrug  
Mit schweren Opfern zu erhalten trachtet.

„O darum widmet nicht mehr müß'gem Spiel  
Durch lange Jahre euer bestes Streben:  
Seht eurer Manneskraft ein würdig Ziel,  
Bevor die höchsten Preise sich vergeben.  
Und wolt ihr euch dem Dien'st Columbiens weihn,  
So thut es ganz — mit Herzen und mit Jungen,  
Dann zieht ihr in des Ruhmes Hallen ein,  
Dann wird der reichste Lohn von euch errungen!“

So schlägt der Klugheit Warnung an mein Ohr,  
Das sind der Goldgier lauernde Gedanken.  
Ich schau' mich um, kein Kämpfer tritt heroor,  
Da werf' ich kühn den Handschuh in die Schranken:  
So lang, ihr Zweifler, wird der Pilger Schaar  
Aus deutschen Gau'n die Schritte westwärts wenden,  
So lang noch vor der Freiheit Hochaltar  
Der Armuth und der Knechtschaft Qualen enden.

Drum laßt uns mit opfermüth'gem Sinn  
Im neuen Heim die Muttersprache pflegen,  
Und bringt sie uns nicht goddunen Gewinn,  
So wächst aus ihrer Kraft ein höh'rer Segen.  
Die Sprache fetter uns an jenes Land,  
Das unsern Vätern eine Gruft gewährte —  
In dem der Jugend Traum uns hold entschwand  
Und unser Sein der Mutter Blick verklärte.

Sie ist ein Zauberstab in kund'ger Hand,  
Mit dem wir reiche Geisteschätze heben;  
Die Kennte ist sie, deren heller Brand  
Eich'sche Wahrheitsfeinde läßt erbeben.  
Sie ist ein Vorn, in dessen klarer Gluth  
Wir uns nach mühevoller Arbeit härfen  
Und, wie einst Siegfried aus des Dracons Blut,  
Gesehigt steigen zu erhabnen Werken.

Die deutsche Sprache ist das heil'ge Band,  
Das mit den Kindern innig uns verketet,  
Und wahren treu wir dieses hohe Pfand,  
So ist der Jugend Herz für uns getretet.  
Das Schönste, was dem alten Heim entstammt,  
Die höchste Seligkeit, die ihr erfahren,  
Das heiligste Gefühl, das euch durchflammt,  
Im deutschen Wort nur könnt ihr's offenbaren.

Dem bleibt beim Kampf um eure Sprache wach,  
Um wenn sie je verlingt in diesen Breiten,  
Es soll sie nicht, ein wasserarmer Bach,  
Verliegend durch den Sand der Steppe gleiten. —  
Mein, wie der Fluß, der sich zum Strome fand,  
Noch lange zeigt des eignen Wesens Spuren,  
So tausche sie befruchtend im Verband  
Mit Albions Zunge lang noch durch die Fluren!

### November.

Der Nebel wogt in grauen Schichten  
Im Wiesenthal um Baum und Strauch,  
Und fliegend zieht durch dunkle Sichten  
Des Windes herblich kalter Hauch.

Von allen fangestroben Gärten  
Verlassen ist der Buchenhain,  
Und von des Ahorns tablen Ästen  
Klingt nur der Dohlen heißes Schrei'n.  
Doch manchmal sinkt auf Feld und Weiber  
Ein heller Tag und schmückt die Flur,  
Als grüße selbst im Wittwenkleider  
Noch freundlich lächelnd die Natur.

So sieht man oft der Freude Schimmer  
Auf einem Greifenanlig blühn,  
Eh' sich das Auge schliefert für immer —  
Des Lebens stilles Abendglühn.

### König Herjulfson.

Der Normannkönig Herjulfson  
Saß in der Väter Saale,  
Und Fußhelle mit dem alten Gorm  
Veim schäumenden Methspohale.  
Es klirrten die Würfel auf ebemern Schild,  
Der König rollte die Augen wild.

„Veim Odin!“ rief er, „das ist Pech,  
Nichts ist mir übrig geblieben.  
Heut' hab' ich Haus und Hof verspielt  
Bei dieser Luft' gen Sieben,  
Doch ging gleich der Vettel, der alternde fort,  
Noch liegt mein bewimpeltes Schiff in dem Port.“

„Das Kungern hab' ich herzlich satt.  
Flag' ich mit Ranenzeichen  
Meinen armen Kopf noch fürderbin,  
Wird's mein Gehirn erweichen.  
Das Gut ist verwirfelt, der Säckel ist leer,  
Drum treibt's mich nach Vreute hinaus auf das Meer.“

So sprach der König Herjulfson  
Zu Gorm, dem trozigen Hæcher,  
Und schlendert' ihm zum Abschiedsgruß  
An den Kopf den Würfelbecher.  
Dann wappnet er sich mit Schwert und mit Speer  
Und schreitet hinab an das wogende Meer.

Er steigt an seines Schiffes Bord  
Und läßt die Anker lichten;

Beseht nach Westen dem Steuermann  
Des Schiffes Schnabel zu richten.  
Eh' Gorm im Kaufch seine Wärenhaut sucht,  
Verschwimmt in dämmerner Ferne die Nacht.

Nördlich weih mit kräft'gem Hauch  
Die weißen Segel zu blähen;  
Vevor der Mond die Erde umkreist,  
Thät man eine Küste erspähen.  
Bald ankert das Schiff an dem fremden Strand,  
Der König setzt freudig den Fuß auf das Land.

„Veim Odin's Vart, die Seelust macht  
Mir trocken stets die Kehle.  
Für einen guten Tropfen verschieb  
Der Höll' ich jetzt meine Seele!“  
So lacht er und ruft: „Ist kein Gastwirth hier,  
Bei dem sich die Dürftenden laben am Bier?“

Da kriechen aus dem Boden empor  
Ein Mann und mehrere Weiber,  
Zwerghaften Wuchses und gelben Gesichts,  
In Pelz gehüllet die Keiber.  
Es reicht dir Fett' sie, der Sitte gemäß,  
Dem König den Thron im Wimpfingeläß.

Er kostet, dann tobt er: „Dies Hundeloch  
Venenut sich eine Schenke?  
Und dieses niederträcht'ge Gefäß  
Credenz! man hier als Getränke?  
Kommt, Mannen, und schiebt den verwünschten Strand,  
Ein Land, dem der Meth fehlt, ist gar kein Land!“

Sie fuhren südwärts dann im Schiff,  
Wis man am wald'gen Gestade  
Ein Häuflein rother Männer sah —  
Am Thorsdag war es gerade.  
Sie frühuten der Pfeife nach Landesgebrauch  
Und bliesen durch Nase und Obren den Rauch.

Entsetzt rief König Herjulfson:  
„Hier ist es nicht gebräuch!  
O Steuermann, bleib' fern' dem Strand,  
Die Kerle speien Feuer.  
Der Vrand, mit dem Odin die Rauchenden schlägt,  
Ist mehr, als ein nordischer König erträgt.“

„Das Land scheint prächtig — doch wollen wir  
Für's erste drauf verzichten;  
Ein andrer Stamm mit wen'ger Durst  
Mag hier die Wälder kochen.  
Und grünt erst der Hopfen im sonnigen Schlag,  
Dann, Recken, gehört den Germanen der Tag.“

„Zur Heimath lenkt jetzt wieder das Schiff!  
Ist Gorm am Leben geblieben,  
So kneiße ich bald mit dem wackeren Kumpan  
Und spiele lustig Sieben.  
Und sollt' er betrügen, so hau' ich ihn weich,  
Ein Koo, dem der Götter in Ufenheim gleich.“

So kam's, daß König Herjulfson  
Und seine trotzigen Mannen  
Des fernen Vinlands Küste sahn,  
Allein sie nicht gewannen.  
Und hätt' sie der Durst nicht vom Strande geschreckt,  
So hätten Germanen Columbia entdeckt.



## Die Erfindung der Raßgeige.

Herr Tubal Kain ein Gießschmied war,  
Den Hammer thät er schwingen,  
Doch seine Frau, die Potiphar,  
Die launt er nicht beywunnen.  
Wagt er ein einzig Wörtlein bloß,  
So fährt sie grimmig auf ihn los:  
„Rätsch, ratsche, Gannoph, ratatschan;  
Du Schelm, du Strolch, du Kudrian,  
Wirf's nie zu etwas bringen!“

Da sucht im Nebenjaß Herr Kain  
Sich Abends Trost als Weiser,  
Und macht ihn warm der alte Wein,  
Die Alte macht ihm heißer.  
Wenn sie ihn trifft beim vollen Krug,  
So jertet sie: „Du Liegenug,  
Rätsch, ratsche, Gannoph, ratatschan,  
Du Strolch, du Schelm, du Saufftanpan,  
Du lockrer Pöffeureißer.“

Der Hauf verdrückt Herrn Tubal sehr,  
Er schießt aus seiner Kammer;  
Er will erlösen sich im Meer  
Nebst seinem Schmiedehammer.  
Schon schießt er sich zum letzten Sprung,  
Da klingt es aus der Niederung:  
„Rätsch, ratsche, ratsche, ratatschan.“  
„Was?“ ruft er; „geht schon wieder an  
Das Getern und Gejammer?“

Behutsam schleicht er an den Strand  
Und forscht mit scharfem Blicke.  
Ein hohler Baumstamm liegt im Sand,  
Darauf sind Tau und Stricke  
fest aufgespannt von Rand zu Rand,  
Und greift hinein des Windes Hand,  
So hebt ein lautes Schnarren an,  
Als säß' mit Rätsche, ratatschan  
Ihm seine Frau im G'nicke.

Wie er das Wunder schaut, da blüht  
Es auf in seinen Zügen.  
Er nimmt sein Messer, schnitzt und schnitzt,  
Nis rings die Spähne fliegen.  
Und während er die Hände regt,  
Singt Tubal frisch und unentwegt:  
„Rätsch, ratsche, Gannoph, ratatschan,  
Mit deiner Herrschaft ist's gethan,  
O Weib, seht werd' ich siegen!“

Und stetig wächst der hohle Raum,  
Dünn werden rings die Wände;  
Zum Geigenfarge wird der Baum,  
Und an das ob're Ende,  
Damit die Hand es leicht erfäßt,  
Vesestigt Tubal einen Aß.  
Stroh schaut er dann sein Kunstwerk an,  
Und mächtig dröhnt es: Ratatschan!  
Wenn er es streicht behende.

Stolz trägt hierauf Herr Tubal Kain  
Den Raß nach seiner Klausen;  
Da grüßt mit Schelten und mit Schrei'n  
Sein Weib ihn vor dem Hause.  
Doch wie ihr erstes Wort erschallt,  
Reißt er die Stränge mit Gewalt:  
Rätsch, ratsche, ratsche, ratatschan,  
Vald ist die Alte lungenlahm,  
Er siedelt ohne Pause.

So wie sie anhebt mit Gebrumm,  
Streicht er den Raß behende,  
Da wird vor Gift die Alte stumm  
Nis an ihr sel'ges Ende.  
Vergnüglich trinkt Herr Tubal Kain  
Zum Vesperbrod nun seinen Wein,  
Und kommt ihn Kaugeweile an,  
Liebt er das Rätsche, ratatschan  
Auf seinem Instrumente.

Drum, wenn ein Weib euch quält und heßt,  
Daß euch die Pulse klopfen;  
Wenn sie mit Galle euch verseht  
Den allerbesten Tropfen:  
Dann lernet ans der alten Mär',  
Wie's Kain gehalten, der Hebrä'r,  
Und schafft euch einen Brummbaß an;  
Mit Rätsche, ratsche, ratatschan  
Könnt ihr den Mund ihr stopfen.

## Der deutsche Farmer.

Ich sah dich im Regen und Sonnenbrand,  
Im Kampf mit der Wildniß Gewalten,  
Die Steppen des Westens mit schwieliger Hand  
Zum blühenden Garten gestalten.  
Wo jagend der Numa durchstreichste das Moor,  
Da sproßte dir goldener Weigen empor.

Ich hörte vom laub'gen Dach überspannt  
Dich reden von heiligen Rechten,  
Und was du als laudere Wahrheit erkannt,  
Mit fernigen Worten verbeden;  
Und wenn deine Rede des Glanzes entbehrt,  
Nie fehlte ihr Kraft und der innere Werth.

Oft hast du im ärmlichen Werttagskleid  
Den Frevel am Frieden gerichtet  
Und redlichen Sinnes durch Augen Entschleid  
Den Hader der Römer geschlichtet;  
Und war auch der Römer Gesetz nicht zur Hand,  
Dir sagte, was Rechtens, dein klarer Verstand.

Und wie seine Vent der erzürnte Aar  
Vesreit vom verfolgenden Schwarme,  
So hast du gerettet aus Noth und Gefahr  
Die Deinen mit schützendem Arme.  
Und wann es die Nothbant zu jüchtigen galt,  
Erlag deiner Büchse die Art von Basalt.

Oft fragte ich staunend: „Ist dies der Mann,  
Den Armuth gen Westen getrieben,  
Der jagend des Elends erdrückendem Bann  
Entflohn mit den weinenden Lieben?  
Der Mann, der hier schaltet mit Wort und mit That,  
Im Kampfe ein Held und ein Weiser im Rath?“

Wohl bist du derselbe, doch stolz, wie der Baum  
Zum Himmel erhebt seine Krone,  
Wenn man ihn verpflanzt in sonnigen Raum  
Aus rauher, unwirthlicher Zone,  
So reiste der Freiheit erwärmender Schein,  
Was menschlich in dir und was edel und rein.

### Indianer Sommer.

Den Frühstern im vollen Haar,  
Erscheint vor uns das alte Jahr  
Und schiebt sich an zum Scheiden.  
Da strahlt im milden Glanz die Luft,  
Dem Moor entsteigt ein weicher Duft  
Und walt um graue Weiden.

Wie Frühroth glänzt der Buchenhain,  
Der Eichenforst wie Abendstein,  
Hell leuchten rings die Auen,  
Als sei der Herr im Farbenbrand  
Noch jetzt, wie einst im Morgenland,  
Dem Seherang' zu schauen.

## Hermann von Wahlde. 1917 v. d. Ksch

Geboren am 30. November 1846 zu Neuenkirchen in Oldenburg, absolvierte er das Lehrerseminar in Vechta, kam 1866 nach den Ver. Staaten, war erst Lehrer und Organist an verschiedenen katholischen Kirchen, dann von 1870 an Lehrer und Prinzipal einer öffentlichen Schule in Louisville, und bekleidet seit 1882 eine ähnliche Stelle in Cincinnati.

„H. von Wahlde's Gedichte“, Louisville 1878. „Natur und Heimath“, Gedichte, Cincinnati 1887.

### Das Kind hat keine Mutter mehr.

Zur Schule kommt ein Mädchen klein,  
Ich seh' sie frühlich nie;  
Wenn all' die Andern spiel'n im frei'n,  
Sind' ich im Zimmer sie.  
Jüngst fragt' ich sie, — sie schluchzte schwer:  
„Ich habe keine Mutter mehr!

„Sie war so gut, so sanft und mild  
Und hatte mich so lieb;  
Ich war vom höchsten Glück umhüllt,  
So lang sie bei mir blieb!  
Nun ist sie todt, das Haus so leer! —  
Ich habe keine Mutter mehr!

„Einst war ich krank, vergeß es nie,  
Da gab sie Manches mir  
Und wiegte mich auf ihrem Knie  
Und küßt' mich für und für!  
Wie anders, wenn nun krank ich wär! —  
Ich habe keine Mutter mehr!

„Mir träumte, daß jüngst Nachts ich sah  
Sie öffnen sanft die Thür;  
Im Sterbelleide stand sie da  
Und nickt' und winkte mir. —  
Dann war sie fort; — ich weinte sehr: —  
Ich habe keine Mutter mehr!“

Schau ich seitdem das Kind nun an,  
So wird mir weh zu Mutter;  
Ich denk' der eignen Mutter dann,  
Die mir war, ach, so gut! —  
Und müßt' ich's tadeln, 's sel mir schwer:  
Das Kind hat keine Mutter mehr!

### Zur Jubelfeier des Deutschthums in Amerika.

(Im October 1883.)

Wohlan denn, o Deutschthum, nun magst du ersehen  
Voll Kraft unter Jubelaccorden!  
Ich lieb' es, rings so dich gerüstet zu sehn  
Zum feste, das heut' dir geworden!  
So rege dich, Volk! — Daß da Keiner entweicht  
Und's Wort, das du liebst, von gewaltigem Werth,  
In drückender Sorge die frühliche Zeit,  
Die feier an herrlichen Orten!

Wie lang' ist es her, als zum ersten Mal hier  
Im Land, wo gefanden der Wilde,  
An düsterem Strom in des Urwalds Revier  
Ein Deutscher die Stirne sich kühlte  
Und's Wort, das du liebst, von gewaltigem Werth,  
Das Wort, das dich lächelnd die Mutter gelehrt,  
Zum ersten Mal Klang im Gesilde!

Der Heimath so ferne, gar arm in der Welt,  
O trauriges Loos das, o herbes!  
So erst unter Sorgen in waldigem Feld  
E r s c h i e ß e n den Quell des Erwerbes!  
Glückselig hoch, du Land, und du Mann, der du bau'st!  
Ein würdiges Völkchen, die richtige Gault:  
Mitgründer des künftigen Erbes!

Schon winket die Reb' und die stattliche Saat,  
Des Wirkens friedföndender Segen,  
Und emsig gelenkt in Gemächern das Rad,  
Das Schiff und die Spule sich regen!  
Da eilet der Führer, er ruft die Treu'n:  
Die Ersten, die's wagten, geführt im Verein  
für Sklaven ein Wort einzulegen!

Und willst in seitheriger Zeiten Gebiet  
Am Arm der Geschichte du wallen,  
Kings findest du Männer von deutschem Geblüt,  
Die, muthig und kräftig vor Allen,  
Am Pflug und am Herde, in Fried' und Gesecht  
für's Land und für Alles, was heilig und recht,  
In Ehre gekämpft, gefallen!

O riesiges Land du, wie schön liegt du da,  
Im Schmucke nach herrlichen Siegen!  
Gewaltig und frei, wie kein andres ich sah,  
Mit Quellen, die nimmer versiegen!  
Mit tobenden Strömen und blinkendem Erz  
Und Saaten, die, üppig und schlank allerwärts,  
Dem Meer bis zum Meere sich wiegen!

Dir gilt's, wo frohlockend in deinem Revier  
Du siehest ein Volk sich erheben,  
Ein Volk, das so lange gekand in dir,  
Manch' ehernen Schmachd dir gegeben!  
Ein Volk, das dich liebet in Glück und in Weh,  
Dir dienend, dich schützend — nun stärker als je —  
In nimmerermüdem Streben!

Dram heut', wie du strahlst in gesicherter Gault,  
O Deutschtum, in prächtigem Lichte!  
Veredelnd durch Blüthen des Wissens, der Kunst,  
Gegühmt in der Werke Berichte!  
Nicht mehr n a r g e d u l d e t, ein Fremdling, der irrt;  
Ein Volk, das da so sich darbret, das wird  
Vesühnt mit dem Schwert der Geschichte!

Du bist mit dem Lande zu innigst verwebt,  
Vereinet zu fest und zu lange!  
Da ist vor dem Pfeil mir, den tödtlich erhebt  
Der Unverstand, wahrlich nicht bange!  
Und siehst du die Männer in silbernem Haar?  
Der s c h ö n s t e Verein das, — die Beste fürwahr, —  
Der hob uns zu würdigem Range!

Wohlan denn, hier Aller zum Ruhm und Gewinn,  
Ihr lebt bis zu fernsten Tagen:  
Du Sprache, du Sitt, die Lust und der Sinn,  
Die wir mit herübergetragen!  
E r f l i n g e, du Wort, im Verkehr und im Lied,  
So lang' an den Strand hier in Ost, West und Süd  
Kings donnern die Wogen noch schlagen!

## Heimkehr eines Ausgewanderten.

Mein Heimatland, so fand ich denn dich wieder!  
Land, das mir redet von der Väter That!  
Ich grüße dich! Wie liegt du da so prächtig,  
So feierlich in deinem Frühlingssaat!  
Ich grüße dich! dich schönste Flur auf Erden!  
O wohl mir, daß ich wieder dich betrat!  
Daß wie als Kind auf langentbehrten Gründen,  
In deinem Schooß ich kann dich wiederfinden!

Und grünen will ich jede deiner Flächen!  
Dich, grüner Wald; dich, Feld, mit deiner Saat!  
Dich, Haus im Thal, das weist mir seinen Sichel,  
Und dich, o Teich, dem gern ich mich genah!  
Ich grüß' auch euch, ihr Wellen in dem Bache,  
Ihr Wiesen mit dem Blumen und dem Pfad!  
Und wabelst, selbst den Wurm in diesem Grunde,  
Kein Tadel, der ihn trifft aus meinem Munde!

O Heimatland, wie muß ich noch dich lieben!  
Wie muß' ich denken deiner, seit ich ging!  
Hier war's, an deinem Busen, wo mich küßte  
Zuerst der Mund der Jugend, die verging,  
Wo, reich im Glück' der Lust, vor'm Mutterauge  
Ich Kraft und Licht für Leib und Geist empfing,  
Und mir erlöste, nimmer zu verhallen,  
Das Lied der Lerchen und der Nachtigallen!

Hier lausch' ich einst dem Echo meiner Stimme,  
Ergöhte mich an eines Vogels Flug,  
Am Knall der Flinten und am Horn des Hirtens!  
Wie oft am Abhang, der 'ne Bache trug,  
Einst stand ich mit der Elster auf der Schulter  
Und schaut' in's Thal zum Vater hinter'm Pflug,  
Und überglücklich, in der Hand die Zügel,  
Auf unserm Schimmel ritt ich von dem Hügel!

Oft auch wir weilten, ich und meine Brüder,  
Auf jenen Wiesen, tranfen aus dem Bach  
Und schrieben am Geländer mit der Kreide  
Und suchten wieder unsers Ball im Hag!  
So haben wir in Lust uns da getummelt,  
Wis janzend, wenn gesunken war der Tag,  
Den Kranz im Arm, in unserm schlichten Kleide,  
Wir trieben heim die Kinder von der Weide!

Da ruft der Churm; — er sendet seine Grüße,  
Sein machtvoll Wort, das gern vernimmt mein Ohr!  
Ich kenne dich: fern hinter wald'gen Hügel  
Im Kranz von Linden hoch du ragst empor!  
Und du bist schön, du Haus mit deinen Wogen,  
Mit dem Altar, der Orgel und dem Chor! —  
Einst hab' auch ich, gefordert von dem Worte,  
Geöffnet facht in Ehrfurcht deine Pforte!

Geraume Zeit seither hab' ich verleben  
In fernem Heim, weil es die Schickung wollt',  
Dort, wo vor jungem Feld in würd'gem Loben,  
Fehr predigend ein Strom die Wogen rollt,  
Und unterm Sternennanner freier Völker  
Vererbung man Germanien's Söhne zollt!  
Dort lieb' ich's auch! — Reviere zweier Welten  
Wird bis zum Tode meine Liebe gelten!

Ich trete weiter durch die schmucken Auen,  
Der Pforte gilt's, dem Herde mich zu nah'n;  
Nicht mehr das Kind, ein Mann, der überschritten  
Nun bald die Mitte seiner Lebensbahn!

So komm' ich hier und fann auch nimmer finden  
Die Eine dort, die Vesten, die mich sah'n!  
O in mein Glück, ersehnt, mich zu erfreuen,  
Muß tränkend nun sich noch ein Kummer mischen!

## Heinrich H. Sief.

Geboren am 16. August 1849 in Lübeck, bildete er sich zum Lehrer aus, trat 1864 in New York in ein kaufmännisches Geschäft und zog später nach Cincinnati. Hier wurde er 1870 Lehrer, später Superintendent des Zeichenunterrichts; dann übernahm er in Chicago die Redaktion einer Fachzeitung, gründete hierauf eine deutsche Privatschule, und ist gegenwärtig Hilfsprinzipal an einer öffentlichen Schule in Cincinnati. Er veröffentlichte verschiedene deutsche und englische Vorträge; seine Gedichte erschienen im „Pionier“ und anderen Zeitungen.

### Das Lied, das meine Mutter sang.

Früh von der Heimath muß' ich wandern,  
Dem Elternhause lieb und traut;  
Mich trieb's von einem Ort zum andern,  
Ich hörte fremder Sprache Laut:  
Doch in des Lebens regem Treiben,  
Das seine Fesseln um mich schlang,  
Wird mir vor Allen theuer bleiben  
Das Lied, das meine Mutter sang!

Wenn ich als Kind, des Spiels müde,  
Mich wandte nach der Mutter Schooß,  
Und ich, beruhigt von dem Liede,  
An n sorglos meine Augen schloß,  
Dann fühl' ich wie die schlichte Weise  
Mir mächtig tief in's Herze drang:  
So wirkt kein Lied, ob laut, ob leise,  
Wie's Lied, das meine Mutter sang!

Kausch' ich seither im Geist dem Liede,  
Löst es mir jede herbe Pein,  
Und stille Wehmuth, tiefer Friede  
Zieht dann in meine Seele ein.  
Wie oft, wenn ich in träben Stunden  
Gekämpft mit Sorgen schwer und bang,  
Hab' Trost und Ruhe ich gefunden  
Im Lied, das meine Mutter sang!

So mög' es ferner mich umschweben  
Auf meines Daseins Wanderpfad,  
Bis einst das mühevollen Leben  
Den Abschluß hier gefunden hat.  
Schließ dann die Augen ich, die müden, —  
Kein Trauerdort, kein Glockenklang! —  
Singt mir als letztes Lied hienieden  
Das Lied, das meine Mutter sang!

### Das deutsche Gemüth.

Die ferne zieht mächtig den Deutschen hinaus,  
Das Eidenrund ist ihm ein heimisches Haus;  
Doch wo er auch pilgernd die Fremde durchzieht,  
Treu bleibt ihm, ein Führer, das deutsche Gemüth.

Es spürt jede Zone und jegliches Land  
Gar gerne des Deutschen thatkräftige Hand,  
Denn wo bei der Arbeit er redlich sich müht,  
Da paart sich dem Fleiße das deutsche Gemüth.

Es lönt seiner Sprache gewinnender Laut  
So kraftvoll, so biegsam und wieder so traut,  
So herrlich vom Adel des Ausdrucks durchglüht  
Umschwebend, behütend das deutsche Gemüth.

Wo Kindesherz innig dem Mutterlaut lauscht,  
Wo züchtige Minne das Liebeswort tauscht,  
Wo Treue im tapferen Mannesaug' spricht,  
Stets zeigt sich beim Deutschen das deutsche Gemüth.

Ob er der Natur Geheimnisse schaut,  
Und ob er dem Himmel sich gläubig vertrant,  
Ob stehend zum Schöpfer, ob dankend sein Lied,  
Es spiegelt sich treulich das deutsche Gemüth.

Und ob er mit Spaten und Hammer sich plagt,  
Und ob er in traulichen Kreisen tagt,  
Ob Leid oder Freude versammelt ihn sieht,  
Stets trägt in der Brust er ein deutsches Gemüth.

Und vollends beim frühlichen Becherklang,  
Wie wogelt und wallt da der deutsche Gefang  
Beim funkelnden Wein, wenn er perlet und sprüht,  
Da spradelt in Liedern das deutsche Gemüth.

In einsamer Hütte vom Urwald umtränzt,  
Im schimmernden Lichte der Weibnachtsbaum glänzt,  
Der Heimath gemahnend er grünet und blüht,  
Ihn pflanz' in die Fremde das deutsche Gemüth.

Doch recht, wenn im Leben die Sorge erwacht,  
Zeigt sich des Gemüthes bezwingende Macht:  
Die Wolfe, die finker den Himmel umzieht,  
Verfench am schnellsten das deutsche Gemüth.

So Deutsche, entfernt von des Vaterlands Schooß,  
Bestimmt euch ein schönes, erhabenes Loos  
Zu hegen, sei's immer im Nord oder Süd,  
Als herrlichstes Kleinod, das deutsche Gemüth.

### A m e r i k a ' s   S c h ä t z e .

Es ist dir viel zu Theil geworden,  
Mein herrlich Land Amerika;  
Dein Adler zieht vom eisgen Norden  
Zum sonnbeglänzten Florida;  
Dein sternbesä'tes Banner wehet  
In Maine und fern am „goldnen Thor“,  
Wo düst'rer Urwald sich erhöht  
Und wo die Palme ragt empör.

Kein ander' Land kennt solche Wunder,  
Wie sie umschließen dein Gebiet:  
Niag'ra's Wogensturz hinunter  
Mit Staunen unser Auge sieht.

Du läßt uns Berg' und Ströme finden,  
Den vielgepries'nen fremden gleich;  
Versteck' st gar in der Erde Rinden  
Ein zauberbrächtig feuerreich.

Dein Boden prangt in seltner Fülle, —  
Hier kränzt ihn der goldne Mais,  
Dort lohnt mit weißer, weicher Hülle  
Die Baumwolle des Pflanzers Fleiß.  
Der Erze reiche Schätze blinken  
In deines Schooßes dunkler Nacht,  
Und Trauben und Orangen winken  
Aus grünem Laub in süßer Pracht.

Doch was, vor solcher Pracht und Schöne,  
America, dich dauernd schmückt,  
Und deine Töchter, deine Söhne,  
Mit unschätzbarem Erb' beglückt: —  
Es ist das Gut, für das gezogen  
Einst Washington sein reines Schwert,  
Für das ein Grantlin Rath gepflogen  
Und Helden farben ehrenwerth.

Die Freiheit ist's in deinen Gauen,  
Dereinst erworben schwer durch Blut!  
Laß dankbar sie hinfür uns schauen,  
Bewahr' uns ihre trene Hüt!  
So mögen licht die Streifen winken,  
Wie sie der Väter Blick schon sah,  
Und nie ein Stern verdunkelt sinken  
Aus deinem Schild, Columbia!

## Wilhelm Alpers.

Geboren am 7. Juli 1851 zu Harburg an der Elbe, wurde er früh verwaist von Verwandten erzogen, besuchte das Gymnasium und dann die polytechnische Schule. Später studierte er in Göttingen erst Mathematik, dann Geschichte und Literatur, betheiligte sich 1870 am Feldzuge gegen Frankreich und wanderte 1871 nach Amerika aus. Nach manchen wechselvollen Erlebnissen wurde er Lehrer und dann Hilfsprinzipal in einer Schule in New York.

„Die Heldenbraut“, ein Gedicht aus dem amerikanischen Befreiungskriege, New York 1876.

### Aus „Die Heldenbraut“.

„O glaubt, das deutsche Land ist schön!  
Weit wogt die Saat in goldnen Wellen,  
Kings raucht der Wald auf Bergeshöhn,  
Von denen stolze Ströme quellen.  
Der Ströme schönster ist der Rhein,  
In dem auch meine Wiege stand,  
Durch üpp'ge Flur, durch Fels und Stein,  
Kauscht majestätisch er durch's Land;  
Und weinumranfte Berge ragen  
An seinem Ufer sonder Zahl,

Von denen tausend alte Sagen  
Und Lieder klingen in das Thal.  
Nicht fürchtet dort den jähen Tod  
Dem rothen Feind der fleiß'ge Mann;  
Doch ach! ein wild'rer Würger droht  
Von fester Zwingsburg, der Tyrann.  
Das Volk, das dort mit fleiß'gen Händen  
Um fargen Lohn frohmüthig schafft,  
Darf sein Geschick nicht selber wenden, —  
Die List nur herrscht und rohe Kraft.  
Von Waffen und Geleß geborgen,  
Thront der Tyrann, der streng gebeut;  
Nicht weiß der Vater, ob am Morgen  
Er sich der Seinen noch erfreut;

Der Jüngling nicht, ob er im Leben  
Der trauten Braut beim Abendgruß  
Licht auch den ewigleuchten Kuß,  
Den letzten Abschiedsgruß gegeben.  
Denn wenn der fürchten niedrer Neid  
Wild anloht zu gefähr'gen Gluthen,  
Muß brudermörderisch im Streit  
Das Volk für seine Herren bluten.  
Und um die Schmach noch ganz zu krönen,  
So bietet für ein Sündengeld,  
Ihm seiner niedern Lust zu fröhnen,  
Der Fürst uns an der ganzen Welt.  
So kam auch ich hierher als Knecht. —  
Drum urtheilt, kann ein edler Streben  
Nach Freiheit wohl und heil'gem Recht  
Je eines Mannes Brust durchbeben?“

Tief unten braust am Bergeshang  
Der Bach das Felsenbett entlang  
Und neigt der Weiden hängend Laub  
Mit seiner Wellen Demantstaub.  
Dabinter dehnt, ein Saatenmeer,  
Die weite Flur sich ährenschwer,  
Abwechselnd reibt in bunten Farben  
Sich feld an feld mit reichen Farben.  
Der Frösche nächt'ger Sang verhallt,  
Scheu barg das Wild sich schon im Wald,  
Es schwirrt in hellem Jubelchor  
Aus uiederm Nest die Kerbe vor;  
Schon grüßt den kaum ergrauten Tag  
Des Landmanns früher Sidelschlag.  
fern wie ein Riesenwall erheben  
Die Berge sich in blaue Luft,  
Und leichte Morgennebel schweben  
Gespensterhaft aus Thal und Schlucht,  
Bis hoch sie auf der Berge Finnen  
In blauer Morgenluft zerrinnen.  
Schon glänzt der ros'ge Morgenschein  
Verzgoldend um der felsen Grat,  
Und jubelnd dringt's in's Herz hinein:  
Die Sonn' erwacht, die Sonne naht.  
Schon spielt ihr Strahl im Morgenthau,  
Ihr erster Strahl, der jauchzend spricht:  
Erwachtet, goldne Flur und Au,  
Ich bringe Leben, Luft und Licht.

### Weihnachtsfeier.

Wenn scheu die jungen Keime sprießen  
Keim ersten, lauen Frühlingswehn,  
Wenn sich die Blüthen neu erschließen  
Und alle Blumen neu erhehn,  
Wenn bei dem Allmächt'lingen „Werde“  
Von Neuem lacht die weite Flur,  
Und aufsteht aus der starren Erde  
Die Hoffnung athmende Natur, —

Da ist's, wo jeder Keim nach oben  
Emporstrebt zu dem Sonnenlicht,  
Und lautes Jauchzen, lang umwoben,  
Aus jedem Herzen jubelnd bricht;  
Denn Alles athmet neues Leben;  
Und der Geschöpfe zahllos Heer,  
Sie hören's laut im Wusfen beben:  
„Vom Himmel hoch da kommt es her.“

Ja, hoch vom Himmel tönt es nieder  
Und tönt in jedem Herzen nach,  
In jedem Wusfen klingt es wieder  
Und ruft Lust und Liebe wach.  
Vom Himmel, ewig reich an Segen,  
Senkt sich der Sonne warmer Strahl,  
Vom Himmel sprüht der laue Regen  
Und fruchtet Berg und Wald und Thal.  
Und all die goldnen Sonnenstrahlen,  
Und jeder Regen, lind und lau,  
Und all die Sterne, sonder Zählen,  
Und jeder helle Tropfen Thau, —  
Ein jedes lebt nur, um zu preisen,  
Es athmet, dinstet um uns her  
In lautern stets und schöneru Weisen:  
„Wir bringen neue, gute Mär.“

Und nimmer kann die Mär verflingen  
Und nie zu Ende ist das Lied,  
Es will und muß zum Himmel dringen  
Die Liebe, die im Herzen glüht;  
Und glaubst du trauernd dich verloren,  
Und siehst um dich nur trübe Nacht,  
Glaub' nur, die Hoffnung ist geboren,  
Die auch auf deinem Pfade lacht.  
Schon naht der Lenz mit Jubelchören,  
Du ahnst ihn, doch du siehst ihn nicht;  
Er singt ein Lied aus höhern Sphären,  
Er singt vom reinen Himmelslicht.  
Drum hoffe, will dein Herz auch springen,  
Du nahest dich endlich deinem Ziel,  
Schließ auf dein Herz und hör' es flingen:  
„Der guten Mär bring' ich so viel.“

Das ist das ewig neue Leben,  
Das ist das ewig junge Licht,  
Das uns vom Himmel wird gegeben,  
O Rieh vor diesem Leben nicht!  
Das ist der Liebe zages Ahnen,  
Das ist der Hoffnung goldner Stern,  
Schließ auf dein Herz! In schöneru Bahnen  
folgt es dem Klang des Liedes gern.  
Und willst du dich zum Himmel schwingen,  
So lausch auf dieses Liedes Klang,  
Laß es im Wusfen wiederklingen  
Und folge deines Herzens Drang.  
Drum weil mir der Gesang gegeben,  
So schweig ich nimmer, nimmer still,  
Der Liebe Lied, das ist mein Leben,  
„Daron ich sing' u und sagen will.“

## Carl Theodor Eben.

Geboren 1856 zu Ravensburg in Württemberg, kam er 1855 nach den Ver. Staaten, ließ sich nach mehrjährigen Reisen im Süden 1860 in Philadelphia als Literat und Sprachlehrer nieder, siedelte 1874 nach New York über, war ein Jahr lang in der Redaktion des Sonntagsblattes der „N. Y. Staatszeitung“ thätig und lebt gegenwärtig als Sprachlehrer in Brooklyn. Seine Gedichte erschienen in deutsch-amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften. Einen verdienten Ruf hat er sich erworben durch seine meisterhaften Uebersetzungen englischer Dichtungswerke; so hat er unstreitig die beste Uebersetzung von Poe's „Raven“ geliefert.

„Grammatik der englischen Sprache“, Philadelphia 1868. „Der Rabe“, Gedicht von Edgar Allen Poe, mit biographischer Skizze, Philadelphia 1869. „Locksley Hall“, von Alfred Tennyson, metrisch übersetzt, Philadelphia 1871. „Vier amerikanische Gedichte“, Philadelphia 1864. ferner Uebersetzungen mehrerer englischer Romane in Zeitschriften. „Der Sprachmeister“, New York 1890.

### Gedenke mein!

Gedenke du mein, wenn Aurora am Morgen  
 Erhöhet der Sonne die Pforte erschließt;  
 Gedenke du mein, wenn nach Mitten und Sorgen  
 Die Nacht dich im Schleier der Sterne begrüßt!  
 Wenn Freuden dich fröhlich wie Länze umschweben,  
 Wenn Leiden gleich Dornen die Kränze durchweben,  
 Mit Weiden dahin fließt im Kenze dein Leben,  
 Gedenke du mein!

Gedenke du mein, wenn im trauten Vereine  
 Der Freunde die Stunde um Stunde verstreicht!  
 Gedenke du mein, wenn betrübt und alleine  
 Du weinst und langsam die Zeit dir entschleicht!  
 Wenn ferne du wandelst vom wilden Gerümmel,  
 Wenn gerne du ausblickst zum milden Gewimmel  
 Der Sterne mit ihren Gebilden am Himmel,  
 Gedenke du mein!

### Vergänglichlichkeit.

Blüthen, die der Mai gegeben,  
 Wellen hin und werden Staub.  
 Jedes sehnsuchtsvolle Streben  
 findet Ruhe, jedes Leben  
 Wird einst der Verwesung Raub.

Staaten blühen auf und schwinden  
 Nach des Schicksals ew'gem Rath.  
 Jede Größe, die wir finden,  
 Alles, was wir je ergründen,  
 Wird des Wechsels eh'ne Saat.

Aber überm Strom der Zeiten  
 Herrscht ein ewig großer Geist,  
 Der der Menschheit ratlos Gleiten,  
 Ihrer Thaten sinnig Deuten,  
 Klo's Griffeln überweist.

### Ruhm und Liebe.

Die Göttin rief vom Heiligthume:  
 „Ein Wunsch, o Sterblicher, sei dein!  
 Verlangt dein Herz nach ir'd'schem Ruhme?  
 Wie, oder soll's die Liebe sein?“

„Und kann ich beide nicht erringen“,  
 Sprach ich, „so sei die Liebe mein!  
 Es nennt nach redlichem Vollbringen  
 Den Ruhm im Tod der Edle sein.“

### Uzrahel.

Sei mir willkommen tausendmal,  
 Uzrahel!  
 Mit deinem Antlit, bleich und fahl,  
 Uzrahel, o Uzrahel!  
 Verhaßt ist mir dies Jammerthal,  
 Wo Gram mir nur und Seelenqual  
 Und Leiden blühen ohne Zahl,  
 Uzrahel!  
 Wo längst mir schwand der Hoffnung Strahl,  
 Uzrahel, o Uzrahel!

Gar oft in stiller Mitternacht,  
 Uzrahel!  
 Hab' sehnsuchtsvoll ich dein gedacht,  
 Uzrahel, o Uzrahel!  
 Gar oftmals, wenn des Kammer's Macht  
 Fast zur Verweisung mich gebracht,  
 Sah ich dein Bild mir nahen lacht,  
 Uzrahel!  
 Und fühl' mein Herz in Gluth entzacht,  
 Uzrahel, o Uzrahel!

Dabin ist meiner Jugend Traum,  
 Uzrahel!  
 Zerstoßen wie im Wind der flamm,  
 Uzrahel, o Uzrahel!

Verwittet, gleich dem dürrn Baum,  
Der trauernd steht am Wiefensaum,  
Kenn' ich mich jeho selber kaum,  
Ayzabel!  
Und leer ist meines Herzens Raum,  
Ayzabel, o Ayzabel!

Du nahnst hinfort die Freude mir,  
Ayzabel!  
Die mich dereinst umkreiste hier,  
Ayzabel, o Ayzabel!  
In ihrer Jugend Kraft und Hier  
folgt' einer nach dem andern dir,  
Ich sah sie liegen hart und stier,  
Ayzabel!  
Und ich verging vor Trauer schier,  
Ayzabel, o Ayzabel!

Auch sie, die einst mein Herz erfüllte,  
Ayzabel!  
Ruht längst von Grabesnacht umhüllt,  
Ayzabel, o Ayzabel!  
Noch seh ich ihr geliebtes Bild,  
So sanft, so süß, so engelsmild, —  
Wie braust in mir das Blut so wild,  
Ayzabel!  
Von Sehnsucht heiß und ungefüllt,  
Ayzabel, o Ayzabel!

Und Alles, was in schön'rer Zeit,  
Ayzabel!

Mein hoffnungsahnend Herz erfreut,  
Ayzabel, o Ayzabel!  
Es wied von rauhem Sturm zerstreut,  
Und einsam, freudlos lausch ich heut'  
Dem Kenzesjubil weit und breit,  
Ayzabel!  
Mir klingt's wie dumpfes Grabgeläut,  
Ayzabel, o Ayzabel!

Umsonst mein Herz nach Lind'ring ruft,  
Ayzabel!  
Mein Wort verballet in der Luft,  
Ayzabel, o Ayzabel!  
Vom Jenwärts trennt mich eine Kluft,  
Die Erde dünkt mich eine Gruft,  
Und selbst der Frühlingsblüthen Duft,  
Ayzabel!  
Erscheint mir fast wie Moderduft,  
Ayzabel, o Ayzabel!

So reich' denn liebend mir die Hand,  
Ayzabel!  
Du Voté aus dem Schattenland,  
Ayzabel, o Ayzabel!  
Vom dunkeln Hades hergestaust,  
Im milden, friedlichen Gewand  
Nahst du, die Fackel umgewandt,  
Ayzabel!  
Wohlauf, zur Reife nach dem Strand,  
Ayzabel!  
Nach des Avernus stillem Strand,  
Ayzabel, o Ayzabel!

## Georg Herrmann.

Geboren 1840 in Württemberg, widmete er sich dem Lehrfach, wurde 1862 Lehrer am Pädagogium in Eßlingen, kam 1867 nach den Ver. Staaten, und zwar nach Detroit, wo er seit neun Jahren die Direktorstelle der deutsch-amerikanischen Seminarhochschule bekleidet. Außer seinen Gedichten schrieb er namentlich auch Musik, wovon sein auf zwei Sängereisen zur Aufführung gekommenes größeres Werk „Hoch Columbia“ und seine „Schillerfeier“ Zeugniß ablegen.

„Lyrische Blätter“, Stuttgart. „Strategie der Liebe“, Lustspiel in drei Akten, Detroit 1891. Gedichte in verschiedenen Zeitungen.

### Das Firmament.

Die weisen Griechen, unfre lieben Alten,  
Schon ordneten vor Tausenden von Jahren  
Der lichten Sterne unzählbare Schaaren  
In liebevollen, freundlichen Gestalten.

Wer fühlte hier nicht sinn'gen Geistes Walten,  
Sieht Götter er auf „Himmelswagen“ fahren?

Wem sich erschließen nicht der wunderbaren,  
Erhabnen Phantasie geheimte Falten!

Noch ziehn dieselben lieblichen Gebilde  
Wie damals an dem weiten Himmelsbogen,  
In stetem Wechsel auf- und niedersteigend.

Noch schaut der weise Seher wie der Wilde,  
Wenn fern im Osten sie heraufgezogen,  
Zu ihnen auf, andächtig-fromm und schweigend.



### Der Brief.

E See sei fei Herzle,  
Mei Schatz schrieb an mi,  
Und driiu schwimm e Fische,  
Und 's Fische sei i.

Mei Schatz hat mir g'schriebe,  
Sei Herz sei e Baum,  
Drauf sitz' i als Vögele  
Ganze Nächt' lang im Traum.

Ganze Nächt' lang auf'n Bäumele,  
Ganze Tag' lang im See,  
Kei Wunder, daß die Liebe  
Thut dem Herz oft so weh.

## Max Hempel.

Geboren am 14. Juni 1865 in Dresden, bildete er sich zum Lehrer aus, wanderte 1881 nach Amerika aus, da er wegen seiner sogenannten „politischen Färbung“ den Behörden unangenehm geworden, war erst als Lehrer in St. Louis thätig, wurde 1885 Leiter der „deutsch-amerikanischen Schule“ in Omaha, Nebr., und bekleidet seit 1890 die Oberlehrer-Stelle an dem Toensfeldt'schen Erziehungs-Institute in St. Louis. Seine Gedichte, meist Turnerlieder oder Gedichte freisinniger Tendenz, erschienen in verschiedenen Journalen; außerdem veröffentlichte er 1885 ein Bündchen Turnerlieder unter dem Titel „Turnerleben“.

### In der Fremde.

#### I.

Wenn der Dämm' rung Schatten schweben  
Ueber dir, du fremde Stadt;  
Wenn sich das geschät' ge Leben  
Spät zur Ruh' begeben hat:

Sitze ich in meiner Klaus  
Traumverloren am Kamin,  
Kaf das Bild vom Vaterhause  
Mir am Geist vorüberziehn.

Wieder auf der Sehnsucht Schwingen  
Kehren Jugendglück und Leid,  
Und ein Thränenopfer bringen  
Muß ich dir, vergangne Zeit!

#### II.

Meiner Heimath schöne Gauen  
Seh' ich oft im wachen Traum,  
Und ich werd' sie immer schauen,  
Trennen uns auch Zeit und Raum.

Aber auch den fremden Boden  
Lieb' ich, der mich trägt als Gast,  
Denn es hat den geistig Todten  
Neues Leben hier ersäht.

Als er trostlos, festgebunden  
In der Schwermuth Fesseln lag,  
Hat das todt' Herz gefunden  
Seinen Aufertigungstag.

#### III.

Daß ich dankbar dein gedanke,  
Fremder Boden, oft und gern!  
Denn du gabst mir zum Selbsten  
Meines Lebens guten Stern.

Gabst mein Weib mir. Morgenglähen  
folgte einer langen Nacht,  
Schlimmer Schwermuth Schatten schieben,  
Denn die Liebe hält die Wacht.

Daß ich immer recht ermessen  
Möge meines Dankes Pflicht!  
Aber deiner je vergessen,  
Liebe Heimath, kann ich nicht!

### Der Schalk.

Kennt ihr den Zurschen, feck und fühn,  
Den übermüth'gen Jungen?  
Wo Scherz und Fröhlichkeit erblühen,  
Nisch, rasch, kommt er gesprungen.

Fran Sorge schiebt vor ihm geschwind  
Und muß sich gar verdecken,  
In allen Winkeln dann beginnt  
Ein Nischen und ein Nicken.

Und immer such' der arge Wicht,  
Wie er die Menschen fange,  
Er sieht dem Mädchen im Gesicht,  
Im Grübchen in der Wange.

Uns ernster Männer Augen schaut  
Er gern mit schlauen Blicken,  
Selbst in des Alters Runzelhaut  
Verbirgt er seine Tücken.

Des Reichen prächtigen Palaß  
Macht er zu seiner Kaulfe,  
Er ist ein gern gefeh'ner Gast  
In armer Leute Hause.

Jüngst hab' ich einer schönen Maid  
Gefüßet Mund und Wange,  
Doch wurde, ach! zur selben Zeit  
Ob dieser That mir bange.

Wie war ich doch so wild, so rauh!  
Das muß' ich sicher büßen;  
Doch aus des Mädchens Augen schlan  
Sah ich den Schalk mich grüßen.

Du haßt mir freundlich oft gewinkt,  
Wenn Frauengunst mir blühte,  
Darum zum Dank ein Lob erklingt  
Dir, Schalk, in meinem Liede.

#### Orgeltöne.

Ein Sonntagmorgen. — Hebrer Frieden wehte  
Und heil'ge Stille über Wald und Flur.

Ich schritt hinaus, es ging im Dankgebete  
Das Herz mir auf im Bethaus der Natur.

Ich fand ein Gotteshaus, am Thurme schallte  
Der Glocke ernster Mahnruf, hell und klar.  
Auf allen Pfaden, allen Wegen wallte  
Andächtig her der frommen Väter Schaar.

Der Orgelklänge tongewaltig rauschen  
Drang brausend durch der Kirche offnes Thor,  
Und jagend blieb ich stehen, um zu lauschen,  
Und weheroll stieg der Choral empor.

Wie stahlen in das Herz sich diese Klänge!  
Wie jeder Ton mir in die Seele schlich!  
Auch lauscht' einst ich, wie jene fromme Menge,  
End, Orgeltönen, ernst und feierlich.

Wie einer Offenbarung hohe Kunde  
Erschien mir jeder schwellende Accord,  
Ein jeder Ton aus dem metallnen Munde  
Wie der Verheißung hoffnungsstrophes Wort.

Mehr habt ihr mich als aller Priester Reden  
Vegeistert und gelpornt zu edlem Thun! —  
Das war vor Jahren, meiner Kindheit Eden  
Kiegt hinter mir, ein Andern bin ich nun.

Heut' pred'gen eure Klänge einem Tanben.  
Von all den kindlichen Gefühlen blieb  
Mir nur der Schmerz um den verlorenen Glauben,  
Wie tiefe Trauer um ein todes Lieb.

## Hermann Ruhland.

† 1902 nach Kowal

Geboren am 28. Oktober 1853 zu Grohnde, Hannover, als Sohn eines Arztes, besuchte er das Gymnasium, widmete sich dann, da ihm infolge des Todes seines Vaters die Mittel zum Studium fehlten, der Landwirthschaft, kam 1865 nach den Ver. Staaten, war erst Buchhalter in Milwaukee, dann Lehrer in Kendallville, Indiana, und lebt seit 1881 als Oberlehrer an der lutherischen Sionschule zu Chicago.

„Lehrenleuse“, Gedichte, Milwaukee 1878. „Gedenke mein!“, Neujahrs-, Geburtstags- u. s. w. Gedichte für Schule und Haus, Chicago 1885; 3. Auflage 1892. „Deutsch-amerikanische Feldblumen“, Gedichte, Chicago 1892.

#### Kind und Schneeflocken.

Aus schneeiger Luft  
Es wirbelt herunter,  
Und frischen springt munter  
Und rauf:

„Will spielen mit euch,  
Ihr Vögel, so drollig,

So weich und so wollig,  
Gleich, gleich!“

Das fröhliche läut  
Mit siegenden Tönen  
Hinaus, von den Flocken  
Umschweift:

„Gieb's Mündchen nur her,  
Wir müssen dich küssen,  
Und sollten wir's büßen  
Auch schwer!“

Sommernacht am See.

Da liegt er vor mir ausgebreitet  
So still und spiegelglatt,  
Und an das grüne Ufer gleitet  
Noch eine Welle matt.

Der Eichen lange Zweige streben  
Herunter auf die Fluth,  
Die mit dem ganzen Schöpfungsleben  
Im Arm des Schlafes ruht.

Mitunter fällt durch's Wolfendunfel  
Ein Mondenstrahl hinein,  
Und glänzt wie Diamantgefunkel  
In seinem Widerschein.

Dann ist's, als wenn mit diesem Strable,  
Dem Hauber angefaßt,  
Die stille Fluth mit einem Male  
Aus ihrem Schlaf erwacht.

Durch's hohe Schilf am Ufer schwellen  
Gesänge, sanft und weich,  
Und tausend über tausend Wellen  
Durchziehn das Wasserreich.

Und durch die altersgrauen Eichen,  
Da säufelt es und walt,  
Als ob aus ihren dürren Zweigen  
Ein Schlummerlied erschallt.

Da dunkelt eine Wolkenhülle  
Den Strahl aus Himmels Höh',  
Und siehe — tiefe, heil'ge Stille  
Ruht' wieder auf dem See.

Nun liegt er wieder ausgebreitet  
So still und spiegelglatt,  
Und an das grüne Ufer gleitet  
Noch eine Welle matt.

Das deutsche Lied.

Drüben blüht auf deutschem Boden  
Viele hundert Jahre lang  
Eine Blume, deren Odem  
Siegreich alle Welt durchdrang;  
Und noch immer säckeln Lüfte  
Ihre Blüten spät und früh  
Und erschließen süße Düfte  
Edler deutscher Poesie.

Hertlich blühet noch bis heute  
Unser hohes deutsches Lied  
Und bereitet Lust und Freude,  
Wo es in die Seele zieht;  
Uner schöplich, Well' auf Welle,  
Strömen seine Düfte aus:  
Eine reiche Segensquelle  
Für das ärmste deutsche Haus.

O, wie kann es hoch erheben,  
Wenn ein Menschenherz verzagt,  
Wenn vor Zweifel, Angst und Wehen,  
Kaum die Brust zu atmen wagt!  
Ein paar Töne himmelweisend —  
Und es floßt mit neuer Lust,  
Jubelnd, singend, jauchzend, preisend  
In der weit gewordenen Brust.

Deutsche Blume, sprich', o sprichie  
Auch im Lande abendwärts,  
Und entfalte und erschließe  
Immer mehr dein Blütenberg!  
Auch im Westen wirst du blühend,  
Duftend und belebend sein,  
Wenn sich r e c h t e Jünger glühend  
Deinem Pflagedienste weihn.

Auch im Lande der Huronen,  
Du geliebtes, deutsches Lied,  
Wirst du treue Pflege lobnen,  
Wo und wann sie dir geschieht;  
Nähe hier zum großen Segen  
Aller Deutschen, fern und nah!  
Blüh', so lang sich Deutsche regen  
Hier in D e u t s c h - A m e r i k a !

Konrad Nies. + , , 1886 Kiesel

Am 17. Oktober 1862 in Alzey, Rheinhesfen, geboren, besuchte er die Realschule und das Gymnasium zu Worms, dann die Theaterschule zu Leipzig, wo er eine geübene dramatische Ausbildung erhielt. Er trat dann im Stadttheater zu Chemnitz, Dortmund, Aachen und Kaiserslautern als jugendlicher Liebhaber auf und kam 1883 nach Amerika, wo er zuerst das von ihm verfaßte Monodrama „Konradin von Hohenstaufen“ im deutschen Theater in Cincinnati, Ohio, auführte, und später an den deutschen Theatern in Buffalo, Milwaukee und Omaha thätig war. Da ihn die Schauspielererei auf die Dauer nicht befriedigte, widmete er sich auf ein



Konrad Lies.

Jahr dem Studium der englischen Sprache und besuchte zu diesem Zwecke die Denison Universität in Granville, Ohio, und war dann als Reisender für die „freidenker Publ. Co.“ in Milwaukee während eines halben Jahres thätig, worauf er in Newark, Ohio, an der Hochschule eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur erhielt, welche Stellung er noch heute bekleidet. Während seines Aufenthaltes in Omaha begründete er die später vom „Verein für deutsche Literatur und Kunst in Amerika“ in New York herausgegebene, jetzt eingegangene Monatschrift „Deutsch-Amerikanische Dichtung“. Schon seit Jahren ist er Mitarbeiter der folgenden Blätter: „Puck“, „N. Y. Staatszeitung“, „Frank Leslie's Illustrierte Zeitung“, „Belletristisches Journal“, N. Y.; „Monatsblätter“, Breslau; „Moderne Rundschau“, Wien; „Neue Poetische Blätter“, Frankfurt; „Literarische Blätter“, Augsburg; auch in der „Neuen Deutschen Dichterhalle“, dem „Dichterheim“, Dresden; „Zeitgenosse“, Berlin; „Handbuch deutscher Dichtung“, Nordhausen, und einer Reihe anderer Blätter sind Beiträge von ihm erschienen. Neuerdings tritt er mit vielem Erfolge als Recitator und Vorleser auf.

„Die Volkshädel“, eine Novelle. „Funken“, Gedichte, Leipzig und New York 1891.

### Winter-Sonnenwende.

#### I.

Draußen sinken die Glocken  
Nieder zur Erde sadt;  
feierlich grüßen die Glocken  
Wieder die heilige Nacht.

Cannendüsterer Glimmer  
Rinnet vom Weihnachtsbaum,  
Goldener Lichterschimmer  
Spinnet holdseligen Traum.

Märchenraumenden Zweigen  
Weiget sich lauschend das Ohr;  
Eis durch das nächtliche Schweigen  
Steigt Verfunfenes empor.

#### II.

Schlingt um die Stirne euch Ephen und Rosen,  
Ehret der Ahnen gebelagte Bräuche!  
Kasset uns trinken und schwelgen und kosen,  
Schwinget den Chyrysus und leeret die Schläuche!  
Sorgen des Tages, die mögen nun schlafen!  
Sclaven sind freie und freie sind Sclaven!  
Eroo Bacchus! du Wonneentstammer!  
Ewiger, herrlicher Himmelfeststammer!  
Steige hernieder mit deinen Mänaden,  
Daß wir im Meere des Caumels uns baden!  
Kege, Saturne! — weltzengender Vater! —  
Nemme die Schwietracht und scheuche den Hader,  
Kösche die Schulden und tilge die Straten!  
Sclaven sind freie und freie sind Sclaven!  
Cymbeln erklingen. Es lauzen die Weiber,  
Ephen und Rosen im Siegenden Haare,  
Eroo Venus! — heiß glühen die Keiber;  
Caumelnd schon sinken die trunkenen Paare;  
Eroo! lassen sie, erdenentzogen,  
Dann in des Nauches hochschlagenden Wogen  
Schweben sie auf zu Elysiums Gefilden —  
Das sind die Saturnalien, die wilden!

#### III.

Zuffener flammen im Fichtenhain,  
Nachtwolken am Himmel jagen.  
Alrunen rannen am Amenthein  
Healte Sänge und Sagen.

Von Koge, dem liß'gen, erschlagen liegt  
Valdur, der herrliche, hohe;  
Die Sonne sinkt, und das Dunkel siegt,  
Wald löset die heilige Lohe.

Kaß Chor, du Donner, die düstre That  
Uns sämige Sünder sühnen.  
Mit Misteln bestreuen wir deinen Pfad  
Und Stedpalmen, heiligen, grünen!

Wald naht in der Wolken gewaltigem Meer  
Sich Wotan mit seinen Schaaren,  
Schon kommt Fran Holda mit ihrem Heer  
Im Sturm dahergefahren.

Mittwinternachtschaner die Welt durchweht;  
Schneefranen spinnen Dunstschleier;  
Alrunen sprechen ihr Sprachgebet  
Zur heiligen Holda-feyer.

#### IV.

Vom Ofen ist ein heller Stern  
All ob den Kanden, nah und fern,  
Vielsieghaft aufgegangen.  
Erlösung strahlt sein steigend Licht,  
Und durch des Winters Dunkel bricht  
Ein frühlingshohes Frangen.

Die Glocken rufen weit hinaus;  
Stob zu des neuen Gottes Hans  
Viel tausend Pilger ziehen.  
Der Altar strahlt im Kerzenschein,  
Beim Jesuskind am Heil'genschrein  
Die frommen Mönche knien.

Der Haß ist todt, die Liebe lebt!  
All wer da glaubt und wer da strebt,  
Der soll erlöset werden.  
Schon naht sich uns der Engel Heer —  
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“  
Und Frieden sei auf Erden!

Es geht der Heiland durch die Welt,  
Und in der Menschen Herzen fällt  
Der Liebe Wundersaamen.  
Aufanüllt des Weibtrauchs süßer Duft,  
Und krausend hebt sich durch die Luft  
Ein glaubenmächtig Aamen!

V.

Die Mitternacht ist längst vorbei;  
Noch lausch' ich am Tannenbaume  
Und hör' uralte Melodei  
Verklingen wie im Traume.

O Chyrfusshab! O Runenstein!  
Ihr feste im Winterwehen!  
O Mistelzweig! O Heil'genschein!  
Ihr Alle müßt vergehen!

Gar manches Licht, gar manche Lehr',  
Sind durch die Welt gegangen —  
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“  
Ich bet's mit leisem Wangen.

Ich blick' hinaus zum Himmelsaum —  
Schon tagt ein neues Werden —  
Herz, wahre deinen Schönheitstraum —  
Und Frieden sei auf Erden!

Deutscher Frühling.

Heimath — o Heimath! —  
Tief mir im Herzen  
Ruhet allemig  
Ein köstliches Kleinod:  
Dein leuchtendes Bild.

Wohl rollen die Wogen  
Des rauschenden Lebens  
Erkältend darüber,  
Und zwingen es nieder  
Mit rauhen Gewaltten;  
Doch leise oft steigt es  
In heiligen Stunden,  
Weim graunden Morgen,  
Im dämmernden Abend, —  
Empor — gleich Veneta —  
Und leise dann klingen  
Die Glocken der Heimath  
Im Herzen mir wieder.

Und lauschen dann muß ich,  
Und immer nur lauschen  
Dem seltsamen Klingen,  
Den traulichen Stimmen —  
Was Herbes und Tribes  
Gebracht mir das Leben,  
Es löst sich im Traume  
Süß-sel'gen Vergessens.—

Vom grünenden Hügel  
Schau wieder ich nieder  
In's Thal, wo im Schimmer  
Der scheidenden Sonne,  
Hoch über den Dächern  
Und ragenden Giebeln,  
Der Hahn grüßt vom Kirchturm;  
Darunter die alten  
Stadtmauern umwehet  
Grauröthlicher Dämmer.

Herbwürziger Erdbauch  
Erfüllet die Luft rings  
Und mischt mit dem Duft sich  
Der Veilchen am Wege.  
Schon setzte der Weidern  
Hellschimmernde Wäthen  
Und über die Hecken  
In's Abendroth steigend,  
Singt leutzroh die Lerche  
Ihr Lied vom Erwachen  
Der Liebe, von Othen. —

O Frühling der Heimath,  
Voll Keime und Blüten,  
Voll Schimmer und Sonne,  
Voll Kieder und Träume,  
Voll Jugend und Hoffnung —  
Wer könnt', deutscher Frühling,  
Je deiner vergessen?! —

Ob reich auch an Blüten  
Und Früchte die Pfade  
Der sonnigen Fremde,  
Die flaglos ich wandre:—  
Es klingen mir immer  
Und immer noch leise,  
Im Herzen verborgen,  
Die Glocken der Heimath,  
Die Stimmen des Frühlings,  
Die Kieder der Jugend,  
Und wecken die Sehnsucht  
Nach dir, du ferner,  
Du ewig geliebter,  
Du deutscher Frühling —  
Heimath — o Heimath!

Vale Romantica.

In grauem Nebel liegt die Au,  
Wehmüthig rauschen die Tannen;  
Es zog die allerschönste Frau  
Von dannen, ja, von dannen!

Am blauen See vieltausend Jahr'  
Hat sie gewohnt im Walde;  
Der graue Fels ihr Schloßlein war,  
Ihr Garten die blumige Halde.

Und wer in's Aug' ihr je geseht,  
Konnt sie vergessen nimmer,  
Dem hat in's junge Herz geblaut  
Ein Glück voll Feig und Schimmer.

Doch ob auch Duft und Licht sie lieb  
Viel tausend Jahr' und länger,  
Nun haben mit faltem Herzen sie  
Verlassen doch die Sänger.

Sie haben ihr das Felsenhaus  
Herschlagen mit wilden Hieben  
Und haben danklos sie hinaus  
In's Elend dann getrieben. —

Es singt die Nachtigall voll Weh.  
Dampfvolken am Himmel gleiten. —  
Du schöne Frau, ade, ade!  
In Liebe müssen wir scheiden!

### M e i n.

Mein Fuß im breiten Gleise  
Zieht mit der Menschen Heer,  
Mein Herz jedoch taucht leise  
In sel'ger Träume Meer.

Mein Thun hab' und Beginnen  
Mit Andreu ich gemein,  
Doch was ich fühl' tiefinnen,  
Gehört nur mir allein.

### R o s e n t r ä u m e.

#### I.

Sommerabend. Der Garten träumt  
Schweigfam im Mondenscheine;  
In der dämmrigen Laube säumt  
Mutter und Sohn noch alleine.

In der Hand die Mutter wiegt  
Duftige Blüthengabe;  
Dicht an ihren Schooß geschmiegt  
Hat sein Haupt der Knabe:

„Mutter, wie leuchten im Mondschein hell  
Rosen und Lilien und Nelken, —  
Mutter, o sag', warum so schnell  
Müssen die Blumen welken?“

Um die Frauenstirne bleich  
Dunkle Schatten weben: —  
„Was an Dnit und Schönheit reich,  
Hat ein kurzes Leben.“ —

Leise fürbt der Mutter Wort  
In der Kiste Rosen.  
Schweigend träumt der Knabe fort —  
Selige Tage der Rosen!

#### II.

O monnedurchschauerte Sommernacht  
Voll zaubrischer Rosenschwüle —  
Es schlummert die Sorge; das Glück nur wacht  
Auf blüthenumduftetem Pfähle.

Auffürmen aus hemmender Erdenhaß  
Der Liebe lodrende Flammen  
Und zwingen in schwellerer Schöpfkraft  
Die sehrenden Herzen zusammen.

Es leuchten die Sterne. Es rauscht das Feld;  
Duftwogen dem Dämmer enttauchen —  
Es will in Rosenträumen die Welt  
Ihr tiefstes Geheimniß verhauchen.

#### III.

Die Köthen verhaubt, die Wange bleich, —  
Du Müder, wo blieben die Wonnen?  
Wo blieb der rosigten Träume Reich? —  
Zerronnen, im Staube zerronnen!

Noch einen letzten Scheidegruß  
Des Sommers Märchen winken,  
Und vor dem dornenumstarrten Fuß  
Verwelkte Rosen sinken.

### S c h l u m m e r l i e d.

Sonne ging schlafen, die Vöglein, sie schweigen,  
Kuschwürmchen erheben im Busche sich sacht;  
Jagenden Wolken am Himmel entsteigen  
Düster und dunkel die Schatten der Nacht.  
Schlafe, mein Kindchen, im Arm laß dich wiegen,  
Schlafe die Mangeln, die müde und schwer! —  
Mütterlein wacht, bis die Schatten verfliegen,  
Bis sie dem Glanze der Sterne erliegen, —  
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Schwarz kommt's geflogen und füstert die Scheiben;  
Rauch aus den Essen und qualmender Dampf, —  
Hämmer die pochen, und Räder die treiben, —  
Schwer ist das Leben und bitter sein Kampf! —  
Schlafe, mein Kindlein, noch ruhest du geborgen,  
fern von der Welt, die an Liebe so leer,  
Mütterlein schenket von dannen die Sorgen,  
Wachet am Bettchen getreu bis zum Morgen, —  
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Immer und immer noch lärm't's auf den Gassen,  
Nimmermehr rastet der ewige Streit.  
Sterne am Himmel, die schauen verlassen  
Nieder in's friedlose Wirren der Zeit. —  
Schlafender Kiebling, o laß dich umschlingen! —  
Was auch das Leben dir immer beider',  
Mütterlein wird für dich schaffen und ringen, —  
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

### Kampf.

Was poehest so unbändig du  
Und ringst dich zu entflauen? —  
Du wildes Herz, gieb dich zur Ruh',  
Kasß deine Träume schlafen!

Wec' nicht die alten Wünße mehr,  
Die nieder du gezwungen;  
Die Sehnsucht wec' nicht, die so schwer  
In Schlummer du gesungen!

Der Andern Weg führt höhenwärts,  
Wo Licht und Rosen gluthen;  
Du aber mußt, du wildes Herz,  
Am Dorn im Thal verbluten.

Die Schwingen, die ein Gott dir gab,  
Hat dir ein Gott gerschlagen. —  
Kasß ab von deinem Flug, laß ab,  
Entsagen lern', entsagen!

Schlepp' weiter dich durch Dorn und Dnst  
Und brich nicht feig zusammen —  
Du wildes Herz — du mußt, du mußt!  
Lösch' ans, lösch' aus die Flammen!

### Kaufslie d.

Ich hebe das volle, das schäumende Glas: —  
Ein Spiel ist das Leben, die Liebe ein Spaß;  
Doch schön sind lustflammende Augen!  
Unsr Herzen, so wild, unsre Sinne, so heiß,  
Sie suchen den Cruz, und ich weiß, ja, ich weiß,  
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Ob kalt wir, ob warm, ob reich auch, ob arm,  
Wir sind nur ein Tropfen im wogenden Schwarm,  
Im vorüberbrausenden, bunten. —  
Und wie weit wir auch fliehn, und wie hoch wir auch  
ziehen,  
Am Staube klebt immer und immer der Sinn,  
Wir bleiben allewig doch unten!

Drum vergeßet die Höb'n, die ihr jung noch und schön,  
Und erfreut euch am lustigen Schellengeitn  
Und der Sterne lustflammender Augen! —  
Unsr Glück ist der Kaufsch! Unsr Gott ist der Schein!  
Wer nicht feig und nicht klein, der weiß es allein,  
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Hoch, dem schäumenden Gold! Keert die Gläser und  
tollt,  
Wis der Mißmuth erzgroßt und die Wolken verrollt,  
Wis die Flammen des Kaufschs uns umlodern!  
Was an Luß und an freud' auch das Leben uns heut,  
Das geb' uns zu eigen ein wohniges heut',  
Eh', Staub, wir im Staube vermodern!

### Es war einmal.

Es war einmal, — von Ephen grün umtrieben,  
In einer Schrift, die zu entziffern kaum,  
Sagt's auch der Stein, der dort am Waldessaum  
Als der Ruine letzter Rest geblieben. . . .

— Es war einmal, — als ihm mit jähen Hieben  
Die Welt zertrümmert seinen Jugendtramm,  
Da haben sich im tiefsten Herzenstramm  
Wehmüthig jene Worte eingeschrieben.

Gar finster ward und trozig ernst sein Wesen,  
Nachdem begraben er sein Ideal.  
Es war, so sagten sie, vom Wahn genesen.

Doch heut noch leuchtet's oft wie Sonnenstrahl,  
Im Aug' ihm auf, drin deutlich dann zu lesen  
Die alte Märchenschrift: es war einmal.

### Das Lied des Windes.

Mitternacht. Es qualmt der Lampe Docht.  
Geißerfänger an die Scheiben pocht.  
Keis im Rauchfang hebet an ein Klingeln,  
Und sein Lied beginnt der Wind zu singeln:  
„Hüll' in Winterkälte, eisig-grimme,  
Stadt und feld,  
Crag des Jammers, trag des Elends Stimme,  
Durch die Welt!

frisch die Flamme deines Herdes sad'!  
Schirm und Schutz giebt deines Hauses Dach. —  
Heimlos aber irr' n dem Tod entgegen  
Tausend, Tausend auf verkschnitten Wegen —  
Wenig nur vom Golde, das den Reichen  
Ward bescheert,  
Schüße tausend frosterhartten, Weichen  
Warmen Heed!

Tröst' dich, Träumer; fern von Noth und Harm,  
Winst dein Lager dir, das weich und warm.  
Doch auf Stein und Stroh die Glieder schmiegen  
Tausend, Tausend, die in Kumpen liegen —  
Nur ein Theil des Prunkes aus der Großen  
Vollern Schrein,  
Könnte tausend Tausend, Obdachlosen  
Kleidung leihn!

füll' mit deinem Wein den Becher frisch!  
Speiß' und Crant heut täglich dir dein Tisch.  
Vrodlos aber hungern, darben, schmachten  
Tausend, Tausend, in des Elends Schachten —  
Nur der Abfall von der Webersatten  
Hepp'gem Maß!  
Nähm' von tausend Sieden, Hungersmatten,  
Bitter Qual.



Sach' dein Feuer, daß du fort mich bannst —  
 freu' dich deiner Habe, — wenn du's kammst!  
 Weiter, weiter will mein Lied ich tragen,  
 Will die Trümm' aus dem Schlummer jagen: —  
 Nacht und Weh' sei auch des Glückes Erben  
 Zügelheil!  
 Tausend, Tausend hungern, frieren, sterben: —  
 Helfst und heilst! —

Dampf und fern des Windes Singen schwand.  
 Ausgelöscht war des Kamines Brand;  
 Eifige Kälte hielt mich jäh' umfangen,  
 Dunkle Nacht und todtenfarres Bangen — —  
 Was die Tausend, Tausend all' empfanden  
 Je von Fein,  
 Trug in dieser Nacht in wenig Stunden  
 Ich allein.

### Im Kampf der Zeit.

Wir suchten mit brennenden Seelen  
 Erlösung aus tosendem Streit,  
 Und ob wir auch irren und fehlen,  
 Wir dienen in Treue der Zeit.

Wir hürten durch Elend und Grauen  
 Zur Gottheit auf schwindelndem Pfad,  
 Und über Abgründe bannen  
 Wir trotz'gen Gedankens die That.

Und ob wir dem Sturm auch erliegen,  
 Der brausend die Wolken durchbricht:  
 Wir fallen vom Witz, — doch wir fliegen,  
 Und über uns lobet das Nicht!

### Sonnette.

#### Früher froh.

Vom Sonnengold des Sommers übergossen,  
 Stand gehern noch die Welt in lichtem Prangen;  
 Auf grünen Zweigen tausend Vögel sangen,  
 Von duft'gen Rosenblüthen eingeschlossen.

Doch heute schon ist aller Glanz zerlossen;  
 Ein jäher froh ist durch die Nacht gegangen,  
 Begraben liegt die Welt in trübem Bangen,  
 Und gelbe Blätter wehn um welke Sprossen.

So wird, inmitten goldner Sommerwonnen,  
 Gar manches Herz von frühem froh getroffen,  
 Bevor die Zeit des Herbstes noch begonnen.

Nach gestern sah's den blauen Himmel offen,  
 Doch heute schon ist aller Glanz zerronnen,  
 Und welke Blätter wehn um todes Hoffen.

### Verseht.

Am Niederwald, dort wo die Eichen ragen,  
 Bei Vingen war's, zur Zeit der Nebenblüthe;  
 Erprobet hatten wir des Rheinweins Güte,  
 Und ließen nun im Kahn uns thalwärts tragen.

Zu Flüßen hörten wir die Wellen schlagen;  
 Im Sonnenfuß ringsum die Welt erglühte;  
 Der Mäuseturm nur grüßte stumm und müde,  
 Und wie im Traum hört' ich dich leise fragen:

„Hörst aus den Tiefen du die Niren singen?  
 Siehst du um jene Höh'n es leuchtend schweben? —  
 Das ist das Glück! — Wirst du's zum Weiben zwingen?“

„In wilder Lust wollt' ich den Arm erheben, —  
 Da stoh's vorbei auf schnellen Mädchenstößen —  
 Und nimmer kam zurück es mehr im Leben.“

### Einem Dichter.

Gewitterwolken, finstere, durchfluthen  
 Die schwüle, sternlose Sommernacht:  
 Sie schlafen all'; nur ich, nicht rubbedacht,  
 Lehn' noch am Fenster, dran die Rosen blüthen;

Das Herz durchlodert von Begehr' rungsgluthen,  
 Die deiner Dichtung flammenfuß entfacht,  
 Die aufgewekt mit fast zu wilder Macht,  
 Gefühle, die versunken lange ruhten.

Dir ist, wie Wenigen, die Kunst geworden,  
 In großer Seelen Räthselsuch zu tauchen,  
 Um dort zu bauen wirtter Geister Horden.

Und wie die Drachen auch den Schatz umfanden,  
 Du hebst ihn doch, in schwelenden Accorden  
 Den wundergleichen Zauber auszuhanden.

### Ein Begräbniß.

Ein Wetterfarg auf schwarz verhängtem Karren,  
 Von welken, morschen Blättern überstreut,  
 Die mittheilsvoll der raube Herbsthumr deut,  
 Indeß die Räder Sterbelieder fnarren.

Kein Priester betet, keine freunde harren  
 Am Grab der Dirne, die man stets geliebt  
 Auf offner Straße, und die langlos heut'  
 Die Todtengräber hinter'm Zaun verfahrren.

Und Keiner weiß, daß hier ein Herz begraben,  
 Das einst, an hohen Idealen reich,  
 Dem Schönen schling unendlich liebeleich,

Bevor die Welt ihm seinen Gott verdarb  
 Und es am Wege schuldzerdrückt erstarb. —  
 Die Blätter fallen und es schrei'n die Raben.

### Wo sind sie hin?

Wir fanden uns, vielfröhliche Genossen,  
 Zur Rosenzeit, bei Sang und Wechertlange,

Und haben in der Jugend Freundschaftsdränge  
Zusammen einen ew'gen Bund geschlossen.

Doch bald schon war der holde Wahn zerfloßen.  
Man trennt uns Berg und Meer schon lange, lange;  
Die Rosen doerren, und ich frag' mich bange:  
Wo find sie hin, die frohen Weggenossen?

Wo find sie hin, die in vergangenen Tagen,  
Mir treu vereint, in jugendfühnem Wagen  
Im Glück und Freiheit fest mit mir erworben?

Wo find sie hin? — Die Wolken ziehn und jagen,  
Und durch die Wellen hör' den Sturm ich klagen:  
Weit, weltverweht, — gefloren und verdorben!

## Philipp W. Bickel.

Geboren am 7. September 1829 zu Weinheim in Baden, wanderte er 1848 nach den Ver. Staaten aus, studierte 1852 bis 1855 in dem theologischen Baptistenseminar zu Rochester, N. Y., wurde nach Vollendung seiner Studien Prediger in Cincinnati und später in Cleveland, wo er nebenbei den „Sendboten“, das deutsche Organ der Baptisten, redigierte. Im Jahre 1879 ging er nach Deutschland zurück, wo er in Bremen die Verwaltung des baptistischen Buchverlages und die Redaktion der deutschländischen Baptistenblätter übernahm. Seine Gedichte erschienen im „Sendboten“ und anderen Zeitungen.

### An einen Sperling.

(Zur Erinnerung für Alle, die wie er „Eingewandert sind“.)

Du granes Männchen lobesam,  
Sag' mir, wo kommst du her?  
Du blick' dich mit Verwund'rung an, —  
Du kamst wohl über's Meer?

Dein Fräulein ruft vom Dachesrand, —  
S'ist deutsch, das hör' ich doch, —  
Wie dort am Harz im Vaterland,  
Spricht es fein „Swillich!“ noch.

Man sieht dir's an, du bist fast schon  
Am fremden Hof und Herd;  
Doch fürchte nichts; hier bist du frei!  
Niemand den Paß begehrt.

Du warst wohl über'm Meer zu laut,  
Bist nicht von Adelsband;  
Du hast die Großen nicht erbant  
Im lieben Vaterland?

Zu fest trat'st du vor Manden hin,  
Dein Lied war frei und frank;  
Dreum hieß man dich zur fremde ziehn  
Und weiß dir keinen Dank.

Die Kost war schlicht, das Kleidchen gran,  
Am fest- und Werktag gleich;  
Doch war für dich in feinem Gan  
Mehr Platz im deutschen Reich.

Man sah die e Vögel scheiden gern,  
Doch dir brach's deutsche Herz;  
Und auch hier, unter best'rem Stern,  
Blickst du zurück mit Schmerz.

Du bist auch hier noch schlicht und g'rad,  
Gott grüß' dich! Bleibe treu!  
Wen drüben nichts verblendet hat,  
Wird hier vom Geld oft schein.

Wenn du auch hier ein Fremdling bist, —  
Du plagst dich hin und her —  
Dein wahrer Sinn willkommen ist,  
Man wünscht der deinen mehr.

Denn, wo du weißt, da blüht der Wein,  
Den Baum deckt Blütenpracht;  
Im Herbst zieht üpp'ge Fülle ein,  
Wo du die Au bewacht.

Sang uns das Ungeziefer nur  
Und was uns Schaden will,  
Geh' jedem Schwindel auf die Spur,  
Der hier jetzt treibt sein Spiel.

Treib' du vom Baum der Reppnbil  
Ims Warm und Karre aus,  
Sonnst fährt dahin der Freiheit Glück,  
Und eng wird's, wie zu Hans.

### Ob Blümchen weinen kann.

Ein Knäblein schlendert durch den Wald  
Den schmalen Pfad entlang,  
Trinkt aus der Quelle klar und kalt  
Und lauscht der Vögel Sang.  
Er spielt, wo Alles lebt und blüht,  
Er ruht sich aus am Rain,

Sein junges Herz voll Sehnsucht zieht  
Ihn immermehr waldein.  
In tiefem Forst, auf kühlem Grund,  
Ein Blümlein stehet hold;  
Die Blüten sind wie Galter bunt,  
Die Griffel wie von Gold.  
Wie steht der Wald so traut und still!  
Des Knaben Herz pocht laut,  
Und als er Blümlein pflücken will,  
Die Hand sich's nicht getraut.  
Im Westwind hat sich schön und tief  
Des Blümleins Haupt geneigt,  
Wie wenn es „bitte, bitte!“ rief —  
Das Knäblein haucht und schweigt.  
Noch glänzt wie Thränen hell und klar  
Der Thau auf Strauch und Baum;  
Dem Knäblein wird's ganz wunderbar,  
Es geht ihm wie im Traum.  
Er eilt betroffen heimathwärts  
Und fragt bei Mutter an:  
Ob Blümchen fühlet Freud und Schmerz,  
Und ob es weinen kann?

### Der gefangene Vogel.

Im Kerker soll ich Kieder singen,  
Und draußen weht die Luft so rein;  
Ich soll zum frohen Ton mich zwingen,  
Vor'm Fenster dort spielt Sonnenschein:  
Und ob mein Käfig auch von Gold,  
Den Kiedern ist er nimmer hold.

Ein mancher Fant fliegt hier vorüber  
Und neidet den, der so beglückt;  
Ich setze: draußen wär' ich lieber,  
Wo keine Fessel mich je drückt!  
Der Wange Roth, der Kieder Dnst,  
Ergläht nur in der Freiheit Luft.

O meine Freiheit geh' mir wieder,  
Im grünen Baum den Zweig zur Raft;  
Dann flieg' ich fröhlich auf und nieder,  
Ein armer, doch zufriedner Gast;  
Dann tönt auch noch im Abendhain  
Mein Danklied froh durch Feld und Hain.

## Wilhelm Strobel.

Er wurde am 15. September 1841 geboren zu Mittelthal, am Fuße des Kniebis im württembergischen Schwarzwald, besuchte das Gynnasium zu Stuttgart und studierte zu Tübingen Philosophie und Theologie. 1871 kam er nach den Ver. Staaten, wo er als Pastor in Baltimore und New York verschiedene Gemeinden bediente. Später wurde er Redakteur der „Pennsylvania Staatszeitung“ und hält sich jetzt wie der in Europa auf.

„Heimathklänge“ von W. Strobel, St. Louis 1876.

### O schäme dich der Thräne nicht!

O schäme dich der Thräne nicht,  
Die dir aus treuem Auge bricht;  
Sie ist des Himmels reinster Thau,  
Besüßet deines Lebens Nu.  
Aus Wolken thraut der Himmel auch,  
Drum wein', o Herz, 's ist Edenbraud, —  
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,  
Wenn eignes Weh durch's Herz dir fließt,  
Sei's, daß du krank und elend bist,  
Sei's, daß dein Geist umnachtet ist,  
Sei's, daß den Blick du rückwärts lenkst, —  
Sei's, daß du hangen vorwärts denkst, —  
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,  
Wenn du dir fremder Kummer sprichst,

Wenn an dem Weg der Arme steht,  
Nach Hülfe der Bedrängte späht!  
Wenn Leid erfüllt des Nachbars Haus,  
In Thränen schütt' dein Mitleid aus, —  
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,  
Wenn wo man Todtenkränze sticht,  
Wenn du zum stillen Schlagemach  
Gehst trauernd einem Todten nach;  
Mit Blumen deck' den Sarg fein,  
Doch gieß auch deine Thräne drein, —  
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,  
Wenn heimwehkrank du stehst um Licht,  
Das dir zur obern, bessern Welt  
Aus Erdenweh den Pfad erhell!  
Wis, Herz, dir jene Sonne scheint,  
Heißt's: fortgeglauht und fortgeweint, —  
Nicht schäme dich!

### Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, mein Lauf ist bald vollbracht,  
Was soll ich Mider länger noch hienieden?  
Mit Freuden, Welt, sag' ich dir gute Nacht,  
In deinen Thoren wohnt kein wahrer Frieden;  
Nicht neid' ich ihn, wer an dir Wonne trinkt:  
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, zum seligen Willkomm  
Seh ich die hellen Himmelslichter funkeln;  
Wie oft so lieblich, freundlich, friedlich, fromm  
Grüßt ihr ein Herz, dem Trübsalswolken dunkeln!  
Seht, wie der Abendstern so golden blinkt:  
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, sink hin, mein Pilgerstab,  
Von ferne hör' ich schon des Himmels Grüße;  
Im stillen Bettlein ruh', im kühlen Grab,  
Du müder Leib, ihr matten Hände, süße,  
Indeß der Geist sich janzend aufwärts schwingt:  
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, hier war ich nur ein Gast,  
Das Brod der Fremde mußt' ich weinend essen,  
Gehengt trag ich die bitter Kreuzeslast,  
Doch hat der Herr zu viel nicht zugemessen;  
Noch stärkt Er mich, daß mir der Sieg gelingt:  
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, leb' wohl, du Elternhaus,  
Ihr lieben Berge, Thäler, Wälder, Auen!  
Der Wandrer zieht mit Freuden nun hinaus,  
Darf eren holden Frühling nimmer schauen.  
Frent, Kinder, euch, wenn hell der Vogel singt!  
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, viel zogen mir voran,  
Im Herrn verbundene, heißbeweiinte Lieben;  
Nun folg' ich euch die lichte Himmelsbahn,  
Von Sehnsuchtsflügeln sonnenwärts getrieben.

Gar bald um mich den frohen Kreis ihr schlingt:  
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, ich geh' zu meinem Herrn,  
Ich will ihn preisen mit den sel'gen Schaaren;  
O mein Erlöser, bleib' mir nimmer fern,  
Laß mich in Frieden nun von binnen fahren  
In dir, dem aller Himmel Loblied kling!  
Die Heimath winkt.

### Scipio auf den Trümmern von Karthago.

Ausgebrannt, in Asch' und Trümmer  
Lag des Meeres Königin,  
Und des Glückes Ruch' ger Schimmer  
War auf ewig ihr dahin.  
Ihre Tempel und Paläste  
Schüget stark der Bürger Muth;  
Ach, umsonst, die stolze feste  
Sanft dahin in Rauch und Gluth.

Und auf einem Hügel sinnend,  
Saß der junge Scipio;  
Wie der Völler Glück zerrinnend:  
In der Flamme lichterloh  
Kas und sprach' der Held mit Tranern,  
Schmerz umwölkte seinen Sinn:  
„Einst auch fallen Roma's Manern,  
Stürzt die Völkerzwingerin.“

Was der Römer hier gesprochen,  
Bei Karthago's jähem Sturz,  
Kam — und Roma ward zerbrochen, —  
Jed'sche Größe wähet ja kurz.  
Er nur bleibet, der Geschlechter  
Kommen und verschwinden heißt,  
Der zu seiner Güter Wälder  
Eingesezt des Menschen Geist.

## Johannes Rudolph.

Er wurde am 5. Oktober 1855 zu Schreiberhan im schlesischen Riesengebirge geboren, wo sein Vater, ein Geistlicher, ein Rettungshaus für verwaarloste Kinder hatte und demselben etwa 15 Jahre lang bis zu seinem frühen Tod vorstand. Johannes besuchte die Knabenanstalt der Brüdergemeinde Kleinwalke bei Bautzen, später das Gymnasium zu Jüllichau, kam dann, um Theologie zu studieren, nach Bloomfield im Staate New Jersey. Seit 1875 steht er als Pastor einer deutsch-presbyterianischen Gemeinde zu Elisabeth, N. J., vor.

„Gedichte“, von Joh. Rudolph, New York 1878.

### Hast du gebetet, Kind?

Wenn ich im Bette ruhte im stillen Kämmerlein,  
Trat stets, eh' ich entschlummert, mein Mütterchen herein  
Und kam zu meinem Lager und streichelte mich lind  
Und küßte mich und fragte: Hast du gebetet, Kind?

So kam sie alle Abend und fragte für und für;  
Und als die Welt mich trennte und scheiden hieß von ihr,  
Gab sie als Gold und Silber mir besser Angebind  
Durch ihre treue Frage: Hast du gebetet, Kind?

Und als auf nächst'gem Lager ich zweifelhaft mich wand  
Und nach dem Frieden suchte, der nicht im Erdenland,  
Da tönt' es mir so leise, wie Engelstimmen sind,  
In's arme, bange Herze: Hast du gebetet, Kind?

Und wenn mich Sorgen quälen und jagen will das Herz,  
Weil's ja doch Niemand sagen und flagen kann den  
Schmerz,  
So wird es fest und ruhig, vertrauensvoll geschwind,  
Hör' ich den Geist der Mutter: Hast du gebetet, Kind?

Und die das Wort gesprochen, das Meer trennt mich  
von ihr,  
Doch unsre Herzen bleiben vereinigt für und für,  
Wenn einst an Gottes Throne das Kind die Mutter find't,  
Wird sie voll Wonne sagen: Du hast gebetet, Kind!

### Weihnachten in der Ferne.

Was perlt die Thrän' im Auge,  
Was seufz' ich wehmuthbang?  
Es zieht durch's Herz mir zitternd  
Ein Heimathsraum und Klang.

'S ist Winter und der Nordwind  
setzt über's weiße Feld,—  
Heut' ward der Christ geboren,  
Das Weihnachtskind der Welt.

Heut' klingen Jubellieder,  
Heut' strahlt der Kinderblick:  
Es eilt mein Herz mit Sehnen  
Still träumend heut' zurück;

Wo über'm Meer im Osten,  
Dreitausend Meilen weit,  
Im lieben Heimathsbäuschen  
Mein Christbaum funktelt heut'.

Und mit verklärtem Blicke  
Steht Mütterden davor —  
Klingt wohl ein fernes Wehen  
Der Liebe an ihr Ohr?

Fühlt sie, daß der bereitet  
So oft des Wäandchens Zier,  
Und nun so ferne, ferne,  
Doch heute nahe ihr?

Es rollt die Thräne nieder,  
Die Thrast seufzt wehmuthbang,  
Es zieht durch's Herze zitternd  
Ein Heimathsraum und Klang.

In einem Tannenstamme  
Lehn' ich in tiefem Traum,  
Im Winterschmucke neigt sich  
Der alte Weihnachtsbaum.

Da klingen Abendglocken,  
Weit hin strahlt Lichterschein —  
Herz, kannst du denn alleine  
Dich heute gar nicht freu'n?

Fort, Trübsinn! Alte Laune,  
Was flüsterst du so bang?  
Heut' kommt der Heiland zu uns:  
O, freu dich lebenslang!

## Emil Schneider.

Am 29. Januar 1839 zu Mühlberg an der Elbe geboren, erhielt er seine Schulbildung auf der Realschule der Francke'schen Stiftungen in Halle und widmete sich dann in Leipzig dem Buchhandel. Als Buchhändler unternahm er große Reisen durch Rußland, Frankreich, England und die Schweiz und trat 1862 als Freiwilliger in ein Gardeschützenbataillon. Nach seiner Rückkehr aus dem schleswig-holsteinischen Kriege 1864 gründete er in Torgau eine Buchhandlung, bezog sich 1874 nach den Ver. Staaten, um Theologie zu studieren, wurde Prediger zu Schenectady, N. Y., La Grange, Missouri, und anderen Orten, kehrte aber 1886 nach Deutschland zurück, wo er sich in Berlin niederließ und mit literarischen Arbeiten beschäftigt ist, sowie eine Zeitung, „Der Morgenstern“, redigiert. Seine Werke erschienen unter dem Pseudonym „E. Sartorius“.

„Fünf neue Lieder nach alten Weisen“, 1861. „Aus dem Tornister eines preußischen freiwilligen“, 1864. „Geschichte der deutschen Freiheitskriege“, 1867. „Sonnenchein für Regentage“, 1877. „Das Wort der Wahrheit“, eine Poetebibel, 1879. „Isabella auf dem Nürnberger Reichstag“, dramatische Dichtung, 1880. „Die Psalmen in Sonnetten“, 1881. „Das Gespenst des Jaren“, Erlebtes und Erträumtes aus dem Reisetagebuche, 1882. „Alfla“, eine dramatische Dichtung, 1882. „Ernstes und Heiteres in Prosa und Versen“, 1882. „Neue deutsche Heldenbücher“ (1740—1880), 1885. „Stickschneidereien“, 1885. „Atlantis Germanica“, 1885. „Aus den Jugenderinnerungen eines alten Holzpantoffels“, Erzählung, 1882. „Waldpot von Wassenheim“, Erzählung, 1884. „Von St. Louis nach Bremen“, 1886. „Gedichte“, 1886. „Denkwürdigkeiten eines heimwehbanzen Weltwanderers“, 1887. „Grundzüge der Seundungswissenschaft nebst Sadsesagen und Märchen“, 1890.

### Beim Exercieren.

In langsamem Schritt, in schnellerem Schritt —  
Es kommen die Einen und Andern nicht mit.  
Die dummen Rekruten, sie ärgern mich todt.  
Man hat ja mit euch keine liebe Noth.

Es war einst ein Kaiser in spanischem Land,  
Der wurde Carolus der Fünfte genannt;  
Der segt' sich, wohl weil er müd' war, zur Ruh'  
Und wurde ein Mönch und Uhrmacher dazu.

Da distelt er hin und distelte her,  
Es wurde das Haupt ihm darüber schwer,  
Er sann darüber gar manchen Tag,  
Zwei Uhren zu bringen zu gleichem Schlag.

Darauf war Kaiser Carolus erpicht;  
Doch siehe da! Es gelang ihm nicht.  
Und wie er auch schimpfte! Doch Peñilenz!  
Zwei Sekunden war'n immer noch Differenz.

So wird's auch halt beim Marschieren sein.  
Es hebt sich nicht eins wie das andre Bein.  
Ist Feuer nur drinnen und troziger Müth  
Und rinnt in den Adern Soldatenblut.

Doch wenn einst der Kampfruf des Königs erschallt,  
Die Hörner ertönen, die Büchse knallt,  
Dann vorwärts, ihr Schützen, wohl über den Rhein!  
Wir wollen im Sturmlauf die Vordersten sein.

(Aus „Neue deutsche Heldenbücher“.)

**f est s t e h t u n d t r e u d i e W a c h t a m  
R h e i n .**

#### Einleitung.

Nie hat auf blutpurpurnen Niefenblättern  
Gewalt'geres Geschichte eingetragen  
für alle Zeit mit diamantnen Kettern,  
Als wir gekhaut in diesen unsern Tagen.

Des einen Kaiserreiches jäh Zerhämmertern,  
Des andern wucht'ges erstes Flügel schlagen,  
hat ein in ferner Ewigkeit begründet  
Urtheil der Gottheit unsrer Zeit verkündet.

In dem so rasch emporgekammten Kriege  
Vergangenheit und Zukunft sich verweben.  
Die Einheit Deutschlands führt und kommt zum Siege,  
Das Kaiserthum erwacht zu neuem Leben.  
Die kirchliche Bewegung aus der Wiege  
Sieht man zum Kampf gerüstet sich erheben,  
Und wieder schreitet durch die Weltgeschichte  
Sieghaft der Geist, den Völkern zum Gerichte.

Was seit den Freiheitskriegen wiederklang  
In Lied und Rede ernst und vollgehaltig,  
Zurückgehalten oft durch harten Zwang,  
Dennoch beherrscht die Zeiten diegestaltig,  
Im Schlachten Donner jetzt den Sieg errang,  
Im Wollen und im Können gleich gewaltig,  
fehlt auch noch manches Glied im großen Bunde,  
Ein einzig Volk vom Bodman bis zum Sunde.

Und was, zum Trost von tausend Hindernissen,  
Sich still verehrt vom Vater auf den Sohn,  
Was Volkes Mund schon längst als Volksgewissen  
Geieit der Hohenzollern-Tradition,  
Die Kaiserkrone, Habsburg einst entriessen  
Vom Korfen, glänzt ob Preußens Herrscherthron,  
Errungen unter der Kanonen Dröhnen  
Im Jubelruf von Deutschlands Heldenöhnen.

Es war das Wachstum jeder deutschen Macht  
Von je dem Römerthum ein Dorn im Auge.  
Oft hat es Horn und Zwiertrod angefaßt  
Mit seines Mundes trügerischem Hauche.  
Und wieder ist der alte Streit erwacht,  
Und wieder ward getränkt mit bitterer Lauge,  
Was wir von häßlicher Velenheit nicht trennen  
Im Volksthum und im sittlichen Erkennen.

Es ruht der Welt Gewicht von Anbeginn  
In Gottgedanken, die das Dunkel hellen.  
Auf luft'gen Bahnen ziehn die Wolken hin,  
Der Erde Schooß mit Fruchtbarkeit zu schellen.

Es hebe sich nach oben Herz und Sinn,  
Zu baden in der Anbacht freudigen Wellen,  
Dann wird ein Hauch von unsichtbaren Kräften  
Still waltend wirken in des Tags Gefäßten.

So sei auch du, mein Lied, hinausgeschungen,  
Verföhnend gern durch Unparteilichkeit;  
fern halte dich gemeinen Huldigungen  
Und fern der Oede der Langweiligkeit.  
Wo erst der Strafe Geißel ward geschwungen,  
Erkenne man des Rechtes Heiligkeit.  
Durchjittert dich ein Hauch vom Wort des Lebens,  
So klingen deine Worte nicht vergebens.

### U s f m a r s c h.

Und Deutschland? Macht das laute Säbelwehen  
Zu neuen Wern schreckenshart das Blut?  
Giebt bleiche Furcht und lähmendes Entsetzen  
Es hin der feindlichen Kohorten Wuth?  
O nein! Nicht ferner soll das Recht verlegen  
Des freien Kranken freier Uebermuth.  
Aus Einem Munde shall's: für Deutschlands Ehre  
Gibt e i n Kommando nur: „In die Gewehre!“

Vom Nord zum Süd, vom Süd zum Norden wieder  
hall's tausendstimmig: „Auf zur Wacht am Rhein!“  
Es werden Wirklichkeit die Heldenlieder,  
Und Gott vom Himmel blüht mild darein.  
Der junge Riese reißt die mächt'gen Glieder,  
Zum Kampf will jeder Stamm der erste sein.  
Doch feste Ordnung gilt's, nicht blindes Eiser  
Und König Wilhelm weiß sein Volk zu schirmen.

Begrüßt vom Jura aller deutschen Gauen,  
Kehrt von Bad Ems zurück er nach Berlin,  
Sein Heldenantlig stärkt und weckt Vertrauen,  
Und Alles schaaert freudig sich um ihn.  
Was drüben sie für Unheil mögen brauen,  
Beim Sonnenstrahl die Nachtgewölke ziehn.  
Im Sturmflug füllen sich des Heeres Rahmen,  
Des Königs Wort ruft Jeden bei dem Namen.

Bei seinem Ruf lawinengleich erhebt  
Sich, wachsend stets, der Heerbänd Führ zum Kampf;  
Im Sang und Klang voran die Fahne schwebt,  
In Kriegesdienste tritt der Riese Dampf.  
Wohl unterm Massentritt die Erde beb't  
Bei muth'ger Rasse Wiehern und Gestampf.  
Nie hat ein Volk mit größerer Freudigkeit  
Den opfercollsten Pflichten sich geweiht.

Wie es von Alters her die deutsche Sitte,  
Vor jedem Kampf sich vor dem Herrn zu neigen,  
Kniert jezt der König in des Volkes Mitte  
Mit jener Demuth, die so sehr ihm eigen.  
Da rannt sich himmelan die heiße Witte  
Um Sieg; doch dann auch christlich sich zu zeigen  
Um Feinde selbst. Dann wird kommuniziert,  
Und ohne Förmlichkeiten populiert.

Manch Herz, das seinem Gott sich abgewendet  
Im wirren, wilden, wüsten Alltagstreiben,  
Käpft von der Gnade, die er ihm gesendet,  
Sich wieder in des Heilands Arme treiben.  
Weiß Niemand, wie, wo, wann sein Leben endet,  
Und gut ist's, in des Allherrn Hand zu bleiben.  
In solchen Zeiten, wo die Stolgen jähern,  
Winnt Sieg um Sieg den treuen Glaubensrittern.

Der Reichstag nimmt mit schallendem „hurrah!“  
Die Kriegserklärung auf der Gallo-franken;  
Genehmigt wird dann Alles, was geschah,  
Und weiter geht's ohn' Bögern oder Wanen.  
Schon bilden sich Vereine fern und nah  
Zur Pflege der Verwundeten und Kranken.  
Ein edler Eifer geht durch alle Stände,  
Und lieberoll bezeugen sich die Hände.

So ist nach elf rastlos benutzten Tagen  
An seinem Plage Jeder und bereit.  
Der Marsch beginnt. Der Dampf schleppt schwere Wagen  
Zum Ziele fort viel hundert Meilen weit.  
Und da nun unvermeidlich ward das Schlagen,  
Wünscht jeder Sturmflug der beschwingten Heit.  
In Königs Hand am zweiten des August  
Steht alles Volk und glüht vor Kampfeslust.

## August Johann Berens.

Am 30. Oktober 1845 zu Hamburg geboren, bekleidete er erst eine Lehrerstelle, dann war er von 1869—1874 im Bureau des Rheinischen Missionshauses in Barmen beschäftigt, studierte hernach Theologie, kam 1877 nach den Ver. Staaten, bekleidete erst in Minnesota Lake, Minn., das Amt eines evangelischen Geistlichen, dann bis 1887 in Washington, Missouri, und ist heute Prediger in Elmhurst, Illinois.

„Glaubensfreude in Eiedern“, Barmen 1875. „Frühlingsboten“, Gedichte, St. Louis 1889. „Gnade und Wahrheit“, eine lyrische Dichtung, St. Louis 1890. „Frisch und fromm“, Kinderpoesien, St. Louis 1889 und 1890. Außerdem publizierte er deutsche Liedertexte zu englischen Melodien, Kirchsfehtprogramme u. s. w.; auch redigiert er „Unsere Kleinen“, ein Kinderblatt.

### Empor zum Licht.

Ein zartes Wiesenspänzchen stand  
An eines tiefen Bergwerks Rand.  
Und als das Erdreich wurde weich,  
Das Spänzchen sank mit ihm zugleich  
Hinunter in den tiefen Schacht,  
Hinunter in die graue Nacht.

Da hat das Spänzchen still geweint,  
Weil drunten keine Sonne scheint.  
Es sehnte sich zum Licht empor;  
Doch seinen Muth es nicht verlor:  
Die Wurzeln hat es tief versteckt  
Und dann sich schlank und fähig gestreckt.

Und nun begann ein Wunderspiel:  
Der Kleine, zarte Blumenfiel,  
Sonst kaum nur eine Spanne lang,  
Wächst in der Sehnsucht heißem Drang  
Den Schacht hinan und steigt und steigt —  
Ob er wohl! je sein Ziel erreicht?

Schau hier, o Seele, welche Kraft  
Gott in dem schwachen Spänzchen schafft!  
Und du verzagst, wenn je im Leid  
Dich deckt die Nacht der Traurigkeit?  
Wie tief sie sei — empor zum Licht,  
D u kommst an's Ziel — verzage nicht!

### Der Edelstein.

Es ruht im tiefen Schooß der Erde  
Der wundervolle Edelstein;  
Es dringt, daß er gehoben werde,  
Der Mensch in ihre Tiefen ein.

Sobald nun Jahre, Tag' und Stunden  
Sind hingeeilt auf Gottes Uhr,  
Wird auch der edle Schatz gefunden  
Auf noch so tiefgeheimer Spur.

Sieh, wenn des Bergmanns fleiß'ger Hammer  
Jhn laut aus seinem Schlummer rief,  
So öffnet sich die Felsenkammer,  
Drin er, des Tages hartend, schlief.

Dann schaut zum ersten Male nieder  
Auf ihn der Sonne Angesicht,  
Und alsobald strahlt aus ihm wieder  
Zum Gegengruß ein schönes Licht.

Doch seiner ganzen Schönheit fülle  
Wird erst dem Auge offenbar,  
Sobald mit Kunst die Aug're Hülle  
Geschliffen, spiegelglatt und klar.

Dann siehet man selbst noch im Dunkeln,  
Diemeil sein Wesen sonnenhaft,  
Sein mildes Licht gar lieblich funkelt:  
Der Schönheit wunderbare Kraft!

Und von dem König auf dem Throne  
Wird dieses Kleinod hoch geschätzt:  
Er hat in seines Reiches Krone  
Zum höchsten Schmuck ihn eingesetzt.

Nun aber sag', o liebe Seele,  
Weißt du, wem dieses Gleichniß gilt?  
Erkenneß du in dem Juwelle  
Nicht froh entzückt dein eigen Bild?

O, bleibe nicht im finstern Grunde;  
Gott ruft auch dich aus tiefer Nacht  
Und schmücket dich zur Gnadenstunde  
Mit seiner Liebe Licht und Pracht.

### Schwer gebüßt.

Horch, Mitternacht! Und müde von den Wegen,  
Auf die ihn seine Kunst tagtäglich rief,  
Durst' auch der Arzt sich endlich niederlegen  
Zur wohlverdienten Ruhe. Und er schlief.  
Doch nicht zu fest; denn oft zur späten Stunde  
Ward seine Hülfe eilig noch begehrt;  
Und des Berufes Lieb' und Pflicht im Wunde  
Kieß selten eine Bütte ungewährt.

Auch heute schnell's. Zwei Herren stehn im Zimmer,  
Ein Unglück sei nicht weit von hier geschehn.  
Doch heute weigert sich der Doktor immer  
Entscheidener, noch einmal mitzugehn:  
Zu sehr ermüdet sei er; sich zu schonen,  
Sei Pflicht an seinen Kranken, und dazu  
Dürft' sich wohl kaum der Strafenfall belohnen!  
Die Herren gehn. Der Arzt legt sich zur Ruh'.

Doch jene sind nicht willens, aufzugeben  
Das Liebeswerk; sie gehn zur Polizei.  
Zu retten gilt's ein theures Menschenleben;  
Doch kommt nach Stunden erst die Hülff' herbei.  
Nun bringen sie den Armen hin zur Wache;  
Noch ist der Odem in ihm; aber schon  
Auf halbem Wege ist der letzte schwache  
Und bange Seufzer sammt dem Geist entflohn.

Und als hernach man forscht, wer's denn gewesen,  
Dem jener Mann den Liebesdienst versagt,  
Da kann man es auf aller Antlitz lesen,  
Daß ob dem tiefen Leid die Seele zagt.  
Wie sich des Schicksals Wucht ofturchbar steigert!  
Wie trägt oft eine That so grauen Lohn:  
Der Mensch, dem er die Hülff' hat verweigert,  
Es war des armen Arztes eigener Sohn!



Petro Ilgen. 1920: v. k. k.

Geboren am 5. Juli 1869 in Wiesbaden, besuchte er das dortige Gymnasium, kam nach den Ver. Staaten und studierte Theologie in einem lutherischen Seminar, wurde Pastor in Galveston, Texas, und ist seit 1889 Pastor in Highland, Illinois, und zugleich Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften.

„Blumenkranz“, ein poetischer Versuch, 1887. „Dornenwege“, „Am Golf von Mexiko“, „Der flüchtende Sängler“, Novellen, 1889. „Welt- und Gottesreichsklänge“, gemischte Gedichte, Wiesbaden 1891. „Vorträge“, Cincinnati 1892.

U n d e n .

Abendstille senkt sich nieder  
Traulich über Wald und Flur.  
Gottes Engel ziehen wieder  
Durch die feuernde Natur.  
Frieden spenden sie, wo müde  
Noch ein Mensch mit Sorgen ringt,  
Dem vom Herzen Blüth' um Blüthe  
In dem Sturm' des Lebens sinkt.

Unter deinem Dämmerfchleier  
Thu' ans meiner Seele Grund  
Ich im Klagen der Keier  
Dir, Natur, mein Leiden kund.  
Sag' es deinen milden Lüften,  
Die mein hebernd Haupt umwehn,  
Daß an meines Glückes Grüften  
Keines Gottes Engel sehn.

Früher trag mich Kindesglaube  
Durch des Schicksals dunkles Chor,  
Gleich der leicht beschwingten Taube,  
Leber's eigne Leid empor.  
Könnst' in deinem Schatten sitzen,  
Kreuz — und blieb gefaßt, getroßt,  
Wenn's in Donnern und in Wüsten  
Durch die Seele mir getoßt.

Heute — sag', wo soll ich finden  
Dich, dich alten, süßen Traum?  
Gleich den letzten, frühlingwinden  
Schwand'st du — und ich merk' es kaum.  
Keer und traucig ist's im Busen,  
Sterbenskrank mir im Gemüth,  
Bis mein Herz mit frohen Mufen  
Aus der Welt — zum Himmel flieht.

Früher — ja, du Abendkühle,  
Segnend sanft du dann herab,  
Nahmst dem heißen Tag die Schwüle,  
Nahmst dem Herz die Sorgen ab.  
Nicht in einsamen Gemächern  
Sag' ich dann und sang mein Lied;  
Nein — hin unter Blätterdächern  
Hog ich, lieb- und lustdurchglüht.

Heute — wenn die Blätter rauschen  
In dem sanften Abendwehn,  
Maß ich andren Klängen lauschen,  
Maß ich andre Wege gehn.

Wiege dann mein Haupt von Kummer,  
Von verschwiegenem Weh gebeugt,  
Bis es sich zum nächst'gen Schlummer  
Und zu schweren Träumen neigt.

Früher — goldne frühlingstage,  
O wie rash seid ihr entflohn!  
Seid beweint mit stiller Klage,  
Seid begrüßt mit Harfenton!  
Wonnezeit, im Abendhooße  
Du erharbst — mir blieb der Schmerz  
Und das schönste meiner Koofe:  
„Könnst' du brechen, müdes Herz!“

K ö r n e r ' s G r a b .

Aus des Todes Schattenreiche  
Wuchert eine deutsche Eiche  
Leber einer stillen Gruft;  
Und ich steh' daran, zu lauschen,  
Wie bewegt die Blätter rauschen  
In dem Spiel der Abendluft.

Sag', wem küssen deine Kieder  
Frieden in das Grab hernieder,  
Wenn in dir der Nachtwind spielt?  
Ist's ein Held, um den im düstern  
Kaubwerk tiefe Klagen küssen,  
Weil das Leben ihn nicht hielt?

Durch die Glieder fühl' ich's schauen,  
Ach! wer konnte nicht dein Trauern,  
Eiche du! von Wöbblin —  
Leber Deutschland's Geist durchstammten  
Sohn, dem eigener Kraft entstammten,  
Zittern deine Blätter hin.

Körner! Held, du deutscher, freier,  
Mit dem Schwert und mit der Keier,  
Sei begrüßt mit Wort und Sang!  
Sänger, du, der süßen Weisen,  
Sänger, du, von Stahl und Eisen,  
Sänger, du, in Sturm und Drang!

Wache auf in deinem Volke,  
Drohend hängt die dunkle Wolfe  
Wiederum ob deutschen Gau'n,  
Schreib's hinein mit glüh'nden Lettern,  
Daß in Sturm und dunkeln Wettern  
Wir auf unfre Väter schau'n.

Scharf sind noch die alten Klingen —  
 Aus dem letzten blut'gen Ringen  
 Kehrt siegreich unser Lar.  
 Und wer wollte es verschweigen,  
 Daß im blut'gen Kämpferreigen  
 Deine Seele mit uns war?

Von viel tausend deutschen Jungen  
 Wurd' dein Schlachtenlied gesungen,  
 Und dann ging's in's blut'ge Spiel.  
 Und wir haben nicht geschwiegen,  
 Bis uns zu endgült'gen Siegen  
 Des Geschickes Würfel fiel. —

Doch nicht nur in deutschen Marken  
 Rufen wir dich, freien, starken  
 Sohn — dich Freiheitskämpfer — wach.  
 Nein! hier in den fremden Landen,  
 Sei's gesagt, dir Volk zu Schanden,  
 Hüßst du auf dich Schimpf und Schmach.

Wo sind all' die deutschen Jungen,  
 Die am Nordstrand einst gesungen:  
 „Nun ade, lieb' Heimathland;“  
 Die beim deutschen Wein geschworen:  
 „Es sterbe „deutsch“, was „deutsch“ geboren —“  
 Auf's deutsche Herz, die deutsche Hand?

Wo sind deine deutschen Sitten,  
 Drob du Jahrhunderte gestritten,  
 Du altes, ferniges Geschlecht?  
 Sag', wo ist dein Herz gelieben,  
 Die alte, treue, deutsche Liebe,  
 Die Freiheit und das deutsche Recht?

Wach' auf von deinem Schlummerkissen,  
 Das Geislerhewert herausgerissen,  
 Und nimm die Keier von der Wand!  
 Spannt drauf die deutschen Saiten wieder,  
 Stimmt an die alten deutschen Eieder,  
 Und bleibet deutsch im fremden Land.

### Abendfeier.

Das Gluthgewölz des Abends säumte  
 Mit goldnem Rand den blauen See,  
 Umher in Blütenfülle träumte  
 Die flur, die stille Feiernde.  
 Aus dem Gesäß, dem grünlich-düstem,  
 Drang süß der Vögel Lied hervor,  
 Und schwoll mit leisem Wellenküstern  
 Harmonisch an mein lauschend Ohr.

Hin um mein Haupt die Winde kofen  
 Und wehten sauft mir Kühlung zu —  
 Auf's müde Herz, vom Sturm umtosen,  
 Sant nieder eine sel'ge Ruh.  
 Es schwieg das rastlose laute Hämmern,  
 Im Busen ward mir's wohl und leicht,  
 Geheimnißvoll durch's Abenddämmern  
 Ward mir ein süßer Trost gerecht.

Mir war, als ob aus ihren Banden  
 Die Seele sich enträng' der Brust,  
 Um in den blüthenvollen Landen  
 Sich zu ergeben in sel'ger Lust.  
 In lauter Wonne zu gerisßen,  
 Und dann mit lauem Windeswehn  
 Sich in den Aetherraum ergießen  
 Und mit der Wonne still vergehn.

Dann wär' ich doch dem Kärm, dem wirren,  
 Entrückt, der gell die Luft erfüllt,  
 Dann wäre in dem Herz, dem irren,  
 Der Leidenschaft' Sturm gestillt.  
 Es würde nicht mehr bang erbeben  
 In dem Gewühle dieser Zeit —  
 Es würde durch die Sphären schweben  
 Hoch ob der Erde Weh und Leid.

So träumte ich, und Thränen stahlen  
 Sich meinen Wangen still entlang —  
 Da weckte mich zu neuen Qualen  
 Von fern ein süßer Glockenklang.  
 Rings um mich her von feinen Tönen  
 Erzitterte die Abendluft —  
 Mir aber liegen Schmerz und Sehnen  
 Empor aus einer alten Gruft.

Warum der Klang der Abendglocken  
 So unbeschreiblich tief mich rührt,  
 Warum der Töne süßes Locken  
 In's Nachtgebiet des Leids mich führt?  
 Das kündet dir im Friedhof drüben  
 Ein blumbekröntes, stilles Grab,  
 Da läutet die erste Liebe  
 Ihr Glocken mir einst jäh hinab.

Und wenn ich einst im Spiel der Lüste  
 Ein wenig mir gefühlt mein Herz,  
 So tragen über jene Grüste  
 Mir eure Klänge neuen Schmerz.  
 Ihr zwinget' mich, euch still zu lauschen,  
 Bis eure Töne sanft verhallt —  
 Und durch die Brust, die wehe, rauschen  
 Erinnerungen trüb und alt.

So kämpft der Mensch — mit stetem Glücke  
 Ward noch kein Sterbliher bedacht.  
 Wo ist ein Herz, das das Geschicke  
 Noch nie getaucht in dunkle Nacht?  
 Doch folgt dir auf die Dornengänge  
 Auch wieder eine blum'ge flur —  
 Drum Herz, du fündest Trost die Menge  
 Im Wechselfspiele der Natur.

### Kirchhofstraum.

Gerne möcht' ich fest euch bannen,  
 Traumgestalten trüb'en Glüks,  
 Kaum erwacht, schleicht ihr von dannen,  
 Kinder eines Augenblicks.

Auf der Liebe stillen Wegen  
folg' ich eurer Schattenspur,  
Seh' es unter eurem Segen  
Neu erblühen in Herz und Glur.

Durch der Seele volle Saiten  
Veben süße Harmonien,  
Um das dunfle Kreuz der Leiden  
Seh' ich volle Rosen blühen.  
Selbst an meiner Liebe Grüften,  
Dran ich stille oft gewent,  
flüster't's in den Abendlüften  
Eröthung zu dem kranken Freund.

Unter'm güldnen Sternenscheine  
Wie ich still an deinem Grab,

Wenn ich bete — wenn ich weine,  
Küßt du mir die Thränen ab.  
Und von deinen Lippen fallen  
Thrämentropfen schwer und naß  
Nieder in das windbewegte  
Hohe, feuchte Kirchhofsgras.

Das seid ihr, ihr Traumgestalten,  
Aus dem düstern Schattenthor,  
Steigt geheimnißvoll zum alten  
Aug' des Sehers ihr empor:  
Daß noch einmal ihm erglühbe  
Heil'ges Feuer in der Brust,  
Daß noch einmal ihn durchziehe  
Jener Traum vergangner Luft.

## Johann G. Eberhard.

Geboren 1827 in Bern, Schweiz, kam er 1856 nach den Ver. Staaten und ließ sich in Columbus, Ohio, nieder. Als der Bürgerkrieg ausbrach, führte er auf den Wunsch der dortigen deutschen Bürgerchaft eine Compagnie in's Feld, trat nach zwei Jahren krankheits halber aus der Armee, übernahm die deutsche frei-protestantische Predigerstelle in Wheeling, und leistete 1867 einem Rufe der alten Gemeinde „Zum heiligen Geist“ in St. Louis Folge, wo er jetzt noch, in seinem Jubiläumsjahre, wirkt. Er redigirte dreizehn Jahre lang das „Protestantische Familienblatt“.

„Onkel Niesebrecht's deutsch-amerikanische Volkserzählungen“, St. Louis 1881 und 1887, zwei Bände. „Abendglocken“, gesammelte Gedichte, St. Louis 1892.

### Der Arthiebschall.

Der Arthieb schallt. Du schöner Wald,  
Das Urtheil ist dir schon gesprochen!  
Der neue Boden wird nun bald  
Vom Pflug gefurcht und umgebrochen.  
Die Berge werden öd' und fahl  
Der Sonne schüchtes preisgegeben,  
Und Menschenhand zerstört im Thal  
Des Waldes zauberlich Wehn und Weben.

Der Regen fällt. Es schwillt die Fluth,  
Die Wasser rauschen plötzlich nieder;  
Des wilden Stroms Herfürnungswuth  
hält keine Menschenhand darnieder.  
Es fällt die Schenke, fällt das Haus,  
Der Jammer hebt die leeren Hände,  
Und Noth und Elend ist, o Graus!  
Des langen Frevels bill' res Ende. —

Der Arthieb schallt. Das Alte fällt  
Und stürzt wie Windbruch trachend nieder.  
Und neue Mächte ziehn in's Feld,  
Es schallen wilde Sturmeslieder.

Und keine Ruh' und keine Rast,  
Bis niederbrechen alle Schranken  
Und in der Menzeit blinder Hast  
Des Menschenthumes Stügen wanken.

Es schwillt die Fluth. Und riesengroß  
Die Selbstsucht kommt herangezogen,  
Entfesselt und erbarmungslos,  
Wie wildempörte Wasserwogen.  
Es wächst die Gier, es wächst die Wuth,  
Und wälzet sich von Thal zu Thale,  
Zerstört mit Luft, erfäust im Blut  
Der Menschheit heil'ge Ideale.

Entwaldet sind der Berge Höhen,  
Entgottet sind der Völker Herzen;  
Wenn Geistesfaaten untergehn,  
Gebiert die Zukunft wilde Schmerzen.  
Der Spiegel der Vergangenheit,  
In den des Dichters Auge schauet,  
Enthüllt das Bild der künft'gen Zeit,  
Vor dem es ihm im Herzen grauet.

## Den Frauen!

Es ist ein eignes Walten  
In zarter Frauenhand,  
Und was sie mag gestalten,  
Das hat gar festen Stand.  
Die Frauenhand, die weicht,  
Nicht schwer wie Mannesfaust,  
Ist stark doch wie die Eide,  
Wenn wild der Sturm erbraust.

Viel tiefer als die Meere,  
Ist nur das Frauenherz.  
Ob wechselnd wiederkehre  
Die Freude und der Schmerz.  
Es steigt aus seinen Gründen  
Stets neue Kraft und Muth,  
Und lebet die Wege finden,  
Und machet Alles gut.

Und heller als die Sonne,  
Flammt echte Frauenliebe.  
Sie fügt zur Frühlingswonne  
Den schönsten Blüthenrieb:  
Sie sucht die schönsten Rosen  
In's Menschenleben ein,  
Ihr wonnigliches Rosen  
Verschwehret Gram und Pein.

So fest wie Erz und Eisen  
Ist ächter Frauenkreuz.  
Sie wird in ew'gen Kreisen  
Mit jedem Morgen neu.  
Sie schmücket wie Juwelen  
Die Frauenbrust so reich,  
Und adelt hoch die Seelen  
Und macht sie engelgleich.

Drum preiß in mächt'gen Tönen  
Das Weib, der Schöpfung Kron',  
Die Trägerin des Schönen,  
Die Hüterin am Thron  
Der Sittlichkeit, des Reinen,  
Des Edlen überhaupt,  
Und schmücket mit Edelsteinen  
Des ächten Weibes Haupt.

## Abendstille.

Begrüßet feist du, Abendstille,  
Auf weiter mondbeglänzter Flur!  
Nur eine leichte Nebelhülle  
Bedeckt das Schweigen der Natur.  
Die Vöglein schlafen in den Zweigen,  
Es rührt sich kaum ein Blatt am Baum,  
Und tiefe, dunkle Schatten steigen  
Geheimnißvoll am Waldesbaum.

So einsam ist's im weiten Kreise,  
Es ruht und schläft die Creatur,  
Und selbst das Wäglein zieht so leise  
Die alte Bahn auf stiller Flur.  
Am Firmament die Sternlein blinken  
Im silberhellen, klaren Schein,  
Als wollten sie zur Ruhe winken  
Und senken sie in's Herz hinein.

Ist's abendstill in deinem Herzen?  
Verstummt des Tages eitle Lust?  
Trägst du in freuden und in Schmerzen  
Die Abendstille in der Brust?  
Dann blick' getrost nach jenen Sternen  
Auch in der letzten schweren Noth;  
Denn hinter unbegrenzten Fernen  
Erglüht ein neues Morgenroth.

## Ein freundliches Wort.

Ein freundliches Wort ist ein Saamenkorn,  
Benezt und befruchtet vom Himmelsborn;  
Und wenn es auf gütiges Erdreich fällt,  
Dann breitet sich's aus in die weite Welt,  
Und bringt eine fröhliche Ernte.

Gebrauche drum immer ein freundlich' Wort;  
Dein eigenes Herz sei der rechte Ort,  
Die Ernte zu reifen, zu sammeln ein,  
Und friedsam und freundlich und lieb zu sein  
Bis zu deinem seligen Ende.

## f. W. Herzberger.

Geboren den 23. Oktober 1859 zu Baltimore, wurde er auf dem Concordia-College zu Fort Wayne, Indiana, und zu St. Louis, Missouri, zum lutherischen Prediger ausgebildet, war fünf Jahre Reiseprediger in Arkansas und zwei Jahre in Kansas, und ist seit 1889 Pastor in Hammond, Indiana.

„Pilgerklänge“, Gedichte, Chicago 1889. „Deutsche Verdienste um unser Land“, Chicago 1892.

Osterhymne.

Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Traurig still ward er zu Grab getragen  
Von treuer Jünger Hand,  
Der für uns ward an's Marterholz geschlagen  
Und unsren Kluch und unsre Höll' empfand.  
Den heil'gen Keib, zerstochn und verhöhnet,  
Köfen vom Kreuz sie los;  
Das edle Haupt, mit Dornen scharf gekrönet,  
Ruht kalt und bleich in ihrer Liebe Schooß.  
Sie wuschen ihm der heil'gen Wunden Zahl,  
Sein Antlitz schauen sie zum letzten Mal;  
Hüllten ihn in's weiße Leichentuch,  
Senkten ihn stumm in Joseph's dunkle Gruft.  
Still weinend jeder in das Seine kehrt, —  
Und hirteloes ist Christi arme Herd'!

Am dritten Tag, da erst das goldne Licht  
Der Osterfenne durch die Nebel bricht,  
Erbebt die Erd', von sel'ger Freud' erschreckt,  
Denn Christus ist vom Tode auferweckt,  
Durch seine Kraft und durch des Vaters Macht,  
Und hat das Leben an das Licht gebracht!  
Verklärten Leibs, gekrönt mit Preis und Ehr',  
Hat er bezwungen aller Feinde Heer  
Und triumphiert und stirbt hinfort nicht mehr.

Nun durch der Himmel Himmel schallend hebt  
Der Engel Jubelschrei: „Er lebt! Er lebt!“  
Mit goldenen Schwingen  
Zum Grabe sie dringen  
Und wecken der Harfen entzückenden Klang;  
Das dunkele Bette,  
Die siegreiche Stätte  
Umraucht nun ihr jubelnder Siegesfang:

Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Kob, Preis und Anbetung und Ehre und Kraft  
Dem Fürsten des Lebens, des Ewigen Sohn,  
Deß mächtiger Arm solch' Errettung geschafft  
Dem Sündergeschlecht, vom Feind hingerafft  
Zur Hölle und ihrem nie endenden Hohn.

Ver schmachtet der Mensch in des Feindes Gewalt!  
Da stieg voll Erbarmen vom Throne herab  
Der Herr unser Gott in des Sünders Gehalt  
Und duldet die Straf', bis am Kreuze verhalt  
Die letzte der Klagen, dann sinkt er in's Grab.

Kaut freut sich der Feind, daß er herrlich gesiegt,  
Und füllt seine Hölle mit Jubelgeschrei, —  
Da erblickt er den Held, den er wüthend bekriegt,  
Und bezwungen, gebunden am Boden er liegt,  
Und die Knechte des Todes auf ewig sind frei!

Den Himmel, die Erde hält fest nun umschlungen  
Der ewigen Liebe betrirendes Band;  
Da Christus, ihr Mittler, die Feinde bezwungen  
Und siegreich durch Tod und durch Hölle gedrungen,  
Ist ewige Gnade der Welt zugewandt!

O Wonne! Des Himmels unendliche Hallen,  
Sie füllen mit ewigen Sündern sich an,  
Mit uns vor dem Throne des Höchsten sie wallen,  
Und ewige, selige Lieder erschallen  
Vom Heile, das ihnen der Herr hat gethan:

Kob, Preis und Anbetung und Ehre und Macht  
Sei Gott und dem Sohne, dem Kamme, gebracht,  
Das uns von der Hölle hellleobender Gluth  
Erlöst und erkaufft durch sein heiliges Blut.  
Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Und du mein Herz, was weinst du  
In dieser sel'gen Zeit,  
Da doch der Herr aus deines Grabes Ruh',  
Aus deines Todes Streit  
So siegreich wiederkehrt,  
Mit großem Heil gehet,  
Mit ew'ger Siegestron',  
Und seligem Gnadenlohn,  
Und ruft dir freundlich zu:

Was weinst du?

Weinst du noch immer über deine Sündennoth?  
Weinst du, daß noch der finstre Tod dir droht?  
Weinst du noch vor der ew'gen Hölle Macht?  
Weinst du noch vor des Grabes dunkler Nacht?  
Weinst du noch vor des ew'gen Richters Fort?  
Weinst du um Todte, die du hältst verlor'n?  
Weinst du, daß Leid und Trübsal schlagen zu?  
Mein Herz, was weinst du?

O, tritt an's Grab  
Und schau hinab:  
Von seines Todes Banden  
Ist frei dein Herr,  
Sein Grab ist leer,  
Der Herr ist auferstanden!

Der Feinde Schaar  
Voll Grimmes war,  
Die dich einst überwand, —  
Dich heute tröß',  
Du bist erlöst,  
Der Herr ist auferstanden!

Für deine Sünd'  
Starb Gottes Kind,  
Da ihren Lohn sie fanden;  
Für dich, für dich  
Heut' mächtiglich  
Der Herr ist auferstanden!

Dein Tod hat bracht  
In Todes Macht  
Den Herrscher aller Lenden.  
Schreckt er auch sehr,  
Er tödt' nicht mehr,  
Der Herr ist auferstanden!

Der Hölle Rott'  
In deinem Gott  
Ward ewiglich zu Schanden;  
Sie ihn bekriegt  
Und wird befest,  
Der Herr ist auferstanden!

Statt Gottes Horn  
Ist nun ein Horn  
Der ew'gen Gnad' vorhanden.  
Deß tröste dich,  
Glaub' s' festiglich:  
Der Herr ist auferstanden!

Des Grabes Nacht  
Ward hell gemacht  
Und ihre Schrecken schwanden,  
Seitdem geruht  
In ihrer Rut  
Der Herr, der auferstanden!

Die du beweinst,  
Siehst du dereinst,  
Wenn selig sie anlanden  
An Edens Strand,  
Weil sie erkannt:  
Der Herr ist auferstanden!

It's Kreuz auch schwer,  
Was willst du mehr?  
All' Söhne es empfanden;  
Doch das giebt Nait  
In Kreuzeslaß:  
Der Herr ist auferstanden!

Was weinst du nun?  
Wie gut ist ruh'n  
Selbst in des Todes Banden  
Der Höllenport' —  
Mit diesem Wort:  
Der Herr ist auferstanden!

Er lebt! Er lebt! und du sollst mit ihm leben,  
Mit Sieg gefrönt in seinem Ehrenreich,  
Vor seinem Chron in ew'ger Freude schweben,  
Verklärten Leibs, der seinem Leibe gleich.

Er triumphiert und du sollst triumphieren  
Und unter Füßen treten deinen Tod  
Und mit den sel'gen Schaaren jubelieren,  
Auf ewig frei von aller Erdennoth.

O, laß doch nicht allein die Engel singen  
Und nicht allein ihr Lob dem Herrn erklingen,  
Der heute im Triumph aus deinem Grabe zieht;  
Nein, sing' auch du an diesem Ostermorgen,  
Sing' fröhlich, selig, ohne Furcht und Sorgen,  
Sing' freudevoll dein brünstig Dankeslied:

Hallelujah! Lob, Preis und Dank  
Sei meinem Heil mein Leben lang  
Aus Herzensgrund gesungen,  
Daß er für mich hat meinen Tod,  
Mein Grab und meine Höllennoth  
So herrlich heut' bezwungen!  
Selig, fröhlich  
Will ich singen,  
Dank ihm bringen,  
Wis ich droben  
Ihn ohn' Ende werde loben.

### Das erste Gebet.

Sanft steigt die Nacht am blauen Himmelszelt  
Und hüllt in Träume ein die laute Welt.

Der Vöglein Sang verstummt, der Blumen Duft  
Schließt sich still ein in seines Kelches Gruft.

Das Wüblein, das den frohen Tag verpielt,  
Der Augen Drang zum sanften Schlummer fñhlt;

Es schickt sich an zur stillen näch't'gen Ruh',  
Sieht aus das Kleid, stellt weg den kleinen Schuh.

Doch eh' es sich in's kleine Bettchen legt,  
Noch einen Wunsch die fromme Seele hegt:

Das Sprüchlein, das die Mutter ihm gellalt,  
Durch Gottes Geist im Herzen wiederhallt.

Es eilet hin zum trauten Mütterlein,  
Kniet nieder, faltet schnell die Händchen fein,

Zur Mutter hebt's der Aenglein helles Licht,  
Das Mündchen dann in frommer Andacht spricht:

„Christi Blut, Gerechtigkeit,  
Das is mein Mut und Ehrenzeit,  
Damit will ich vor Gott beteen,  
Wenn ich in 'Jmmel werd' einteen.“

Die Mutter hebt's empor mit sel'ger Lust  
Und drückt's entzückt an ihre treue Brust,

Und heiß und brünstig ihre Seele fleht:  
„O Herr, erhalte ihm das erst' Gebet!“

## Gottlieb C. Berkemeier.

Geboren 1855 in Pittsburg, Pa., studierte er in Thiel College, Pa., und nachher in Erlangen und Leipzig Theologie, war von 1878 bis 1885 lutherischer Pastor in Poughkeepsie, N. Y., und zugleich Professor der Sprachen an dortigen höheren Lehranstalten, und ist seit 1885 Direktor der Wartburg Orphan's Farm School bei Mount Vernon, New York.

### f. W. U. Siefeld.

Geboren am 14. März 1831 zu Ludwigsfelde, Provinz Brandenburg, Preußen, trat er nach einer vierjährigen Dienstzeit in einem schwarzen Husaren-Regiment in's Hermansburger Missionshaus, studierte dort Theologie, ging 1861 als Missionar nach Afrika und kam 1866 nach den Ver. Staaten, wo er als lutherischer Pastor mehrere Gemeinden bediente. Gegenwärtig steht er in Lynnville, Indiana.

„Erinnerungen aus der Südafrikanischen Mission“, Columbus, Ohio, 1891. „Erntekranz“, gewunden aus den Evangelien-Perikopen des Kirchenjahres, Milwaukee 1881.

---

### Carl H. Rohe.

Geboren am 20. Mai 1846 in Syracuse, N. Y., kam er als Knabe mit seinen Eltern nach Crete, Illinois, wo er bei der Feldarbeit half, ging dann in seinem 15ten Jahre auf's Gymnasium zu Fort Wayne, Indiana, studierte in St. Louis Theologie, war von 1878 lutherischer Pastor in Joliet, Ill., und dann in Detroit, Mich., welsch letztere Stelle er jedoch wegen gebrochener Gesundheit aufgeben mußte, reiste dann nach Deutschland, kehrte völlig wiederhergestellt zurück und ist jetzt Pastor zu Columbus, Ohio, wofelbst er auch die „Lutherische Kirchenzeitung“ redigiert.

„Morgenglocken“, Gedichte, Columbus 1888. „Das Lied vom Hus“, in sieben Gefängen, Columbus 1884. „Chanar oder die Zerstörung Jerusalems“, eine Erzählung, Columbus 1888. „Fluthen und Flammen“, eine Erzählung aus dem Conemangh-Thale, 1890. „Ebenezer“, eine geschichtliche Erzählung, 1891.

---

### J. H. Stepler.

Am 15. Oktober 1841 in Maar bei Lanterbach, Oberhessen, geboren, wanderte er 1856 nach den Ver. Staaten aus, studierte in Tiffin, Ohio, Theologie, bediente mehrere deutsche reformirte Gemeinden als Pastor und ist gegenwärtig in Cleveland, Ohio.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, ein Thier-Gedicht, Cleveland, O., 1878.

---

### Ferdinand Schreiber.

Am 16. Dezember 1851 zu Warburg in Westfalen geboren, studierte er dort und zu Paderborn Theologie, kam 1856 nach St. Louis, vollendete seine Studien und wurde 1858 zum Priester geweiht. Er bedient jetzt eine deutsch-katholische Gemeinde zu Havana, Mason County, Ill.

„Leben des heiligen Eiborius“, „Lieder für Kinder“, „Klänge aus Rom“, „Amanda“, ein Epos, 2. Auflage, St. Louis 1881. „Poems“, 2. Auflage, Milwaukee 1888.

## Die Liebe.

Mächtig schuf der Herr die Liebe,  
Daß in ihren reinen Trieben  
Frisch das Herz und kräftig bleibe  
Und zu holden Muthen treibe,  
Wenn im wirren Weltgetriebe  
Leiden sich auf Kästen schieben.  
Was soll e n der Liebe  
Holdselige Triebe?  
Das Ebenbild und Urbild so vereinen,  
Daß nur e i n Wille wohnig sich gestaltet,  
Der schnell in Thaten seine Kraft entfaltet,  
Die, Sternen gleich, der Welt als Leuchte scheinen.

Tag auf Tag und Stund' auf Stunde  
Fliehen fort in schnellem Fluge;  
Arbeit folgt auf Müß' und Plage,  
Leid auf Glück mit einem Schlage,  
Und die Liebe folgt dem Zuge,  
Heilend jede Herzenswunde.  
Was wollen der Liebe  
Erquickende Triebe?  
Das Herz veredeln und den Geist erheben,  
Damit er, auf der Tugend hohen Stufen,  
Die ew'ge Wonne in's Gedächtniß rufen,  
Des Himmels Luft kann schenken diesem Leben.

Lauf durchkreuzen sich Gedanken  
Und ermatten das Gedächtniß,  
Pläne wecken Pläne wieder,  
Der Entschluß schwankt auf und nieder;  
Doch der Liebe süß Vermächtniß  
Sucht um Wahrheit sich zu ranken.  
Was m ü s s e n der Liebe  
Durchdringende Triebe?  
Zum Guten, Wahren, Schönen uns befehlen  
Und vor Verderben und vor Schande warnen,  
Wenn Arglist und Verführung uns umgarnen  
Und Trug und Blindheit die Gefahr verhehlen.

Herz und Seele leben, weben,  
Wie die Wurzeln mit dem Baume:  
In des Einen frische Säfte  
Drängen sich der Andern Kräfte.  
Was die Liebe will erheben,  
Blüht ihr auch im Zeitenraume.  
Was f ö n n e n der Liebe  
Entzündende Triebe?  
Die Erde in ein Paradies verwandeln,  
In dem die Freuden alle Keiden heilen,  
Weil Mitleid, Freundschaft und Verstand sie theilen,  
Und Lust und Eifer treibt zum festen Handeln.

Von den Reizen der Gefühle  
Fängt das Blut an, rasch zu wallen,  
Und Vernunft und Wille schwinden,  
Wenn sie Leidenschaften binden.  
In der Liebe freiem Spiele  
Hüte dich, dir zu gefallen.  
Was d ü r f e n der Liebe  
Verfängliche Triebe?  
In des Gesetzes Schranken sich bewegend,  
Gemüth und Sinn der Phantasie entzügeln  
Und mit der Inbrunst heil'gen Kraft besiegeln,  
Zu Gottesfurcht und Edelmuth anregend.

Hoch im lichten Aethersheine  
Strahlt die Lieb' in voller Klarheit  
In der Sel'gen behren Reigen,  
Wo die Engel tief sich neigen  
Vor dem Urquell reiner Wahrheit  
Und ihm jubeln im Vereine.  
Was m ö c h t e n der Liebe  
Beglückende Triebe?  
Hinauf zum hohen Himmelsaal geleiten,  
Wo Ambradust und Frühlingswonne wehen  
Und Alle sich in Fried' und Lust ergeben,  
Wo Strahlen ew'ger Glorie sie begleiten.

## Frühlingsluft.

Wie soll' ich nicht singen, es ist ja so schön  
In Feldern und Wäldern, auf Hügel und Höh'n,  
All überall Freude und überall Lust,  
Hoch waltet im Schau'n mir die trankene Brust.

Der Schmelz der Gewächse, der liebliche Duft  
Aus Gärten und Wiesen, das Säuseln der Luft,  
Die Wonne des Tages, die Lieder am Bach,  
Sie rufen im Herzen Gefänge mir wach.

Wer saßt das Geheimniß, warum uns die Welt  
Im prächtigen Schmucke so innig gefüllt,  
Und wie die Natur aus des Menschen Gemüth  
Die Blumen der Freude so wunderbar zieht?

O Alles vereint sich zu preisen die Macht,  
Die es aus dem Nichts in das Dasein gebracht.  
Ich freu' mich und singe mein harmloses Lied  
Im Glanze der Sonne mit frohem Gemüth.

Auch mich hat der Herr in Liebe gemacht,  
Mit Allem, was herrlich, so reichlich bedacht;  
Dram klingt mir im Busen das dankbare Herz  
Und schwingt sich in Jubel himmelwärts.



## Wilhelm Färber.

Geboren zu Sonneborn bei Elberfeld am 16. Juli 1841, absolvierte er das Gymnasium und die theologische Fakultät zu Paderborn, kam anfangs 1865 nach den Ver. Staaten und ist seit 25 Jahren Pfarrer an der ältesten deutsch-katholischen Kirche, der Marien-Kirche, zu St. Louis.

Er schrieb über zwanzig größere und kleinere Werke religiösen Inhaltes. „Herbstblumen“, Gedichte, St. Louis 1890.

### Die Muttersprache.

Du schöne deutsche Sprache, du,  
Die mich zuerst die Mutter lehrte,  
In der zuerst ich Gott verehrte —  
Mir sagt so keine andre zu,  
Als du allein! Nur du! nur du!

Wie mühte sich die Mutter grämen,  
Die deutsche Sprache lieb und rein!  
Wollt' ich mich ihrer Sprache schämen —  
Das kann nicht sein und soll nicht sein!

Wie sich die Zukunft auch gestalte,  
Die Muttersprache obenan!  
Die Sprache, die zuerst ich lachte,  
Sagt, ob ich die vergessen kann!

Ja, wenn ich deiner wollt' vergessen,  
Als wär' ich dann von bess'rem Holz,  
Dann wär' ich mehr wohl, als vermessen,  
Als du allein! Nur du! nur du!

Franzosen, Chippewas und Kelten —  
Die haben ihre Sprache lieb;  
Man soll mich einen Feigling schelten,  
Wenn ich nicht treu der deutschen blieb!

Die Sprache soll mir keiner rauben!  
Ich schätze sie, wie sich's gebührt.  
Der rüttelt mir an meinem Glauben,  
Der mir an meiner Sprache rührt.

Sind beide doch mit tausend Fäden  
Verschlungen auf der Seele Grund:  
Ich muß mit Gott — Gott mit mir reden,  
Wie lehrte mich der Mutter Mund.

Du schöne deutsche Sprache, du,  
Die mich zuerst die Mutter lehrte,  
In der zuerst ich Gott verehrte —  
Mir sagt so keine andre zu,  
Als du allein! Nur du! nur du!

## Eugen Funken.

Geboren am 28. November 1831 zu Wankum in der Rheinprovinz, erhielt er eine treffliche humanistische Bildung, wanderte 1852 durch Belgien und Frankreich nach Rom, schloß sich dort der „Prieestercongregation von der Auferstehung“ an, studierte dann Philosophie und Theologie, erhielt 1857 die priesterlichen Weihen und wurde als Missionar nach Canada gesandt. Seit 1862 apostolischer Missionar und Provinzial für Amerika, besuchte er wiederholt in Ordensangelegenheiten Europa, gründete 1864 in St. Agatha, Ontario, in Canada, das große deutsche Waisenhaus und stand demselben bis zu seinem, im Jahre 1889 erfolgten Tode vor.

„Gedichte“, New York 1868. „Bernhard von Menthon“, Schauspiel für die Jugend, 1870. „Frau Agnes“, Schauspiel für die Jugend. „Zunmanuel“, Gedichte, noch ungedruckt.

## Ferdinand Hundt.

Geboren den 7. Januar 1835 in Altendorn, Westfalen, kam er 1859 nach den Ver. Staaten, studierte Philosophie und Theologie in Milwaukee u. a. O., wurde 1863 zum Priester geweiht, und lebt als solcher in Richmond, Indiana.

„Maienlieder“, New York und Cincinnati 1867. „Dem heiligen Vater“, Richmond 1871. „Ein Lied vom Herzen Jesu“, Cincinnati 1874. „Elegie an der Wahre Garzia Moreno's, Präsident der Republik Ecuador“, Cincinnati. 1875. „Der heilige Joseph“, ein Gedicht in sieben Gesängen, Cincinnati 1877.

Gieb mir den Herbst Amerika's!

Gieb mir den Herbst Amerika's und nimm die andern  
Zeiten!  
Schön ist Natur im Sterben hier, wer wollte dies be-  
streiten;  
Indeß das bunte Kleid der Natur zerreißt in tausend Fäden,  
Will mit dem schönsten Prachtgewand der Himmel uns  
ergötzen.

Gleich einem Kaiser-Mantel glänzt des Himmels lichte  
Bläue,  
Die Farbe heil'gen Glaubens ist's, die Farbe ew'ger  
Ehre;  
Der Sonne Niesen-Diamant strahlt auf dem Himmels-  
Kleide  
In Lichter und doch milder Pracht, gleich einem Aug' voll  
Freude.

Nun hab' ich mein ermattet Haupt erfrischt vom dürren  
Boden,  
Und Herz und Lungen stärket mir des Herbst's gesunder  
Odem,  
Mir ist's, als ström' auf mich herab ein Than von reinem  
Lichte,  
Mein geist'ger Blick eröffnet sich prophetischem Gesichte.

Der Zeiten Ernte ist vollbracht, gefällt die Scheuern  
sehen,  
Und nur die Aehrenleferin sieht man durch's Feld noch  
gehen;  
Gesammelt ist die reife Saat, das Unkraut nur blieb  
liegen,  
Das Gute soll zu guter Leht das Böse noch besiegen.

Dem kurzen, schönen Spätherbst gleich, ercreut noch einft  
bienen  
Die Menschheit, eh' zur Ruh' sie geht, ein Stündlein voller  
Frieden;  
Es ruht das Schwert, die Klage schweigt, Ein Hirt und  
Eine Herde;  
Und noch einmal der Himmel lacht, eh' ganz erstirbt die  
Erde.

Gieb mir den Herbst Amerika's und nimm die andern  
Zeiten!  
Schön ist Natur im Sterben hier, wer wollte dies be-  
streiten;  
Vielleicht gab dieser neuen Welt der Herr die Gnaden-  
spende,  
Daß mit dem Spätherbst aller Zeit ihr Frühlingstag sich  
ende.

### M. J. Joergel.

Geboren am 12. Oktober 1842 zu Willburgstetten, Baiern, kam er in seinem Uten Jahre nach Amerika, studierte in Baltimore und Milwaukee Theologie, wurde 1865 zum Priester geweiht, erhielt 1871 den theologischen Doktorgrad und ist seit 1875 Pfarrer zu Jefferson, Wisconsin. Viele seiner poetischen Arbeiten erschienen unter dem Pseudonym „Socius fidelis“.

„Waldweihen“, Gedichte, Baltimore 1872. „Das Leben des heiligen Vaters“, 1887.

### Alexander Berghold.

Geboren am 14. Oktober 1858 zu St. Margarethen in Steiermark, studierte er Theologie an der katholischen Universität Graz, ging 1864 mit einem Indianer-Missionar nach den Ver. Staaten, vollendete in St. Paul, Minn., seine theologischen Studien, war dann Pfarrer in Belle Plaine bis 1868, in welchem Jahre er eine Reise nach Europa machte, und gründete 1869 in New Ulm, Minn., eine katholische Gemeinde, welche er viele Jahre bediente, nebenbei eine von ihm gegründete Akademie leitend. Gegenwärtig hält er sich in St. Paul auf.

„Prairie-Rosen“, Gedichte und Prosa, New Ulm, Minn., 1880. „Indianer-Nacht“ oder die Schreckenstage von New Ulm, 2. Auflage, Graz 1892.

## Heinrich Meißner.

Am 5. Dezember 1842 zu Münster, Westfalen, geboren, besuchte er das Gymnasium daselbst und dann die Akademie, wo er Philosophie und Theologie studierte, kam 1866 nach den Ver. Staaten, wurde zum Priester geweiht und verwaltete deutsch-katholische Gemeinden zu Gospen und Crown Point, Indiana. Gegenwärtig bedient er eine solche zu Peru, Illinois.  
„Plattdeutsche Knebbeln“, 1884. „Orgeltöne“, Gedichte, Voeholt 1887.

## Minna Kleeberg.

Frau Kleeberg, geb. Cohen, wurde am 21. Juli 1844 zu Elmshorn in Schleswig-Holstein als Tochter eines Arztes geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem sie einige Jahre an der Seite ihres Gatten, des Predigers Dr. Kleeberg, zu Elberfeld gelebt hatte, folgte sie ihm im Jahre 1866 nach Louisville, Kentucky, wohin er einen Ruf als Rabbiner erhalten hatte. Im Jahre 1878 siedelte sie mit ihm nach New Haven, Conn., über und starb daselbst nach schweren Leiden am 31. Dezember 1878.  
„Gedichte“, Louisville 1877.

### Dir geheiligt.

„O sei mir geheiligt!“ so klang dein Wort  
In der Trauung geweihter Stunde.  
Nun bin ich geheiligt dir fort und fort  
Dein eigen im heiligsten Bunde.

Die Augen sind dein, geheiligt dir —  
O daß ihre Demuth es künde! —  
Es deckt sie der Wimper keusches Visir  
Vor dem flammenden Wicke der Sünde.

Dein ist die Hand, die des Ringes Schmuck,  
Deine liebliche Kette, will begen;  
Sie schlingt nur für dich sich zum Händedruck,  
Sie wirft und sie schafft dir zum Segen.

Die Lippe ist dein, ihr Wort ist dein  
In der Liebe heißem Ergüsse;  
Die Lippe soll dir geheiligt sein  
In der Liebe innigem Kusse.

Und dir geheiligt sind Geist und Herz —  
Meiner Träume Gestalten verwehten.  
Für dich will ich leben in Lust und Schmerz,  
Für dich will ich denken und beten.

„O sei mir geheiligt!“ so klang dein Wort  
In der Trauung geweihter Stunde.  
Nun bin ich geheiligt dir fort und fort,  
Dein eigen im heiligsten Bunde.

### Der erste Gang zur Schule.

Mein Kind, vorbei ist Traum und Nacht,  
Die helle Morgen Sonne lacht;  
Nun wird mein lieb' Blauäugelein  
Kein Kind mehr, nein — ein Schulkind sein.  
Geschwind den Ranzen rot der Wand,  
Dich führt der Mutter Liebeshand.

Nun laß des Gärtchens Blumenror  
Und dieses Haus, dir Welt zuvor;  
Laß erster Spiele Traumesnacht —  
Das Frühroth sinkt, der Tag erwacht.  
Und Haus und Feld und Sonnenschein  
Wird bald erst recht dein eigen sein.

Du hast gehört vom Wunderbaum  
In jenes Ebens Blüthenraum;  
So schließt auch deine Ebensnacht,  
Und der Erkenntniß Blau erwacht.  
Dem Kinde ist der Schule Raum  
Ein ewiger Erkenntnißbaum.

Wald wird mein Lieblich nun verstehn,  
Warum am Himmel Sterne gehn.  
Du wirst verstehn der Sonne Pracht,  
Den Mond verstehn in stiller Nacht,  
Und Blüthenerschmelz und Sturmesgraus  
Und all dein Glück im Vaterhaus.

Und was die heute Wunder heißt,  
Das soll erkennen einst dein Geist!  
So will ich dich der Zukunft weihn  
Und ihrer Arbeit Priesterreich'n!  
Und leise schließt die Schulthür sich —  
Mein theures Kind, Gott segne dich!

### Ein Lied vom Sturm.

Sei begrüßt und gepriesen, mein Liebling du,  
Der du großst ob der Erde läppiger Rah'!  
Um des Elends Dach, um der Hofburg Thurm  
Braust der Menschheit Meister, der Sturm, der Sturm!  
Land und Woge umgürtet mit Zauberband  
Des Erdreichs Gebieter, des Weltmeers Tyrann;  
Er tobt durch die Küste, er wirbelt im Laub,  
Und die Wolke weicht, und es stirbt der Staub.

Schon dem Kinde, o Sturm, war lieb und vertraut  
Deine wilde Gewalt und dein flagernder Laut.  
Trage mich, Sturm, über Zeit und Raum  
Heim, wieder heim zu der Kindheit Traum.  
Du trägst mich zurück in mein Heimathland,  
Zu Nordalbingiens Meeresstrand —  
Meiner Heimath Genos', was dein Hauch mir beschied,  
Das fürme hinaus als des Sturmwind's Lied.

Wie der Sonne Gluth durch den Luftkreis dringt,  
Die nur Glück verheißt, und das Glück nie bringt!  
In träger Ruhe träumt Baum und Blatt,  
Und Mensch und Pflanze sind weh und matt.  
Da braust um den Erdball mit Gotteskraft  
Des Sturmwind's läuternde Leidenschaft;  
Und die Schlafheit scheidt, und die That erkeht —  
Sei gepriesen, o Sturm, du mein wilder Poet!

Der Naturgewalten Titanenkampf  
Hat gelöst der Sturm, der entseffelt den Dampf.  
Nicht die Kohle gemordene Sonnenmacht,  
Der Sturm, nur der Sturm hat die Gluth entfaßt,  
Der auf Eisenbahnen als Hanbergeist  
In des Dampfes Wolke die Welt umkreist!  
Der Sturm bleibt die Ueberkraft im wankenden All,  
Er zerschmettert den letzten Erdenball.

Und im Menschengesteirte wirkt räthselhaft  
Wunder auf Wunder des Sturmes Kraft,  
Wo ein starker Muth sich dem Trug der Welt,  
Ein Orkan dem Weltmeer, entgegenstellt. —  
Des Gedankens Wucht in des Forschers Himm,  
Und was glühend pocht an des Dichters Stein,  
Jede That, die groß, jeder Kampf, der rein —  
Das ist heiliger Sturm tief im Menschenfein!

Brause, du Sturm, über Berg und Schlucht  
Und des Meeres jagte Felsenbucht!  
Brause, du Sturm, über Wald und Au,  
Mach' die Eiden stark und die Küste blau!  
Brause durch Klüge und Heuchelei,  
Mach' die Seelen rein und die Geister frei!  
Heiliger Sturm, wir sind kampfbereit —  
Wach' deine Boten und läutere die Zeit!

### Zweifel.

Nach du, mein Kind! — Acht Jahre kaum,  
Und schon erwacht vom Wüthentraum!  
Das blaue Auge träumt und funkt,  
Des Denkens banger Ernst beginnt,  
Und von der Lippe hebt ein Ruf,  
Die Frage leis: wer Gott ersahst.

Auf dieser einen Frage Spur  
Fog aller Weisen Weisheit nur,  
Und endlos sucht ein Geisterband  
Des Stoffes Kraft, des Weltalls Grund.  
Der Anfang schloß sein Räthsel zu;  
Die Menschheit pocht — mein Kind, auch du!

Dein Zweifel stimmt mich trüb' und weich,  
Dein Drang nach Freiheit stolz zugleich.  
Du wirst nicht ziehn in Nacht und Wahn  
Des Glaubens finstere Schlangenbahn.  
Stets raht das Licht sich Kämpfer mach —  
Der Zweifel giebt den Ritterflag!

Bevor der Mensch geboren noch,  
Steht ihm bereit ein Glaubensjoch.  
Des Ganges' lehter Kaffengeist  
Ist das Gelpens', das „Glaube“ heißt.  
Aus seiner Ketten enger Haft  
Löst zweifelnd sich die Geisteskraft.

Der Väter Säkung folgt der Knecht;  
Die Freiheit ist des Denkers Recht!  
Der Zweifel ist ein Gott des Lichts,  
Der neu erschafft die Welt aus Nichts!  
Und Throue stürzt und Dome bricht  
Des Zweifels nahes Weltgericht!

### Mein kleiner Sohn.

Dein Köpfchen, das lockenreiche,  
Schmiegt sich an meine Brust,  
Und ich küsse die Lippe, die weiche,  
Und das Auge voll strahlender Lust.  
Doch die Sorge stüfter mit bangem Ton:  
Du liebst viel zu heiß deinen kleinen Sohn.

Kalt ist und rauh das Leben —  
Ernst nur und Strenge macht stark;  
Stilles des Knaben Streben  
Und des Geistes Sehnen und Mark.  
Nicht das weiche Wort, nicht der milde Blick  
Führt den Mann zum Kampf mit der Welt Geschick.

Kalt ist und rauh das Leben —  
Um so mehr in der Tage Qual  
Muß ein Erinnern schweben  
Von der Liebe Ideal.  
Wen die Mutter einst liebte, so voll, so warm,  
Wie wird die Seele ihm öde und arm.

Durch selbstloser Liebe Spende  
Entfacht nur die Mutter im Sohn  
Die heiligen Fackelbrände,  
Die der Menschheit Äthäre umlohn.  
Im Sohn wird der Mutter Liebesgluth  
Eine Oriskamme für Opfermuth!

Mein Sohn: so wisse, so fühle,  
Wie heiß deine Mutter dich liebt;  
Und ob auch im Weltgewühle  
Der sonnige Traum zerfliehet —  
Du bringst solcher Liebe Vermächtniß dar  
Dereinst auf der Menschheit Hochaltar!

O, halte fest an deinen Idealen!

O, halte fest an deinen Idealen,  
So lang der Jugend Zauber dich umstrickt,  
Und foltest du mit Kummer auch bezahlen  
Den kurzen Traum, der deine Seele schmückt.

Es ist so süß, das Leben sich zu malen  
Poetisch hold, wie es das Herz beglückt —  
O, halte fest an deinen Idealen,  
So lang' der Jugend Zauber dich umstrickt!

Noch ist es Zeit, zu träumen und zu hoffen —  
O glaube fest, dein Ideal zu schau'n!  
Die ganze Welt steht deinen Träumen offen,  
Und Gott im Himmel lohnt das Vertrau'n.  
Und hat ein Leid dein junges Herz getroffen,  
Ein Winterschnee die hellen Lenjesau'n,  
Noch hast du Zeit, zu träumen und zu hoffen,  
O glaube fest, dein Ideal zu schau'n!

Das Leben braust, und seine Wellen schäumen —  
O, harre aus! Das Glück ist mehr als Traum!  
Ob dann die Wogen branden und sich bäumen,  
Du siehst nur Perlen hell im Wellenschaum.  
Wie ist das Herz so reich im süßen Träumen!  
Das höchste Glück beengt den kleinen Raum —  
Das Leben braust, und seine Wellen schäumen,  
O, halte fest an deines Glückes Traum!

## Marie Raible.

Frau Marie Raible, geb. Kraus, ist die Tochter des ehemaligen Pfarrers Kraus in Unter-Jülingen bei Tübingen in Württemberg; sie war erst an den Doktor Fritz in St. Louis verheirathet, welcher vor einigen Jahren starb. Jetzt ist sie die Gattin eines Kaufmannes in Alton, Illinois.

### Deutsch-Amerika.

Es ist ein eigen Thun und Lassen,  
Das unsre Seele tief bewegt,  
Wenn sie zwei Welten muß umfassen,  
Vereint als Heimath in sich trägt;  
Es ist ein rechtes Doppelleben,  
Ob leicht das Herz sei, oder schwer,  
Gedanken mannigfaltig schweben  
Und ziehen über Land und Meer.

Hier in dem laut bewegten Treiben  
Wird jedem Streben freier Raum,  
Da kann kein Ruheort wohl bleiben  
Für einen stillen Lebenstraum;  
Hier ist der Ort für Kraft und Wille,  
Der Schauplatz schneller Zeit und That,  
Doch fällt dazwischen in der Stille  
Manch gutes Korn der deutschen Saat.

Das Selbstgefühl braucht nicht zu wanken,  
Wenn es die deutsche Heimath sucht,

Dort keimten oftmals die Gedanken,  
Die hier gereift zu goldner Frucht.  
Bei manchem haunenswerthen Werke,  
Das hier des Strebens Ruhm vermehrt,  
Hat sich des deutschen Geistes Stärke,  
Hat sich der deutsche Arm bewährt!

Und wenn wir dankbar auch erkennen,  
Was uns das neue Heim beschied,  
So können wir doch nie vergessen  
Der alten Heimath Wort und Lied.  
Sorgt, daß in's Kinderberg man streue  
Der Dichtung Gold, der Wahrheit Erz,  
Die Welt, die alte und die neue,  
Bedarf ja dessen allerwärts.

Wir legen freudig unsre Hände  
In unsrer Heimath Doppelband,  
Und hin und her sei ohne Ende  
Ein treugemeinter Gruß gesandt.  
Wenn stolz auf neuen Glanz wir blicken,  
Der auf das Sternbanner fällt,  
So baut das Herz oft goldne Brücken  
Hinüber in die alte Welt.

## Was würde meine Mutter sagen!

Wem eine Mutter ward zu Theil,  
Treu, gut in allen Lebenslagen,  
Dem sei das Wort zu Rath und Heil:  
„Was würde meine Mutter sagen!“

Schon dort, in der Gespielen Chor,  
Will Jugendlust zu weit sich wagen,  
So steht der kleine Spruch davor:  
„Was würde meine Mutter sagen!“

Und gehst du von der Heimath fort,  
Stehst du allein vor ernsten Fragen,  
Du kennst den Rath, sprichst du das Wort:  
„Was würde meine Mutter sagen!“

Du kannst dich weit verirren nicht,  
Gehst auf den falschen Weg mit Sagen,  
Wenn es noch leise in dir spricht:  
„Was würde meine Mutter sagen!“

Und ruht sie schon auf Friedhofs Grund,  
Sie ist dir nah in allen Tagen, —  
Führ'st du das gute Wort im Mund:  
„Was würde meine Mutter sagen!“

## Judenhaß.

Du großes Volk, bist nicht verloren,  
Das einst das „Auserwählte“ war,  
Zum Untergang ist nicht geboren,  
Was herzenstreich und geistesklar.

Ein Volk, das sich durch alle Leiden  
Im Kampf des Lebens stets hält wach,  
Ein Volk, wo sich zu allen Zeiten  
Die Geistesgröße Bahn stets brach;

Wo eines Moses zehn Gebote  
Als edelstes Gesetz man preist,  
Der Weltgeschichte großer Vöte  
Die Seinen noch mit Manna speist!

Hört nicht im Geist ihr David's Söhnen,  
Der Harpe traurigen Accord?  
„Warum läßt du uns traurig gehen,  
Wenn uns der Feind so drängt fort!“

Nathan soll in die Seelen schreiben  
Von den „drei Ringen“ weise, klar:  
„Der Ring wird uns der echte bleiben,  
Der aus des Vaters Erbe war!“

Wird es nicht endlich helle tagen  
In Judenbasses dunklem Schacht, —  
Ein Mosesstab soll mächtig schlagen  
In deiner Feinde Geistesnacht.

## Bella Siebing.

Bella Siebing, geb. Dyckhoff, geboren am 9. März 1823 auf Warmenau bei St. Annen in Hannover, siedelte 1850 nach den Ver. Staaten über und lebte als Gattin des Friedensrichters Otto Siebing in Milwaukee. Sie war lange Jahre poetische Mitarbeiterin des New Yorker „Velletristischen Journals“ und starb am 2. April 1878.

### Der Friedhof.

Begrüßt sei, o schatt'ger stiller Hain,  
Wo Nachtigallen Schmerzenslieder schlagen,  
Wo Geister seufzend in die Tiefen klagen,  
Die Weide trauernd hängt am Marmorstein —  
Keis' tritt dort ein!

Der Hof des Friedens, Land der stillen Ruh'!  
Wenn lang genug das Menschenherz gelitten,  
Wenn es mit Stürmen aller Art gekritten,  
Trägt man es deinen grünen Matten zu —  
Dort ist die Ruh'!

Dort liegt so manches wildbewegte Herz!  
Dort schläft der Wunsch, und ach, so manche Klage,  
So manches Aug', das einst sah schön're Tage,  
So mancher Mund umspielt von heiterm Scherz,  
Manch herber Schmerz!

So manche Hoffnung sank in's frühe Grab!  
Und Blumen nun entsprechen jenem Hügel,  
Es drückt der Tod sein unerbittlich Siegel  
So Manchem auf, den Seligkeit umgab —  
Er muß' hinab!

Dort ruht die Freude, dort auch schläft das Weh,  
So manche Kippe ruhen dort geschlossen,  
Die nie ein Strahl des Glückes hat umflossen,  
Sie sehnten sich aus bitterm Erdenweh  
Zur Himmelsöh'!

Dort liegt die Braut, frisch in der Jugend Glanz,  
Wollt' eben sie zum Traualtare treten,  
Da naht der Todesengel ungebeten  
Und reicht statt Myrten ihr den Todtenkranz,  
Im Silberglanz!

So manches Kind schläft dort in dunkler Nacht,  
Das stolz die Mutter auf dem Arm geschaukelt,  
Das Lieb' und Freud' nur lächelnd hat umgaukelt,  
Das lachend nur umgab des Glückes Pracht!  
Es schlummert lachend!

So manch ein Herz schläft in dem ew'gen Raam!  
Dort schlummern Eltern, Schweltern, Freunde, Brüder,  
So manche Thräne rieselt dort hernieder,  
Begraben liegt wohl mancher schöne Traum  
Im engen Raam!

O Hof des Friedens! Manch ein ernster Chor  
Zieht stumm hinaus zu deinen grünen Matten,  
Zu deinen Gräbern, deinen kühlen Schatten  
Nicht manch ein Aug' verhüllt von Trauerflor.  
O sieh empor!

Das dunkle Grab hält deinen Lieblich nicht!  
Es schwebt der Geist hinauf in blaue Fernen,  
Hinauf, hinaus zu Milliarden Sternen,  
Wo Alles Duft und Glanz und Gluth und Licht!  
Verjage nicht!

#### Des blinden Mädchens Klage.

Ich weine nicht, weil mir verhüllt  
Des Kenes Grün, der Blumen Pracht,  
Weil nie mein Aug' die Welt erblicket,  
Die Andern hell entgegenlacht!  
Ich klage nicht, daß mir verborgen  
Der Schönheit Strahl, der Sonne Licht,  
Daß aller Glanz der schönen Erde,  
Mir dunkel nur — das ist es nicht!

Nicht, daß der hohen Berge Gipfel,  
Des wilden Ozeans weißer Schaum,  
Des Meeres hurmegepeitschte Wogen  
Dem blinden Mädchen nur ein Traum;  
Daß jener sternbesäte Himmel,  
Des Mondes leuchtendes Gesicht,  
Des Regenbogens bunte Farben  
Mir dunkel nur — das ist es nicht!

Man sagt mir, daß die schönsten Blumen,  
Die je im Sonnenglanz erglüht,  
Nicht die sind, deren duft'ger Odem  
Mich nieder zu den Blüten zieht;  
Und jener Vogel in dem Walde,  
Der jubelnd in den Zweigen sitzt,  
Ist nicht der, der bunt Gefieder  
Zu wunderbaren Farben blüht.

Mein kleiner Bruder führt mich sorgend  
In sicherer Hand auf's Feld hinaus,  
Und jene blauen, duft'gen Weiden,  
Die windet er zum schönsten Strauß,  
Und heimgekehrt, auf der Schwelle,  
Fühl' ich der Mutter Liebe schon,  
Es athmet Lieb' in ihrer Nähe  
Aus jedem Worte, jedem Ton!

Wenn mich des Vaters Arm umschlinget  
Und fest an seine Brust mich zieht,  
Mein Liebste mich auf Erden nennet,  
Was ist's, das dann das Herz durchglüht? —  
O, könnt' ich einmal dann zer Sprengen  
Der blinden Augen düst're Nacht  
Und jubelnd all die Liebe sehen,  
Die glücklich mich und — traurig macht!

### Marianne Kühnhold.

Wahrscheinlich Pseudonym für eine Dichterin, deren Namen wir nicht in Erfahrung bringen konnten. Sie soll erst in Newark, New Jersey, gelebt haben, dann aber nach dem Westen gezogen sein.

„Harmonien“, Gedichte von Marianne Kühnhold, New York 1869.

### Pauline Widenmann.

Frau Pauline Widenmann, geb. Gärtner, wurde am 29. März 1829 auf der Solitude bei Stuttgart geboren und erhielt eine vortreffliche Erziehung. In ihrem zwanzigsten Jahre kam sie nach Philadelphia, wo sie ihren Gatten August Widenmann kennen lernte, mit welchem sie 1851 nach Ann Arbor, Michigan, überfiedelte. Dasselbst lebt sie heute noch. Neben zahlreichen

Gedichten, welche zum Theil auch in deutschländischen Zeitungen erschienen, schrieb sie viele Artikel „zur Hebung der Stellung der Frau, freilich nicht für den Stimmkasten oder öffentlichen Aemter, sondern zu dem schöneren Beruf als Mutter und Erzieherin kommender Geschlechter“.

„Lieder und Gedichte“, nebst einer Abhandlung über „Deutsches Familienleben in Amerika“, Allentown, Pa., 1892.

Der Beruf des Weibes.

Es banen zarte Frauenhände  
Uns nun und nimmermehr ein Haus;  
Und wenn sie's thäten, ob es Hände,  
Die Stürme hielt' es doch nicht aus;  
Zum Staaten- und zum Häuserbauen  
Krauch's hält' re Hände als der Frauen.

Doch, wo sie über eine Schwelle  
Mit stillem Geiste freundlich tritt,  
Da bringt sie auch gleich auf die Stelle  
Material zum Bauen mit.  
Nimmt sie die Kraft dazu von oben,  
So wird das Werk den Meister loben.

Erk jägt sie stark und fest zusammen  
Des Glaubens Steine zum Altar,  
Dort jündet sie der Liebe Flammen  
Und läßt sie brennen hell und klar;  
Der Opferflammen süße Däute,  
Sie steigen auf durch reine Lüfte.

Der Demuth Kinder sind's, Gebete,  
Die steigen auf zu Gottes Thron,  
Damit er helfe, schütze, rette,  
Wenn Sturm und Wellen mächtig drohn;  
Der Friede Gottes steigt hernieder  
Auf solch ein Haus und seine Glieder.

Aus allen Ecken blickt entgegen  
Dir klarer, heller Sonnenschein;  
Sogar ein warmer Thänenregen  
Hilft noch zu fröhlichem Gedeihn.  
Sie pflegt mit stillem, heitrem Muthe  
Den Sinn für's Schöne und für's Gute.

An jedem Ort, in jedem Kreise  
füllt thätig ihren Pfah sie aus,  
Ferkfahrens bringt sie in's Geleise,  
Stillt Schmerzen in dem Krankenhaus;  
Sucht bitter Noth hier abzufürzen  
Und dort die Freude mild zu würzen.

So hant die Frau, wie sich's gebühret,  
In echter, reiner Weiblichkeit,  
Die sich mit eittem Tand nicht jieret,  
Noch falscher Unabhingigkeit;  
Sie giebt, sie liebt, sie heilet Wunden,  
Und hat dabei ihr Glück gefunden.

Klar werde jeder Frauenseele,  
Wozu der Vater sie erkant:  
Gebühn soll sie sein — so wähle  
Sie diesen heiligen Beruf.  
In Demuth wird sie Starke führen,  
Im Herrschen nur sich selbst verlieren!

Der Abend am See.

Der See ist still; auf goldnem Spiegel  
Trägt er des goldnen Himmels Gluth,  
Das Abendroth liegt auf dem Hügel,  
Neugierig blickt er in die Gluth;  
Die fägt ihn leise auf die Wangen;  
Süßtrunken ruht auf ihr sein Blick:  
Da ist ihm träumend aufgegangen  
Ein doppelt glänzend goldnes Glük.

Doch sieh'! dort steigt mit leichten Schlägen  
Ein Boot in jenes Feuermeer;  
Die Ruder sprühen flammenregen  
In leichtem Spiele um sich her;  
Und eine Silberstraße ziehet  
Sich hinter ihm, auf goldner Bahn.  
Gehört das Boot und der d'rin siehet  
Der Erde hier, — dem Himmel an? —

Jetzt hält er still; auf Zephyrschwingen  
Nacht sich ein lieblicher Gesang;  
Der Knabe muß von Liebe singen,  
Schon pocht das Herz so sehnsuchtsbang!  
Da taucht er plötzlich in die Gluthen —  
Die goldnen; halten sie ihn dort?  
Wie? — oder tragen Himmelsgluthen  
Ihn über alle Welten fort? —

Doch nein, ein Arm, ein Nacken zeigt  
Sich blendend auf der Purpurfluth,  
Verklärt, ein Menschenanlich neiget  
Sich aus des Himmels lichter Gluth! —  
Ha, ist's der Himmel, ist's die Erde?  
Gehört der Mensch den beiden an?  
Grüßt ihn bereits ein neues „Werde“?  
Geht abwärts seine Sonnenbahn?

Es kehrt der Sommer immer wieder;  
Das Abendroth liegt auf dem See;  
Der Hügel schaut verklärt hernieder:  
Das Menschenherz nur ist voll Weh!  
Die Lieder, einst so froh gesungen,  
In heller, reiner Jugendluft,  
Wie bald, wie bald sind sie verklungen,  
Kann bleibt das Echo in der Brust.

Und doch, und doch, warum so trüben  
Gedanken geben niemals Raum,  
So lang' das Abendroth da drüben  
Liegt — ein verklärter Jugendtraum?  
Den Sonnenschein halt' fest im Leben,  
Laß Sturm und Wetter weiter ziehn;  
Dann wird das Abendroth umschweben  
Dich — bis in's ew'ge Morgenglühn!



## Fanny Gumpert.

Sie war 1809 in Bernburg, der damaligen Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Bernburg, geboren und entwickelte schon früh ein ziemliches Talent für die Dichtkunst. Im Jahre 1856 kam sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern nach Philadelphia, wo sie am 10. April 1882 starb. Ihre Gedichte erschienen meist in Philadelphia'er Zeitungen.

## Dorothea Böttcher.

Geboren in Schwerin, Mecklenburg, erhielt sie ihre Erziehung in Berlin und kam, früh verwaist, 1876 nach Amerika. Sie hielt sich erst in Evanston, Illinois, als Privatlehrerin auf und lebt jetzt in Chicago, wo sie Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur erteilt und für deutsche Zeitungen Feuilletons, Gedichte und Artikel über soziale Fragen und Erzählungen schreibt. Viele ihrer Gedichte wurden komponiert von Franz Ries, Bohun, Franz Alt, Gustav Haffe u. A. Unter dem Pseudonym „D. B. Schwerin“ veröffentlichte sie in der „Chicago Freien Presse“ die beiden Romane: „Der Sohn des Banquiers“ und „Die Erbschleicher“.

### Gruß an Amerika.

Amerika, o neues Heimatland!  
Du Land der Freiheit, Land voll Licht und Wonne!  
Sei uns gegrüßt, du gastlich holder Strand,  
Sei uns gegrüßt, du goldne Freiheitssonne!

Du Rieseninsel, die dich aus dem Welt  
Gegenet in Poseidon's Riesenbette,  
Erhoben, in sich selber eine Welt,  
Der Menschheit schönste, letzte Zufluchtsstätte!

Was ist das Abendland, die alte Welt,  
Mit dir verglichen, Königin der Erde!  
Da jene langsam in sich selbst zerfällt,  
Ertönet dir das schöpferische Werdel!

O, gottbegnadet Land, wie reich, wie schön!  
Mit deinen Seen, üppigen Prärien,  
Fruchtbaren Thälern, waldumkränzten Böh'n,  
Und deinen süßen Freiheits-Melodien!

Hier tönet keines Herrschers Machtgebot,  
Des Namens hohler Klang gilt wahrlich wenig!  
Kein Scherz stiehlt das hartverdiente Brot  
Dem Armen — jeder ein geborner König!

Jungfräulich Land, das sich aus dunklem Schacht  
Zum leuchten Tageslicht emporgerungen;  
Aus dessen Schooß des Saamenkornes Pracht  
Noch nicht zur vollen Reife durchgedrungen.

Dein glorreich haupt, umflacht vom Freiheitschein;  
Die Herrscherin der Welt wirst du ersehen!  
Die Zukunft wie die Gegenwart sind dein,  
Und siegreich wird dein Sternbanner wehen!

Heil dir, Columbia, herrlich, groß und mächtig!  
Das Auge von Millionen ruht verwundert  
Auf dir, Erbanne, deren Staaten blühen,  
Frei, reich und unabhängig, ein Jahrhundert.

Ziel unsrer Wünsche, aller Hoffnung Strand,  
Wird hier die Noth, der Schmerz, die Sehnsucht schwin-  
den?

Das uns verheißne, das gelobte Land —  
O, Gott im Himmel, laß es hier uns finden!

### Sturmlied.

Ich fahre über die Erde hin  
Mit lauter Wuthgeheule!  
Raub ist mein Wesen und wild mein Sinn;  
Ich treibe den Wanderer zur Eile.

Die Wolken jag' ich vor mir her,  
Ich pack' das Schiff an den Raaen;  
In seinen Tiefen das stolze Meer  
Brüllt auf bei meinem Nahen.

Ich streif' durch der Wüste Gluthenbrand:  
Es stürzen Mensch und Kameele.  
Allah ist Allah! Der Wüstenland  
Erhört den Laut in der Kehle.

Drauf tal' ich über den Alpenpaß;  
Durch die Gletscher pfeif' ich so gerne!  
Mein Odem erhärt, ich ergöh' mich fürbah;  
Am Himmel ertrieren die Sterne.

Der „Jungfrau“ fahr' ich mit Allgewalt  
Um das Riesenhaupt, das fable.  
Der Schneeftern wächst zur Lawine an  
Und stürzt sich donnernd zu Thal.

Ueber's Schlachtfeld hin, wo purpurroth  
Des Blutes Ströme rinnen!  
Gar reiche Ernte hielt heut' der Tod —  
Ich trage die Seelen von hinnen.

Ich seg' um das einsame Haidehaus —  
Den Raubschütz traf das Verderben.  
Ich rüttle die Fenster, er hört es mit Graus,  
Und kreuzt sich, und — stucht im Sterben.

Mein Sinn ist raub, mein Herz gefählt;  
Ich achte nicht Kampf uoch Beschwerte,  
Und hab' ich mich gar mit der Flamme vermählt,  
Dann — zitter, du alte Erde.

### Über sich.

Vettet mich sanft, wenn der Engel der Schatten  
Keis mit dem sittig die Stirne mir streift.  
Breckenden Auges, nach sonnigen Matten  
Sehnend der Blick in's Unendliche schweift.

Senkt nicht die Blicke, ihr trauernden Lieben,  
Selig der Geist, der die Ketten zerreißt.  
Hoch in den Sternen, da sieht es geschrieben,  
Ewiges Leben dem wandelnden Geist!

Staub sinkt zu Staube und Erde zu Erde,  
Doch, aus der Tiefe, lebendig und hell,  
Springt auf des Schöpfers gebietendes „Werde!“  
Rastlos des Lebens urewiger Quell.

Sinke des Geistes, zu freier Entfaltung  
Schloß in den Körper die Gottheit dich ein,  
Daß nach vollbrachter, ureigner Gestaltung,  
Frei du entschwebest zu höherem Sein.

Nur in dem Streben nach Hohem und Behrem  
findet die Seele das ewige Heil,  
Drum, zu der Wahrheit erleuchteten Sphären  
Schwing' dich empor, mein unsterbliches Theil!

Kenker der Sterne und Meister der Sonnen,  
Mitten im Chaos ein fesseln der Ruh',  
Schöpfer des Schönen und Quelle der Wonnen,  
Ursprung des Lebens, dir eile ich zu.

Niedere Seelen nur können vergagen,  
freige erbebt, wer im Staub nur genießt,  
Nur der Gemeinde wird jammern und klagen,  
Wenn sich die Pforte des Ew'gen erschließt.

Aber der Geist, der dem Edlen entsprossen, —  
Eh' noch die irdische Hülle zerbricht —  
Wandelt schon hier von der Wahrheit umflossen,  
kret schon auf Erden im göttlichen Licht.

### Aus deinen Augen.

Aus deinen Augen stiegen meine Lieder,  
Aus keiner andern Quelle schöpf' ich mehr!  
Ich blick' hinein und wieder, immer wieder  
Spriegt jubelnd draus ein neues Liederheer.

Ich könnt' mich blind an deinen Augen sehen,  
An diesen Steruen, die so hold und traut,  
Denn ach, ich will es dir nur eingestehen:  
Ich habe schon zu tief hineingehaut.

Des Himmels Bläue strahlt dein Auge wieder;  
Mein Stern, mein Strahl, mein Zauberborn bist du!  
Die Wunderquelle meiner schönsten Lieder,  
Und jauchzend steigt dir meine Seele zu.

Ein einzig Mal ur laß mich dir's bekennen,  
Die ein so süß Geheimniß mir vertraut —  
Kein Tod soll mich von diesen Augen trennen;  
Ich habe viel zu tief hinein gehaut.

### Widmung.

Gold und Silber hab' ich nicht;  
Was ich habe, geb' ich dir!  
Freundschaft selbst ist ein Gedicht,  
Tiefe Weisheit liegt in ihr.

Freundlich strahlte mir ihr Licht  
Als es dunkel ward in mir —  
Gold und Silber hab' ich nicht,  
Was ich habe, geb' ich dir.

### Die schönsten meiner Lieder.

Die schönsten meiner Lieder,  
Die sollen dein eigen sein,  
Und wo du sie hörst klingen,  
Da klingen sie dir allein.

Sie gleichen Liebesgrüßen,  
Die ich dir dargebracht,  
Denn wo sie sind entsprungen,  
Da hab' ich dein gedacht.

## Anhang.

### Dialekt-Dichtung.

#### Heinrich Harbaugh.

Geboren am 28. Oktober 1817 nahe bei Waynsboro, Franklin County, Pennsylvanien, verbrachte er seine Jugend auf der Farm seines Vaters, welcher aus der Schweiz eingewandert war. Von früh an zeigte er große Vorliebe für Bücher, und um sich genug ersparen zu können zum Studium, verließ er später die Farm und wurde Schreiner. Er bezog dann das deutsche theologische Seminar zu Mercersburg, Pa., und bediente nach Absolvierung desselben die reformierte Gemeinde zu Lewisburg, Pa. (1845–1850), dann diejenige in Lancaster und noch später die von Lebanon. 1865 wurde er Professor der Theologie im Seminar zu Mercersburg, Pa., und starb am 28. Dezember 1867.

„Harbaugh's Harfe“, Gedichte in pennsylvanisch-deutscher Mundart von H. Harbaugh, D. D., herausgegeben von W. Bausmann, Philadelphia 1874.

#### ‘S alt S schulhaus an der Krick.

Zeit is 's 'rächty zmanig Johr,  
Daß ich bin owwe naus;  
Nau bin ich wödder lewig z'rick  
Un schteh am Schulhaus an d'r Krick.  
Juscht neescht an's Dady Haus.

Jch bin in hundert Heiser g'west,  
Vun Märbelstee' un Weis,  
Un Alles, was sie den, die Zeit,  
Dhet ich verschwappe eenig Zeit  
Sor's Schulhaus an der Krick.

Wer mied deheem is, un will fort,  
So loos ihn numme geh' —  
Jch sag ihm awwer porne naus  
Es is all Bumbak owwe draus,  
Un er werd's selwert seh'!

Jch bin draus ram in alle Ed',  
M'r mach't's jo ewwe so;  
Hab awwer noch in feener Schlacht  
Wj e'mol so viel freed gebat  
Wie in dem Schulhaus do.

Wie heemelt mich do alles a'l  
Jch schteh, un denf, un guf;  
Un was ich schier vergesse hab'  
Kummt wödder z'rick wie aus seim Grab,  
Un schteh do wie en Schupf!

Des Krickle schpielt vorbei wie's hot,  
Wo ich noch g'schpielt hab dra';  
Un auer selle Hollerbisch  
Do schpiele noch die fleene Sifch,  
Se schmärt wie selli Zeit.

Der Weisdech schieht noch an der Dhier,  
Macht Schatte immer's Dach;  
Die Draunerank is ah noch grie',  
Un 's Umfchel-Necht — guf juscht mol hi' —  
O was is des en Sach!

Die Schwalme schippe immer's feld,  
Die vedderscht is die bescht!  
Un schusch du dort am Giebedek  
'N Hans vun Schtopple un vun Dred?  
Sell is en Schwalme-Necht.

Die Junge leie allweil schtill,  
Un schlose alle fesch.  
Ward bis die Alte friege Werm  
Wo'd berst du awwer groß Gelerm —  
Vun Meiler in dem Necht!

Ja, alles deß is noch wie's war,  
Wo ich noch war en Bub;  
Doch auer Dings sind net meh so,  
for alles dhut sich ennere do  
Wie ich mich ennere dhu.

Ich schieh wie Ossian in sein Dhal  
Un seh in's Wolfenschiehl,  
Bewegt mit Freud und Trauer — ach!  
Die Dhrene kumme wann ich lach!  
Kannst du denke wie ich siehl.

Do bin ich gange in die Schul,  
Wo ich noch war gaus klee';  
Dort war der Meeschter in sein Schtbl,  
Dort war sei' Wip, und dort sei' Nuhl —  
Ich kann's noch Alles seh'.

Die lange Desks rings an der Wand —  
Die große Schieler drum;  
Uf eener Seit die große MäD,  
Un dort die Bume net so bleed —  
Gut, wie sie piepe rum!

Der Meeschter wascht sie awwer schari,  
Sie gene besser acht:  
Dort selder, wo losletters schreibt,  
Un selder, wo sei Schpuchte treibt,  
Un selder Kerl wo lacht.

Die Große un die Kleene all  
Sin unner eener Nuhl;  
Un des is juchst der rechte Weg:  
Wer Nuhls verbredt, der nennet die Schleg  
Odder verlost die Schul.

Inwennig, um der Offe rum,  
Hocke die Kleene U Schüps,  
Sie lerne artlich hart, verschieh,  
Un wer net wees sei' U-B-C —  
Sei' Ohre kriege Käppes.

'S is hart zu hocke uf so Bent —  
Die sieh, die schiehn net uf —  
En Mandher kriegt en weher Nixt  
In sellem Schulhaus an der Kriek,  
Un siehlt gaus krenklich druff.

Die arme Drep! dort hocke se  
In Misserie — juchst dent!  
Es is kee' Wunner — nimm mei Wort —  
Daf se so wenig lerne dort,  
Uf selle hocke Bent.

Mit all was mer so sage kann,  
War's doch en guti Schul;  
Du süncht keen Meeschter so, geh, such,  
Der seire kann durch's ganze Bude,  
Un schpipp keen eeni Nuhl.

Wees war er! ja, des muß ich g'schieh;  
G'wippt hot er numme zu;  
Gar freislich kue Nuhls gelehrt,  
Un wer Schleg kriegt hot, hen se g'heert,  
Hot eppes lesy gebu'.

Wann's Dinner war, un Schul war aus,  
Nord'd hot mer gut gefiehl;  
Dheel is 'n Valle-Gehm gelunge,  
Dheel hen mitnanner Rehs geschprunge,  
Un Dheel hen Sold'scher g'schpielt.

Die große MäD hen ausgekehrt —  
Die Bume nausgeschlaabt!  
Su helse hen en Dheel pretend;  
Der Meeschter hot sie naus gefendt:  
Die Nuhls hen's net erlaabt.

Die Kleene MäD hen Ring geschpielt  
Uf sellem Waasum da;  
Wann große MäD sin in der Ring —  
'S doch en wunnervolles Ding! —  
Sin große Bume ah!

Die Große hen die Große 'taggt,  
Die Kleene all vermijht!  
Wie sin se g'schprunge ab un uf,  
Wer g'wunne hot, verlost dich druf,  
Hot dichdiglich gefiht!

Am Chrischdag war die rechte Zeit —  
O wann ich juchst dra' dent!  
Den Meeschter hen mer nausgeschperrt,  
Die Dhier un Fenschter secht gebärt  
„Nau, Meeschter, en Geschenk!“

Nord'd hot er awwer hart browirt,  
Mit Fors zu kumme nei';  
Und mir hen, wie er hot gekloppt,  
'A Schreiwes unne naus geschtoppt,  
„Wann's seinscht, dann kauft du rei!“

Nau hot der Meeschter raus gelänst,  
Gar freislich schiepsich 'guckt!  
Eppel un Keschte un noch meh',  
'S war juchstement in jäct recht schee',  
Mir hen's mit Kuschte g'schluckt.

O wu sin nau die Schieler all,  
Wo hawe do gelernt?  
'Z Dheel sin weit ewel gereeft,  
Dum Unglück uf un ab gedöschert,  
Dheel hot der Dood geärent!

Mei Herz schwellt mit Gedanke uf,  
Wis ich schier gar verschieht!  
Kennt heile, 's dhut m'r nau so leed,  
Un doch gebt's mir die greefste freed,  
Deß Schulhaus an der Kriek.

Gut bei! alt Schulhaus — Echo freischt,  
Gut bei! gut bei! jurück!  
O Schulhaus! Schulhaus! muß ich geh',  
Und du schiehst nord'd do all allee',  
Du Schulhaus an der Kriek!

O horcht, ihr Keit, wu nooch mir lebt,  
Ich schreib eich noch des Schick;  
Ich warn eich, droh eich, gebt doch Acht,  
Un nennet uf immer gut enacht,  
Deß Schulhaus an der Kriek!

### Busch un Schtedtel.

Dheel Buschleit hen keen Kuscht derbeem,  
Sie häufere' nooch der Schtadt;  
Vor mei' Dheel, ich hab immer noch  
Kee' Nofchen so gehatt.

'S mag gut genug im Schtedtel sei' —  
Geb mir das griene Land;  
Do is net alles Haus un Dach,  
Net alles Schtroos und Wand.

Was hot m'r in der Schtadt vor freed?  
'S is nig as Kärm und Nacht,

M'r hot kee' Ruh de' ganze Dag,  
Kee' Schloof die ganze Nacht.

Die Bume gucke matt un bleech;  
Die Mäd sin weiß un dinn;  
Sie hen wohl schene Kleeder a',  
'S is aber nig rechts drin.

Die Schtedtleit sin so zimberlich;  
Sie rege schier nig a';  
Sie brauche' net ihr weiße Hand,  
Aus forcht, 's kummt eppes dra'!

Mir is zu wenig Orienes do,  
Kee' Blumme un kee' Veem;  
Wann ich 'n Schtund im Schtedtel bin,  
Dann will ich widder heem.

## Heinrich L. Fischer.

Geboren den 5. November 1822 in Washington, Franklin County, Pennsylvanien, besuchte er die damalige Country-school, „S alt Schulhaus an der Krid“, welches Harbaugh so prächtig geschildert hat, und dann die höhere Schule zu Waynesboro und zu Gettysburg, wurde Lehrer, studierte dann die Rechte, und war von 1850 bis 1855 Rechtsanwalt in Gettysburg, und lebt seit 1855 als einer der angesehensten Advokaten des südlichen Pennsylvaniens in York. Von Natur mit gesundem Humor begabt, schrieb er viele Gedichte und Skizzen in pennsylvanisch-deutscher Mundart, das Alltagsleben der Deutschen in Pennsylvanien meisterhaft schildernd.

„S alt Marik-Haus mittes in d'r Schtadt un die alte' Zeite“, ein Centennial Poem in pennsylvanisch-deutsch in zwe Dheel bei H. L. Fischer, mit (höchst originellen) Illustrationen, York, Pa., 1879. „Kurzweil un Zeitvertreib odder Pennsylvanisch-deutsche Volks-Lieder, York, Pa., 1882. „Olden Times, or Pennsylvania Rural Life some fifty years ago“, York, Pa., 1888.

### Die alte Zeite.

Was Epel hen m'r sel Zeit g'bat  
Ilf selle alte Bäm!  
'N schönere Baamgart' war a'h ten  
As mir daheem sel Zeit g'bat hen,  
Wie ich war noch daheem;  
Doch all die Noohbare hätte g'lacht  
Hät ener Geld aus Epel g'macht.

Die alte Sorte Epel, die,  
Sin artlig ausgeart;  
D'r Pippin un d'r Wändeweer,  
D'r Rämbo un d'r Maidenfair —  
Was ware sie so zaart!  
So sin die alte Sorte Keut,  
Gans ausgeart bei dere Zeit.

Es war hen hooche feus drumrum  
Un a'h fen Watschbund drin;  
Die arme Keut hen nemme derfe,  
Es war hen Kawfuit un fen Zeite,

Un war a'h noch fen Sind,  
Ohne g'troogt, paar Epel nemme,  
War's Nemeunteche odder treme.

Es war'n Rai Süß-Kerke-bäm  
Dort an d'r alte Lane,  
Die Keut sin als for Kerfche kumme,  
Un wu fen Schtrohfeel war gebunne,  
Sel ware freie Bäm;  
Wu'n Schtroh-feel war, isch niemand anne,  
for Mensch un fogel hot's frichtanne.

Un so war's a'h mit Noashtnears gwest —  
M'r hot sich derie hohle;  
So fiel as m'r hot fenne trage,  
Un's war fen Schtreit, un a'h fen Klage,  
Das so'n Act wär g'schtole;  
Es war net, bei all Noohbarsleut,  
A'geene for W'ehrlidkeit.

Un wan's a'b bei d'r Nacht wär gwest,  
Reüm „Reiche Herr im Deich“,  
Er het fen Nacht un Kärm g'macht,  
Noch did un fet, het er sich g'lacht —

Ken wunner war er reich,  
for er war foll Warmherzigkeit  
Zu all sei arme Nothbarsleit.

Un so war's a'h im Ernstfelt gweht —  
Noohj' leese hen sie doch;  
Wie Boas hot d'r Ruth erlaabt,  
So hen die Bauer'sleut geglaabt,  
Wär's Gotteswille noch;  
Ken wunner das die Leut ufbreche  
Die so knapps schneide un utreche.

### Der Wei.

Der Wei erseut des Mensche Herz,  
Drom gebt uns Gott der Wei;  
Der Wei ferjaagt en mancher Schmerz

Un macht uns kummerfrei;  
Mit leichtem Herz un freundlich G'sicht  
Fergählt mer manche alte G'sicht.

Weer seine Pflichte reedlich dhunt,  
Zum beschte as er kann,  
Der braucht zu seiner Nermet, Muth —  
Der reedlich Nermetsmann;  
Un beime Glässi alte Wei  
Do fan er muth-un-frölich sei.

Doch weer sei Zeit und Geld ferschwend!  
Zu aller böse Lust,  
Der hot meh Noth as Brood, am End —  
Hell Wasser un en Kruscht;  
Dem weert sei fäggl alter Wei  
Nur Gitt un fluch un Elend sei.

## Ferdinand W. Lafrentz.

Geboren den 25. März 1859 auf der Insel Fehmarn, Schleswig-Holstein, wanderte er 1873 nach den Ver. Staaten aus, war Oberlehrer an einer Handelsschule in Chicago, ging 1883 nach Cheyenne und bekleidete eine wichtige Stelle in einem der großen Viechandels-Geschäfte. Im Jahre 1888 wurde er in die Gesetzgebung von Wyoming gewählt. Gegenwärtig lebt er in Ogden, Utah.

„Nordische Klänge“, Plattduetsche Riemels, mit einem Vorwort von Klaus Groth, Chicago 1881.

### De ole Snidermeister.

De grise Snider sitt un sticht. —  
Em deit de Arbeit hüt nich fischen:  
De Gaben ritt, de Nabel bricht,  
Bald deit he Düt, bald dat vertuschen.  
He leggt sin Weiskram an de Sid,  
Nimmt affalln Strämeln un puht Fesen —  
Un darbi denkt he an de Tid,  
De schön Tid as he Lehrburs wesen.  
Dun Näs glitt em de sülpren Brill,  
He smitt vun Liew de olen Kappen  
Un grint inn Wort un schüddkoppt still  
As falln em in ol Tög un Strappen. —  
He sett sit in sin Sorgenstoh.  
„Kat sticken, wer dor Lust to sticken!“  
So simuleert vör sit de Ol,  
Un sangt tonas bald an to nicken.  
Nah eenmal schütt he bang tosam  
Un ritt verfehrt de Ogen apen —  
He mummelt wat vun Kröspelkram,  
Un deit denn tuhi wieder slapen.

### Gunnacht!

Gunnacht, mein Schatz, slap woll!  
Een Kusl! — blots een — un denn — un denn noch een.  
Wat? — Bang?! — Worüm? — Uns süht noch hört ja  
Keen. —  
So! — So! — Un nu slap sanft! —

Slap sanft, leed Kind, slap sanft!  
Mag noch so wild de Storm dei Lebes weihn,  
Di schüht en Gott; denn du büs engelrein.  
Gunnacht, min Deern, gunnacht!

Gunnacht, min Deern, gunnacht!  
Dun Blomendust, vun grönbelovete Wööm,  
Un Abendluft, mein Hartensengel, dröm —  
Uu, hör mi, Kind — vun mi!

Dun mi, Helene, mi!  
Un moern vertell mi, wat vunnacht die drömt,  
Un wer sin Nam du in din Drom heft nömt —  
Un nu gunnacht, slap woll!

### Dat fein Weder harr Schuld.

De Nacht is still, is ganz wunnerlchön;  
Hell funkeln un blihen de Steern. —  
Jehann smitt sin Fenster mit open;  
He will, awer kann noch nich slapen —  
He denkt an sin Kene, sin Deern.

Em drift dat fort in de Nacht herut.  
Wohen? — Na, Ji wet ja beskeed. —  
He geit er en Ständchen to bringen;  
He geit er en Stück vörlofingen  
Van Keer, so vull Luft un voll Keed.

Bedächtich sliect he lauf den Garn  
Hen inner er Jinsten an fangt  
Mit voller Gewalt an to singen  
Van Keem und van allerhand Dingen —  
Jehann lat dat wesen; mi bangt.

„Ich liebe, liebe blots dich, mein Kind,  
Mein herjallerliebtester Schatz!  
Ah dir kann ich nich länger leben —  
Gleich nun müch mein Herz ich dich geben.  
Segg, Engel, hast du dafür Platz? —

„Die Sünne scheint Daags. — Awer uns wird sie  
Jhr Strahl'n woll auch gießen, mein Deern.  
Un thut es denn of en Mal regen:  
Schadt nicks; ich kann gut was verdregen.  
Ich halte dir drög, — un wie geern! —

„Kumm, weise mich dein Gesicht blots mal,  
So war ich zufrieden mir sellen —“  
Kladants, keem en Emmer vull Water  
Van haben herdal; — beten later  
Hör man blots noch flöten und Schellen.

### S ü n n e s c h i n .

Wa schint de Sünne so hell vundag!  
So herli schön se mir noch ni:  
Un Allens, wat mi driest und plag,  
Sill ganz mit eenmal weg vun mi.  
Worum föhlt man nich immer so?  
Wato slawt man Dag ut, Dag in?  
Mit eenmal sünd de Ogen to,  
Un wer fragt denn na Min un Din?

### Dat geiht ni.

Mal lev en Mann, en Dummerjahn.  
Düß Mann wart döch en Cosall rif,  
Un beit sik nu so breeet und dif:  
Keen weet mehr mit em ümtogahn.

He prahl: „Of wi leet nu mal sin;  
Wi hem wat Geld uns bringen kann —  
Un fort un god de Welt is min!“ —  
De arme Mann! De arme Mann!

So leet he nu op hogen Fot —  
Doch hett he of en strammen Saak,  
Nich Jeder bögt vör em de Naak;  
So is de Mann sin Lot oft groat.  
Denn een Ding is nu mal gewiß:  
Mag wer of noch so rif woren sin,  
Wat to en Swinstroß uthant is,  
Maak allsindag keen Digolin.

### De Meister un sin Eehrjung.

Mit sin Schotfellüm Kiew steit de Meister:  
De Spannreem in Hand, achtern Wasch.  
Neeg darbi schütt de Eehrjung poppheister  
Un grölt vör sik hen: „Regen ruf!“ —

Un Gedanken steit nu de lüft Drimert:  
De Hänn in de Taschen un steit —  
Un de Ol sitt verlesen un inert —  
Wi gan leewer weg ör he steit.

Blots en kort, kort Tid wart dat duern,  
Denn hett de arm Vengel sin Hau. —  
Ja, so blöht uns dat Glüch blots bi Tuern,  
Un gan stütt et öiters, — to gan.

### Wit vun Hus.

Dats banni luffi! — Hu, wa holl dat weit! —  
Dat dröge Kow, hör! rusfelt an de Böm;  
Verlückert stan, un afflört dar de Blöm:  
Er Bläder bald na all veer Winn warn streit;  
Un't neege holt verkänden Künf un Krei:  
„De Summer is verreist, sin Tüg is dünn und twei.“

Verdrögen so de Bläder, warnn se frus,  
Knebt man darop wanem man geit un steit,  
Un don se danzen as de Nachtwind steit,  
So wart mi grugeln; in düe enfam Hus  
Schint dat to spöfeln — un op jede Stü  
Steit Mudder mi to Sib, as se vör Jahren dat deh.

Un mi wart weh ümt Hart un rein so bang,  
So wit vun Hus, vnn Mudder weg to sin —  
De Sehnsucht fritt sil deep un deeper in  
Un fragt: „Wa lang bliffst du noch weg, wa lang?“ —  
Dat wart wat stiller, sachner weit de Wind,  
Un lullt to Slap em as en möd, verbiestert Kind.

## Alfred Arnemann.

Am 15. Dezember 1855 auf der Domaine Elbingen, Königreich Hannover, geboren, besuchte er die hohen Schulen in Hildesheim und Göttingen, erlernte später die Landwirthschaft, wanderte aber im Jahre 1854 nach den Ver. Staaten aus; hier widmete er sich dem Lehrerstande und begann seine Laufbahn als Hauslehrer bei Friedrich Hecker in St. Clair County, Illinois, war schließlich seit dem Jahre 1869 in Omaha als Lehrer thätig und gründete daselbst eine eigene deutsch-englische Privatschule.

„Sierabend“, plattdeutsche Gedichte und Erzählungen; 1. Band, Davenport 1875; 2. Band nur im Manuscript.

### De wahre Lehrer.

Du seggst, en Lehrer müggst d' nich sin  
Un di mit Kinnern plagen —  
Ja leider höddest du wol Swin,  
Or tögst gor sülsst en Wagen!

Ja, Jeder silt dortan nich schickt,  
Unf' Kütten tau belihren,  
Un wen Geduld dorbi licht ritt,  
fang' t' nich an tau probiren.

Wer wil en wahren Lehrer sin,  
Mött Keiw heem'n för de Kütten;  
Mött fisen in ehr Harten rin,  
Mött führen se en Kütten.

Mött sülsst in'n Harten kindlich sin  
Un mit den Kinnern sühlen,  
Ehr', Kusligkeit un ehre Fin —  
Mött ehren Jwer kühnen.

Mött kennen jeden Hartenslag  
Von sinen lütten Höhren;  
Mött Jwer jedes Ungemach  
De Minschenplanen führen.

Mött as en Gärtner tru und mild  
Recht gauden Grund utwählen;  
Mött schügen se, as wi en Schild,  
Dat s' ut den Karn silt schellen.

Denn bläht 'ne schöne Blaum an'n Stamm,  
Säggt Kraft up för dat Kewen,  
Un vele fruchte wassen dran —  
Ward gaude Arn wol gemen!

Denn sünd uns leimen Kütten nich  
De schönsten, reinsten Blüthen?  
Un wassen s' nich recht wonniglich,  
Wenn wi s' mit Keiw begleiten?

De einzig' Freund, de 'n Lehrer kennt,  
Is wenn de Kütten führen —  
Un wenn se grot sünd, dat se nennt  
Mit Keiw den, de s' ded führen.

Ward wi nich rit in unsen Stand,  
Wi danhn de Welt vel nügen;  
Mit immer wil'ger truer Hand,  
Danhn wi Jug Kinner schügen.

Sünd nu de Kinner endlich grot,  
Un warden brave Menschen,  
Verdeinen silt ehr iherlich Brod,  
Sahn in, as wi dat wünschen —  
Denn is uns' grötteste Wunsch erfüllt,  
De uns ut deipsten Harten quillt.

### Taum Andenken an friß Reuter.

Durt in'n Paradies von Dütschlands Kaiserriß  
Steiht up waldümträngten Berg de Wartborg,  
Süht irnhast dal up Hügel, rife Fluren,  
Süht schirmend runner up' Johannisdal.

Durt wo dat Dal silt sanft miegt an die Wartborg,  
Dor liegt ein Hus, so recht in Waldesgrün;  
Un süm dat Hus en wunder schönen Goren,  
In dem veel Eißböm un vel Rosen stahn.

Dat wir de Heimath von en echten Dütschen:  
friß Reuter's Hus, in den Johannisdal,  
De pladdütsch Dichter, de in schlichten Würden  
So treulich-einsach un so wohl vertell.

Un up de Jrd, wo immer Dütsche wahren,  
Dor ward uns' Reuter's Nam' sühr hoch verihrt;  
Hei hett in Sturm erobert alle Harten  
Dörch sine spaß: un irnhast-farn' ge Wsf'.

Hei schrew nich för verzärtelte Naturen —  
Hei schrew för' ganze dütsche, fräst'ge Volk,  
för dat sin Recht hei led in jungen Jöhren,  
för dat sin Woll hei männlich insahn ded.

Dreim höllt uns' Volk friß Reuter hoch in Jhren,  
Sin Wurd harwt wol in Ewigkeit nich ut!  
Sin Keiw is dod, doch Reuter's Geist deht lewen,  
In aller Dütschen dankbar-truen Sinn.

Als hei noch lew', doch all bedenklich fränkel',  
Set Reuter girt in sünniger frühjohrestid  
In den Goren, um silt prächt'ge Rosen,  
Unner'm Kanndack von sin Keiwlingseif.

Kising süslen denn de Bläder von den Bom,  
Sei vertell'n den Dichter ut de Vörid  
Del von Kampf un Sieg, un of von Kuther,  
As up de Wartborg hei 'ne Taufucht sünn.



De Dichter lusch denn mit geslat'nen Ogen  
Up 't lif' Geflüster von sin ullen Eif.  
Sei wir sin fründ in sworer Krankheit Dagen  
Un bei verthün't, wenu sei em trösten ded.

Doch as auf' Kenter kränker würd — un kränker  
Un sin leiw Eif nich mihr besänken künn,  
Dor ward se trurig — lei ehr Wäder hängen —  
Un Nachts rusch't schwerlich in ehre Kron.

Kenter stürw — un bi den lehten Würden:  
„Friede — Friede“, de sin Kippen kuftern,  
Gäng dörch de Eif ein lehtes, lites Vemen —  
Ehr fründ wir dod — se mügg nich läpger lewen.

Kenter dod! — wir 't in den Ewigen Klungen,  
Un den Abendwind drög dese Klage furt —

Oewer Dütschlands Fluren, einig Kaiserriif,  
Oewer 't Meer mit sinen blagen Wogen.

In Amerika un in Australien,  
In 'n firmen Afrika un wid in Asien —  
Wo'n echt dütsches Hart ümmer slagen mag,  
Ward mit Trügigkeit jedwede Vost erfüllt.

Un wenn die irdisch Körper of is storwen,  
Doch in verjüngt Gehall lewst wider du!  
Süht dal von Fred un Glück erfüllen Fluren  
Up dese Jrd, wo du vel Leid best arnd't.

Slap sanft, du Keiwling aller wahren Dütschen,  
Durt an de Wartborg in 'n Johannisdal!  
„Hir liggt de Dütschen trauke fründ be-  
grawen!“  
Dat fällt de Inschrift up din Grabstein sin.

## Carl Münter.

Geboren am 12. Februar 1821 zu Verchen in Pommern, studierte er in Greifswalde Theologie, wurde Hilfsprediger am deutschen Nationallyceum zu Stockholm, siedelte 1854 nach New Orleans über, bediente verschiedene Gemeinden als Geistlicher und war zuletzt Pastor an der freien protestantischen Gemeinde zu Delaware, Ripley County, Indiana.

„Das ökumenische Concil, im Lichte der Reformation der Zukunft“, Philadelphia 1870.  
„Tu sünd wi in Amerika“, en plattdütsch Nymel, Cincinnati 1878.

### Gewittersturm in Amerika.

Süht du vör di an'n Håwen  
Den schwarten Strich?  
Dat möt wat gewen,  
Dat fümmt herup ganz fürchterlich!  
Süß, irsten was dat frisch un feubl,  
Un is't mit eis so dump un sweubl,  
Un't rükt binah, as wenn dat brennt.  
Dei Wind dei wenn't —  
Un wat sigt von den Strich nu up?  
Dat is kein Wolf un ock kein Schuer.  
Graz as ne Muer,  
So dick un hart,  
So gnåtern swart  
So rull un swor  
Streit dat dor! —  
Un ümmer dicker, ümmer swarter  
Un ümmer voller, ümmer harter  
Cred't s'ick tausam ganz hoch tau Höcht,  
Süß rögt  
S'ick nicks — so still, so still  
Is't äwerall, wat dat woll will?  
Will't regen, hageln ore siniegen?  
Wie fällt woll siniegen —  
Un ock kein Blig un ock kein Dunner,

Dat is jo'n Wunner,  
Un nu so düster as dei Nacht. —  
Ach sieten, weß nich dow und blind,  
Denk an dien Kind!  
Hörst du't nich susen,  
Hörst du't nich brusen?  
Süß dor den lütten Küfelwind. —  
Un ümmer ludre wart dat rasseln,  
Un ümmer neger fümmt dat praßeln;  
Ach siefen, siefen, armes Worm  
Dat is Storm. —

Kief rechtschen heit'n Stråmel Busch,  
Dor hulsh  
Man swinning ein,  
Swinn, span di, swinn,  
Jhr hei di pack!  
Hür, wo dat knack,  
Wöt knistert un knastert  
Un rastert und bastert. —  
Ach Gott, nu is'e dor —  
siefen wohe  
Die vör Geföhr! —

Un graz as wenn dei Himmel båt,  
As wenn hei mit de Wolfen Last  
Herunner brekt,

So plagt dat dal  
 Up Barg un Thal.  
 Un willer, as dei wille Jagd,  
 So knallt un fracht  
 Un hublt un brüllt,  
 So piepl un stent' un tomw un trecht  
 Dat äwer Busch un feld,  
 Nicks is'er, wat dor Stand vör hölt,  
 Nicks is sief säker,  
 Nicks fenzjen, nicks Däfer,  
 Nicks fustier un Döhren.  
 Ue, ganze Hüser deit dat hören  
 Un smit s' as ferren dörch dei Luft  
 Un dröcht sei äwer Barg un Kluff! —

Un un ne Lüchtig un'n Schlag,  
 Nien Zisch, nen Krach,  
 As keem dei ganze höll tan Dag —  
 Dei Jer deit beben,  
 Dat trecht nich Minschen un Veih allein,  
 Dat trecht ehr sülwst dörch Mark un Wein,  
 Deit gor den Storm ue Dräning geben,  
 Dat deit em bedüsen,  
 Hei äpent sien Süßen,  
 Un gar as wier't ut Moll'n un Maten,  
 So kümmt 't nü herunner gaten —  
 Un 't gütt un gütt,  
 Dat alles stütt —  
 As wenn dei Himmel und dei Jer  
 Nicks anners, as ein Water wier. —

O Siefen, seg, wo büst du bieben,  
 Büst noch an'n Leben?  
 Kief, unner den groten Halesstruf  
 Dor dukert sief wat in de Hut,  
 Dat is sei, äwer ganz bedöwt.  
 Sei glöwt,  
 Dat het ehr drapen —  
 Tauleht dünn maht s' dei Ogen apen,  
 Nch Gott, wo is sei? dat kümmt ehr vör,  
 As swemmt s' in'n groten süer-Meer,  
 As danzen hoch haben  
 Dei sürigen Wälgen um ehr her,  
 Un hemm ehr in dei Düpt begraben —  
 Dat maht, dat rullen un lüchten durt  
 In eijen furt,  
 Het gor kein Enn,  
 Dis gar, as wenn dei Wolken breun!

### Der amerikanische Frühling.

Dei Winter will gahn,  
 Der Frühling will kamen,  
 'T is irt in'n Monat febrwohr,  
 Un doch ling s' sief all in de hoor.  
 Ball het dei Ein den Annern wat dahn,  
 Ball het de Anner den Einen wat nahmen,  
 Un wat bi Dag dat Frühjohr schafft,  
 Het weg bi Nacht dei Winter em rafft.  
 So driwen s' up recht Jungs-Manier,

Woch in, Woch ut' ehr Helden-Turnier.  
 Vielleicht hem s't von de Minschen lieht,  
 Vielleicht is't awer ock ümgekehrt,  
 Tauleht is doch dei Frühling Was,  
 Un kennt binah un keinen Spag;  
 Her schüt' dei Hitt man immer so dal,  
 Denn Busch un Boom stah noch so sah!  
 As wirren in'n Winter dor.  
 Sülwst 't Gras is rot,  
 Un as vefroren  
 Eigt Wisch un Ghoren,  
 Un't is in'n Mai! —  
 Dor möt'e sief ielen,  
 Dörjt gor nich wielen,  
 'T is hoge Tied,  
 Von wiet un sief  
 Nicks anners als Klagen  
 Un Nothgeschrei.

Dat arme Vieh  
 Het nicks in's Magen,  
 De Farmer will plengen  
 Un planten un feigen,  
 Un in de Stadt  
 Dor hem s' den Winter mihr as satt,  
 Dor willn s' timmern, willn s' bugen  
 Un up'n Duhm nich länger fugen.

Sülwest dei Mäggen un die Fleigen  
 Dei willn sief weigen  
 In Frühlingluft.  
 Un Alles was slapen  
 In Dodesgruft,  
 In Nigen un Spalten,  
 In Köcher un Falten,  
 In Muer un Kluff,  
 Dat maht nagrar dei Ogen apen,  
 Un will nu jagen Frühlingdust.

Na ja, na ja, noch ein poor Dog,  
 Denn 's Jerre erlöst von siene Plag  
 Denn is jo Alles mit einmal greun,  
 As wen'n Wunner wier geschehn.  
 Denn prangt dei Busch in vulle Pracht,  
 Dat het jo gistern noch Keiner dacht,  
 Un Keiner het't recht kamen sehn.

Dei Frühling deit ock, wat hei kann,  
 Hei spannt sogar dei Nacht mit an.  
 Un in dei irts warme Nacht,  
 Hör blot, wat trecht dor up de Wacht? —  
 Dat mußjirt  
 Un jubilirt  
 Up Feuz un Boom,  
 Un piept und quact in Gras und Kom  
 So dump un dom,  
 So einerlei —  
 Wat is dat eigentlich för Veih?  
 Dat is dat niedrige Gesehmeiß,  
 Dat jirt un zarpt,  
 Un wet't und scharpt  
 Sief Mühl und Steiß,  
 Na siene eigne Melodei. —

Hör, Jochen, is dat'n Frühjohr hier,  
Segt stieken tau em, dei Winter wir  
Mi denn doch leimer dusendmal,  
Har is dei Wahl.  
Ich wier doch leimer werre trüg,  
Ghar as'n Stich  
Geiht i' schöne Frühjohr mi dorch't Hart.

Leim stieken, segt hei, du sickt tau swart,  
Dat is dat Heimweh, wat di plagt  
Un so an dienen Harten nagt,  
Mi't ebenso —  
Dat möt' wie Amerwin'n liehern —  
Wes werre froh! —

Ich Gott, seg sei, ich dant so giern,  
Känn ich blot unse Nachtigall

Hier einmal hüren;  
Ahn ehren Schall  
Kann ich an't Frühjohr mi nich freun —  
Dor is nich mal'n Sparling tau seihn,  
Von all unse Vögel is keiner dor,  
Kein Lerch, kein Kiewitt, kein Aerebor, —  
Sei föllt em üm den Hals un tort. —

Datt frett un bort  
Sich deip in Jochen sien Hart herin,  
Hei strakt ehr leising Baden und Kinn,  
Un segt, dei Ogen von Thranen vull:  
Mien seute Dirn, dei Aerebor,  
Bei fömmt gewiß dat nächste Johr,  
Wi maken em ist sien Nest taurecht.

## Wilhelm Diescher.

Er wurde 1844 zu Hamburg geboren, widmete sich dem Studium der Sprachen, fungierte zeitweilig als Lehrer, unternahm dann ausgedehnte Reisen durch Norddeutschland und Frankreich, kam 1882 nach den Ver. Staaten und redigiert seit 1888 die von ihm gegründete halbmonatliche Zeitung „Die Extra Post“ in Brooklyn.

„Erfüllungsblüthen“, Gedichte, Hamburg 1882. „Drullige Kinner“, spaßige un andere Gedichte un Vertellungen in Hamburger Plattdeutsch, Brooklyn 1887.

### God affertigt.

Twoe Handwerksburgen jung un frisk  
De kanten an'n Graben dal,  
De grüne Teppich weur ehr Dish,  
Se nähumen grad dat Frühfrüchsmahl.  
En Kanten Brot un Speck un Knacken  
Doa haren se sich denn achter leggt  
Un kanten of mit beide Waden;  
So an de Sandstrat smeckt dat recht.  
As se doa nu so emsig weurn  
Da häum von fern en dralle Deern,  
Mit Dracht un Ammers swor beladen,  
Von't Melten i' rüch, von't lebe Veh,  
Denn' Koef opschört i' bet an de Knee,  
Un barfoot, splitternakt de Waden.  
Unse Handwerksburgen duften sich —  
Süh, so'n Naturkind dat hett Schick,  
Wat is se rund un nüdlich wüßen,  
Un wat en Veen, un wat en Büßen,  
Un wie dat allns natürlich silt'.  
Doa kummt so'n Stadtsdam doch nich mit.  
Somat gedeiht blos op de flur  
Un i' is de reine Gottsmatur.  
Kief doch blos, Minsch, wat en Oart Veen!  
Dat socht doch woahrlich sinesgliesen —  
Seggt Een, un sparrt de Ogen op,  
He sütt' op beide Arms denn' Koep  
Un wull blos in denn' Himmel stieken. —

Intwischen weur se jem tor Sied,  
Jem wurr dat hatt so grot, so wied,  
Un um recht fründlich of to schienen,  
Seggt Een, un ded so halbwegs grinen:  
„God'n Morgen, Jummer! all so fröh?  
Kumm, gah! Se 'n bitten bi uns sitten,  
Sich to verpußen, dat deiht god,  
Un droww ich denn gehorsamt bitten,  
Min Zuckerhut, hier op min'n Schot.“  
Indeß dat weur vergeb'ne Müüh,  
De Deern nähüm doch sin Weur for Glossen  
Un geiht, un as he wieder säd:  
„Hebbit Se woll Mell doa von de Käuh?“  
Nid'koppt se un seggt op de Sted:  
„Hans Neefzier, ner, dat's Mell von'n Ofsen.“

### En Küffel for Göthe.

De grote Göthe säd un schrew:  
„Nur Kumpse sind bescheiden!“ —  
So? Is dat Kogel? Könt denn Deef  
Veellicht de Freiheit woll vermeiden?  
Un is dat ehr Bescheidenheit,  
De se to'n Spinnbow stempeln deiht?

Ich dent, wenn so en Deif inbricht,  
Bi Nacht silt in en Hus rinnsilt

Un grasht, denn is he mehr as Lump,  
Un doabi nich bescheiden.

Un so is manche brave Maun,  
De blot ut Ehr nich graspen kann,  
Un is doch sicherlich keen Lump,  
Un doabi doch bescheiden.

Mer, grote Göthe, süh, ich segg,  
En Lump is meistens ünner frech,  
Doagegen mürtlich grote Lüd  
satt alle mal bescheiden.

Wenn Lumpen blos bescheiden sünd  
Is nah din Kogit, ole Gründ,  
De bieder moahre Ehrenmann  
En frechen Hund to nennen.

Hett nu de grote Göthe meent,  
Datt he denn' Cosak „grot“ verdeent,  
Wenr he gewiss in frechheit grot,  
Wenn he keen Lump is weien. —  
Jowoll, Herr Göthe, min Derglieh  
Stimmt, lojisch dacht, mit din Kogit!

## Nikolaus f. Butenshön.

Anfangs der vierziger Jahre in Holstein geboren, kam er als noch junger Mann mit tüchtiger Schulbildung ausgerüstet nach New York, wurde bald Clerik im dortigen städtischen Finanzdepartement und 1870 Collector für rückständige Steuern, nahm aber später einen Vertrauensposten in einem dortigen Großhandelsgeschäft ein und starb 1888.

„Uns' Modersprach“, Gedichte, illustriert von Ph. Cusachs, New York 1887.

### Min Kind.

Ween mi ja bald de Ogen blind,  
Hier an de Weeg; un dat franke Kind  
Eigt dor un fielt mi so trutig an,  
As wull se fragen: wat hev ich denn dahn?  
Quäl mi nu all veele Wäfen lang,  
Un bün so krank, ach Mama! so krank!  
Mi helpt keen Migtar un keen Doctoren,  
Bald ist' vorbei un du best mi verloren.  
Min Kind! Min arme, arme Deern!  
Kunn ich di helpen, wie geern! wie geern!  
Will noch mal to Em dor haben biden,  
De Hert is över Dod nu Läden.  
Wie wurn ja in de Schoof all lehr,  
Dat abn sin Willen gor niz passeert.  
Ich hev denn bidd' recht ut Hartensgrund:  
Uns Herrgott! maf doch min Kind gesund!  
Ob ich wol hört wurn bün, dor haben? —  
Dree Dag näher is min Kind begawen.

### De Ogen.

He har se ja so leev, so leev!  
Un har't ehr doch nich seggt,  
Dat Hart büng em Dreeittel schreef,  
He föhl unbaumig sleet.

Em seg dat Wort ja up de Tug,  
He funn det Nachts nich slap'n,  
Doch wenn se werter öör em funn,  
De he dat Muul nich ap'n.

Sin Moder fragt: „Hans, büst du krank?  
Denn kaaf ich di Kamell'n“.  
„Nä, Moder“, seggt he, „välen Dank,  
Komm her, will di' vertell'n“:

„Herr Naber's Crina ja so geern,  
Se is so brau, so good,  
Doch Ogen! Ogen! heit de Deern,  
De uehmt mi allen Moth.“

„Wat?“ röpt de Olsche, „wider nie?  
Gah hin, verhöf't noch mal,  
Wenn du ehr grad' in't Hart rinfieft,  
Sleit se de Ogen dahl.“

„Denn giv ehr'n Kuß — un denn noch een,  
Un wär' ut ock hunnert Stück!  
Hev't all min Dag so'n Bangbüß sehn,  
Gah hin, verhöf' din Glück!“ —

Hans hett de Olsch' den Willen dahn,  
Un Crina wur sin Fru.  
Hüt' lacht he, denft he mal doran,  
He's lang nich mehr so schu!

## Georg Asmus.

Am 28. März 1830 zu Siegen in Hessen geboren, studierte er auf verschiedenen Hochschulen das Berg- und Hüttenwesen und wanderte 1862 nach Amerika aus. Vier Jahre brachte er als Direktor einer Kupfergrube am Lake Superior zu und lebt seit 1867 in New York als konsultierender Berg- und Hütteningenieur.

„Amerikanisches Skizzenbüchlein“, zwei Episteln in Versen (hessische Mundart), New York 1874, und seitdem in zahlreichen Auflagen. „Camp Paradise“, amerikanische Novelle, 1877. „Die Geschichte von Hans Jürgen“, ein Kindermärchen, 1877. „Gedichtbüchlein“, Sammlung von Gedichten, nebst zwei kleinen Lustspielen, Leipzig 1892.

### M a i n a c h t.

In dunkelster Maienacht,  
Leuchtkäferchen nur glüht,  
Verstohle noch manch Herzchen wacht,  
Was blühe kann, das blüht.  
Und's Mädchen innerm Glieder,  
Da drin en Hänstling hat,  
Drückt sich die Hand an's Mieder  
Und seufzt enaus halblaut:  
„Ach, wer beim en Schag hält!“

### I m D ö r f c h e.

Armselig Dörfche, was biste so arm,  
Die Häuscher, die Scheuern, daß Gott sich erbarm!  
Die Kühcher, die Geise wie mager und klein,  
Und de Baum da, das müsse Holzäppel sein.  
So dacht ich und rich durch das Dörfche geschwind,  
Da guckt aus em Fenster e wunderlam Kind;  
Es ware die Haar aus Gold ihr gemacht,  
Die Zähucher von Perle unschätzbare Pracht;  
Die Haut war von Sammet, die Kippe Rubin,  
Und all um ihr Köppche Demantelicht schien.  
Ei, dacht ich, arm Dörfche, was biste so reich,  
Js das e Verschwendung, sin das vor Gebrauch!  
Und wie ich am Zaun e Blümche mir brach,  
Warf blaue Juwelle ihr Blick mir noch nach.

### D i e M e c k e r c h e r.

„Da, Weibche, steck den Gulde ein,  
Doch sollste mer verzähle,  
Wie's kommt, daß du jahraus, jahrein  
Mit Bettle dich müßt quäle.“

„Ach Herr, ich bin so arm un alt,  
In Noth un Sorg verdorbe,  
Mein Mann, daß Gott en selig halt,  
Js mir nun auch gestorbe.“

Der war so gut — der Allerbest!  
Un wie that er sich schinne!  
Er ist en Musikant gewest,  
So kann mer fein mehr sinne.

Wo der nur hinkam, da war Lust  
Und's gab net leicht e Danze,  
Da hat mein Alter hingemußt  
Mit sein Trompeteranze.

Zwei Meckercher han mer gebatt,  
Ich that se gut besorge,  
Doch Alles hat mich nir gebatt,  
Mer mußte als druf borge.

Kang gabe se was mer so braucht,  
Warn unfer Glück un Hoffe —  
Das ein' davon hat er vertraucht,  
Das annere verloffte.

### A u s d e m „A m e r i k a n i s c h e S k i z z e - b ü c h e l c h e n“.

Allweiberfommer nennt ihr's drübe,  
Streift spät en irrer Mai das Land,  
So trügerich Kähle wird hier hübe  
Indianerfommertag genaunt.

So sollt der nächste Morge werde:  
Verliebt vom blaue Himmel flog  
En Sonntag weich und still zur Erde —  
Was uns enaus in's Freie zog.

In schöne Part! Da wechsle Wiese  
Mit Wald und widem felsgestein,  
Und sanftgeschwungne Hügel schließe  
Dort schwandurchfurchte See ein.

Jetzt brannte Baum und Büsch und Hügel,  
Vom Herbstlenz purpurn angeblüht,  
Und aus der Wasser klare Spiegel  
Der Landschaft Echo rosig glüht.

Da sin mer nun spaziere gange  
Und habe faum e Wort geredt;  
Marieche sagt mir, und besange  
Dacht' ich — was sie zu denke hält?

So warn mer ni e Anhöb' komme,  
Da steht en feinern Enginsland,  
Dort sieht mer weit umher — verschwomme  
Winkl' ahnungsfern der Meeresstrand.

„Hier laß de Blick, Marie, schweife  
Und guck enaus in's herrlich Land,  
E Wunder, fast net zu begreife,  
Groh reicht sich Stadt um Stadt die Hand!

„Und wie is Alles das entstande?  
Was da dein staunend Aug erschaut,  
Das habe arme Emigrante  
In e im Jahrhundert sich gebaut!

„Wer wollt da ängstlich noch verzage?  
Wo so viel is, wird mehr gethan!  
Hier muß ich noch mein Glück erjage,  
Ich setze all mein' Kräfte dran.

„Wohl is noch viel da zu bewält'ge,  
Viel zu verfeinern, das is wahr —  
Denn wo die Ernt e tausendfält'ge,  
Hat's Unkraut auch e gutes Jahr.

„E Jeder wird zur That gerisse,  
Das wahre Ich kommt fest zum Wort;  
Da weht en frischer Hauch von Müssen  
Und starkem Können immerfort.“

„Mich macht das wirr Getos erbebe“,  
Sagt' sie, „das treibt und jischt und qualmt —  
E Mannskraft mag da was erstebe,  
E Ding wie ich — wird still zermalmt!“

„Nein, Kind, dir soll hier nie gefeche“,  
Rief ich, „nimm nur auf Schritt un Tritt,

Wohin du immer auch magst geh,  
Dein' Landsmann als Begleiter mit!“

Still sah ich sie die Auge hebe,  
Als wie aus diesem Traum erwacht,  
Gewißlich hat sie nie im Lebe  
Solch engelsdumm Gesicht gemacht.

En kalter Wind trieb Wolkenmasse  
Jetzt fremd empor, und die Natur,  
Entsetzt, mer sie so roh möcht' fassen,  
E fröhelnd' Ahne bang durchfuhr.

Jetzt packt' en Windhöß die Marie  
Und löst' ihr Kleid' ohu Erbarm,  
En zweiter blies, da war kein Fische,  
Sie statternd mir in offne Arm.

„Dich halt ich fest!“ hab ich geschrieen,  
Und küßt' ihr weg 's erröthend Wort,  
„Der Wind warf dich mir zu, Marie,  
Kein Sturm reißt dich hier wieder fort!“

Un losgezerrt von Wäun un Kebe  
Slog sitternd all der welle Taub,  
Ich aber fühl' mit stillem Webe —  
Ich hielt im Arm mein Heimathland!

Zwei Mittel giebt es hier auf Erde  
In's Pech zu komme ganz gewiß:  
Die Sucht, behaglich reich zu werde,  
Un dann — mehr scheine, wie mer is.

## Johann Martin Bürkle.

Geboren den 14. Februar 1852 in Plattenhardt, Oberamt Stuttgart, Württemberg, studierte er in Tübingen Theologie, trat dann als Cadet in die reitende Artillerie, kam 1859 nach den Ver. Staaten, wurde 1860 Pastor, bediente 16 Jahre lang eine lutherische Gemeinde zu Findley, Ohio, dann drei Jahre lang eine solche zu Chrestline, Ohio, und ist jetzt schon 13 Jahre an der St. Paulus-Kirche zu New Bremen, Ohio. Daneben beschäftigt sich Bürkle viel mit literarischen Arbeiten und redigiert das in Greenville, Ohio, erscheinende humoristisch-belletristische Blatt „Der Vetter aus Schwaben“.

„Weilchen“, Gedichte religiösen Inhaltes, 1888. „Licht und Wahrheit“, die Verschwörung gegen das Deutschtum und der endliche Sieg desselben, Trauerspiel, 1890. „Efelsbuch“ oder die Komik im Religionsunterrichte, 1892. „Die schwäbische Dorfschule 1802“, im schwäbischen (Filder-) Dialekt, 1889. „Aus meiner alta Hoamath“, Orts-Chronik meines Geburtsortes, 1891; 2. Auflage 1892. Eine Sammlung seiner schwäbischen Dichtungen wird demnächst in Stuttgart erscheinen.

### Der Schwoab.

Woaher ischt es, daß i aofrer Zeit  
Viel G'scheida, — doch maich Dumma geit;  
Net woaher isch, daß der Schwoab allei'  
Soll nu' der oanjig Dummkopf sei.

Was a' ma Hart a' And'rer thua,  
Em Schwoaba schreib ma's i die Schuab;  
Is Schwoabeschtroach wiard älls ausg'lacht,  
Wenn a' Anderer a' Dumtheit macht. —

Doch, fanget er mit Schwoaba a,  
No seahet iahr, was a Schwoab no fa;  
I woah, iahr weardet bald verstaoh,  
Was hoajt: „Gaoch, ichtaoh und bleiba laa!“

Drum länd da Schwoaba bei sei'm Wearth, —  
Dös ischt Alles, was er begehret;  
Doch, wenn dai Warning sich net frommt,  
No müajst iahr's neahma, wie es kommt!

### Der „Pfeffer vo' Schtetta“.

Im schöne Kamsthal, no' h bei Ehling, leit  
A grooßer Mart, — so schö, wie's wenich geit, —  
Schtetta im Kamsthal, — wear kennt net sein' Wei? —  
Wiard Manchem wohl no em Gedächtniß sei'!

Do leabt' a Schpielma, heiter und fidel,  
A duarscht'ger Brudner, doch — a treua Seel;  
Dear hot a Maul, iahr Zeit, iahr glaubt es nit,  
Dös macht bei boida Lohra a' Visit.

A grooßer Ma ischt aofser Pfeffergwea,  
Hot jung en schöne Grenadiar a'gea;  
Do muaj ear juar Besatzung a' da Rhei',  
Dös leucht' mei'm guata Pfeffer net reacht ei'.

D' Franzhosa schiaßg übers Wasser hear,  
Mei Pfeffer guedet, was denn do laos war?  
Schreit 'über: „Kand um's Fimmelswilla gaoh!  
As könnt jo suscht's graisch U'glück noh entschtaoh!“

Mei Pfeffer schpringt, — sei' Hauptma' trifft en a'  
Und froagt: „Wo witt denn du so eilig na?“  
Der Pfeffer sait: „Herr Hauptma', i will hoim,  
D' Franzhosa schiaßg jo mit fleiß noch oim.“

„Was, feiger Hund, du lauffst vom Pöschta fort?“ —  
„Noa, Hauptma'! 's schtandet no drei andra dort;  
Drum will i, — miar send z' wenich do juam Schreit, —  
G'schwind noh mein' Vater hoha, 's fehlt a' Kent!“

G'und hot ear bald sei' Hoameth wieder g'seah, —  
I' Garniso' ischt ear i' Schtuagert gwea; —  
Schoacht bald d'ruf as Waachtpost' am Marsthal dra',  
A Milchbua bind' sein' Efel bei em a'.

Dear Bua goahet fort, — der Pfeffer guedt schiaß na,  
Und draukt: was sang i mit mei'm Noachbar a?  
Nimm! Schtahl, Schtzo, Schwamm, schlät' guiter, hot's voll  
sei'm groa Noachbar g'schwind ins Lohr nei' g'laht.

Dear reißt fe laos, schreit, schpringt a's wie net g'scheid,  
Und überdspringt am Schloßblat' älla Kent,  
I'd Königschtroaßa biagt ear blählech ei',  
Schpringt gradawegs uf d' Waachtparade nei'.

Jwölf Ma' dia liega schaa am Boda dra',  
Do hält ma doch mit Schläg da' Efel a'. —  
Dear Milchbua kommt und schreit: „Was soll dös sei'?  
Was theand iahr do? — Dear Efel, dear ischt mei'!“

„Was!“ — schimpft der Hauptma', „wie kommscht du  
derzua,  
Und loachst dein' Efel laufa, roth'ger Bua?“ —  
„I bi net Schuld dra', — heult der Bua und kräp, —  
„Im Marsthal hot miarn a' Soldat verberht!“

„Wear schtoacht am Marsthal?“ froagt der Hauptma'  
g'schwind  
De Mäachschta, wo do bei em g'schtanda find.  
„Der Pfeffer!“ — „No“, dös Ding ischt gar net schleacht,  
Dear ischt zua fo ma Schtückle grad der Reacht!“

Em Augablick laust ma' da' Pfeffer a':  
„Glei' juam Rapport juam Hauptma' Wenloiw na'!“  
Dear schreit: „Was hochst du mit deam Efel g'hät?  
Der Pfeffer sait ganz ruabich: „I woah net!“

„Sei Schwoager hü'rem Rhei' häb' Hargich bent:  
Hao'n ihm schtill i's lange Lohr nei' g'sait.  
Kaos ischt ear, — woah vor' freud net aus noh ei'  
Und taanzt vor' Kuscht uf d' Waachtparade nei'!“

Dear Hauptma' sait: „S ischt guat! Ruck wieder ei',  
Und laß i' Zuakunft d' Lumpstückerla sei';  
für dös mol ischt der's g'schenkt, dös ischt schaa' reacht,  
Doch, kommscht mer wieder, goht der's währle schleacht!“

### Der Efelsbeck.

Im Schwoabaland hot jeder Wiarth sein' Schild  
Am Haus, und drinn, grad wie a' g'fällt a' Bild.  
Ma' därf d'ruf gaoh, do, wo der Schild fo sei',  
Do trinkt ma' gwiaß da' Ällerschleacht'st'ha Wei'.

Im Schwaarzwalb hots a' mol a' Wiarthshaus gea,  
I deam Schild ischt a' greaner Efel gwea';  
Der Wiarth biag „Efelswiarth“, bei ihm, am Eck,  
Da wohnt a' Beck, dea hoajt ma „Efelsbeck“.

A Händelmacher kommt i dös Wiarthshaus,  
sangt Händel a, do schmeißt ma ihn glei' 'naus,  
Und weil ear d'uffa no net ruabich ischt,  
Hot ear a baar uf's Kamisol vermischt.

Der Efelsbeck s'igt grad vor' sei'm Haus dra',  
Und siacht dea' Gischpaß ganz bestaruabich a';  
Do schreit dea' G'schlag: „Ned! du hochst Äll's g'seah,  
Du muajst mer vor' 'em G'riacht dei' Juggnig gea'!“

'S s'chocht net lang a, da muag der Bed' voar G'riacht,  
Dear macht dergua a reachtes Vefsa-G'siacht;  
Will ear net g'schraoft sei', muag er eaba gaoh',  
Oder — se mit Landjäger hola' lao'.

' Ear gaoh't. Swua laange Schtund s'choacht ear schao do  
Im Snigajimmer, 's gukt foa Mensch dernoh'; —  
A leibarms Männle, bucfelich und Hei',  
Schreit endlich: „So jetz kommt der Becker rei'.“

Der Altuare froaget schtolz und kecf:  
„Hör er, Bauer, is'ht er der Eselsbeck?“

Dear sait no: „Hä!“ und s'choacht so dabbich na,  
Via Maner, dear foan G'schicka haira fa.

„Ist er der Eselsbeck?“ wird lauter g'schria,  
Doch thuat der Bed' sei' G'siacht no net verziah;  
Er sait no: „Hä!“ gaoh't voar a baar Schritt weit,  
S'choacht endlich häart deam Altuar zuar Sei'.

Dös Ding g'fällt aofrem Altuar net guat;  
„Ist er der Eselsbeck?“ bröllt dear i' voller Wnath;  
Doch dear sait ruahich: „Toa, mei' lieber Ma',  
J bi' der Bed' häart neabem Esel dra!“

## Nikolaus Gonner.

Zu Luxemburg am 8. Januar 1855 geboren, genoß er eine vorzügliche Erziehung, war erst beim Militär, widmete sich später dem Baufach und veröffentlichte verschiedene kunstgeschichtliche und bautechnische Arbeiten. 1865 kam er nach Amerika, lebte fünf Jahre als Ingenieur in Missouri und übernahm 1871 die Redaktion der „Luxemburger Gazette“ in Dubuque, Iowa, welche durch ihn einen weiten Leserkreis hier wie im alten Vaterlande sich erwarb.

„Prairieblumen“, eine Sammlung von Liedern und Gedichten in luxemburg-deutscher Sprache, Dubuque 1885. „Die Luxemburger in der neuen Welt“, Beiträge zur Geschichte der Luxemburger, Dubuque 1889.

Deitsch se mer an Deitsch bleiwe  
mer.

Mir legebuerger menner  
Sen deitsch fu siam a blutt  
Bekannt an alle lenner  
Ger frei, a frank, a gult.

Ons fraen sen deitsch fraen  
Matt deitscher left an trei,  
A fackten f' ons an d' aen,  
As freiz a let ferbei.

Trei dem, den ons erschafen,  
Trei onsem lewe lant,  
Kann ons matt golt ke fagen,  
Matt golt aus falscher hant.

Ons grofe, fefere woren  
En echt, en deitsch geschlecht,  
Si kannte leng geforen  
Um streit fir reich a recht.

Iu mir en et gedoen  
fir hinne trei ze sin,  
Mir konnten deitsch e soen,  
'We dat deitsch menner din.

De sproch, de mir hant reden,  
S'huot deitsche klanf a lant.  
Wa mir zum Herrgott beden,  
Get deitsch op he fertraut.

De liden, de mer sangen,  
Sen deitsch fu wart a klanf,  
Ius welscher brosch't entsprangen  
Welsch wider a gefant.

A wat mer sin, dat bleiwen  
Mir bis zum jengsten dach,  
Ons fa kennt deitsch ferdreiwem,  
Well mir sum deitsche schlach.

D' Schneckelchelen.

De want, de preit  
Durch felt a beich,  
Et schneit, et reit,  
Im d' loft as freich.  
Wo soß dach alles lewe wor,  
Zeit alles oft der dodebor.

Ma cherschedach dann  
Erwacht d' natur,  
Wat lewe kann,  
Weiß lewensspur.  
Wa muorgens mir zur mette gin,  
D' schneckelchelen wert lewech sin.

Dreiknecksdach,  
De kent erbei,  
A fracht och d' bach,  
'T as bal ferbei.  
D' schneckelchelen lüht aus dem schen,  
Et fack't, wo nach der finete me.



Als Lichtmeß do,  
Kucht Blasius  
Dem wanter no,  
De weide muß.  
D' schneefleckelden, dat lacht a richt  
Sedh lilienweiß zum sonnelicht.

Zur suofent, wann  
All mensch fetrect,  
De blimmben dann  
De sepe bedt.  
D' schneefleckelden schuomt sedh, get rot,  
Et let sedh duor a stirt sedh dot.

### Den H e r s c h t.

De summer get, den herescht kent  
D' dech gi firjer, d' nuochte fresch,  
D' sonnestrale gi me glent,  
gale gelden durch de besch.  
Spillen nach matt blat a planz  
An dem folle grenge glanz.

De summer get, den herescht jet  
Kuos a Inos eran an d' lant,  
Do, wo d' blumme bont geblet,  
Wuos a wis se 'we ferbrannt.  
D' gelde garwen sen dohem,  
Gottes gowe fun de bem.

De summer gong, den herescht as do,  
D' garden hun bir praecht secluor,  
D' blummen leen no a no  
Traured sedh zum sterwen duor.  
One d' dalien, groß a gafsch,  
Wiren d' garden gel a plafsch.

Der summer gong, den herescht as hei,  
D' stirm rosen iwer d' felt,  
Rosen an er roseri.  
fellesch felt de ren, de felt,  
Niet me siddlech, net me glau  
Ren a sturm se kal a rau.

Der summer gong, den herescht quom,  
Al fort sen d' fallen, fort geslan,  
Si gent mettesch iwer Rom  
flott a stent derju gezuin,  
Seen one rascht a ro  
fort der neier hemedt zo.

Den herescht get, de wanter kent,  
Kent matt fradscht an eis a schne,  
Als net fillen mensche frenst,  
Det den arme'seide we,  
fiet en d' arbedt, helt en d' brot,  
Brenget e felt a suorch a not.

### Casemir fu Polen an de Blanne Jang.

Den herrjoch Jang ju Kegeburch  
Wor finef och sum Bemelant,  
Ma he wor blann an doerdurch  
Goi hen de blanne Jang genant.

Als Polelant de Casemir,  
De wor as spottfull weit bekant,  
Nu gleit dir leit ganz sicher mir,  
En as 'mol uoredh ugerant.

We he gent Bemen as an d' felt,  
Al gent de blanne Jang gezun,  
Mocht hen de spott mam blannen helt,  
Ma greilech huot en sedh bedran.

E schedt dem herrjoch Jang e bref  
Al aller eil durch eng stasset,  
Schreit, daß ders fride mitt he gef,  
Al brenget de fridden op d' tapet.

Ders blatt, set hen, as g'nach fergoß,  
Meng leit, mell hen, bun d' streide sat;  
Ma daß de frid net ganz emloß,  
Brenget hen en anere plang op d' blat:

„Dech finef als en dapere mann,  
Dech suodern ech zum streit eraus,  
Mer speren ons zesammen an  
Al sechten onse frid dann aus.“

De fangler let de sach em duor,  
Mei Jang, den huot de spott begroß,  
E gnoj bal blech, bal rot fun zuor,  
Huot d' fantscht gemacht an da gepaff.

Op stemkem gaul e reitersmann,  
Schedt hen jum finef Casemir;  
De reit schnell, wat e reide kann,  
Wis bei dem Casemir feng dir.

De Polelant kennt eraus  
Al matt him muonchen edelmann;  
He fret de ritter lachent aus,  
Womatt daß hen him denge kann.

„Mein Herr“, set den, „huot medh gefant,  
sill complementen leßt e son,  
Hofft, daß dir ech nach wuol bekant,  
Al leßt no fra a fanner fron.“

„Ma d' baptsch, de ech hei ze dun,  
Als d' entwert op de leschte bref,  
Mein Herr, den helt de streit matt un,  
Daß 't dann en ein mam fridhe gef.“

„Tom brauch bei echte rittersleit,  
Muß alles gleicher Hand da sin:  
Zwe schwerer matt de gleicher schneit,  
De gleicher zeit geschnit se gin.“

„Den Harnisch gleich, a gleich och d' schelt,  
An d' lucht gedelt zo gleicher hant,  
Dat as, as we mein herr et wellt,  
De kinef Jang fu Vemclant.

„Wann dir er aen ausgefacht,  
Dann as e jidder zeit beret,

Sei schlad ze feren an der schladt,  
Dass dese frich zo enue get.“

De Cafemic huot neischt gefot,  
Ma d' edelheit, de hu gelacht,  
De reiter as derfu gefot,  
An d' folleck huot de spott gemacht.

## Johann Baptist Nau.

Geboren am 9. November 1859 zu Tetingen in Luxemburg, war er erst Grubenverwalter in seiner Heimath, kam 1880 nach den Ver. Staaten, lebte als Zeichner in Detroit, Mich., und starb in Luxemburg am 8. April 1891.

Seine Gedichte in luxemburger Mundart erschienen in den von Mif. Gonmer herausgegebenen „Prairieblumen“.

### E Sturm um Mer.

Wos Himmel a waser 'lo weit  
Mer gefeit,  
Em d' scheff et rennt, et rauscht, et zet,  
Et hault, et scheimt, et stürmt, et schlet,  
A berchhed walen em et joen,  
Driwerichloen.

D' scheff schwenkt,  
Et senkt,  
Et heft,  
Et streift.

Durch d' nuocht an durch d' wolven op d' mer  
Blenkt net a ster;  
We muoned a eso batter trent,  
Ke froe blek wentt him entgent,  
A ronderem e freisch'n, e floen,  
E ferjoen.

D' scheff schwenkt,  
Et senkt,  
Et heft,  
Et streift.

De sturmwant heilt, an e rauscht,  
An en dauscht,  
A mir erhewen d' aen an d' herz,  
Mer beden, blecken himmelwerz:  
Du wers, o herr, ons dach beistoent  
De mer floen.

D' scheff schwenkt,  
Et senkt,  
Et heft,  
Et streift.

Mir woren an walegeros  
Net ferloß.  
Den ons bewacht, den ons beglet,

Enot durch d' gefor onst scheff gelet,  
Troß befer se, troß sturm a want  
Wis in d' lant.

Gott lenkt,  
Mer deut,  
A lejt,  
A streft.

### Je friddehet fun Echeburger an Amerika.

Wa meng a'n ermidde,  
D' arbecht as gescht,  
Sen ech wuol je fridde,  
Sange fro mei litt.  
Wat meng heun ferdenge,  
Kangt fir ons dohem,  
Brauch net me ze brengen,  
'C as genuch matt dem.

O we gere roen  
Ech bei menge frenn,  
Hu gemittlech froen  
A gemutte seun.  
Do weß dach ejidder  
Aus der hemedt neis,  
A mer sangen d' liddere  
Op ons hemedtsweis.

'C blift mer neischt ze wenschen,  
'C plot mer neischi de gescht,  
D' golt ferblennt de menschen,  
D' golt as fillen d' mescht.  
Onzefridde frewen  
S' emmer nach no me;  
Ma zefridde lewen,  
Blecklech ech, a we.

Wann sech d' liddere senken  
Des op d' a'n erof,  
G' sin ech d' here wenten  
Durch den dram erof.  
An ech folge geren,  
Duor wo d' here sin,  
Ech kann aus de here  
D' bemecht da gefinn.

Se mer och geschidden,  
'Tas fer ewech net,  
Scheden din heimidden  
Mir bei schreck an trett.  
Gott well ons behidden,  
Wuor ons d' lewe let,  
Well mer sen zefridden  
Bis an d' ewechfet.

### Ochsendreiwenn.

Worecht, Aeng Tidionf.

Am joer acht a sechjoch  
Du quom de Per an d' lant,  
Ferdengt sech bei e baner,  
En huol jo d' aarbecht kann.  
He wor schon an der Champagne,  
Wor do um plo geuor,  
An iverhapt a franzreich  
Hat he scho hü erfuor.

Konnt plo, säe, meen,  
All baurenarbecht dun;  
Matt peide konnt e fuoren,  
E gof net iwelbran.

De baner, fucht, de scheidt en  
An frejor an der fot,  
Op d' felt matt sengen ochsen,  
Do moßt e guor fe rot.

Wuol gongen d' ochse predtech,  
An hen ewe e preng,  
Bis si op emol stongen  
An G' bei enger fenz,  
Du huot e comedeert  
Fer d' leer schnell ze man,  
We d' ochse net pareert,  
Se matt der batßch geban.

Se hun hir fepp gerefelt,  
A wolle guor net gon,  
E schwejt bal deitsch, franzesisch,  
Doch d' ochse bleiwe ston.  
Op emol lom de meichter  
A lacht de Perchen aus,  
De krazt sech hannern oer: —  
„We free f' lo eraus?“

De meichter trett ganz schelmjisch  
Feran de Perchen hin:  
„Hei helst dir fe franzesisch,  
Well si ken deitsch ferstin.“  
Hei muß de englesch schwezen,  
Daas d' sprochen, de si sterjin;  
A Merisa, do wellt jo  
All ochs e yankter sin.

Gefeert zo den ochsen,  
Rißt he ganz streng: „Wack haw!“  
Du kommen sie geuen,  
Der Per, e lacht: „Hoho!  
Drop set e ganz treiberjoch  
(A reit feng henn un d' bochs):  
„Kennst d' englescht ech terstoen  
Ewe efo en ochs.“

## Nikolaus Ed. Becker.

Geboren am 25. August 1842 zu Wormeldingen an der Obermosel, kam er mit seinen Eltern 1854 nach Amerika, zunächst nach Wisconsin. Später siedelte er nach Dubuque, Iowa, über, wo er als Friedensrichter lebt.

Seine Gedichte in luxemburger Mundart erschienen in den von Alf. Gonner herausgegebenen „Prairieblumen“.

### Zwe Viller.

1.

E jong matt aen hell a flor,  
Am alter fu fleicht nochtjeng jor,  
Stet an der dir, de schein emflet

Matt blumme foller herlechtsfet,  
Em d' haus e gart, e wisegront,  
A felt a bescher farwech bont;  
De jong, de menscht sech emmerjo:  
O tem ech fort, ech hu feng ro,  
O sent ech dach d' ganz welt gefinn,  
We sollt ech dann dach gleslech sin.

II.

En ale mann, de fill gefinn,  
Matt groem fapp an drewer minn,  
Stet an der stat, fucht iver d' mer,  
E quom fu weide rēfen her;  
En as scho ront em d' welt gewescht,  
Dach ent bedrest en nun am gescht,  
En denkt a weuscht sech emmerjo:  
O fem ech hem, dann bett ech ro,  
Kent ech meng hemecht nach gefinn,  
We welt ech dann dach glesflech sin.

De blanne Jong.

An engem schene summerdach  
Du gong ech durch a Menge besch,  
fill blummen got et do lanscht d' bach,  
An d' loft am schet wor fill a fresch.

We huot mech alles ngelacht,  
All silchen huot sei litt gelongt,  
Ma wat mer we emt herz gemacht,  
Dat wor e medchen an e jong.

De kanner sojen do am schet,  
E bilt we fen et mole kann,  
Ech lauschten hemelech birer ret,  
U woßt du gleich, de jong wor blann.

Kest Mare, hen zur Schwester set:  
„Du kanns de silchen dach gefinn,  
We hen do sengt a senger tret,  
Muß hen dach wirklech prechtich sin.“

„Jo, Mette, kuck am sonneschein,  
Seht hen op enger großer bich.“ —  
Den arme Menge seitz: — „O mein!  
Ech welt, daß ech en ech gefisch.“

„Du ses, das d' blumme lesflech ble'n  
sum frejor u' bis d' hereschtzeit,  
Daß d' bem am besch all greng a schen,  
Eng tret ter den, den dat gefeit.“

„Swar eng pleseer hun ech och:  
An Duoric ons'rem Herrgott dank! —  
Fu schene blummen, de geroch,  
U fuu de fullen de gefant.“

„Duoric well ech och net fill Non,  
Wann ech heinidden neischt gefinn,  
Dach eppes muß de mir nach son,  
Op och am himmel blanner sin?“

„Ne Mette, do gefinn se all,  
Wo denkst de dann op emol hin?“  
„Ech mecht de lewe Gott dach bal,  
Den alles dat erschaf, gefinn.“

De jenzelchen, den dat geret,  
De got sum fener mattgeholt,  
Seng mumm, de huot gekraich, gebet,  
Datt Gott en dach fersichone folt.

E fillt er d' trenen um gesicht,  
U set: „O freischt dach net fer mecht,  
Ech facke bal an d' himmelslicht,  
Dat mecht mech da jo glesflech.“

„Derno, lei mumm, sun deser ert  
Komm dir an d' Mare och dohin,  
Da so der mir, daß dir et wert,  
Ech huu ech jo nach net gefinn.“

Dat set de Mette a ferschet.  
Seng minn huot nach nom dot gelacht;  
Douowen an der ewechfet  
Huot Gott him d' aen opgemacht.

## Inhalts - Verzeichniß.

	A.	Seite		C.	Seite
Außen, Robert		xxvi	Carus, Paul		xlii, 180
Alberti, Leopold		xxix, 31	Caspers, Paul		xxxviii
Alpers, Wilhelm		xliii, 208	Cassel, Abraham H.		xxi
Andriessen, Hugo		xl, 129	Castelbun, Friedr. Carl		xl, 140
Ansele, Mathilde fr.		xxxI, 50	Cielina, Franz		xxix
Armbruster, Anton		xxv fg.	Cist, Carl		xxv
Armbruster, Gotthart		xxv fg.	Clemen, Robert		xxix, 19
Artemann, Alfred		xlv, 250			
Asmus, Georg		xlvi, 255	<b>D.</b>		
Aulenbach, Karl		xxviii fg., 32	Deichmann, H.		xxviii
	<b>B.</b>		Denefas, Claas		xxxviii
Bachhaus, Carl f. E.		xxix, 26	Determann, Hermann		xliii, 185
Bauer, G. f.		xxxix	Diescher, Wilhelm		xlvI, 253
Beck, Karl		xxviii	Dieß, Johann W.		xxxviii, 98
Becker, August		xxxi, 45	Dießsch, Emil		xxxiii, 68
Becker, Alf. Ed.		xli, 261	Dobbrighöfer, Martin		xxvii
Behr, Hans Hermann		xxviii, 57	Dorfch, Eduard		xxviii, xxxI, 51
Behr, Hermann		xli, 166	Drefel, Julius		xxxiv, 71
Beißel, Johann Conrad		xix, 4	Drefel, Otto		xxxiii, 65
Bender, Auguste		xlv	Duden		xxvii
Berens, August		xlv, 225	<b>E.</b>		
Berger, Heinrich		xxxiv, 82	Eben, Carl Theodor		xlv, 210
Berghaus, Albert		xxviii	Eberhard, J. G.		xlv
Bergbold, Alexander		xlv, 256	Eberhardt, Mar		xli, 149
Berkemeier, Gottlieb		xlv, 252	Edgar, Friedrich		xli, 165
Bidcl, Philipp W.		xlv, 220	Eisenlohr, Gustav W.		xxxi, 49
Bielsfeld, Heinrich A.		xxix, 56	Engelmann, Georg		xxviii
Billmeyer		xxv	Ende, Heinrich		xlii, 168
Binder, Heinrich		xxviii, 96	Ephrata, Kloster		xix fg.
Blöde, Gertrud		xlv	Erbschloe		xliii
Blum, J. H.		xxviii	Erdmann, Rudolf		xli, 153
Bötscher, Dorothea		xlv, 243	Ernst, Friedrich		xxviii
Brachvogel, Wdo		xxx, xl, 154	Ernst, K.		xxxviii
Braun, Ernst		xxvii			
Bredemeier, Georg		xxxviii	<b>F.</b>		
Brethauer, Otto		xxxiii, 61	färber, Wilhelm		xlv, 255
Brid, C. S.		xxxviii	fauß, Heinrich		xxxviii
Brockmann, Karl		xxviii	federmann, Nikolaus		xv
Brud, Julius		xl, 144	feinborn, Wilhelm		xliii, 189
Brüb, Gustav		xxxviii	fid, Heinrich H.		xliii, 207
Brüner, Theodor		xxviii	fieling, Vella		xlv, 240
Budmann, Ludwig		xxxviii	fischer, Heinrich F.		xlv, 247
Büffel, Johann Martin		xlvI, 256	follen, Karl		xxviii
Bug, Caspar		xxx, 58	for, Gustav		xxvii
Buten Schön, Nikolaus		xlvI, 254			

	Seite		Seite
Franklin, Benjamin	xx	Kalisch, Jldor	xxxiv, 76
Friedländer, Eugen	xlii	Kargan, Emil D.	xliii, 167
Friedländer, Viktor	xlii	Keilmann, Wilh.	xliii, 163
Fricke, William	xlvi	Kelpius, Johann	xix, 5
Fritsch,	xliii	Kepler, Joseph	xlii
Fritsch, Samuel	xvii	Kirchhoff, Theodor	xxxix, 112
Friedrich, Viktor Wilhelm	xxix	Kleeberg, Minna	xlv, 237
Fürstentwäther	xxvii	Knorz, Karl	xliii, 193
Funcken, Eugen	xliv, 235	Knosfer, Emil A.	xlii, 174
		Koch, Heinrich	xxx
<b>G.</b>		Köllenbeck, E. W.	xxviii
Gemmingen, Philipp von	xxix	Körting, Otto	xli, 151
Gerhard, Friedrich	xxxvii	Krey, Conrad	xxxiii, 64
German, Franziska	xxxviii	Kriege, Hermann	xxviii
Giorg, Kara	xxxviii, 99	Kühn, Eusebius Franz	xvii
Goldberger, Hermann	xxxviii	Kühnhold, Marianne	xlv, 241
Gouner, Nikolaus	xli, 238	Kunze, Pastor	xxv
Grahamer, J.	xxxviii		
Grill, Friedrich	xxix, 103	<b>K.</b>	
Grund, Franz Joseph	xxviii	Kastenz, Ferdinand	xlv, 248
Güthner, Mina	xlv	Kaspe, Heinrich	xli, 155
Gugler, Julius	xli, 160	Kaspiel, Georg Heinrich	xvii
Gumpert, Januy	xlv, 243	Kederer, Johann	xvi
		Keibert,	xxv
		Kerow, Friedrich	xxxii, 58
<b>H.</b>		Keyh, Eduard f.	xlii, 178
Haas, Carl de	xxxviii fg., 26	Kieber, Franz	xxviii, 8
Hachtmann, Adolf	xlv	Kiefeld, f. W. N.	xlv, 233
Haimbach, Philipp	xxxix, 101	Kilienthal, Mar	xxxix, 29
Hammer, Klemens	xxix, 18	Koeb, Julius	xxxix, 101
Häring, Theodor	xli, 154	Koebel, Paul	xli, 155
Harbaugh, Heinrich	xlv, 245	Köher, Franz	xxviii
Harro-Barcina, Paul	xxix	Korenz, Carl	xliii, 192
Hartmann, C. A.	xxxviii	Kndwigh, Samuel	xxx
Hassaurek, Friedr.	xxxi, 49	Kudeking, Friedrich	xxix, 29
Heckewelder, Johannes	xvii	Kyfer, Gustav	xliii
Heeren, Wilhelm	xxxviii		
Heinrich vom See	xxxiv, 77	<b>M.</b>	
Heintz, Jakob	xl, 128	Märlin, Edmund	xxxiv, 70
Heinzen, Karl	xxx, 44	Maltitz, Rudolf von	xxx
Hempel, Mar	xlv, 212	Martels, Heinrich von	xxix, 56
Herling, Karl	xxxviii, 25	Marrhausen, Conrad	xxviii
Herold, August	xlii	Meinecke, Karl	xlii, 169
Herrmann, Georg	xlv, 211	Meißner, Heinrich	xlv, 237
Hess, Friedr. Wilh.	xlii, 170	Meusel, Johann Georg	xv
Hess, Georg	xxxix, 102	Michel, Friedrich	xlii, 164
Berzberger, f. W.	xlv, 230	Müller, Heinrich	xxv
Hiescher, Theodor	xxxiv, 75	Moras, Ferdinand	xxxix, 110
Hilgard, Julius	xxix	Mosheimische Gesellschaft	xx
Höfle, Alalbert	xxxiv, 77	Mühlberg, Heinrich Melchior	xvii
Hoffmann, Walter	xxxviii	Mühlberg, General	xxvii
Holthausen, Gustav	xlv	Müller, Niklas	xxxI, 47
Hundi, Ferdinand	xlv, 235	Müller, Wilhelm	xliii, 201
Hutten, Philipp von	xv	Müsch, Friedrich	xxviii, 14
		Münter, Carl	xlv, 251
		Munder, J. G.	xxviii
<b>J.</b>			
Jähen, Petro	xlv, 227	<b>N.</b>	
Jäges, Guido	xxxviii	Nan, Joh. Baptist	xlv, 260
Immergrün, Paul Julius	xlii, 175	Neuer, Mina	xlv
Jidor, M.	xxxviii	Nies, Konrad	xxxi, xxxiii, xxxvii, xlv, 214
Joergel, M. J.	xlv, 236	Norden, Kurt	xxxviii
Jurafschek, Georg	xliii, 190		

	Seite	Seite
<b>O.</b>		
Oertel, Max	xxix	Schreiber, Ferdinand . . . . . xlv, 233
		Schuler, Karl J. . . . . xxix
		Seebaum, Joseph Alr. . . . . xliii, 192
<b>P.</b>		Seidensticker, Oswald . . . . . xvi, xix, xxix, 107
Paquet, E.	xliv	Sepp, Anton . . . . . xvii
Paistorins, Franz Daniel	xviii fg., 3 fg.	Sigel, Albert . . . . . xxxiii, 56
Pauer, Friedrich	xxix, 24	Siller, Franz . . . . . xl, 156
Pausly, J.	xxxviii	Smith, Jakob . . . . . xxix, 17
Plitt	xxvii	Solger, Ernst Reinhold . . . . . xl, 153
Pohle, Adolf	xi, 155	Soubroun, Otto . . . . . xli, 159
Pohle, Carl Adolph J.	xxxiv, 72	Stade, Hans . . . . . xvi
Poetsche, Emma	xxxviii	Steiger, E. . . . . xvii, xxxvii
Poetsche, Ida	xxxviii	Steiner, Melchior . . . . . xxx
Porich, E.	xi	Steinlein, August . . . . . xxiv, 79
Precht, Viktor	xi, 157	Stepfer, J. B. . . . . xlv, 233
Pudner, Rudolf	xxxiv, 81	Stern, Maurice R. von . . . . . xlii, 166
Pulte, J. B.	xxviii	Storf, Ludwig . . . . . xviii, 45
		Straubenmüller, Johann . . . . . xxxiv, 75
<b>Q.</b>		Strobel, Wilhelm . . . . . xlv, 221
Querner, Emil . . . . .	xxxiv, 77	Sturm, Karl . . . . . xxix
		Süntro-Sbücking, Emil . . . . . xl, 152
<b>R.</b>		
Radde, W.	xxvii	<b>T.</b>
Raible, Marie	xlv, 259	Tellkamp, J. . . . . . . . . . . xxix
Rattermann, H. A.	xv fg., xxxviii, 87	Tierich, Curt . . . . . xli, 176
Reuber, Carl	xlii	Thomann, Rudolf . . . . . xli, 170
Reuter-Kerger, Karl	xliii, 191	Thormählen, Anton . . . . . xl, 150
Riggert, Wilh.	xi, 156	
Riotte, Hermann	xliii	<b>U.</b>
Ritter und Gögler	xxvii	Urban, Heinrich . . . . . xxxviii
Rivinus, Eduard Florens	xxviii	
Röding, C. A.	xxviii	<b>W.</b>
Röfer, Otto	xxviii	Wagener, Joh. Andreas . . . . . xxxviii, 17
Rösch, Franz	xlii	Wahlde, Hermann von . . . . . xliii, 205
Rohe, Carl	xliv, 235	Waldner, M. . . . . xxviii
Rosenthal, Hermann	xli, 162	Wallich, Adolph . . . . . xliii, 171
Roßbacher, Wilh.	xxxI, 47	Walster, Otto . . . . . xlii
Ruckhaber, Karl f.	xxviii	Wartens, Eduard . . . . . xxx
Rudolph, Johannes	xlv, 222	Weinacht, Richard . . . . . xlii
Ruhland, Hermann	xlv, 213	Weitershausen, Karl . . . . . xxix, 54
Ruyter, Claus	xxxviii	Welden, Otto . . . . . xxxix, 102
		Weißle, Emil . . . . . xxxviii
<b>S.</b>		Weßland, Marie . . . . . xlv
Sailer, f. X.	xliv	Widenmann, Pauline . . . . . xlv, 241
Saur, Christoph	xxi fg.	Wiener, Moriz . . . . . xxix, 28
Saur, Christoph, Sohn	xxv fg.	Windmühlen, Fritz zur . . . . . xlii, 174
Schele de Vere, Marimilian	xxviii	Winkler, Willibald . . . . . xviii, xlii, 167
Scheller, Hugo	xxxvii	Wittgensteiner Separatisten . . . . . xv
Schend, Leopold	xlii, 172	Wolf, fr. . . . . xxviii
Schlag, Hugo	xli, 156	Wolf, Albert . . . . . xxiv, 72
Schlatter, Michael	xvii	Wollenweber, Ludwig August . . . . . xviii, xlv, 24
Schleyer, Georg	xliii	Worch, Gottfried . . . . . xxxix, 102
Schlid, Albert	xxxviii	
Schmidt-Bürgeler, Karl von	xxix, 21	<b>V.</b>
Schmidt, Paul	xxix, 22	Vahn, S. B. . . . . . . . . . . xx
Schmidt, Ulrich	xvi	Vall . . . . . xxvii
Schmitt, Friedr. Albert	xi, 147	Veisberger, David . . . . . xvii
Schmuder, Georg	xxviii	Ventmayer, Joseph . . . . . xxxiv, 85
Schnauffer, Carl B.	xxxi, 42	Venzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von . . . . . xxx
Schneider, Emil	xlv, 223	Vündt, Ernst Anton . . . . . xxxix, 121











3 2044 018 958 397



